Novellenbuch: Schiller

Johannes Scherr

Digitized by Google

49572
3241

HARVARD COLLEGE LIBRARY
Purchased from the Income of the
Fund of the CLASS OF 1873

Digitized by Google

Digitized by Google

49572
32.41

HARVARD COLLEGE LIBRARY
Purchased from the Income of the
Fund of the CLASS OF 1873

Digitized by Google

gitized by Google

49572
32.41

HARVARD COLLEGE LIBRARY
Purchased from the Income of the
Fund of the CLASS OF 1873

Digitized by Google

49572
32.41

HARVARD COLLEGE LIBRARY
Purchased from the Income of the
Fund of the CLASS OF 1873

Digitized by Google

Seiner lieben Freundin Marie Lüthy
achtungsvoll und herzlich grüßend
der Verfasser
Zürich, 10. Juli '73.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Erster Band.

Schiller,

kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern.

Band I. Buch 1—3.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Erster Band.

Schiller

kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern.

Band I.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Schiller.

Kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern

von

Johannes Scherr.

. . . . Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Karlos 3, 10.

Neudurchgesehene und verbesserte Auflage.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 21 1947

Dem Freunde

Dr. Lorenz Brentano,

Konsul der Vereinigten Staaten in Dresden,

zugeeignet.

Zürich, Mai 1873.

Lieber Freund! Sie werden, ich weiß es, mein „Novellenbuch“, dessen erste drei Bände ich Ihnen mit diesen Zeilen zusende, in demselben Sinn empfangen, in welchem es dargeboten wird: — im Sinne gegenseitiger Achtung, aufrichtiger Zuneigung und herzlichen Vertrauens.

Der Gedanke, meine erzählenden Schriften zu sammeln, zu sichten und unter Beifügung von noch ungedruckten neu herauszugeben, ist in der bittersten Schmerzenzeit meines Lebens entstanden. Sie wissen, welche Zeit ich meine. Ich fühlte die zwingende Nothwendigkeit, an dem alten vielerprobten Stabe der Arbeit mich wieder aufzurichten, damit ich meinen Pflichten genügen könnte, und doch wollten die Versuche, ernste Studien vorzunehmen, nicht gelingen. Da bot mir die freundliche Zuvorkommenheit meines Verlegers

die willkommene Möglichkeit einer leichteren Arbeit und die Frucht derselben ist das „Novellenbuch", zu dessen Herausgabe mich insbesondere der große Erfolg meines „Michel" ermunterte.

Die kulturhistorische Novelle „Schiller", welche, sorgfältig revidirt, hier in neuer Auflage erscheint, war seit Jahren im Buchhandel vergriffen. Ich schrieb sie im Jahre 1855 als eine Art Vorstudie zu meinem Buche „Schiller und seine Zeit". Die Absicht war, ein durchweg auf quellenmäßigen Zeugnissen ruhendes, zugleich getreues und anschaulich-belebtes Bild einer bedeutsamsten Kulturepoche unseres Landes zu geben, ein Bild, dessen Mittelpunkt allerdings der große Dichter sein sollte, ohne jedoch der Held — — das Wort im Sinne von „Romanheld" genommen — zu sein. Wissende Urtheiler — der unwissenden gibt es mehr in unseren Tagen frechster Kläfferei — haben mir bezeugt, daß diese Absicht erreicht worden. Die Novelle „Rosi Zurflüh" habe ich im Hochgebirge ausgedacht und niedergeschrieben. Man sollte, denk' ich, darin etwas von Alpenluft spüren. Sie ist ebenfalls neu aufgelegt und, wie ich meine, in manchem verbessert. Die Katastrophe darin habe ich streng einer Thatsache nachgebildet. Es gibt solche großherzige Frauen wie meine Heldin; wenigstens hab' ich eine

gekannt, welche die furchtbare Prüfung der Rosi im gegebenen Falle nicht minder glorreich bestanden haben würde — eine, die nur einmal mich betrübte, an jenem schwarzen Tage, als sie plötzlich fortging, ohne mich mitzunehmen .... Die Novelle „Brunhild" brachte ich binnen etlichen Tagen in Interlaken zu Papier, nachdem eine am Fuße der Thurmruine von Golzwyl verträumte Morgenstunde die Anregung gegeben hatte. „Werther-Graubart" endlich ist eine psychologische Studie, welche anzustellen Reiseeindrücke vom vorigen Sommer mich veranlaßten. Diese Novelle hat übrigens die Kenntniß meines „Michel" zu ihrer, wenn auch nicht gerade unumgänglichen Voraussetzung. Von der Aufnahme der vorliegenden drei ersten Bände des Buches in der Lesewelt wird es abhängen, ob noch zwei bis drei weitere Bände nachfolgen werden. Man bindet eben gern seine Garben, wann es dem Abend zugeht.

Und es geht ja dem Abend zu. Es bedarf nicht des grauen Memento an meinen Schläfen, ich merke es schon an meiner Kampfesmüdigkeit. Wenn aber einer volle dreißig Jahre lang redlich mitgestritten, so hat er sich dadurch doch wohl das Recht erworben, des ganzen Getümmels und Getöses satt und überdrüssig sein zu dürfen. Auch ohnedies ist mir die Streitfreudigkeit nachgerade abhanden gekommen.

Ein Mann, welcher mit offenem Visir zu fechten und seine Losung ehrlich-laut auszugeben gewohnt ist, kann es nicht für anständig halten, mit Gesellen sich herumzuschlagen, welche heute schwarz, morgen roth, übermorgen kunterbunt vermummt sind, heute partikularistisch greinen, morgen internationalistisch geifern, übermorgen kommunistisch grunzen. Es läuft zu viel marodirendes Gesindel und kriecht zu viel ekelhaftes Geziefer dermalen auf der Kampfbahn herum. Da muß am Ende jeder Kampf zu einem anwidernden Duell mit der bekannten ewigen Wanze werden, welcher „Gestank als Waffe dient“. Wer, lieber Freund, könnte eine Ehre darin suchen und finden, von solchem Gewürme, so es nach unsern Fersen beißt und sticht, auch nur Notiz zu nehmen? Es wäre ja doch eitel, dasselbe in das schmutzige Dunkel seiner Anonymität hinein zu verfolgen; denn man könnte ihm nicht einmal die Köpfe zertreten, weil diese Köpfe unfindbar klein sind. Etwas gutes haben ja auch wohl die Angriffe, welchen man von seiten des baren Unverstandes, der rohen Unwissenheit, der schamlosen Fälscherei und der bübischen Gemeinheit ausgesetzt ist: — man braucht mit der Abwehr keine Zeit zu vertrödeln; denn die Sprache der Verachtung heißt Schweigen.

Ja, lieber Freund, ich bin herzlich kampfmüde und ge-

denke fortan mit den verschränkten Armen eines ausgedienten Veterans dem unendlichen „bellum omnium contra omnes“ zuzusehen. Es gibt ja der jungen Kräfte ausreichend viele, welche hoffnungsgrün genug sind, muthig in allen den Staub menschlicher Thorheit und in allen den Schlamm menschlicher Niederträchtigkeit hineinzuwaden, um das andere Ufer zu gewinnen. Das „andere Ufer“? Das Zukunftsufer? Ach, wir Alten wissen, daß es in der Hauptsache drüben gerade so sein wird wie hüben, obzwar die Nebendinge anders angestrichen sein mögen.

Doch genug des Geplauders. Vielleicht schon zu viel. Ich bemühe mich, allmälig Wortkargheit zu lernen von meinen beiden Hausgenossinnen Erinnerung und Resignation, den leidigen Trösterinnen vereinsamter Menschen. Lassen Sie sich mein Novellenbuch als anspruchslose Freundesgabe gefallen und gedenken Sie bei der Lesung desselben mit alter Freundschaft

Ihres treuergebenen

Johannes Scherr.

Vorspiel.

I.

Gesetzt, ein Fremder wäre in unseren Tagen nach Stuttgart gekommen, in der Absicht, von da aus durch Naturschönheit oder historische Erinnerungen vorragende Orte des wirtemberger Landes zu besuchen, so würde ihm auf seine erkundigenden Fragen unter anderen Antworten sicherlich auch die zu Theil werden: „Ludwigsburg müssen Sie jedenfalls sehen.“ — Ludwigsburg ist nämlich das Versailles der guten Stuttgarter. Es knüpfen sich, freilich in viel bescheidenerem Maßstab, nicht weniger bunte, pompose und tragische Denkwürdigkeiten daran als an den berühmten Sitz der bourbonischen Monarchen. Falls unser Fremder an den rechten Mann gerathen, würde ihm in der Geschichte der jetzt ungefähr anderthalb Jahrhunderte alten Stadt Ludwigsburg ein bedeutsames Stück wirtembergischer Geschichte aufgerollt werden, ein Stück Geschichte voll Glanz und Jammer. Der Zuhörer müßte alles historischen Sinnes bar sein, wenn er nicht lebhaft wünschen würde, die Stätten in Augenschein zu nehmen, welche für die wechselnden Scenen der Regierungszeit der Herzoge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen, sowie König Friedrichs I. die Schauplätze abgegeben haben.

Unser Reisender besitzt aber historischen Sinn. Er geht daher eines Morgens nach dem zwischen der Schloßstraße und der Kronenstraße gelegenen stuttgarter Bahnhof und fährt mit dem ersten nach Norden gehenden Zug aus dem Thalkessel der schwäbischen Residenz hinaus. Das Dampfroß keucht zuerst langsam den Schienenweg hinan, linksab von der „Galgensteige", auf deren Höhe der eiserne Galgen stand, an welchem der berüchtigte Finanzkünstler Josef Süß Oppenheimer seine glänzende Laufbahn schmählich beschloß, am 4. Februar 1738. Der Bahnzug durchbraust den „Pragtunnel", läßt Feuerbach links, berührt Zuffenhausen und Kornwestheim, gewährt dem Reisenden zeitweilig den Anblick des zur Linken über eine bewaldete Bergwand hochhereinragenden Lustschlosses Solitude und hält bald darauf beim Stationshaus der Stadt Ludwigsburg. Sie liegt drei Wegstunden nördlich von Stuttgart, auf einer Hochebene, deren Abhang vom linken Ufer des Neckars begränzt wird. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stand da nur ein einsamer Hof, dem Kloster Bebenhausen gehörend. Diesem nahm der Herzog Eberhard Ludwig das Gut widerrechtlich und machte daraus eine Stadt, deren Ursprung demnach die lange Reihe von Willküracten eröffnete, welche in ihren Mauern vorgehen sollten. Des Herzogs Maitresse, Christine Wilhelmine von Grävenitz, eine Mecklenburgerin, deren Name zu den schlimmsten Erinnerungen der Geschichte Altwirtembergs gehört, wollte da residiren. In Stuttgart fühlte sie sich durch die Anwesenheit der unglücklichen, aber standhaft ihr Recht und ihre Würde wahrenden Gemahlin des Herzogs beengt. Den Hochmuth der Kebsin gelüstete es, schrankenlos allen Pomp einer souveränen Herrin ihres bethörten

Liebhabers zu entfalten, und der Fürst beeilte sich, wie in allem, so auch hierin ihrem Willen nachzuleben. Erst entstand auf dem dürren Plateau mit ungeheurem Aufwand ein Palast, dann, mit noch vermehrtem, eine Stadt — nicht die einzige, die zu jener Zeit in deutschen Landen aus ähnlichen Motiven erbaut worden ist.

Ludwigsburg ist jetzt nur noch eine Ruine, obgleich seine Häuser von Zeit zu Zeit neu angestrichen werden. Wenn der Reisende, welchen wir von Stuttgart herbegleiteten, die Stadt durchwandert, wird er unschwer bemerken, daß dieselbe durchweg den Stempel ihres Ursprungs trägt. Es waren hier in keiner Weise die naturgemäßen Bedingungen städtischer Existenz gegeben. Ludwigsburg ist nicht geworden und gewachsen, sondern durch ein fürstliches Machtwort aus dem Nichts hervorgezwungen worden, zu einem künstlichen Dasein. Das Geschöpf einer Fürstenlaune, hat dieser Ort in Zeiten, wo der wirtembergische Hof zu wiederholten malen darauf Anspruch machte, der glänzendste Deutschlands zu sein, seine schönen Tage gesehen, falls nämlich ein Glanz, welcher mit so viel Elend erkauft wurde, überhaupt schön genannt werden darf. Jetzt lebt die Stadt, schnell gealtert, nach verflogenem Jugendrausch so zu sagen nur von einer Staatspension. Sie war einmal da, man konnte, als der Hof weggezogen, ihren Bewohnern doch die Häuser nicht über den Köpfen zusammenfallen lassen. Der leere Titel einer „zweiten Residenz" oder einer „guten Stadt" sättigt nicht. Die Regierung hatte daher für neue Nahrungsquellen zu sorgen und sie that dies, so gut sie es vermochte. Sie machte Ludwigsburg zum Sitz einer obersten Kreisbehörde, schuf die weitläufigen Bauwerke, welche früher einen zahllosen Schwarm von Höflingen beherbergten, in

Kasernen um und füllte dieselben mit Soldaten aller Waffengattungen. Von diesen vornehmlich lebt die Stadt.

Betrittst du ihre breiten, hellen, langgestreckten Straßen, die nach der Schnur gezogen sind, so gewinnst du den Eindruck der Oede. An gewöhnlichen Tagen begegnen dir sehr viele Soldaten, aber wenige Menschen. Zwischen dem Pflaster guckt das Gras neugierig hervor, ein grüner Protest der Natur gegen die ihr aufgedrungene Stadt. Du begreifst jetzt, wie ein Sohn derselben den Ort Grasburg nennen konnte, obgleich die guten Ludwigsburger diesen humoristischen Namen nicht gerne hören. Weniger begreifst du es, wie in der uniformirten Prosa dieses Ortes ein Poet und Geisterseher wie Justinus Kerner zur Welt kommen konnte. Allein die Extreme berühren sich überall und dann schwebte zur Zeit von Kerners Geburt noch ein Nachhall der Romantik von Herzog Karls Tagen, die freilich mit der kernerschen wenig gemein hat, über Ludwigsburg. Viel mehr jedoch harmonirt es mit der heutigen Nüchternheit der Stadt, daß sie dem nüchternen Kritiker David Friedrich Strauß das Leben gegeben.

Aber du eilst dem Schlosse zu. An diesem wenigstens, meinst du, müßten Erinnerungen aus Ludwigsburgs „guter alter“ Zeit in Fülle haften. Aber auch da haben viele sich verwischt. Die Vergänglichkeit, welche auf alles Menschliche ihren Stempel drückt, hat auch hier ihr Recht geübt. Man sieht es dem Palast und seinen Gärten leicht an, daß sie seit langen Jahren nur noch anstandshalber unterhalten werden. Der zweite König von Wirtemberg hat diese Residenz immer nur sehr vorübergehend bewohnt und hat sie nie geliebt: es knüpften sich für ihn an dieselbe Jugenderinnerungen, welche trübe genug waren. So ist denn das

ludwigsburger Schloß allerdings sehenswerth als historische Rarität, aber es fehlt ihm durchaus der Zauber der Wohnlichkeit und des Komforts. Gehst du durch die einsamen Korridore, durch die hohen hallenden Säle und Gemächer, fühlst du dich angefröstelt. Das verblichene Mobiliar sieht dich halb gespenstig an und in der Atmosphäre liegt etwas wie Modergeruch. Du wirst auf deiner Wanderung gerne von Zeit zu Zeit ein Fenster öffnen, um die frische Luft einzuathmen, welche draußen in den Wipfeln der alten Bäume des Parkes spielt. In der Ahnengalerie, wo die lebensgroßen Bilder der Fürsten Wirtembergs hängen, betrachte dir das fünftletzte in der langen Reihe. Es stellt einen straffaufgerichteten Herrn dar, in der Zopftracht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein vornehmer und intelligenter Kopf, aus dessen stark geröthetem Gesicht große blaue Augen klug und gebieterisch blicken. Es ist Herzog Karl, der Karl Herzich, wie ihn das Landvolk von Altwirtemberg nennt. Betrachte dir ihn nur genau: du wirst ihm in der Geschichte, welche ich erzählen will, da und dort begegnen.

Doch dein Führer, ungeduldig trippelnd, mahnt dich zum Weitergehen. Er ist so ein altes Inventarstück, wie man sie in den verlassenen Palästen der Großen zu finden pflegt. Ihm ist das alles, was du da mit Neugier betrachtest, ein gewohntes Ding, das weiter keinen Reiz mehr auf ihn übt. Er schnurrt seine Erklärungen ab wie ein Automat: hat er doch schon hundertmal, schon tausendmal dasselbe gesagt. Siehst du aber genauer zu, wirst du bemerken, daß der alte Mann an dieser oder jener Stelle deines Umgangs im ludwigsburger Schlosse einige Bewegung verräth und einen beklommeneren oder gehobeneren Ton

anstimmt. So wird er dir in einem der unzähligen Kabinette mit flüsternder Stimme sagen, daß hier in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten März 1737 der Herzog Karl Alexander, des Juden Süß Gönner, eines plötzlichen Todes verblichen sei, gerade als er das steiflutherische Land Wirtemberg „katholisch machen“ und die altherkömmliche landständische Verfassung umstürzen wollte. Der Alte läßt dich etwas Unheimliches mehr nur errathen, als daß er es dir erzählt.

Du gehst mit deinem Führer weiter und in einem blau und gelb ausgeschlagenen Gemache zeigt er dir das eigentliche Prunk- und Prachtstück des Schlosses, ein breites Bett, dessen Spitzen und Seidendecken freilich die pietätslose Zeit vergilbte und zermürbte. „Hier hat Napoleon geschlafen!“ sagt der Alte mit Pathos. Was dieser Name für ein Echo weckt in der ludwigsburger Palastöde! Ja, hier hat der letzte große Despot die ersten Oktobernächte des Jahres 1805 zugebracht, mehr wohl über seinen gigantischen Plänen brütend als schlafend. Damals, bevor er seine Adler nach Austerlitz trug, hat er zum Kurfürsten Friedrich als Antwort auf dessen Bitte um Neutralität das barsche Wort gesagt: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ Der Kurfürst wollte lieber mit ihm als gegen ihn sein, auch mußte er so wollen und zum Dank für seine Klugheit war er drei Monate später König von Wirtemberg — von Napoleons Gnaden. Jetzt schläft er schon lange den ewigen Schlaf in der ludwigsburger Gruft. Auch der große Despot, welcher mit Königskronen spielte wie Knaben mit Nüssen, ist wenige Jahre nach König Friedrich gestorben und hat auf dem einsamen Felsen im Weltmeer, wohin ihn der Gott, der „in der Geschichte Vergeltung

heißt", geschleudert, im Tode keine Ruhe gefunden, hervorgezerrt aus seinem des Heldengedichtes seiner Laufbahn würdigen Grab, um der Eitelkeit eines Komödiantenvolkes zum Schauspiel zu dienen . . . . . Des wunderbaren Mannes Gestalt steigt vor dir auf, der ungeheure Tumult seines Emporkommens und Fallens braust dir in den Ohren. Du hast die Lust verloren, noch anderes im ludwigsburger Schlosse zu sehen, was mit den Bildern, die Napoleons Lager in dir angeregt, in gar zu großem Kontrast stünde. So enteilst du denn dem öden Palast und draußen gähnen dich die breiten leeren begras'ten Straßen der Stadt an. Du empfindest eine peinliche Ernüchterung und gehst mit großen Schritten dem Bahnhofe zu. Aber halt, bleibe noch und folge mir! Ich hebe den Zauberstab: hundert Jahre rauschen zurück . . . . . siehe da, Ludwigsburg zur Zeit seines Glanzes.

II.

Ein ungewöhnlich milder Februar hatte einem noch milderen März die Wege gebahnt, den Frühling ungewöhnlich frühzeitig heraufzuführen. Laue Lüfte trieben mit flatternden Wolken ein lustig Spiel, welchem die Sonne, aus tiefblauem Himmel lachend, wohlgefällig zusah. In den Schloßgärten sproßte und knospete es mächtig und die Linden und Kastanien der herrlichen Allee, welche die eine Seite der langen, vom Schloßplatz zum stuttgarter Thor hinaufführenden Straße säumt, begannen auszuschlagen. Aber die Bewohner Ludwigsburgs hatten keine Zeit, um des Frühlings Ankunft sich sonderlich zu bekümmern. Sie waren noch viel zu sehr von dem rauschenden Wirbel des Karnevals befangen, welcher seine Zerstreuungen und Feste mit vollen Händen spendete.

Zwar war es nicht mehr die Zeit, wo Herzog Karl in unersättlicher Genußfreude das ganze Jahr zu einem ununterbrochenen Fest gemacht hatte, aber an der glänzenden Feier des Karnevals wurde einstweilen noch festgehalten. Ein wiederholter Aufenthalt in Venedig hatte dem Fürsten eine nachhaltige Vorliebe für diesen südländisch bunten Zeitvertreib eingeflößt. Er hatte denselben nach Ludwigsburg verpflanzt, wo alljährlich von nah und fern ein Schwarm von Fremden zusammenströmte, um den reichen Wechsel der Karnevalsvergnügungen mitzugenießen. Der großartige Hintergrund, vor welchem sich die Scenen des venetianischen Faschings abspielten, fehlte hier freilich. Es war da keine Weltstadt, groß durch tausendjähriges Bestehen, durch eine von heroischen und romantischen Episoden erfüllte Geschichte, durch kolossalen Reichthum und durch den naturwüchsigen Besitz aller Zaubereien der Künste — es war da nur eine kleine deutsche Residenz. Aber soweit diese und andere lokale Vorzüge der Adriastadt, der Markusplatz, die Piazetta, die prachtvolle Palasteinfassung der Kanäle mit ihren Gondeln, durch fürstliche Verschwendung ersetzt werden konnten, war es vollauf geschehen. Das wirtembergische Versailles hatte seine üppige und frivole Karnevalstracht angelegt. Da gab es Bälle, Konzerte, militärische Paraden, Festinjagden, französische Schauspiele und italische Opern. Heuer begünstigte noch überdies die freundliche Witterung solche Karnevalsfreuden, deren Schauplatz im Freien war, so daß die ganze Menge des fremden und einheimischen Publikums daran theilnehmen konnte, sei es in der Rolle von Mitspielern, sei es in der von Zuschauern.

So jetzt in der breiten Allee. Da waren Buden aufgeschlagen,

in welchen Herren und Damen vom Hofe allerlei Galanterie-waaren feilboten oder Glückstöpfe hielten oder als Wahrsager und Zigeunerinnen oder als Händler mit Südfrüchten und Liqören oder als Waffelbäckerinnen agirten oder zum Klange von Drehorgeln französische Couplets absangen. Alle waren entweder in vollständigem, zu ihren verschiedenen Rollen passendem Maskenanzug oder trugen wenigstens den Domino und die venetianische Halbmaske vor dem Gesicht. Zu der letzteren mußte sich Jung und Alt, wer immer die Allee betreten wollte, bequemen, denn das Ganze sollte eine „venetianische Messe" vorstellen. Es war eine höchst belebte Scene. Da wurde kokettirt, intrikirt, satirisirt und die etwas freien Karnevalsscherze der Kavaliere beantwortete das silberne Lachen der Damen. Es rauschte und wogte in der Allee von Sammet und Seide in scheinbar zwanglosestem Durcheinander. Französische Aktricen und italische Ballettänzerinnen schlüpften durch das Gewühl und verriethen durch freies, neckisches Gebaren, daß sie sich hier so recht in ihrem Elemente befanden, weit mehr als die einheimischen Schönen, denen der deutsche Ernst noch mitunter verwehrte, in der frivolen Atmosphäre einer venetianischen Messe mit souveräner Heiterkeit zu athmen.

An Zuschauern fehlte es nicht. Haufen von müssigem Volk standen die Straße entlang und reckten lange Hälse, um von dem wunderlichen Treiben da drüben auch etwas zu haben. Sie verstanden nicht viel davon, am wenigsten die französischen und italischen Redensarten, welche da umliefen; aber so viel begriffen sie doch, daß es die Vornehmen und ihr Anhang sehr gut hätten auf der Welt. „Ja, sell isch wohr!" sagte ein Bäuerlein in kurzen gelben

Lederhosen und weißem Zwillichkittel zu seinem ebenso gekleideten Nachbar. „Sell isch wohr, Hansjörg. Aber 's isch g'späßig, die fürnehme Leut' do kommet mer halt doch wie lauter Narra für." — „Was thut Er davon verstehen, Er Tolpatsch?" schnauzte eine mächtige Baßstimme hinter dem bäuerlichen Kritiker, welcher sich erschrocken umwandte und einen himmellangen Korporal von den Leibgrenadieren des Herzogs, welche Legioner hießen, vor sich stehen sah. Das mochte dem Bauer nicht sehr geheuer vorkommen. Er riß eiligst seinen Nebelspalter vom Kopf und bückte sich tief, der Hansjörg that ebenso und beide verschwanden rasch im Gedränge. Dieses Eindrucks seiner majestätischen Persönlichkeit froh, wandte sich der Korporal zu einigen seiner Kameraden, welche in der Nähe waren. Die Legioner hatten es auch gut auf der Welt, wenigstens was das Zuschauen anging, denn sie ragten um eines Kopfes Länge über das übrige gaffende Volk hinweg. Sie standen da, in Größe und Gestalt von Pappelbäumen, unbeschreiblich stolz auf ihre rothen Uniformfräcke mit schwarzen Aufschlägen und auf ihre hohen, spitzen, mit gelbem Blech beschlagenen Grenadiermützen, die über steinharten, weit den Rücken hinabbaumelnden Zöpfen saßen.

Es ging derweil gegen Mittag zu, als zwei Herren vom Gasthause zum Waldhorn die Straße heraufkamen. Sie waren in eifrigem Gespräch begriffen und achteten daher des Karnevalstreibens um sie her nur nebenbei.

„Und Sie haben also Ihren Neffen richtig in die Sklavenplantage auf der Solitude abgeliefert, Herr Bechtold?" fragte der eine seinen Begleiter. Der Fragende war ein Mann in den ersten Dreißigen und von quecksilberiger Beweglichkeit. Er schritt rasch

aus und schwenkte im Gehen den modischen Chapeau mit der rechten Hand in der Luft. Er war von etwas mehr als mittlerer Statur und von rüstigem, wenn auch hagerem Gliederbau. Auf seiner breiten, hochgewölbten Stirne leuchtete ein Stral des Genius, welcher auch aus den hellen, unruhigen, feuerwerfenden Augen blickte. Zu der auffallend großen Peripherie des Kopfes stand die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße in angenehmem Gegensatz. Augen, Nase, Mund und Kinn waren sehr nahe zusammengerückt. Zwischen den Brauen lag eine tiefe Furche, die Spur lebhafter Gedankenarbeit. Die Lippen waren ungewöhnlich roth, aber die schlaff gegen das Kinn hinabsinkenden Mundwinkel verriethen, wie das verschlemmt aufgedunsene Untergesicht überhaupt, wenig Charakterfestigkeit. Er trug sich comme il faut, denn er ging in bordirtem Rock, gestickter Weste, kurzer Plüschhose, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, den Galanteriedegen an der Seite. Sein frisirtes und starkgepudertes Haar war über jedem Ohr in eine dicke Papillote gedreht und im Nacken in einen modisch langen Zopf gebunden. Ein nachlässig über den linken Arm geworfener Domino und die mit ihrem Band an einen Rockknopf befestigte schwarze Halbmaske deuteten an, daß der Mann keineswegs ein Feind der Karnevalsfreuden war. Uebrigens lag in seiner ganzen Erscheinung etwas Unsicheres, Schwankendes, eine ebenso schrankenlos offenherzige und gutmüthige als unzuverlässige Sanguinität, etwas Poetisches, Virtuosenhaftes, eine ruhelose, fahrige Genialität, die mit sich selbst uneins war.

Sein Begleiter, ein Fünfziger, hager, lang, war von viel gesetzterem Wesen. Er hatte nicht gerade ungewöhnliche, aber doch

entschieden gescheide Züge. Sein Auftreten machte den Eindruck, als stehe er fest auf den Füßen und habe sich viel in der Welt umgetrieben. Er ging weit einfacher oder wenigstens weit einfarbiger gekleidet als der andere, aber man hätte wetten mögen, er sei gewohnt, eine gutgefüllte Börse in der Tasche zu tragen.

„Was wollen Sie doch mit Ihrer Sklavenplantage, Herr Schubart?“ entgegnete Bechtold seinem Begleiter. „Ich habe in der militärischen Pflanzschule auf der Solitude nichts wahrgenommen, was diese schlimme Benennung rechtfertigte.“

„Oh, das glaub' ich“, versetzte der Poet und Musikus Christian Friedrich Daniel Schubart, dermalen Organist an der ludwigsburger Stadtkirche, mit Lachen. „Wenn einer über das Weltmeer herüberkommt, um einen neuen Zögling zu bringen, so wird man natürlich alles aufbieten, sich im günstigsten Lichte zu zeigen.“

„Mein lieber Magister, ich bin lange nicht eitel genug, zu glauben, daß man sich meinetwegen besondere Mühe gegeben habe. Der Herzog hat mich allerdings sehr gnädig empfangen —“

„Natürlich, ganz natürlich! Ich wette, er schwelgt jetzt bereits in dem Gedanken, daß Sie seinen Ruhm drüben in der neuen Welt ausposaunen werden. Ich will verdammt sein, in meinem Leben nie mehr etwas anderes zu hören als zilling'sche Predigten, wenn der Herzog im Nothfalle nicht den Herostrat spielen würde, nur um von sich reden zu machen.“

„In diesem und in jedem Falle hätte er sich in meiner Person ein schlechtes Sprachrohr ausgewählt. Aber Sie müssen mir schon erlauben, lieber Freund, Ihre etwas, wie soll ich sagen? — etwas poetische Ansicht von der Sachlage auf das

prosaische Maß der Wirklichkeit zurückzuführen. Wir Amerikaner, denn einen solchen darf ich mich ja wohl nennen, wir lieben das Reelle. Nun sehen Sie, es ist, amerikanisch gesprochen, ein Fakt, daß sich in dieser langen Reihe von Jahren, seit ich als junger Springinsfeld mit meinen Eltern die schwäbische Heimat verließ, hier manches und vieles sogar zum Besseren gewendet hat. Auch gestehe ich, daß es mir wohlgefiel, den Fürsten inmitten der dreihundert Zöglinge seiner Pflanzschule so zwanglos und verständig sich bewegen zu sehen, als wäre die Pädagogik sein eigentliches Element."

Schubart nahm eine Prise aus der dargebotenen Dose seines Begleiters, zog dann die Mundwinkel höhnisch herab und versetzte:

„Ja, ganz recht, mein werther Herr und Gönner, die Pädagogik ist jetzt das Element, in welchem er lebt und webt; denn —

Weil Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
So ward er ein Schulmeisterlein."

„Ei, lieber Magister", sagte Bechtold lächelnd, „mit der Tyrannei muß es doch nicht so gar viel auf sich haben, wo man solche blutige Sarkasmen ausgehen lassen darf."

„Ausgehen lassen? Gott behüte mich! Da käme man schön an! Aber es ist meine verdammte Gewohnheit, wenn ein Impromptu mir auf die Zunge schlüpft, dasselbe abzuschnellen — Doch einerlei! — Wunderlich kommt es mir immerhin vor, daß ein Amerikaner, der noch dazu ein englischer Lord ist, seinen Sohn in eine von Herzog Karl gestiftete Erziehungsanstalt herübersenden mochte."

„Ei, mein Lieber, die Sache ist nicht so wunderlich, wie Sie sich vorstellen. Mein seliger Schwager Raleigh, welcher übrigens kein Lord, sondern nur ein schlichter, wenn auch großer Grundbesitzer und Kaufmann am Potomak war, mein Schwager Raleigh, sag' ich, hatte eine große Vorliebe für die deutsche Art. Ich darf wohl sagen, daß meine gute Schwester ihrem Gatten diese Vorliebe eingeflößt hat, denn sie ist eine vortreffliche Frau. Als er, viel zu früh für seine Familie, dahingegangen, fand sich in seinem Testamente die Bestimmung, daß von seinen zwei Söhnen der ältere in Amerika, der jüngere aber in Deutschland erzogen werden sollte. Jener, um fünf Jahre älter als dieser, befindet sich jetzt auf dem College Cambridge bei Boston. Mit meinem jüngeren Neffen hab' ich mich als Vollstrecker des letzten Willens meines Schwagers nach Europa und Deutschland aufgemacht. Ich beabsichtigte zuerst, den Knaben im Philanthropinum zu Dessau unterzubringen; allein ich muß gestehen, daß mir das dortige Treiben nicht gefiel und daß ich bezweifle, es werde diese spielende, breiweiche Methode Männer erziehen, welche den Geschäften und Stürmen des Lebens gewachsen wären. Basedow selber, der große Pädagog und Philanthrop, von welchem ich in London auf meiner Herreise Wunder gehört hatte, mißfiel mir ganz entschieden —"

„Er ist ein Kyniker, hörte ich."

„Ein entschiedener, ein solcher, daß ich mich versucht fühlte, auf den berühmten Mann unser gutschwäbisches Wort Schweinigel anzuwenden —"

„Aber doch, bitt' um Verzeihung, ein genialer Mann. Es hat keiner den Rousseau so gut verstanden wie Basedow,

keiner sich so energisch bemüht, der rousseau'schen Reform der Erziehung in Deutschland Raum zu schaffen."

„Das mag sein; aber sehen Sie, Werthester, es ist mit dem Rousseau doch eine gar eigene Sache. Mein trefflicher Schwager war ganz begeistert von des Mannes Schriften und ließ nicht ab, bis auch ich, der ich sonst von Büchern meist nur die Komptoirbücher zur Hand nehme, die rousseau'schen las. Sie umnebelten auch mir anfangs den Kopf nicht schlecht, doch wurde ich früher wieder nüchtern als mein guter Schwager, der ein hochherzigster und heißblütigster Virginier war. In Amerika ist aber nicht der Boden, wo die Schwärmerei für das Naturevangelium Rousseau's in die Länge gedeihen kann."

„Wie, in den Urwäldern, in den Savannen, unter den harmlosen Indianern nicht? Und warum denn nicht?"

„Weil man dort mit der Natur und mit den harmlosen Indianern, wie Sie dieselben charakterisiren, viel zu viel zu schaffen und zu kämpfen hat, als daß man nicht bald zur Erkenntniß gelangte, es seien, um mit beiden fertig zu werden, ganz andere Mittel vonnöthen als rousseau'sche Ideen."

„Das klingt nicht sehr poetisch."

„Ist aber desto wahrer. Amerika, lieber Freund, braucht Männer, praktische Männer statt poetischer Träumer. Wir haben dort keine Zeit zum Phantasiren."

„Oh weh!"

„Keineswegs. Die Wirklichkeit, die bare Wirklichkeit bietet dort Bedeutendes und Großes genug. Eine neue Welt, ein neuer Staat ist dort im Werden, und gerade jetzt sind die bestimmtesten Anzeichen da, daß die nordamerikanischen Kolonieen reif und ent-

schlossen sind, von dem Gängelbande Englands sich loszumachen. Doch davon red' ich Ihnen ein andermal, bevor ich die Rückreise antrete. — Ich fand also die basedow'sche Erziehungsmethode für meinen Neffen und Mündel nicht passend, und da ich ihm ohnehin das Heimatland seiner Mutter zeigen wollte, ging ich über Leipzig und Frankfurt, wo ich Geschäfte hatte, hierher. Allenthalben auf meinem Wege hört' ich viel Rühmliches von der herzoglichen Anstalt auf der Solitude. Ich besuchte sie, sie gefiel mir und so hab' ich ihr meinen Georg anvertraut."

„Und Sie glauben, der Knabe werde dort befähigt werden, dereinst ein freier Amerikaner zu sein?"

„Ja, denn wer wahrhaft frei sein will, muß die Disciplin kennen und achten lernen. Glauben Sie mir, ich habe die Sache mit aller Gewissenhaftigkeit überlegt; denn da ich selber kinderlos bin, liebe ich die Söhne meiner Schwester, als wären sie die meinigen. Den Ausschlag für meinen Entschluß gab übrigens der glückliche Umstand, daß ich meinen Neffen auf der Solitude in der Nähe einer befreundeten Familie weiß."

„Was ist das für eine?"

„Die des Hauptmanns Schiller, welcher die Aufsicht über die Gärten des herrlichen Lustschlosses hat. Ich habe in ihm zu meiner großen Freude einen Freund aus der Jugendzeit ganz unvermuthet wiedergefunden. Er ist ein tüchtiger und würdiger Mann."

„Allerdings, daneben freilich ein Pedant."

„Hm, Ihr Herren Poeten habt darüber Ansichten, die ein Geschäftsmann nicht immer unterschreiben kann. Mein Freund, der Hauptmann, wird mit seiner Frau —"

„Ach, das ist ein liebes Weibchen! Hat eine poetische Ader, sag' ich Ihnen, und dabei viel Humor. Der kleine Fritz, der hier am Lyceum studirt, hat was von der Mutter abbekommen. Ist ein verteufelt aufgeweckter Junge, der Fritz. Macht lateinische Verse, daß es eine Art hat. Und dabei hat der Bursche so etwas in seinem Auge, so etwas wie Genie."

„Freut mich, das zu hören, Herr Schubart. Ich hab' dem jungen Schiller einen Gruß von seinen Eltern zu sagen und daß sie ihn heute besuchen werden. Die Frau Hauptmännin will ihrem Sohne eine Extra=Freude machen, weil das letzte Zeugniß so gut ausgefallen. Er wohnt — warten Sie, ich hab' mir's notirt —"

„Lassen Sie ihre Notiztafel nur stecken. Der Fritz wohnt bei dem Präceptor Winter und der Buckel des armen Jungen hat, wie ich weiß, schon oft und schmerzlich empfunden, was das für ein grimmiger Schulfuchs und Haustyrann ist. Ich zeige Ihnen das Haus. — Aber hören Sie doch, wie plaisirlich es da drüben in der Allee zugeht."

In der That klang helles Lachen aus der Allee herüber, wo die verschiedenen „Plaisirs" einer „venetianischen Messe" im vollen Gange waren.

Die beiden Männer blieben stehen und Herr Bechtold hätte es seinem Begleiter leicht ansehen können, daß derselbe gar zu gerne in das muntere Gewühl sich gemischt hätte.

„So etwas haben wir freilich nicht in unserem Amerika", sagte der amerikanisirte Deutsche. „Es geht dort durchweg ernst und nüchtern zu und sogar bei den Vergnügungen dominirt eine gewisse puritanische Steifheit, insbesondere in den nördlichen Kolonieen, in den eigentlichen Neu=England=Staaten."

„Das muß aber allmächtig langweilig sein“, bemerkte Schubart.

„Für einen Mann, der wie Sie an das rauschende Leben einer europäischen Residenz gewöhnt ist, allerdings. Indessen hat das Leben in Amerika auch seine eigenthümlichen geselligen Reize und bei uns, in Virginien, ist alles zwangloser als in Neu-England, wenn auch die Gränzen ehrbarer Sitte überall streng eingehalten werden.“

Trommelwirbel schallte vom Schloßhofe herauf.

„Ah“, sagte Schubart, „die Schloßwache tritt ins Gewehr: unser Durchlauchtigster wird also die Bewohner seiner guten Stadt mit seiner Erscheinung beglücken.“

Von der Allee her kam in diesem Augenblick eine Dame in elegantester Karnevalstoilette über die Straße. Sie war von schönem Wuchs und unter ihrem weitbauschigen Rocke kamen ein paar niedliche Füße zum Vorschein, welche in Schuhen von blauem Sammet mit zollhohen rothen Absätzen staken. Indem sie an den beiden Männern vorüberging, erwiderte sie Schubarts tiefen Bückling mit einer Art majestätischer Herablassung. Sie hatte die Halbmaske abgenommen und enthüllte Züge, welche von Augen voll südlichen Feuers belebt waren, allein im übrigen trotz meisterhaft angewandter Schminkkunst doch ziemlich verlebt und veraltet aussahen. Diesseits der Straße blieb sie stehen und schaute, wie alle Welt, erwartend gegen das Schloß hinab.

Von dorther kam die herzogliche Equipage die Straße herauf. Vorreiter in gelb und schwarzer Liverei sprengten vor dem von acht Schimmeln gezogenen Wagen her. Leibjäger in grünen goldbesetzten Röcken ritten rechts und links am Schlage,

ein halb Dutzend Leibhusaren in prächtigen, mit kostbarem Pelzwerk verbrämten rothen Wämsern begleiteten den Wagen, in welchem Herzog Karl mit dem Oberst von Montolieu, einem seiner Adjutanten, saß. Man sah dem Fürsten, welcher in der Mitte der vierziger Jahre stand, seine wildverlebte Jugend nicht an. Eine außerordentlich robuste Gesundheit hatte ihm über die Folgen eines Wandels hinweggeholfen, welcher einen andern geistig und körperlich hätte ruiniren müssen.

Karl war noch immer ein schöner Mann. Sein blaues Auge leuchtete von Geist, und wie er so dasaß im offenen Wagen mit seinem goldbordirten dreieckigen Hütchen, seiner mit „Bouclen" versehenen gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschrothen Rock, seiner gelben Pattenweste und hohen Stiefeln, hatte seine Erscheinung etwas Imposantes, obwohl dieser Aufzug unserem veränderten Geschmacke barock genug vorkommen mag.

Er hatte eins jener so wirkungsreichen Mittel, womit Fürsten die Menschen zu bezaubern vermögen, all sein Lebenlang vollkommen in seiner Gewalt: ein äußerst leutseliges Gebaren gegen die Menge. Auch heute machte er von diesem Mittel reichlichsten Gebrauch, indem er die unterthänigen Reverenzen, welche ihm rechts und links dargebracht wurden, mit freundlichem Lächeln erwiderte. Nur einmal fuhr eine Wolke über sein Gesicht, als ihn beim Vorüberfahren die Dame, deren wir erwähnten, in sehr graziöser und unterwürfiger, aber dabei auffallender Weise mit dem Fächer grüßte. Karl wandte sich ab, ohne diesen Gruß einer Erwiderung zu würdigen, und der Wagen rollte dahin.

Nun rings ein Gemurmel und Geflüster, wie man es

eben nur von Residenzbewohnern bei solchen Gelegenheiten hören kann:

„Wie gut Se. Durchlaucht aussehen!“ — „Wo fährt er hin? Nach der Solitude oder bloß nach dem Salon?“ — „Will er die Gräfin von Hohenheim besuchen?“ — „Er ist halt doch ein charmanter Herr und einen zweiten Karl gibt's in der Welt nicht!“

Die Dame jedoch schien den Herrn nicht sehr „charmant“ zu finden. Sie murmelte etwas zwischen den Zähnen, was auf ein Haar einem mit echt italischem Akcent gesprochenen Maledetto! glich, kehrte um und verschwand mit eiligeren Schritten, als sie ihrer vornehmen Tournüre eigentlich zukamen, in einer Seitenstraße.

Schubart sah ihr mit schallendem Gelächter nach.

Herr Bechtold blickte ihn verwundert an und fragte:

„Was war denn das?“

„Ein Wechsel, ausgestellt auf die Erinnerung an vergangene Schäferstunden, aber nicht akceptirt!“ erwiderte der Poet, noch immer lachend.

„Ich verstehe Sie nicht ganz. Wer ist die Madame?“

„Die Madame? Ja, das war vor Zeiten ihr offizieller Titel und es hatte derselbe eine ganz andere Geltung als der Titel „Ihre herzogliche Durchlaucht“, welchen die bayreuther Prinzessin Elisabeth Friederike Sophie, die Gemahlin unseres Durchlauchtigsten, führt. Die Madame, welche Sie dem Herzog so ungeschickt sich ins Gedächtniß zurückrufen sahen, ist keine geringere Person als Augusta Gardella, Tochter eines venetianischen Gondoliers oder Lastträgers, vormals Tänzerin an der

herzoglichen Oper, dann in ihren schönen Tagen Favoritsultanin unseres allergnädigsten — Sultans. Schon seit lange ist sie aber eine gefallene Größe. Haben Sie nicht bemerkt, daß die alte Närrin noch immer blaue Schuhe trägt?"

„Blaue Schuhe?"

„Nun ja. Haben Sie denn nie gehört, daß in Karls pompösesten Tagen seine offiziellen Odalisken das vielbeneidete Vorrecht hatten, blaue Schuhe zu tragen? Es waren freilich meist italische und französische Füße, welche in solchen Schuhen staken, aber ich könnte Ihnen doch mehr als eine wirtembergische Mutter von vielen Ahnen namhaft machen, welche viel darum gegeben hätte, die Füße ihrer Tochter mit blauem Sammet oder Atlas bekleidet zu sehen. Die privilegirten Schuhe der Gardella sind jedoch so unreparirbar ausgetreten, daß sie dieselben auf den nächsten besten Komposthaufen werfen sollte. Sic transit gloria mundi sandaliorumque! Was meinen Sie?"

„Ich meine, den Leuten in Amerika würde so ein Schuhe-Vorrecht noch unleidlicher vorkommen als die Privilegien der englischen Krone. Das ist ja eine beispiellos freche Verhöhnung von Sitte und Anstand."

„Beruhigen Sie sich, mein Werthester. Wir sind jetzt darüber hinweg, über die blauen Schuhe nämlich. Seit die tugendsame Donna Schmergelina die Stelle einer Coeurkönigin eingenommen, ist es mit der excentrischen Galanterie so ziemlich vorüber, vielleicht für immer."

„Donna Schmergelina? Es gibt dermalen wunderliche Namen in Alt-Wirtemberg."

„Oh, mein Lieber, was diesen Namen angeht, so ist er so

zu sagen eine Erfindung Ihres gehorsamen Dieners. Aber Sie wissen doch, wen ich damit meine?"

„Nein."

„Nun, wen anders als die Franzel, vulgo Franziska Reichsgräfin von Hohenheim, denn dazu hat sie das Gold ihres Liebhabers und die Gefälligkeit des kaiserlichen Hofes gemacht. Es ist ihr nicht an der Wiege gesungen worden. Ich kenne ihre Familienverhältnisse wohl, denn sie ist unweit von meiner Vaterstadt Aalen zu Hause und ist die Tochter des Herrn von Bernardin, eines armen Schluckers von Edelmann, dem ein kleiner Theil des Gutes Adelmannsfelden gehörte. Sie ist aber schon als junges Mädchen sehr gescheid gewesen und so gelang es ihr, obgleich sie nie, selbst in ihrer ersten Blüthe nicht, eine blendende Schönheit war, einen reichen Gemahl zu erobern, den bayreuthischen Kammerherrn von Leutrum, welcher freilich ein Ungeheuer von Häßlichkeit war, ein Kameel im figürlichen Sinn nicht nur, sondern auch im wörtlichen, denn er war mit einem ansehnlichen Höcker ausgestattet. Karl lernte die Frau von Leutrum auf einem Ausfluge nach Pforzheim kennen, wo sich der Adel der Umgegend zur Begrüßung des Herzogs versammelt hatte. Die Baronesse that's ihm auf der Stelle an. Er fing Feuer wie vielleicht noch nie und das will viel sagen. Da hat er denn auch sogleich seine Maßregeln getroffen. Er ernannte den Leutrum zu seinem Reisemarschall, was dem Baron die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszueilen, während seine Gemahlin ihren Platz in Karls Kutsche fand, welche bei der Ankunft in Ludwigsburg nicht vor dem Schlosse, sondern vor dem Lustschlößchen La Favorite drunten im Parke hielt. Während sich der Herzog dort mit der

Baronesse verständigte, blähte sich der Herr Reisemarschall im Gefühl seiner neuen Würde in den Gemächern des Schlosses, natürlich zum großen Ergötzen der Hofleute, deren Flüstern und Lächeln er sich anfangs nicht zu deuten wußte. Da indessen seine Anwesenheit unbequem zu werden anfing, erhielt ein munterer Kammerherr den Auftrag, dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit zu erzählen, es sei in Ludwigsburg ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, dem auf der Herreise plötzlich Hörner gewachsen. Da endlich merkte der Arme, welche Stunde die Glocke geschlagen, und fand für gut, sofort auf seine Güter zu verschwinden. Seine Frau Gemahlin jedoch hielt es nicht für angemessen, dieses Beispiel nachzuahmen. Die Weiber haben, wie Sie wissen, ihre eigenen Launen und es gefiel der Baronesse in unserer Residenz und deren Umgebungen so gut, daß sie beschloß, ihren bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen."

Herr Bechtold, dessen Geschmack weder die erzählte Geschichte noch der frivole Ton zusagte, in welchem sie vorgetragen wurde, schwieg nachdenklich. Schubart fuhr fort:

„Der Herzog hatte es bei der Entführung der Baronesse ohne Zweifel nur auf eine der zahllosen Liebesepisoden seines Herrscherlebens abgesehen. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht. Donna Schmergelina verstand es, den losen Vogel festzuhalten. Sie wußte die Empfindsame und Tugendhafte zu spielen und das hatte und hat noch jetzt für den Herzog den Reiz der Neuheit. Es verleidete ihm die frechen welschen Courtisanen. Franziska ist jetzt Reichsgräfin und Hofleute, welche mit den Wetterzeichen bei Hofe genau vertraut sind, behaupten, Karl würde seine Geliebte in aller Form heiraten,

wenn ihm nur die Herzogin den Gefallen thun wollte, das irdische Jammerthal mit den himmlischen Freuden zu vertauschen."

„Alle diese Verhältnisse", sagte Herr Bechtold, „wollen sich schlechterdings nicht in die Anschauungen einfügen, welche ich seit dreißig Jahren gewonnen habe. — Indessen hörte ich nicht nur in Wirtemberg, sondern auch anderwärts in Deutschland, daß die Beziehungen des Herzogs zu der Gräfin von Hohenheim einen günstigen Einfluß auf den Fürsten geübt hätten. Selbst ein so strengdenkender Mann wie mein Freund, der Hauptmann Schiller, äußerte sich in dieser Weise."

„Der Hauptmann Schiller", warf Schubart ein, „ist der Diener des Herzogs und ganz und gar von dessen Gnade abhängig."

„Aber auch die Frau Hauptmännin, doch gewiß eine durch und durch ehrbare Frau, war des Lobes der Gräfin voll. Diese sei, wie sie mir sagte, voll edelster Herzensgüte und voll seltener Anmuth im Benehmen gegen Hoch und Niedrig."

„Das letztere, ja, das muß man ihr lassen. Gewiß, zu benehmen weiß sie sich, die Donna Schmergelina."

„Sie scheinen ihr nicht hold zu sein, lieber Freund. Und doch sei sie, wie ich hörte, auch durch ihre ungewöhnliche Bildung vor vielen Frauen ausgezeichnet."

„Bah, bah! Lauter Schein und Scheinheiligkeit, hinter welcher sich die ungemessenste Herrschsucht versteckt. Wer nicht devotest nach ihrer Pfeife tanzt, dem weiß sie's einzutränken."

„Aber es soll doch Thatsache sein, daß der Herzog seit seiner Verbindung mit dieser Frau die Uebung seiner Pflichten gegen das Land ernster sich angelegen sein lasse, daß er das gute för=

dere, für die Hebung der Landwirthschaft und des Unterrichts sorge und überdies die rasende Verschwendung seiner früheren Jahre bedeutend ermäßigt habe."

„Sultanslaunen, werthester Herr und Gönner, Sultanslaunen, weiter nichts. Ei, ja freilich, er hat eingesehen, daß die Schafe keine Wolle mehr geben würden, wenn man nicht einigermaßen für ihre Bedürfnisse Sorge trüge. Ist diese Einsicht etwa ein Verdienst? Und was die Ermäßigung der verschwenderischen Hofwirthschaft angeht — na, Sie werden, mein' ich, seit Ihrem Hiersein nicht sehr viel Sparsamkeit wahrgenommen haben."

„Allerdings nicht, und da ich sagen darf, daß ich von Geldsachen etwas verstehe, so muß ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, wie das wirtemberger Land im stande war und ist, die ungeheuren Summen aufzubringen, welche ein so glänzender Hofhalt nothwendig verschlingen mußte und noch verschlingen muß."

„Oh, Herr Bechtold, das wirtemberger Land ist unerschöpflich und schier nicht zum umbringen. Der Herzog kennt die Hilfsquellen desselben perfekt. Sehen Sie, da drüben an der Straßenecke stand bis vor wenigen Jahren die Bude, in welcher der infame Wittleder, einer der Schätzeheber des Herzogs, alle Aemter und Stellen von den höchsten bis zu den niedrigsten öffentlich versteigerte. Damit ist's jetzt vorbei, weil zuletzt niemand mehr sein gutes Geld in die Bude tragen wollte, da die armen Tröpfe, welche es gethan, gar zu schmählich angeschmiert waren. Nein, damit ist nichts mehr zu machen. Allein unser Allergnädigster hat noch andere Prägestöcke — ich meine nicht die in der Münze zu Stuttgart. Ist mir recht, so kann ich Ihnen noch heute einen der absonderlichsten zeigen. Freilich, das Bild hinkt oder ent=

spricht vielmehr der Sache ganz und gar nicht. Es wäre thunlicher, den Herzog als eine neue Art von Viehzüchter darzustellen. Sie müssen nämlich wissen, daß häufig Mynheers aus Holland zu uns heraufkommen, um Vieh einzukaufen. Allmälig hat nun ihr Geschmack am schwäbischen Fleisch eine höchst abnorme Richtung genommen, indem er vom thierischen auf das menschliche überging."

„Sie sind ein Mann von Humor, lieber Schubart."

„Sie meinen, ich scherze, Werthester? Aber diesmal täuschen Sie sich ganz und gar. Nein, nein! Und wenn auch uns miserabeln Deutschen nichts mehr geblieben sein sollte als der bittere Sarkasmus und das verzweiflungsvolle Lachen, eher doch möge meine Zunge verdorren, als daß ich soweit käme, über diese bodenlose Schmach zu scherzen und zu lachen."

Bechtold sah verwundert auf.

Der da neben ihm herging, war nicht mehr der leichtfertige Poet und Musikus, sondern der zürnende Patriot.

Schubart hatte sich hoch aufgerichtet und seine Augen sprühten Feuer unter den finster zusammengezogenen Brauen hervor.

„Sie sind bewegt, werther Freund", sagte Herr Bechtold theilnehmend.

„Wer auch sollte darob unbewegt bleiben können?" entgegnete Schubart und setzte, nach seiner wetterwendischen Art rasch wieder in einen leichteren Ton fallend, hinzu: „Ich wette, auch Ihre Kaltblütigkeit, Ihre alt- oder neuenglische Ruhe hält nicht stand gegenüber der Karnevalsscene, welche ich Ihnen heute noch zeigen zu können hoffe oder vielmehr fürchte.

Doch sehen Sie, da kommt gerade der Bub' Ihres Freundes daher, der junge Schiller."

III.

Die beiden Männer waren während ihres Gespräches fast an das Ende der Straße gelangt und im Begriffe, rechtshin in eine ins Innere der Stadt führende einzubiegen, als ihnen von dorther zwei Knaben entgegenkamen, mit ihren Schulbüchern unter den Armen. Sie waren von gleichem Alter, etwa dreizehnjährig, aber von sehr ungleichem Aussehen. Der eine war ziemlich klein für die angegebene Altersstufe, untersetzt, braun von Gesichtsfarbe und dunkel von Haaren, im Ganzen ein hübsches Bürschchen, was von dem andern keineswegs gesagt werden konnte. Dieser war nämlich hochaufgeschossen und seine ungewöhnlich langen Beine standen zu dem kurzen Oberkörper in einem sehr mißlichen Verhältniß. Sein langes, schmales, blasses Gesicht war mit Sommersprossen dicht besäet, die Ränder seiner blaugrauen Augen waren entzündet und unter seiner Mütze hervor stachen Büschel hochrothen Haares. Seinen Bücherpack nachlässig im linken Arm haltend und mit der Rechten lebhaft gestikulirend, redete er eifrig auf seinen Kameraden hinein und was er sagte, mußte belustigend sein, denn der Kamerad lachte im Gehen hellauf.

„Sehen Sie, Herr Bechtold", sagte Schubart, „der Rothkopf dort ist der junge Schiller; der andere, sein Leibkamerad, ebenfalls ein Offizierssohn, heißt Hoven. — Heda, ihr beiden Fritzen!" fuhr er zu den Knaben gewandt fort; „kommt mal her!"

Die Angerufenen kamen über die Straße herüber. Sie

kannten den Magister und Stadtorganisten sehr gut, denn dieser war einer der öffentlichen Charaktere der Residenz und überdies ein guter Bekannter ihrer Familien. Sie grüßten höflich, aber es schien ihnen etwas ganz besonders lustiges im Kopfe zu stecken, denn sie konnten das Kichern kaum verhalten.

„Was habt ihr denn, ihr Teufelsjungen?“ fragte sie Schubart. „Habt ihr dem grimmigen Präceptor einen Possen gespielt oder hat euch der Special Zilling ein Donnerwetter vorgeorgelt, daß die Milch in den Töpfen gerann?“

Die Knaben blinzelten den fremden Herrn Bechtold forschend an, brachen dann aber gemeinsam in ein lautes Lachen aus.

Der rothhaarige Fritz stieß den schwarzhaarigen mit dem Ellenbogen an und flüsterte:

„Sag' du's, Fritz!“

„Nein, Fritz, sag' du's!“ erwiderte der Schwarze dem Rothen.

Dann lachten wieder beide.

„Nun, ihr Schlingel“, polterte Schubart, „wollt ihr mich zum Narren haben? Was verursacht euch denn ein so herzinnigliches Gaudium? Heraus damit!“

Fritz Schiller blinzelte heftig mit den Augen, wie es seine Gewohnheit war, und sagte dann, sich zu möglichstem Ernst zwingend:

„Ei, Herr Schubart, Sie sind ja auch ein Gelehrter und haben Theologiam studirt. Bitte, sagen Sie uns: ist es wahr, hat die lutherische Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne?“

„Ja, hat sie wirklich Zähne von Elfenbein?“ fragte nun auch Fritz Hoven.

„Was, zum Teufel, soll das heißen, ihr Racker?“ gab Schubart zurück.

„Ja, sehen Sie, Herr Schubart“, sagte der rothe Fritz mit Gravität und Pathos, „es ist ein verwickelter Kasus.“

„Jawohl“, schaltete der schwarze Fritz ein. „Die Sache ist noch verwickelter und schwieriger als die Konjugation der Verba auf Mi.“

Und jetzt, da die Redseligkeit der Knaben einmal im Gange und sie schlau genug waren, zu wissen, daß ihr Histörchen dem Poeten baß gefallen würde, wetteiferten sie im Vortrag desselben.

„Sehen Sie, Herr Schubart, da hat uns Se. Ehrwürden der Herr Special Zilling heut' in der Religionsstunde das Hohelied Salomonis erklärt —“

„Und ausgelegt und exegetisch traktiret, wie er sagte.“

„Und da haben wir gelesen, daß die Braut Salomonis Zähne von Elfenbein hatte —“

„Und einen Hals wie der Thurm auf Libanon, so gen Damaskus schaut —“

„Und da hat uns Se. Ehrwürden erklärt, das alles sei parabolisch zu verstehen —“

„Und Salomonis Braut, das sei die lutherische Kirche —“

„Und da that einer von uns Se. Ehrwürden fragen, ob denn die Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne habe —“

„Und da ging dann ein erschreckliches Donnerwetter los.“

Schubart lachte unbändig.

„Oh, das ist groß!“ sagte er. „Ich hätte mögen das Gesicht des Kerls sehen — will sagen, Sr. Ehrwürden. Gewiß

hat er vor Wuth gefaucht wie ein rabiater Relling*). — Aber wer von euch beiden Fritzen hat denn die Frage von wegen der elfenbeinernen Zähne gethan? Er soll einen Dreibätzner von mir haben, ja, bei Bakchus und Venus, den soll er haben."

Ein Dreibätzner war eine große Versuchung, der um so unbedenklicher nachgegeben werden konnte, als allem nach einer der beiden Fritze in der That die Frage gestellt hatte, welche den leichtblütigen Poeten und Musikus so sehr ergötzte. Dennoch wollten die Knaben mit der Antwort nicht herausrücken. Der schwarze Fritz begann zwar: „Da, mein Kamerad —" aber er stockte sogleich wieder und blickte wie sein Kamerad verlegen zu Boden. Das kam daher, daß der strenge Blick des fremden Herrn sie einschüchterte. Bechtolds durchaus solider Sinnesweise schien die Art, wie Schubart mit den Knaben verhandelte, durchaus unpassend, und als der Musikus seine Börse zog — ach, sie enthielt kaum viel mehr als ein paar Dreibätzner — und seine Lockung wiederholte, mischte er sich ein, indem er zu dem jungen Schiller sagte:

„Lieber Fritz, was würden dein braver Vater und deine fromme Mutter sagen, wenn sie hörten, daß du über Sachen der Religion und über deinen Religionslehrer auf öffentlicher Straße in der Manier, wie du thatest, dich auslässest? Ich bin ein Bekannter deines Herrn Vaters, habe ihn gestern auf der Solitude besucht und soll dich von ihm und der Frau Mutter grüßen und dir sagen, daß sie heute Nachmittag in die Stadt kommen werden."

Der Knabe war über und über roth geworden, nicht so fast im Gefühl eines begangenen Fehlers, wie es schien, als vielmehr

*) Schwäbisch statt Kater.

im Bewußtsein, daß der Fremde eine unrichtige Meinung von ihm hegte. Seine Schüchternheit, die sich auch in der merkwürdig unbehilflichen Körperhaltung ausdrückte, verwehrte ihm jedoch, eine Rechtfertigung zu versuchen, und er sagte endlich nur in abgebrochenen Worten:

„Ich bitte Sie, sagen Sie meiner Mutter nichts davon, Herr. Nicht um meiner willen, nein, gewiß nicht, sondern um ihrer willen. Es würde ihr wehthun."

„Wohl, um dieses Wortes willen soll deine Unbesonnenheit verschwiegen bleiben und ich hoffe, du habest Verstand genug, keine ähnliche mehr zu begehen."

Er gab dem Knaben die Hand und zwar keine leere, denn als Fritz die seine zurückzog, fand er darin einen Maria-Theresia-Thaler.

Schubart hatte zu der Zurechtweisung, welche Herr Bechtold dem knabenhaften Uebermuth angedeihen ließ, eine Miene gemacht, als wollte er sagen: „Was für ein verhenkerter Pedant ist das!" Jetzt bemerkte er in seiner sorglosen Weise:

„Nu, nu, werther Freund und Gönner, man muß das Ding eben von der humoristischen Seite nehmen. Ich danke Gott, daß er so gnädig war, unter andern hübschen Sachen, über welche ich mich jetzt nicht specialiter verbreiten will, auch den Humor zu schaffen. Der Mensch ist im allgemeinen eine so prosaische, ernsthafte Bestie, daß er unausstehlich würde, wenn nicht auch dem Ernsthaftesten zuweilen der neckisch gaukelnde Götterknabe Humorus einen Nackenschlag versetzte. Wie vieles macht er wieder gut, was die ernsthafte Dummheit der Menschen bös gemacht hat! Sehen Sie, da wird mit dreizehnjährigen Jungen —"

Herr Bechtold gab dem Poeten einen Wink mit den Augen, auf die Anwesenheit der beiden Knaben Rücksicht zu nehmen, allein Schubart war nun einmal im Zug, und wenn er das war, pflegte er die Rücksichten mit souveräner Verachtung zu behandeln.

„Ja“, fuhr er fort, „da wird nun mit dreizehnjährigen Jungen in dummbester oder bestdummer Absicht der Schir Haschirim Salomonis gelesen, an und für sich schon eine pädagogische Monstrosität, kaum geringer, als wollte man den Jungen des Ovidius Buch von der Liebeskunst zum Exponiren geben. Da man nun aber einmal eine Dummheit gemacht hat, macht man gerade noch eine zweite, damit die erste nicht allein stehe. Was Wunders, wenn da zuweilen der Humor plötzlich seinen allerhöchsten Spaß treibt? Und wenn er es thut, warum soll man nicht darüber lachen dürfen? Es ist ein köstlich und gesundes Ding um das Lachen, wie schon Doktor Luther eindringlich gesagt hat. Nur ein Mensch, welcher die Gottesgabe, die in dem Reiz der Lachmuskeln liegt, entweder gar nicht besitzt oder wenigstens nicht zu schätzen weiß, kann heute noch mit hölzerner Ernsthaftigkeit in das glühende Hohelied der Hebräer eine abgeschmackte Allegorie hineindeuten. Müssen sich da nicht mit Nothwendigkeit die allerlächerlichsten Konsequenzen ergeben? Die Sulamith des hebräischen Dichters soll die lutherische Kirche sein? Ei, in diesem Falle ist Se. Ehrwürden der Herr Special ein integrirender Theil der Sulamith. Nun aber denke man sich den Mann! Zwar, was seine Nase angeht, so dürfte dieselbe mit dem Thurm auf Libanon, so gen Damaskus schaut, etwelche Aehnlichkeit haben. Was jedoch seine Zähne betrifft, oh großer Gott, seine Zähne —“

„Wehe dem, der da wandelt im Rathe der Gottlosen und tritt auf den Weg der Sünder und sitzet auf dem Stuhle der Spötter!“ ließ sich plötzlich im Rücken des Poeten eine widerwärtig angespannte fette Stimme vernehmen.

Schubart fuhr erschrocken herum und er hatte guten Grund, zu erschrecken.

Der Mann, welcher vor ihm stand und vorhin das strafende Bibelwort gesprochen, war sein Vorgesetzter, der Special Zilling, von welchem seine Existenz zunächst abhing. Dieser Mann, der ihm, wie er wohl wußte, ohnehin durchaus nicht freundlich gesinnt war, hatte seine Rede mitangehört. Ein fataler, ein sehr fataler Zufall!

Allerdings konnte eine Vergleichung der salomonischen Sulamith mit Sr. Ehrwürden für den Special-Superintendenten von Ludwigsburg nicht sehr schmeichelhaft ausfallen. Weder der große dreieckige Hut, den er auf der dickgekleisterten Frisur sitzen hatte, noch das schwarze Mäntelchen, noch die großen weißen Bäffchen, noch das lange Rohr mit goldenem Knopf, welches er in der Hand trug, vermochten seiner Erscheinung etwas würdiges zu verleihen. Die Natur hatte ihn gar zu stiefmütterlich bedacht. Eine schmale, gedrückte Stirne, kleine, rothumränderte Kakerlakaugen, eine lange, aber platte Nase, in Form einer gequetschten Feige, in eine Spitze oder vielmehr Knolle auslaufend, deren Röthe, wie die bösen Zungen der Residenz behaupteten, keineswegs nur ein Widerschein innerer Andachtsglut war, eine schmutzig gelbe Gesichtsfarbe, endlich ein über alle maßen großer Mund, aus welchem ein paar große gelbe Zähne einsiedlerisch hervorstanden — das alles formirte eine Physiognomie voll geistloser Häßlichkeit,

welche durch einen starken Zug von Hochmuth zwischen den kaum sichtbaren Brauen durchaus nicht liebenswürdiger gemacht wurde.

Der Herr Special schleuderte dem Poeten einen Blick zu, welcher sagen zu wollen schien: „Hab' ich dich einmal?“ Dann stieß er sein Rohr auf das Pflaster und ließ den beiden Knaben, die nicht wenig betreten ihre Mützen zogen, einen Seitenblick zutheil werden, dessen Bedeutung leicht zu verstehen war. Sie schlichen still davon und waren wahrscheinlich froh, als sie um die nächste Ecke waren.

Schubart, höchst verlegen, fühlte den Druck des peinlichen Moments in seiner ganzen Schwere. Vielleicht hätte er sich sogleich vor dem gefürchteten geistlichen Würdenträger gedemüthigt, wenn ihn nicht die Anwesenheit Bechtolds verhindert hätte, seine Männlichkeit gar zu sehr bloßzustellen. Er wünschte lebhaft eine Intervention von seiten seines Begleiters, da aber dieser in der Verwirrung des Augenblicks nicht dazu geneigt schien, mußte er schon selbst den Versuch machen, sich aus der Klemme zu ziehen, so gut es eben gehen wollte.

„Herr Special“, begann er unterwürfig.

Allein Zilling unterbrach ihn sofort, indem er mit Härte sagte:

„Wenn Er mit mir reden will, so vergeß' Er vor allen Dingen nicht, den gehörigen Respekt zu beobachten und mir den gebührenden titulum zu geben.“

„Ihr Ehrwürden —“

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt! — In Ausführung eines allerdurchlauchtigsten, von seiten Serenissimi mir ertheilten mandati komme ich meines Wegs daher, herzoglicher Geschäfte halber nichts denkend, und siehe da, was geschieht? Ja, was

geschieht? Wie ein salva venia Lotterbube steht der Mußje an der Straßenecke und stiftet zwei boshaftige Schlingel von — von — nun, ist schon recht, optime, werden ihr wohlzugemessenes Deputat kriegen, die beiden Fürwitze — ja, item, mein Mußje Stadtorganist, statt gebührenden Respektes gegen eine hohe Obrigkeit und allzu nachsichtige Vorgesetzte eingedenk zu sein, quid facit? Stiftet knütze*) Buben contra sanctam religionem fidemque auf und läßt seine spottgeile Lotterzunge im Eselstrab über besagte allzunachsichtige Vorgesetzte hergehen. Wie will Er sich dessentwegen verexkusiren?"

„Herr Special —"

„Ihr Ehrwürden! Ihr Ehrwürden! Selbiger Titul gebühret mir!"

„Also, Ihr Ehrwürden —"

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt, sag' ich Ihm."

„Aber Sie haben mich ja gefragt —"

„Was, was? Meint Er, Er könne mich mit seinem gottlosen Lästermaul niedermaulen? Macht Er sich das phantasma vor, Er könne mit dem Special Zilling das Michele spielen? Ich werd' Ihn bespecialen, daß Er's gern besser hätt'. Hab' Ihm schon lange auf den Dienst gewartet."

„Das weiß ich wohl."

„So, das weiß Er?"

„Ja, und weil —"

„Favete linguis, zu deutsch: halt' Er sein Maul, wenn Seine von Gott und Serenissimo Ihm gesetzte Obrigkeit vor

*) Knütz, zusammengezogen aus keinnütz, keinen Nutzen bringend, Provinzialismus für nichtsnutzig.

Ihm steht, um Ihm einen wohlverdienten Rüffel zu appliziren. Er meint wohl, man kenne seine Tück' nicht? Aber man kennt sie und der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Gott verzeihe mir die schwere Sünde, daß ich so einen Sünder, wie Er ist, so lange in einem officio geduldet habe, welchem nur ein gottseliger Mann vorstehen kann und soll. Meint Er, ich habe keine Ohren?"

In Schubart's beweglichem Gemüthe begann der Schrecken und die Zerknirschung, in welche die Ueberrumpelung durch den gefürchteten geistlichen Würdenträger ihn versetzt hatte, einem anderen Gefühle Platz zu machen. Der Schalk in ihm fing sich zu regen an.

„Ihr Ehrwürden", sagte er, „ich habe nie gemeint, daß Sie keine Ohren hätten. Im Gegentheil, ich bemerkte viel und oft, daß Ihre Ohren —"

Der Special schnitt jedoch den Witz ab, welcher dem Poeten auf der Zunge schwebte. Mit seinem Rohr aufstampfend sagte Zilling:

„Er hat wohl gemeint, meine Ohren hätten Seine lästerlichen Dudeleien, womit er die Orgel so oft entweihet, mit demselbigen sündhaften Wohlgefallen angehört, wie die eitlen Weltkinder thaten, denen Er zur Schande Seines kirchlichen Amtes in aller Thorheit nacheifert? Aber da hat er Seinen calcul falsch gemacht, sag' ich Ihm. Es ist alles gehörig notiret und soll gehörigen Ortes vermeldet werden. Man wird schon mit Ihm fertig werden, Mußje, merk' Er sich das! Man wird abrechnen mit Ihm. Man wird Ihn zur Verantwortung ziehen von wegen einer gewissen blasphemischen scarteque, die Er

neulich hat ausgehen lassen. Man wird Ihm zeigen, was es mit Seiner Versündigung in puncto adulterii auf sich und was Sein ärgerlicher Handel mit der Barbara Streicherin zu bedeuten hat. Sein Maß ist gerüttelt voll, sag' ich Ihm, und man wird Ihm das consilium abeundi geben oder ich will nicht Zilling heißen."

Die Miene des Specials, womit er diese Worte begleitete, war so, daß Schubart leicht bemerken konnte, es handle sich hier um ernsteres als um eine jener Abkanzelungen, wie er sie in seinem amtlichen Verkehr mit Zilling schon mehrfach befahren. Hätte er nicht glauben müssen, es sei hier auf mehr als auf eine Demüthigung abgesehen, so würde er sich den Schimpf wohl haben gefallen lassen. So aber, bemerkend, daß der Special die Sache weiter und zum äußersten treiben würde, gewann er in dem Maße, in welchem die brutale Heftigkeit seines Gegners zunahm, seine natürliche Ueberlegenheit über denselben wieder. Bechtold, welcher dem ganzen Auftritt mit äußerstem Befremden anwohnte, sah, weil ihn der rücksichtslose Zelotismus Zillings empörte, mit Befriedigung, wie sich die Gestalt Schubarts aus ihrer, wie man in Schwaben sagt, verdatterten Haltung aufrichtete und wie ein Lächeln sorglosen Humors um den Mund des Poeten zu spielen begann.

Es ist aber bekannt, daß ein Eiferer, wenn er einmal ins Predigen hineingerathen, nicht sobald davon abläßt. Der Herr Special fuhr daher fort, die Blase seiner Galle also zu entleeren:

„Was hat Er auf das alles zu antworten, Er leichtsinniger Patron, Er? Glaubt Er, es lasse sich jedwedes scandalum mit

Gedudel und Geversel vertuschen? Da wird Er sich verrechnen, sag' ich Ihm. Und das unehrliche Komödiantenpack und die koketten Klavierschülerinnen und die musikalischen Quänkeleien und die gottlosen Poetenbücher, an denen er sich das Hirn verbrannt hat, statt in der Biblia sacra zu studiren" —

„Bitt' um Entschuldigung, Ihr Ehrwürden. Ich kenne meine Bibel so gut wie einer. Namentlich hab' ich das Hohelied Salomonis immer mit großem Vergnügen gelesen."

„Mit großem Vergnügen, so? Da höre einer den Lästerer! Mit Andacht, nicht mit Vergnügen, soll man das heilige Buch lesen."

„Aber ich sehe nicht ein, warum mir ein Liebesgedicht gerade viel Andacht erregen soll."

„Ein Liebesgedicht? Was versteht Er davon, Er miserabler Tastengreifer! Also poëmata und derlei Flausen sucht er in der heiligen Schrift?"

„Was ich auch immer darin suche, Ehrwürdigster, das habe ich nie darin gefunden, daß die lutherische Kirche elfenbeinerne Zähne habe."

„Was, was? Ich glaube gar, Mußje, Er erfrecht sich, Seinen gottlosen Spott mit mir treiben zu wollen. Was steht Er da und glotzt mir so frech ins Gesicht? Ich will Ihm zeigen, wer ich bin."

„Ist nicht nöthig, gar nicht nöthig. Ich habe bereits die Ehre, vollständig zu wissen, wer Sie sind."

„Schön, schön. Das schlägt dem Faß vollends den Boden aus. Was, was? Statt seine vitia und crimina demüthig zu bekennen und Reu' und Leid zu machen und um Pardon zu

bitten, will Er den Großhanns spielen und mir den Widerpart halten? Das soll Ihm theuer zu stehen kommen!"

„Die Schrift sagt: Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen."

„Er kann ja Sein Sprüchlein prächtig aufsagen, aber man weiß, was Gottes Wort in Seinem Lästermaul bedeutet. — Schämt Er sich nicht in Seine Seele hinein", fuhr der Erbosete fort, mit nicht sehr glücklicher Taktik den Krieg auf ein anderes Feld hinüberspielend, „schämt Er sich nicht, Er, ein Diener der Kirche gleichsam, wenn auch ein unwürdiger, so, wie Er thut, Sein Jagen nach den Eitelkeiten der Welt großpralerisch zur Schau zu stellen? Was, was? Schon sein An- und Aufzug stinkt nach Thorheit und Lüderlichkeit, pflichtvergessener Familienvater Er! Hat Er gar keine Scheu vor Gott und Seiner rechtmäßigen Obrigkeit, daß Er es wagt, mir so unter die Augen zu treten, sündhaften Maskentrödel auf Seinem vom Schlemmen aufgetriebenen Leibe?"

In Schubart war jetzt der humoristische Uebermuth völlig zum Durchbruch gekommen. Er sah in dem Special nicht mehr den gefürchteten Vorgesetzten, sondern nur noch die Zielscheibe seiner Laune und antwortete daher frischweg:

„Se. Durchlaucht unser Herzog und Herr hätte den Karneval nicht angeordnet, wenn er nicht wollte, daß die Leute sich dabei amüsiren sollten. Außerdem sagt die Schrift: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!"

„Halt' Er Sein ungewaschenes Maul, sag' ich. Er ist gar nicht würdig, ein sanctum verbum in den Mund zu nehmen. Meint Er, man wisse nicht, wie Er in den Weinstuben das Wort

Gottes zu parodiren sich erfrecht? Ich sag' Ihm, Er steckt voll knützer Poeterei und Ketzerei und Aufklärung und derlei gottloser Faxen bis an den Hals herauf, Er Spötter und Saufaus!"

„Ei, Ihr Ehrwürden, der Wein ist doch wohl da, um getrunken zu werden. Sagt doch der Psalmist: Der Wein erfreut des Menschen Herz und macht sein Angesicht glänzend wie von Oel."

„Was, was? Derohalben lies't also der saubere Mußje die Schrift, damit Er gotteslästerliche Verexkusirungen für Seine notorische Trunkenbolderei vorbringen könne?"

„Hm, Ihr Ehrwürden, ich meine, daß auch andere den Spruch des Psalmisten gelegentlich stark sich zu Gemüthe führen; denn, sehen Sie, was das Trinken betrifft, so könnte sich, dächte ich, jeder an der eigenen Nase nehmen."

Ein sehr demonstrativer Blick kommentirte diese Worte, wenn sie überhaupt eines Kommentars bedurften, und die Wirkung war höchst possirlich. Denn der Special fuhr unwillkürlich mit der Hand nach seiner Nase, und als er den Mißgriff gewahrte, war es schon zu spät.

Bechtold blickte zur Seite, weil er das Lachen nur mit Mühe verhalten konnte. Schubart aber wußte sich die Miene zu geben, als wüßte er gar nicht, was für einen tödtlichen Pfeil er abgedrückt hatte. Uebrigens verrieth ihm der Wuthblick, welchen ihm Zilling zuwarf, daß der Pfeil haftete. Der Special nahm sich gewaltsam zusammen.

„Wer einen rußigen Kessel anrührt", sagte er, „der beschmutzt sich. Es war thöricht von mir, mich auf offener Gasse mit Ihm in einen Streit einzulassen, Mußje. Das übrige wird nachfolgen,

verlaß' Er sich darauf. Seine Windbeutelei und all' Sein sündhaftes Treiben wird ein Ende mit Schrecken nehmen. Wehe dem, der da sitzet, wo die Spötter sitzen! Ja und Amen."

Sprach's, drückte den Dreimaster fest auf den Kopf, stampfte mit dem Rohr noch einmal bedeutsam auf den Boden und schritt mit aller Gravität, die er aufzuwenden hatte, über die Straße dahin.

Schubart brummte ihm noch einen Fluch nach; dann sagte er mit der Selbstgefälligkeit, in welcher er sich nicht selten gefiel:

„Hab' ich diesen Bruder Grobian nicht abgeführt und abgeschmiert, wie er es verdiente? War es nicht ein guter Einfall, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen? Und haben Sie, werther Freund und Gönner, nicht bemerkt, wie der dumme Mensch mit der Hand nach seiner Nase fuhr, auf welcher sich die Weinsteinquintessenz von einigen hundert Eimern Zehentwein abgelagert hat? Ich werde ein Gedicht darauf machen, ja, das werd' ich!"

Und im Vorgefühl der Befriedigung, die Leute auf Kosten seines zelotischen Feindes lachen zu machen, lachte der Poet jetzt selber laut auf.

Aber die Seele dieses Mannes war wie Kork, tanzend auf den Wogen der wechselnden Eindrücke.

Die nachdenkliche Miene Bechtolds, welcher schweigend neben ihm herschritt, während sie eine gegen die Stadtkirche zu hinaufführende Straße durchmaßen, machte ihn selber nachdenklich. Die Begegnung mit Zilling mußte schlimme Folgen für ihn haben, das konnte einem Zweifel nicht unterliegen. Das Wort ‚consilium abeundi oder Laufpaß, welches der Herr Special so nachdrücklich gebraucht, stieg wie eine drohende Wolke vor Schubart auf. Er

wußte, daß Zilling, welcher nach der Art der meisten lutherischen Kirchenlichter von damals die brutalste Orthodoxie nach unten mit der kriechendsten Servilität nach oben vereinigte, beim Herzog viel gälte und daß es daher dem beleidigten Würdenträger nicht schwer werden würde, eine Absetzung und Verweisung seines Verhöhners zuwegezubringen. Die Vorstellung einer Verweisung war aber besonders schrecklich für ihn, gerade jetzt, wo er sich in dem mit den lockendsten Blumen überdeckten Sumpfe des ludwigsburger Residenzlebens so wohlig umherbewegte. In das vorahnende Bedauern über die Einbuße so vieler Genüsse, in die er sich mit dem ganzen Feuer seines sinnlichen Naturells gestürzt, mischten sich jedoch auch edlere Gefühle. Das Bewußtsein, daß Zilling mit seinen Vorwürfen, wenn auch nicht in der Form, so doch in der Sache so ziemlich auf berechtigtem Boden stand, drückte einen scharfen Stachel in sein Herz. Er dachte an sein gutes und treues Weib, welches durch den leichtfertigen Wandel des Gatten von seiner Seite getrieben worden und die Kinder, welche Schubart so innig liebte, mit ins väterliche Haus nach Geißlingen genommen hatte. Er blickte im Geist nach dem idyllischen Bergstädtchen, wo er, wenn auch in beschränkten Verhältnissen, vordem das reine Glück seiner jungen Ehe genossen hatte. Für einige Augenblicke erfüllte ihn der Schmerz bitterster Reue so ganz, daß seine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. Er zerknitterte mit der Hand die vor seiner Brust hängende Maske, riß sie los und schleuderte sie weit weg, als wollte er damit ein Stück Vergangenheit von sich werfen. Zugleich schoß ihm der Gedanke durch die Seele, auf der Stelle den Special aufzusuchen, um, vor dem harten Manne reuevoll sich demüthigend, das Bedrohliche abzuwenden.

Ein neuer Eindruck verwischte diese Stimmung so rasch und noch rascher, als sie gekommen war.

Von rechts herüber klangen rauschende Töne kriegerischer Musik.

Schubart horchte, während sein Begleiter, noch immer mit dem vorhin stattgehabten Auftritt beschäftigt, zu ihm sagte:

„Die seltsame Scene mit Ihrem Vorgesetzten scheint Sie angegriffen zu haben, Herr Magister, und ich finde das sehr begreiflich."

„Bah", entgegnete Schubart leichthin, einem Gefühl falscher Scham nachgebend. „Es beißt nicht jeder Hund, welcher heftig knurrt und bellt."

„Hm, das dürfte in diesem Falle doch nicht so ganz zutreffen."

„Meinen Sie? — Aber hören Sie die Musik? Sie kommt von dem Platze vor der Orangerie. Sie fragten mich vorhin, wie doch unser Herzog die Gelder zu seinem Prachtleben aufzubringen vermöge, und ich versprach, Ihnen vielleicht noch heute einen seiner Prägestöcke zu zeigen. Das will ich jetzt. Sie werden sich wundern. Es ist ein rares Stück und ich habe ein besonderes Interesse, es mitanzusehen, denn Sie müssen wissen, daß ich das poetische und musikalische Beiwerk dazu geliefert. Kommen Sie!"

IV.

Die herzogliche Orangerie zu Ludwigsburg galt, jetzt verschwunden, zur Zeit des Glanzes dieser Stadt für eins der schönsten oder gar für das schönste Werk dieser Art in Europa.

Herzog Karl hatte einen lebhaften Sinn für reizende Gartenanlagen, und soweit der französische Geschmack, welcher den des Fürsten vollständig bestimmte und beherrschte, es zuließ, wurde bei Anlegung der Gärten, womit er seine Schlösser umgab, alles gethan, um die Reize der Natur ins rechte Licht zu stellen. Das dürfte der passende Ausdruck sein, denn der Triumph der Hortikultur der Rococozeit bestand bekanntlich darin, daß sie bei „Verschönerung“ der Natur dieselbe zu einer mit hoher Frisur, mit Schönpflästerchen, Poschen und Reifrock ausstaffirten Ballschönen machte oder, mit andern Worten, der französischen Regelrichtigkeit chinesisch-barockes Schnörkelwesen zugesellte. Eine freiere und naturgemäßere Auffassung der Gartenkunst hatte zwar zu jener Zeit in England platzgegriffen und war zugleich mit dem durch die bodmer-klopstock'sche Dichterschule propagirten Geschmack an englischer Literatur auch nach Deutschland herübergekommen, aber Herzog Karl wäre wahrlich der letzte gewesen, welcher sich es hätte einfallen lassen, die französischen Begriffe von Naturschönheit mit englischen zu vertauschen. Er war wie ein standhafter Verehrer von Boileau so ein nicht weniger standhafter von Le Notre.

In der ludwigsburger Orangerie konnte man sich plötzlich nach Italien versetzt glauben. Wenigstens hatte man da alles aufgeboten, um eine solche Täuschung hervorzubringen. Die ganze Anlage war das, was man heutzutage einen Wintergarten nennt, aber sie war ein Wintergarten im größten Stil. Der Besucher schritt durch Alleen von Orangenbäumen und wandelte zwischen Hecken von Myrten und Jasmin. In weiten Bassins entfalteten exotische Wasserpflanzen ihre Blüthenkelche, in riesigen

Volièren flatterten und kletterten farbenglühende Vögel der Tropenzone und in bizarr phantastischen Grotten spielten allerhand neckische Wasserkünste. Die thorhohen, bis zur Erde herabreichenden Fenster sahen auf einen freien Platz von bedeutender Ausdehnung und dieser, nicht das Innere der Orangerie, nimmt jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als Schubart und sein Begleiter auf dem Platze ankamen, fanden sie denselben sehr belebt. Die eleganten Besucher der venetianischen Messe hatten sich ebenfalls hierher begeben und unter den Fenstern der Orangerie gesammelt. Eins derselben war geöffnet und man erblickte in der weiten Oeffnung den Herzog, umgeben von einer Gruppe von Hofherren, die mit abgezogenen Hüten im Halbkreise hinter dem Gebieter standen. Gerade der Orangerie gegenüber war ein Regiment Infanterie aufgestellt, mit ängstlicher Genauigkeit nach dem preußischen Reglement uniformirt: in knappanschließenden Röcken mit zurückgehakten breiten Schößen, Sturmhauben von Blech, Halskrausen und Manschetten, langen weißgepuderten Zöpfen und schwarzgefärbten Schnurrbärten, mit Sack und Pack, wie zu augenblicklichem Ausmarsch bereit. Der Kommandant, Oberst von Hügel, hielt mit seinem Stabe zu Pferde vor der Fronte. Der Raum zwischen dem Regiment und der Orangerie war von Zuschauern gesäubert, um den Blick des Fürsten auf seine Soldaten nicht zu hindern, dagegen drängte sich eine neugierige Menge an beiden Seiten des Platzes.

Etwas abseits, an der Ecke der Straße, aus welcher die beiden Männer kamen, trafen sie den jungen Schiller wieder, welcher mit der ganzen Schaulust seines Alters auf die Scene

blickte und die bedrohliche Begegnung mit dem Herrn Special wahrscheinlich einstweilen vergessen hatte.

„So bist du auch da?“ redete ihn Schubart an. „Hat dich die Angst vor dem Special nicht nach Hause gejagt?“

Der Knabe versuchte zu lächeln, aber man konnte ihm wohl ansehen, daß der Titel Zillings gewisse mißliche Ideenverbindungen in ihm anregte.

„Was gibt's denn da, Fritz?“ fragte ihn Herr Bechtold.

„Das Kapregiment marschirt aus, Herr.“

„Das Kapregiment? Was ist denn das für ein sonderbarer Name?“

„Oh, gar nicht so sonderbar, werther Freund und Gönner“, bemerkte Schubart. „Das Regiment, ein Tausend tüchtige Bursche, geht nach Holland und von da nach dem Kap der guten Hoffnung, um dort gegen Hottentotten und Buschmänner und Kaffern zu fechten. Der Herzog, unser gnädigster Herr, hat es an die Holländer verkauft um gute vollwichtige Dukaten.“

„Wie?“

„Ich sagte Ihnen ja, der Herzog sei ein merkwürdiger Münzkünstler. Er liefert tausend Stück Unterthanen in die holländische Münze und erhält dafür ganze Säcke voll Dukaten zurück, ein zugleich sehr einfaches und sehr einträgliches Geschäft.“

„Und lassen sich diese Leute freiwillig also verschachern?“

„Die Minderzahl vielleicht, die Mehrzahl gewiß nicht; aber man hat hier zu Lande allerlei Mittelchen bei der Hand, auch der starrsten Widerwilligkeit den Anstrich von Freiwilligkeit zu geben — Aber bemerken Sie, wie sinnreich man die Waare gestempelt hat? Die Soldaten tragen zwar das wirtembergische

Wappen auf den Schilden ihrer Kaskets, über demselben jedoch das holländische, wie es auch unter solchen Umständen nur recht und billig ist. — Na, Fritz", fuhr der Poet zu dem Knaben gewendet fort, „hast du in deinem Plutarch auch schon so etwas gefunden?"

„Nein", entgegnete der Gefragte. „Griechen und Römer würden sich auch nicht haben verschachern lassen."

„Hast recht, Junge, aber sag's nicht laut! Wahrheit ist ein guter Hund, aber man schlägt ihn auf den Kopf, wenn er zu laut hinter dem Irrthum und dem Unrecht herbellt."

Der junge Schiller war vielleicht erst durch die Aeußerungen Schubarts und die Erinnerung an seinen geliebten Plutarch auf die eigentliche Bedeutung der Scene, die sich vor seinen Augen abspielte, aufmerksam gemacht worden. Tausend Menschen in die Fremde verhandelt wie eine Heerde Schafe! Die Empörung, welche diese Vorstellung in seinem Inneren wachrief, warf einen finsteren Schatten auf die blassen kühngeschnittenen Züge des Knaben.

Es wurde „Gewehr bei Fuß!" kommandirt und „Ruht!", worauf die steifgezirkelte Haltung des Regiments einer lässigeren wich. Die Offiziere traten zusammen, die Musikbande begann zu spielen und der Herzog ließ den Soldaten den Abschiedstrunk reichen. Lakaien und flinke Schenkmädchen glitten mit mächtigen Weinkrügen und vollen Gläsern durch die Glieder. Es gab da nicht wenige Soldaten, welche mit dem ganzen Leichtsinn ihres Wesens das Glas an den Mund setzten, den Kredenzerinnen einen derben Scherz zurufend; es gab aber auch andere, welche finster vor sich niederblickten und den Trunk verschmähten.

Schubart und Bechtold traten näher hinzu und der junge Schiller folgte ihnen.

Die Musik hatte eine lustige Tanzweise gespielt. Jetzt stimmte sie eine ernstere Melodie an.

„Aha", sagte Schubart selbstgefällig, „nun kommt mein Antheil an der Scene."

Und als ihn Herr Bechtold fragend ansah, setzte er achselzuckend hinzu:

„Herzog Karl liebt es, den Dingen einen künstlerischen Anstrich zu geben. Ich habe zum Abzuge des Kapregiments Verse und Musik geliefert — auf Bestellung. Da sehen Sie, werther Freund und Gönner, zu was allem ein deutscher Poet und Musiker sich brauchen lassen muß."

Die Musik präludirte kräftig, auf ein Kommandowort des Obersts fiel ein starker Chor von Männerstimmen ein und über den Platz hin scholl das schöne ‚Kaplied':

„Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika."

Die haltungslose Sanguinität Schubart's gab sich dabei in auffallendster Weise an den Tag. Für einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, daß es eine bittere Schmach, sein Talent zur Verherrlichung einer solchen Sache hergegeben zu haben; jedoch im nächsten Augenblick schon überwog die Freude des Künstlers an seinem Werk jedes Bedenken und er sang sein berühmtes Lied herzhaft mit.

Dieses war bis zu der Strophe gediehen:

„An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand
Und küssen sie — das sei der Dank
Für Deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

als eine furchtbare Unterbrechung stattfand.

Plötzlich krachte in einem der hinteren Glieder des Regiments ein Schuß. Ein wildes, wirres Aufschreien — ein Auseinanderstäuben der Linie — allgemeine Verwirrung. Die Offiziere eilten herbei, die Musik schnappte mit einem grellen Mißton ab. Dann löste sich der Knäuel von Soldaten und Zuschauern, welcher sich an der Stelle, wo der Schuß gefallen, augenblicklich gebildet hatte, und man sah einen der Kapkrieger mit gräßlich zerschmettertem Haupte todt auf dem Pflaster liegen, ganz nahe bei dem Orte, wo unsere drei Bekannten standen.

Der Unglückliche mußte sich die Mündung seiner Muskete in den Mund gesteckt und Mittel gefunden haben, das selbstmörderische Gewehr in dieser Stellung zu entladen. Ein Opfer, vielleicht der Verführung, vielleicht der Gewalt, hatte er diese Stunde gewählt, um mit Wegwerfung seines Lebens gegen jenen Menschenschacher zu protestiren, der, wie jedermann weiß, einer der größten Schandflecken der Geschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert war, wenn nicht der größte überhaupt.

„Strick ist entzwei und du bist frei!" sagte Schubart tief ergriffen und mit dem vollen Ausdruck seines leidenschaftlichen Gemüthes. „Der Sklave hat seine Fesseln für immer gesprengt, aber Wehe über die, welche ihn dazu getrieben."

Sein Blick schweifte zu dem Fenster der Orangerie hinüber

wo der Herzog stand. Man sah den Fürsten lebhaft mit den Herren seines Gefolges verhandeln, als ob er Erkundigungen einzöge, Befehle ertheilte.

Bechtold seinerseits betrachtete mit Erstaunen den jungen Sohn seines Jugendfreundes.

Der Knabe stand da, wie vom Donner gerührt. Todtblassen Antlitzes und mit weitgeöffneten Augen starrte er dem Leichnam des Soldaten nach, welcher jetzt von einigen seiner Kameraden rasch weggeschafft wurde. Eine furchtbare Bewegung hatte sich offenbar seiner bemächtigt und machte seine Stirne von großen Schweißtropfen perlen.

War über diese junge Seele einer jener feierlichen Momente gekommen, die, voll bittersten Schmerzes und höchster Weihe zugleich, ein Menschengeschick bestimmen? War in des Knaben Herz einer jener Blitze gefahren, die wie Offenbarungen Gottes zuweilen auf jeden niederzucken, aber nur in auserwählten Seelen eine unauslöschliche Flamme entzünden, eine unzerstörbare Begeisterung entfachen? Hatte zu dieser Stunde vor seinem inneren Auge zum erstenmal die ungeheure Kluft sich geöffnet, welche zwischen Freiheit und Sklaverei, Ideal und Wirklichkeit klafft? Oder durchbebte ihn gar eine dunkle Ahnung von jener befreienden Mission, zu deren Träger das Schicksal ihn auserkoren?

Die Stellung und Gebärde des Knaben erregte jetzt auch Schubart's Aufmerksamkeit.

„Was hast du, Junge?“ fragte er. „Was ist dir? Was sinnest Du?“

Der junge Schiller blickte auf und verstört um sich. Der Paroxysmus war aber noch nicht vorüber. Der Sturm, welcher

in seiner Seele wühlte, machte seine Lippen beben, seine Hände ballten sich krampfhaft und mit dem Blitz, welcher seinen Augen entfunkelte, brach zugleich aus seinem Munde der Aufschrei:

„In tyrannos!“

Dann wie erschreckt durch die Kühnheit seines Wortes und durch das verwunderte Aufschauen der Leute, schlug er, außer sich, die Hände über den Kopf und stürzte hinweg.

Schubart blickte ihm voll reger Theilnahme nach. Dann sagte er sinnend:

„Haben Sie das Gebaren des Jungen bemerkt, werther Freund?“

„Freilich, der Schrecken über das Gräßliche muß ihn furchtbar erschüttert haben. Er sah drein wie ein Wahnsinniger.“

„Ha, ich meine, ich habe in seinem Auge etwas anderes leuchten sehen als Wahnsinn, etwas wie der göttliche Funke, welcher in der Seele von Sehern und Propheten glüht. — In tyrannos! Armer Junge, du hast da ein Wort gesprochen, welches dich sehr groß, aber auch sehr unglücklich machen kann. Sonderbar, daß mir gerade jetzt einfallen muß, wo gelesen zu haben, das Blut der Opfer der Tyrannei treibe Riesen aus der Erde —“

Kommandoworte tönten über den Platz. Das Regiment ordnete sich, die Musik begann wieder zu spielen, als wäre nichts geschehen. Die Truppen sollten vor dem Herzog defiliren und setzten sich sofort in Marsch. Glied für Glied, Kompagnie für Kompagnie schritt über die kleine Blutlache weg, welche der Selbstmörder auf dem Pflaster zurückgelassen hatte. Dann schwenkte das Regiment, um unter den Fenstern der Oran=

gerie vorüberzumarschiren. Der Kommandant salutirte im Vorüberziehen mit Degenschwenken den Fürsten und rief: „Hoch Se. Durchlaucht!“ und „Hoch Se. Durchlaucht!“ riefen ihm die Offiziere und „Hoch Se. Durchlaucht!“ schrieen ihnen die Soldaten nach. Die Musik blies einen schallenden Tusch, dann fiel sie in eine muntere Marschweise und die Ziehenden stimmten Schubart's Lied „Für den Trupp“ an:

„Hell auf, Kameraden! Der krieg'rische Ton
Der Trommeln und Pfeifen ermuntert uns schon.
Frisch, schnallt den Tornister den Rücken herum
Und schickt euch zum Marsche, nur seht euch nicht um.

Denn Abschied von Freunden und Mädchen fällt schwer
Und weinen ziemt braven Soldaten nicht sehr;
Sie folgen gehorsam des Führers Gebot
Und rüsten sich freudig zum Abschied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab?
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Gibt's dorten nicht Wildpret, nicht Fische, nicht Wein?

Auch sagt man, es gebe von rosiger Laun'
Dort Mädels hübsch schwärzlich, hübsch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürsten nicht glücklicher sein.“

V.

„Fritz, lieber Fritz, was ist dir? Wo willst du hin?“

So rief in besorgtem, fast erschrecktem Ton eine einfach gekleidete Frau, welche nahe bei der Stadt auf der schnurgeraden Straße, die von der Residenz nach der Solitude hinaufführte, daherkam, dem jungen Schiller zu, welcher ihr vor dem Thore begegnete.

Mit auf den Boden geheftetem Blick war der Knabe nahe an sie herangestürmt, ohne ihrer gewahr zu werden. Die peinlichen Eindrücke des heute Erlebten hatten ihn aus der Stadt getrieben und vielleicht mehr instinktiv als mit Bewußtsein hatte er die Straße nach der Solitude eingeschlagen. Dort lebte ihm ja eine Mutter und eine Schwester, vor denen er sein Herz der Pein, welche es drückte, entlasten konnte.

Die Stimme der Rufenden machte ihn rasch aufblicken. Er sprang mit einem Satz über den Weg, warf sich mit dem Ruf: „Oh, Mutter, liebe Mutter!“ der Frau in die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Die Frau Hauptmännin, Elisabeth Dorothea Schiller, wie sie ihren Sohn so in den Armen hielt, ragte kaum um einen Zoll über den hochaufgeschossenen Knaben hinweg. Sie war also nicht groß, aber eine gewisse jungfräuliche Schlankheit und ein Ebenmaß der Glieder zeichnete die Matrone vortheilhaft aus. Sie hatte röthlichblondes Haar und eine Menge von Sommersprossen bedeckte ihr Gesicht, aber trotzdem machte dieses durch seine außerordentliche Milde einen sehr wohlthuenden Eindruck, welcher durch den seelenvollen Ausdruck der blauen Augen noch erhöht wurde.

Die Heftigkeit, womit der Sohn sie begrüßte, und sein Weinen würden die gute Frau noch mehr erschreckt haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß die ungemeine Erregbarkeit der Nerven ihres Kindes oft solche Ausbrüche veranlaßte, ohne daß denselben gerade ein Unglück zu Grunde zu liegen brauchte.

„Wer hat dir denn was gethan, Fritz?“ fragte die Mutter liebevoll, indem sie mit ihrem Tuch die Thränen des Knaben trocknete.

„Mir? Niemand“, entgegnete Fritz, so schnell sich fassend, als läge in der Mutterhand, welche seine Wangen streichelte, eine beruhigende magnetische Kraft. „Aber“, fuhr er fort, „ich habe etwas Schreckliches mitangesehen. Einer der Kapsoldaten hat sich so eben, beim Ausmarschiren des Regiments, auf dem Orangerieplatz vor den Augen des Herzogs erschossen.“

„Um Gotteswillen! was sagst du?“

„Was ich gerade vorhin gesehen. — Oh, Mutter ist das recht, kann das recht sein, daß ein Fürst die Leute verhandelt wie das unvernünftige Vieh und sie so zur Verzweiflung treibt?“

Man konnte es der Miene der Mutter leicht ansehen, daß sie die Entrüstung des Sohnes theilte. Aber sie bezwang sich und sagte:

„Fritz, der Herzog ist der Gesalbte des Herrn.“

„Aber Gott ist allgütig. Wie kann er solches geschehen lassen?“

„Mein Kind, die Wege Gottes sind unerforschlich. — Und höre, Fritz, wahre deine Zunge! Dein Vater ißt das Brod des Herzogs. Vergiß das nie!“

„Oh, Mutter, das ist bitter! Heute fühle ich das zum erstenmale — es ist schrecklich, von der Gnade eines Tyrannen abhängig zu sein.“

„Bst, bst! Lieber Fritz, laß mich oder andere nie mehr so ein Wort hören. Der Herzog ist der Herr; er kann thun, was ihm gefällt. Seid unterthan der Obrigkeit! sagt der Apostel.“

„Ja, so sagt der Special auch, aber im Alterthum, als die großen Männer Griechenlands und Roms lebten —“

„Auch damals, lieber Fritz, ist viel Gräßliches und Grausames geschehen, wie du mir ja aus deinen Geschichtenbüchern oft vorgelesen hast.“

„Aber es wurde gerächt, Mutter, mannhaft und blutig gerächt!“

„Die Rache ist mein, spricht der Herr. Es kommt ein Tag, mein Kind, wo für jegliches Rechenschaft gegeben werden muß. — Doch komm' jetzt. Ich habe Erlaubniß vom Vater —“

„Kommt er denn nicht in die Stadt?“

„Nein, er mußte in herzoglichen Geschäften nach Hohenheim hinüber. Aber er hat an seinen Fritz gedacht, und weil dein letztes Schulzeugniß so gut ausgefallen, hat er mir erlaubt, dir heute eine Freude zu machen, wie du dir schon lange gewünscht.“

„Oh, ich weiß, Mutter. Ich darf mit dir ins Theater, gelt?“ rief der Knabe aus, mit einem jener plötzlichen Uebergänge vom Schmerz zur Fröhlichkeit, welche dem kindlichen Alter so gut stehen.

Die Mutter nickte lächelnd.

„Und es soll den Vater auch gar nichts kosten“, fuhr der Knabe lebhaft fort, während er an der Hand der Mutter dem Stadtthore zuging. „Denke dir nur, ein fremder Herr, welcher mit dem Herrn Schubart ging und mir einen Gruß von dir ausrichtete, hat mir einen großmächtigen Maria-Theresia-Thaler geschenkt, einen ganzen! Da hast du ihn! So reich bin ich noch nie gewesen und da dacht' ich mir, daß ich nun auch mal dem Phinele*) eine rechte Freude machen könnt'. Es hat sich schon lange einen neuen Menteur**) gewünscht, weißt du? Für so

---

*) Zärtliche Abkürzung für Christophine, wie Schiller's ältere, zwei Jahre vor ihm geborene Schwester hieß.

**) Das bauschige Halstuch, welches neben dem Stelzschuh, dem Steifrock und der gepuderten Chignon-Frisur bis in die neunziger

einen Thaler kann man gewiß den allerschönsten kaufen und bleibt noch genug übrig fürs Theater. Denk' dir, sie spielen heut' die Dido von Jomelli. Das soll wunderschön sein, sagt der Fritz Hoven, der neulich das Stück hat sehen dürfen. Und was mich noch mehr freut, Mutter, Du kannst dann, wenn du heimkommst, den Leuten auf der Solitude sagen: Mein Fritz hat mich in die Oper geführt."

Die Mutter lächelte wieder, diesmal hochbeglückt. Wenn, wie gerade heute, der Feuergeist des Sohnes ihr zuweilen Besorgniß erregte, so wurde seine reine Herzensgüte stets wieder eine Quelle der Beruhigung für sie.

So saß sie denn, als ihre Geschäfte in der Stadt abgethan waren und der Abend gekommen, auf einer Bank des Opernhauses und freute sich des glänzenden Schauspiels vor ihren Augen. Frau Schiller war in hohem Grade mit Phantasie und einem natürlichen Verständniß des Schönen ausgestattet. Sie hat zwar niemals Verse gemacht, wie das früher ein Biograph ihres großen Sohnes dem andern gläubig nachgeschrieben, aber von jedem Hauch von Poesie fühlte sich ihre offene, lautere und fromme Seele warm angeweht. Sie verstand und theilte die Sympathie ihres geliebten Fritz, wenn ihr dieser in den Schulvakanzen die Lebensbeschreibungen der Helden Plutarchs vorlas, sie fühlte sich erhoben, wie er, von den glutvollen Ausströmungen der Psalmisten, welche der Knabe, gewohnt, sich als künftiger Prediger zu betrachten, zum Texte seiner feurigen Predigten zu nehmen liebte, gehalten von einem Stuhl herab, welchen ihm

Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein charakteristisches Merkmal des Damenanzugs blieb.

Schwester Christophine zur Kanzel zurichtete, nachdem sie ihrem Bruder ihre schwarze Schürze als einen Talar umgebunden. Und gar in den letzten Herbstferien, was hatte da für eine erhöhte, für eine poetische Stimmung in der kleinen Dienstwohnung der Schiller'schen Familie auf der Solitude geherrscht! Da hatte der Fritz Klopstocks Messias, ein Geschenk der Mutter seines Busenfreundes Hoven, aus der Residenz mitgebracht und den Seinen vorgelesen. Man muß sich in das Gefühl dankbarer Entzückung, womit diese Familie das epochemachende Werk des Messiassängers genoß, hineinversetzen, wenn man der Liebe gerecht werden will, womit alle Empfänglichen des vorigen Jahrhunderts die Schöpfungen unserer großen Dichter aufnahmen. Da war kein Deuteln und Mäkeln, da war die ganze Fülle und Naivität staunender Bewunderung und schwärmerischer Rührung. Da glaubte man noch an das Ideal und ließ sich von den Offenbarern desselben leicht und gern emporheben über den gemeinen Dunstkreis des Lebens. Selbst Vater Schiller, sonst so streng, aller Schwärmerei abhold und weltliche Poesie sehr gering achtend, war dem Reize der tiefen Herzensstimmung des großen Gedichts erlegen, das heutzutage nur noch eine literarhistorische Rarität ist. Nicht nur der biblische Gegenstand zog den frommen Mann an, der Seelenschwung des Dichters riß ihn fort und so erfuhr auch er die gewaltige Wirkung des Werkes. Und erst seine Frau und seine Kinder! Sie empfanden und wußten nichts von den Mängeln des Gedichts, sie fühlten nur, daß hier ein erhabener Geist von Erhabenem sang, daß hier ein großes Herz seine Begeisterung, seine Liebe und Milde in die Verse gehaucht. Sie lebten die Seelenkämpfe der edlen Portia mit, sie beteten

mit den Engelchören, sie zitterten vor der kolossalen Ruchlosigkeit Satans und weinten mit dem gefallenen, aber bereuenden Seraph Abbadonna.

Heute bot der Frau Hauptmännin die Kunst Bilder aus einer ganz andern Sphäre; aber wenn auch ihr schlichter Sinn in diesem Gewirre von blendenden Eindrücken sich nicht zurechtfinden konnte, so befähigte sie doch ihre Unbefangenheit hinlänglich, an den süßen Melodien sich zu ergötzen, und wurde ihre Freude verdoppelt und verzehnfacht durch das Entzücken, womit ihr Sohn an den Zaubereien der Bühne hing, die er heute zum erstenmal erblickte.

Das ludwigsburger Opernhaus, damals das größte in Deutschland, war von Herzog Karl mit unsaglichen Kosten und beispielloser Eile für seine Festzüge und großen Opern erbaut worden. Es stand in den sogenannten Anlagen hinter dem Schlosse. Nicht nur die für den Hof und seine Gäste bestimmten Logen, sondern das ganze Innere des Hauses war nach damaligem Geschmack mit Spiegelgläsern bekleidet, so daß die reiche Beleuchtung einen wahrhaft märchenhaft phantastischen Effect hervorbrachte. Licht und Glanz und Blendung, wohin man blickte. Der Herzog war anwesend, mit ihm sein Hof und die vornehmen Gäste, welche Ludwigsburg zur Zeit des Karnevals beherbergte. Die Logen funkelten von den Ordenssternen der Kavaliere und den Diamanten der Damen.

Man gab die von Metastasio gedichtete und von Jomelli komponirte Oper Dido. Der berühmte Maestro selbst saß vor dem Dirigentenpult, denn die herzogliche Oper war nicht nur in Beziehung auf das Haus, sondern auch auf das Kunstpersonal

kostspieligst ausgestattet. Italien und Frankreich, Spanien sogar, hatten um schweres Geld ihr künstlerisches Kontingent gestellt. Der Kastrat Aprile und die Sängerin Masi hatten die ersten Rollen inne. Das Orchester war aus lauter zum Theil weit berühmten Virtuosen zusammengesetzt. Da waren die Geiger Nardini, Lolli und Teller, der Hornist Rodolfi, die Oboisten Plas, ein Brüderpaar von jenseits der Pyrenäen. Und dann noch ein Ballet, welches Noverre leitete und in welchem Tänzer wie Lepi, Balletti und der „große" Vestris selbst auftraten, jener Vestris, welcher sein „Haus" mit dem „Haus Bourbon" auf gleiche Linie stellte und durch Summen, welche uns heute kaum glaublich vorkommen, vermocht wurde, seine kostbare Zeit zwischen Paris und Ludwigsburg zu theilen. Hierzu denke man sich die Wunder, welche die besten Dekorationsmaler und geschicktesten Maschinisten ersinnen und ins Werk setzen konnten, und die Pracht von scenischen Gruppirungen, zu welchen bis zu hundert Figuranten zumal verwendet wurden. Um alles mit einmal zu sagen, die heutige Vorstellung war eine jener Festopern des Karnevals, von denen jede den Herzog von Wirtemberg hunderttausend Gulden kostete.

Die glänzende Versammlung, die Pracht des Hauses, der Pomp der Scenerie, die Vereinigung von Poesie, Musik und Tanz in diesem musikalischen Drama übten auf Schillers junge Seele einen unbeschreiblichen Eindruck. Er verstand die italischen Recitative und Arien Metastasio's nicht, aber er kannte den Gegenstand der Handlung aus seinem Virgil. Eine neue, unbekannte, entzückende Welt that sich vor ihm auf. Die Flügel seiner Phantasie lüfteten sich, um ihn hineinzutra[illegible] in diese

Zaubergegenden. Mit ihrer ganzen Frische und Kraft nahmen seine Sinne diese wunderbaren Eindrücke auf. Er hätte bald laut weinen, bald laut aufjauchzen mögen. Wenn er sich im Verlaufe des Stückes bemühte, alles, was er sah und hörte, sich klar zu machen, bemächtigte sich seiner eine gemischte Empfindung. Dieser Knabe, bestimmt, das germanische Abstraktionsvermögen in höchster Potenz zu künstlerischer Anschauung zu bringen, begann zu dieser Stunde dunkel seinen Beruf zu ahnen. Der Dichter, der Künstler, der Gesetzgeber der Kunst regte sich in ihm, nicht im entferntesten bewußt, aber doch instinktiv. Er wußte nichts von den Gesetzen der Poesie und des Drama's, aber doch durchdrang ihn eine chaotische Empfindung, daß hier die höchsten Gesetze der Kunst nicht erfüllt würden. Und eins wurde ihm klar: die göttliche Macht des Genius, und wieder ein anderes: die hohe Mission des dramatischen Dichters. Oh, so von der Bühne herab zum Volke zu sprechen, mahnend, warnend, strafend, zündend! Jedesmal, wann der Vorhang wieder emporging, war ihm, als höbe sich zugleich der Vorhang vor seiner eigenen Seele und er erblickte dahinter etwas unbekanntes, geheimnißvolles, unnennbares, was ihn zugleich mit Staunen, mit Schrecken und mit Entzücken erfüllte. Es war die Erschütterung einer jungen Künstlerseele, die zum erstenmal unter dem Anhauch einer Kunstoffenbarung erbebt.

Aber eben weil die Seele des Knaben eine Künstlerseele war, flogen Licht und Schatten, Lust und Weh in raschestem Wechsel über sie hin. Dieses edle Herz hat selbstsüchtigen Genuß nie gekannt. Alle die humanen Anschauungen und weltweiten

Impulse, welche zur Höhezeit unserer Klassik in die herrliche Formel gefaßt wurden:

Wer die Sache der Menschheit als seine eigne betrachtet,
Hat an der Götter Geschäft, hat am Verhängnisse theil —

lagen als Keime in der Brust des jungen Schiller und harrten nur der Entwickelung. Jedes besondere ward ihm ein allgemeines, und je mehr sein Geist nach der Harmonie des Ideals dürstete, um so schmerzlicher fielen ihm die Dissonanzen der Wirklichkeit. Ach, er war schon nicht mehr jung genug, um mit souveräner Unbefangenheit dem Momente sich hinzugeben. Schon war die Fähigkeit des Sonderns, des Abwägens, des Vergleichens in ihm erwacht. Die sittliche Kraft, welche der Herzschlag seiner großen Zukunft werden sollte, bethätigte sich schon frühzeitig in ihm und zeigte ihm die Dinge auch von der Kehrseite. Mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung sah er den Maestro Jomelli seinen Taktirstock regieren, den Zauberstab, welcher diese Wunderwelt beherrschte. Aber dann fielen ihm auch die unheimlichen Sagen ein, die über den genialen Italiener umliefen, und wie derselbe zu Rom seinen Nebenbuhler, den Portugiesen Terradella, meuchlerisch erstochen habe. Er wußte noch nichts von der Macht der Leidenschaften und so konnte er sich einen wahren Künstler nur vorstellen, rein wie die Seraphim Klopstocks, getragen von den erhabensten Gefühlen. Und wenn er die Blicke auf die Prachtloge des Herzogs richtete, da verband sich mit der Vorstellung von diesem Erdengott immer und immer wieder die Erinnerung an das, was er heute auf dem Orangerieplatz erlebt. Er sah die verkauften Kapsoldaten, hörte den selbstmörderischen Schuß fallen, sah den Unglücklichen blutend auf

dem Pflaster liegen. Dann meinte er, ein ungeheurer Trauerflor rolle über die Bühne herab und lege sich bleischwer über das ganze von Lichtern funkelnde Haus. Er hörte die erstickten Klagen der Mütter, die verzweifelnden Flüche der Väter, denen man mit List oder Gewalt die Söhne entrissen hatte, um sie in einer Wildniß jenseits des Meeres elend umkommen zu lassen. Dieser Glanz, dieser Prunk und Pomp, mit wie viel Jammer, mit wie viel Thränen und Verwünschungen war das alles erkauft! Was für ein tausendstimmiges Echo des Elends antwortete von draußen diesen schmelzenden Melodien, welche die Seele in wollüstigen Schlummer zu wiegen trachteten! Der arme Knabe wurde traurig im tiefsten Herzen. Seine Mutter bemerkte mit Befremden, daß seine Augen nicht mehr vor Freude stralten, sondern daß seine Brauen finster zusammengezogen waren; aber sie ahnte nicht, sie konnte nicht ahnen, welchen gewaltigen Einfluß die Erlebnisse dieses Tages, dieses Abends auf die künftige Laufbahn ihres geliebten Kindes haben würden.

VI.

Die theatralischen Vorstellungen pflegten damals bedeutend früher zu beginnen als heutzutage und so blieb nach Beendigung derselben noch Zeit genug zu geselligen Zusammenkünften. Das Haus des Generals von Wimpfen versammelte zu jener Zeit an Gesellschaftsabenden alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anspruch machen konnte, namentlich auch Künstler und Gelehrte, denn die Frau vom Hause und mehr noch ihre Schwägerin, Frau von Königseck, gefielen sich sehr im Umgang mit Männern, die

der Kunst und Wissenschaft ergeben waren. Die mächtige geistige Strömung des Jahrhunderts hatte manche sociale Schranke niedergerissen oder wenigstens überflutet, und da in jenen Tagen die höheren Stände sich es zur Ehre schätzten, zu den Aufgeklärten und Vorschreitenden zu gehören, so stand die Aristokratie der Geburt und des Besitzes, soweit sie überhaupt der Bildung der Zeit theilhaft, der Aristokratie des Geistes noch nicht mit Mißtrauen oder gar mit Haß gegenüber. Damals, wo alle Kreise der Gesellschaft von dem Sturm und Drang, welcher in die Zeit gefahren, mehr oder weniger erfaßt waren, hätte man die Konservirung mittelalterlicher Vorurtheile sehr lächerlich gefunden. Wir sagen damit nicht, daß in gewissen Schichten diese Vorurtheile damals gar nicht vorhanden gewesen wären, sondern nur, daß man sich wohl hütete, in Hegung derselben ein Verdienst zu setzen. Vorwärts! war die allgemeine Losung jener Zeit, und wem sie nicht Sache des Herzens war, dem war sie wenigstens Sache des guten Geschmacks. In Wahrheit, selbst solche, welche den Ideen der Aufklärung und Humanität nur als einer Mode des Tages huldigten, würden sich nicht erkühnt haben, zu glauben, daß nach hundert Jahren in der vornehmen Welt die „Umkehr" zu altem und ältestem Unsinn Mode werden könnte.

Da heute kein großer Empfangsabend war und der General bei Hofe soupirte, hatten sich nur die vertrauteren Hausfreunde im wimpfen'schen Salon eingefunden und unterhielten sich, in Erwartung der Generalin und ihrer Schwägerin, mit Rekapitulation der Scherze und beziehungsweise der Skandale, welche der heurige Karneval gebracht. Schubart, ein hier sehr oft und sehr gern gesehener Gast, und die schöne Baronesse von Türkheim, eine

seiner vornehmen Klavierschülerinnen, waren unerschöpflich im Vorbringen von allerlei Schnurren, über welche der dicke Bibliothekar Uriot, welcher die Feste Herzog Karls im breitspurigsten Kanzleistil beschrieben hat, sich vor Lachen ausschütten wollte. Die Krone dieser Geschichten war die eines Abenteurers, welcher wenige Tage zuvor mit dem Vorgeben, er würde ein Kanonenkoncert geben, das heißt, durch Losschießen kleiner Kanonen von verschiedenem Kaliber Melodieen hervorbringen, den guten Bewohnern der Residenz eine hübsche Summe Geldes aus den Taschen gelockt hatte und dann damit verschwunden war, ohne die Ohren der Betrogenen mit seiner ungeheuerlichen Musik zu erfreuen. Derartige freche Geniestreiche gehörten, wie jedermann weiß, keineswegs zu den Seltenheiten in jenen Tagen, wo die Gesellschaft nicht nur von Aufklärern, sondern auch von Wundermännern wimmelte und die Industrieritterschaft eine Bravour entwickelte, die kaum glaublich wäre, wenn wir in unserer eigenen Zeit nicht vielfach eine ähnliche gesehen hätten.

Ein Diener öffnete die Flügelthüren des Salon und die Versammelten stellten sich in zierliche Parade, um die Damen vom Hause zu begrüßen. Das war ein leises Knarren der Schuhe mit hohen Absätzen auf dem blanken Parkett, ein Rauschen der Seidenkleider und Sammetröcke, ein Nicken und Neigen der bizarr geformten Damenfrisuren, ein spaßhaftes Schwänzeln der Herrenzöpfe, abgemessene, menuettartige Bewegungen, devotes Chapeauschwenken, anmuthiges Fächerspiel. So eine Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts war von der tristen Uniformität unserer jetzigen Versammlungen weit entfernt. Der farbenhelle Luxus des Männerkostüms und der bei aller Barockheit dennoch

graziöse Frauenputz boten, verbunden mit dem reichvergoldeten Schnörkelwerk des Mobiliars, einen Anblick dar, dessen Glanz und Reichthum durch die verschwenderisch in die Wände eingelassenen großen Spiegel bei heller Beleuchtung märchenhaft vervielfacht wurde.

In den beiden Damen, welche die Begrüßungen ihrer Freunde und Freundinnen erwiderten, konnte man ohne Gesuchtheit die Manieren, Ideen und Strebungen von damals verkörpert finden. Die Generalin, eine noch frische, lebhafte Brünette, repräsentirte in ihrer ganzen Erscheinung den französischen Konversationsstil, die nach Pariser Mustern geformte Eleganz der exklusiven Societät, mit Beimischung jedoch einer guten Dosis Bonhomie. Ihre Schwägerin dagegen, Frau von Königseck, in ihrem Aeußern eine schöne Blondine mit schmachtenden Veilchenaugen, war in ihrem Innern lauter Güte, Idealität und Empfindsamkeit, ein vollkommener weiblicher Typus der Werther- und Siegwartsperiode, wo „Ossian den Homer verdrängte" und mit Freundschaftschwärmerei ein so überschwänglicher Luxus getrieben wurde.

„Ah, das ist also der vom Himmel gefallene Engel?" rief die Baronesse Türkheim aus und bemächtigte sich eines etwa sieben- oder achtjährigen Mädchens, welches an der Hand der Frau von Königseck in den Salon gekommen war.

Während die Baronesse das Kind mit stürmischen Liebkosungen überschüttete und die Generalin für den alten General Bouwingshausen, einen hartnäckigen, wenn auch mehr als halbtauben Lebemann, für den dicken Bibliothekar und zwei Damen von etwas zweideutigem Alter, deren Gesichter einen großen Aufwand von

Schminke und Schönpflästerchen zeigten, den Whisttisch ordnete, sah Schubart fragend auf das Kind und dann auf die Frau von Königseck.

„Nicht wahr, es ist wirklich ein Engel?“ sagte die blonde Schöne mit jenem flötenden Lispeln, welches damals eine unerläßliche Eigenschaft einer sentimentalen Dame war, bei dem weichen Alt der Fragerin jedoch ganz allerliebst klang.

„In der That, Gnädigste“, versetzte der Poet, „man könnte wähnen, das Kind sei wirklich vom Himmel gefallen. Es ist ja ein wahres Wunder von Schönheit und dabei hat es so etwas Seltsames, Fremdartiges, ich möchte sagen Abenteuerliches“ —

„Warum nicht gar etwas Zigeunerhaftes?“ bemerkte die hinzugetretene Generalin lachend. „Aber das muß ich sagen“, fuhr sie fort, mit Schubart und ihrer Schwägerin in eine Fensternische tretend, „unser Herr Poet hat eine feine Nase. Er wittert sogleich Ungewöhnliches. Rathen Sie einmal, woher der schöne Fremdling komme.“

„Das zu errathen vermag ich nicht. Aber“, setzte Schubart hinzu, einen zugleich ehrfurchtsvollen und feurigen Blick auf Frau von Königseck heftend, „ich begreife, daß er kam. Wo schon Engel wohnen, kehren andere ein.“

„Schmeichler Sie! Sehen Sie doch, wie meine Schwägerin erröthet. Aber das muß ich sagen, die deutschen Poeten scheinen den französischen allmälig einige galante Komplimente abzulernen, wenn auch sonst nicht viel anderes. Indessen kann ich nicht umhin, Ihre poetische Schwärmerei mit etwelcher Prosa zu versetzen, wenigstens in Beziehung auf das Kind, welchem unsere gute Türkheim dort mit ihrer Zärtlichkeit so beschwerlich fällt. Lauretta —“

„Lauretta?“

„Nun ja, so heißt sie. Lauretta ist keineswegs vom Himmel gefallen, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes hinter einer Hecke aufgelesen worden, und zwar in ziemlich unsauberer Gesellschaft. Haben Sie denn nicht von der Strolchenbande gehört, deren Nest man neulich im Schurwalde droben ausgenommen?“

„Doch, meine Gnädige; aber wie —“

„Fragen Sie nicht zuviel; ich dürfte Ihnen nicht antworten. Es ist“, fuhr sie mit schelmischem Lächeln fort, „so zu sagen ein Staatsgeheimniß.“

„Ein Staatsgeheimniß?“

„Ja, wenn Sie wollen. Sie wissen doch, Ludwig der Vierzehnte pflegte zu sagen: L'état c'est moi.“

„Aha, gnädige Frau, jetzt bin ich auf der Spur.“

„Meinen Sie? Aber haben Sie die Augen des Kindes bemerkt?“

„Freilich. Wie ist mir denn? Es fiel mir sogleich eine frappante Aehnlichkeit mit — mit —“

„Wir wollen bei den Augen des Kindes stehen bleiben. Es sind —“

„Durchlauchtige Augen, meine Gnädigste.“

„Schlaukopf Sie! — Aber haben Sie nie von der schönen Sängerin und Tänzerin Pastori aus Palermo gehört?“

„Doch, sie beherrschte vor Jahren die herzogliche Oper und das Ballet und —“

„Und?“

„Und trug auch für eine Weile blaue Schuhe.“

„Boshafter Mensch, was Sie nicht alles wissen! — Nun, die Pastori hieß Laura, man nannte sie aber gewöhnlich Bella und mit vollem Recht. Es war ein schönes, aber wildes Geschöpf. Jetzt ist sie todt und elend genug war ihr Tod."

„Und dieses Kind?"

„Fragen Sie nichts mehr! Alles, was ich weiß, ist, daß eine Person, deren Wünschen die Frau des Generals Wimpfen nachzukommen hat, mir dieses Kind anvertraut hat, bis die Einrichtungen zur Eröffnung der Ecole des Demoiselles im alten Schlosse in Stuttgart vollendet sind. Dorthin soll dann Lauretta."

„Wie, in die weibliche Abtheilung der Sklavenplantage?"

„Pfui, wer darf so von einem Institut sprechen, welchem die würdige Majorin von Seeger vorstehen wird."

„Allen Respekt vor dem Herrn von Seeger auf der Solitude und auch vor seiner Frau Gemahlin. Aber dieses pädagogische Experimentiren ist mir nun einmal in der Seele zuwider. Der gute Rousseau! Es sind jetzt zehn Jahre her, seit sein ‚Emil' erschien. Wenn er die pädagogische Seuche geahnt hätte, welche dieses Buch grassiren machte und macht, er würde das Manuskript sicherlich ins Feuer geworfen haben."

„Aber lieber Freund", sagte Frau von Königseck sanft, „der Segen, welchen die neuen Erziehungsgrundsätze verbreiteten, ist doch zu groß und schön, als daß Sie Ihre Augen im Ernst davor verschließen wollten."

Schubart wollte antworten, allein seine und der Damen Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick durch das fremde Kind abgezogen.

Es war begreiflich, daß die lebhafte und zärtliche Frau von Türkheim an Lauretta großen Gefallen fand. Das Kind war wirklich wunderbar schön. Seine elfenhaft zarte und feine Gestalt lief in einen Kopf von edelster Form aus. Außerordentlich reiches und feines Haar, schwarz und von einem bläulichen Schimmer überhaucht wie die Fittige des Raben, fiel ihm auf die Schultern nieder und rahmte ein Gesichtchen ein voll Kraft zugleich und Anmuth. Die Wölbung der Stirne, der Schnitt von Mund, Nase und Kinn, der Schwung der dunkeln Brauen, alles war vollendet und aus dem Marmorweiß dieses Gesichts stralten große blaue Augen —

„Wie Alpenblumen leuchten aus dem Schnee."

In Wahrheit, diese Augen konnten mit nichts passender verglichen werden als mit dem dunkeln und intensiven Blau der Genziane, welche in den Hochalpen hart neben dem Gletschereise blüht. Oder auch glichen sie, die Farbe abgerechnet, den Augen von einem gefangenen Reh. Gerade so scheu und wildmelancholisch wie diese blickten sie.

Das Kind ließ sich die Liebkosungen der schönen Baronesse gefallen, ohne sie zu erwidern. Ja, die Generalin hatte sogar richtig gesehen, wenn sie bemerkte, daß diese Zärtlichkeiten dem Gegenstand, an welchen sie verschwendet wurden, lästig seien. Lauretta entzog sich zu verschiedenen malen widerwillig den Armen der zärtlichen Dame und wollte dieselbe durchaus nicht küssen. Es war überhaupt etwas störriges in dem Kinde. Man merkte, daß es ihm höchst unbehaglich sei. Erst als die Baronesse Lauretta an den wiener Flügel zog, welcher im Salon stand, und mit geübter Hand eine muntere Melodie anschlug, wurde

das Kind zahmer und ließ seine spröde Zurückhaltung allmälig fahren. Man sah, wie es die Töne mit Entzücken einsog.

„Kannst du singen, Schätzchen?“ fragte die Baronesse.

Lauretta nickte.

„Ach, so sing' mir doch einmal eins! Willst du?“

Die Kleine ließ sich nicht lange bitten. Mit einer Stimme, frisch, voll und klar wie Lerchenschlag, sang sie:

„Bei der Windmühl'
Geht der Weg 'naus,
Nacher Mannheim —
In das Zuchthaus —“

Ein schallendes Gelächter vom Spieltisch her unterbrach die Fortsetzung dieses damals sehr bekannten Gaunerliedchens. Auch die Baronesse, die Generalin und Schubart lachten. Frau von Königseck jedoch lächelte bloß flüchtig und schlug dann die Augen schwärmerisch zur Decke auf, als betete sie zu Gott um Rettung dieser jungen Seele.

Lauretta aber wurde durch diese unerwartete Wirkung ihrer Kunstleistung wieder vollständig verschüchtert oder vielmehr völlig störrig gemacht. Sie zog die Brauen zusammen, warf den kleinen Mund trotzig auf, ergriff Frau von Königseck, zu welcher sie das meiste Vertrauen zu haben schien, bei der Hand und sagte kurz und trocken:

„'s ist Leili*), ich will johschen**) gehen.“

„Fi done, Lauretta“, versetzte die Generalin, „sprichst du

*) Nacht.

**) Schlafen.

schon wieder dein affreuses Jenisch? Sprich doch lieber italienisch; du kannst es ja, wenn du willst."

Das Kind schaute die Sprecherin zornig an mit seinen wildschönen Augen.

„Dormire! Dormire!" rief es dann, mit seinen Füßchen aufstampfend.

Die Damen setzten sich, nachdem eine Dienerin das Kind weggebracht hatte, um einen Tisch, auf welchem eine kleine Kollation aufgestellt war, und baten Schubart, ihnen Gesellschaft zu leisten, da auf die Spieler am entgegengesetzten Ende des Zimmers nicht zu rechnen war. Der Thee übte über die Abendgesellschaften von damals, wenigstens in Süddeutschland, noch lange nicht seine spätere souveräne Herrschaft, und wenn auch der Theekessel auf dem Tische summte, so war es doch etwas selbstverständliches, daß die Generalin ihrem poetischen Hausfreund sofort ein Glas Rheinwein einschenkte, von einer Sorte, welche er, wie sie wußte, mit besonderem Behagen trank. Dabei sagte sie:

„Eigentlich sollte ich Sie zur Strafe des Ihnen verhaßten Theetrinkens verurtheilen, lieber Freund, weil Sie mir mit Ihrem Klopstock einen so argen Possen gespielt haben."

„Einen Possen, gnädige Frau?"

„Nun ja, als Sie mir neulich die Leistungen der deutschen Poeten so überzeugend anpriesen und mir in hellster Begeisterung den ‚Messias' zum Lesen empfahlen, da meinte ich, es müsse doch etwas dahinter sein, denn Sie gelten ja hier in Sachen des Geschmacks für ein Orakel. Wenigstens", setzte sie schalkhaft hinzu, „meine Schwägerin Königseck nimmt Ihre Aussprüche

so gläubig hin, als kämen sie direkt von dem Dreifuß zu Delphi."

Schubart warf einen feurigen Blick auf die schmachtende Blondine, welche über und über erröthete und in einer Weise die Augen niederschlug, die dem leidenschaftlichen Manne unbeschreiblich wohlthat.

„Aber, meine Liebe", sagte Frau von Königseck, ihre Verlegenheit bemeisternd, „du hast doch die ersten Gesänge des Messias mit Interesse gelesen."

„Sage, mit Ungeduld", entgegnete die Generalin. „Ich meinte, es müsse doch endlich zu einer Verwickelung, zu einer Passion, kurz zu etwas rechtem und klappendem kommen, aber da fand ich mich schön angeführt! Mir verging der Athem in dieser dünnen Luft einer Erhabenheit, welche im überirdischen Blau umhernebelt, und ich wurde ganz dumm von dem ewigen Singsang der Engel und Heiligen. Das sind fürchterlich langweilige Geschöpfe."

„Will ich aufrichtig sein", bemerkte die Baronesse Türkheim, „so muß ich sagen, daß mir es mit der Lektüre des berühmten Gedichtes nicht besser ergangen. Ich gestehe sogar, daß die einzige Figur darin, welche mir ein lebhafteres Interesse abgewann, der — Gott steh' mir bei! — nun ja, der Satan war."

„Lästerung!" lispelte die Königseck.

„Da lobe ich mir doch die Franzosen", sagte die Generalin. „Bei Ihnen steht man stets auf festem Boden und kann die brillanten Feuerwerke ihres Esprit mitansehen, ohne fürchten zu müssen, plötzlich in der leeren Luft zu schweben."

„Das, meine Gnädigste", warf Schubart ein, „riskirt man

bei den französischen Poeten allerdings nicht, dagegen kann man bei denselben gelegentlich recht tief in die Gosse fallen. Uebrigens haben wir einen deutschen Dichter, der an Esprit, Witz und Grazie kecklich mit den Franzosen wetteifern kann; aber freilich, er ist nur ein Schwabe und der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande."

„Sie meinen wahrscheinlich Wieland. Mein Mann liebt ihn sehr, ich jedoch kenne seine Sachen nicht und ich habe die Gräfin von Hohenheim sagen hören, er sei abscheulich indecent."

„So", entgegnete der Poet gereizt, „die Donna Schmerg — bitt' gehorsamst um Entschuldigung — die Gräfin von Hohenheim findet Wieland indecent? Oh gewiß, ihr steht es an, sich über seine Indecenz aufzuhalten! Du lieber Gott, wie doch unsere Vornehmen sind! Was ein Gresset, ein Grecourt, ein Voltaire ausgehen läßt, und wäre es auch eine ‚Pucelle', das alles findet man löblich über alle maßen; sagt aber ein Deutscher dasselbe, nur harmloser, besser und vielleicht auch graziöser, so schreit man über Indecenz."

„Ei, wer schreit denn?" sagte die muntere Baronesse. „Nur die Duckmäuser. Ich verhehle es gar nicht, daß ich mich an Wielands komischen Erzählungen höchlich und herzlich ergötzt habe."

„Es lebe Ihre Aufrichtigkeit!" versetzte Schubart. „Indessen bin ich ein zu warmer Klopstockianer —"

„Oh Klopstock!" flüsterte Frau von Königseck mit zartem Enthusiasmus und warf dem Poeten einen dankbaren Blick zu.

„Ja, ich bin ein zu warmer Klopstockianer", fuhr Schubart fort, sich geschmeichelt verbeugend, „um nicht der Meinung zu

sein, daß der hochbegabte Wieland einen falschen Weg eingeschlagen. Zwar das ist sein Verdienst, sein großes Verdienst, daß er uns Deutschen bewies, man könne in deutscher Sprache die Franzosen in ihrer eigenen Manier übertreffen. Allein diese Manier ist an und für sich eine falsche. Wir müssen aus der Konvenienz und aus dem Regelzwang zurück zur Freiheit, zur Natur, Ursprünglichkeit. Die Engländer, ein Milton, ein Thomson, haben uns die richtigen Wege gezeigt und nicht vergebens. Die schweizerischen Kritiker, ein Bodmer, ein Breitinger, haben den großen Pedanten und Mistifax in Leipzig, den Gottsched, diesen Schildhalter der Gallomanie, aufs Haupt geschlagen. Der Sänger des Messias ließ uns darauf in erhabenen nnd herzergreifenden Tönen vernehmen, wie die deutsche Dichterharfe klingt, wenn der Sturm wahrer Begeisterung sie durchfährt. Unser Lessing seinerseits zeigte mit seiner tiefeinschneidenden Kritik, wo es unserer Literatur noch fehlt und wie ihr zu helfen ist, und der fordernden Theorie die erfüllende Praxis gesellend, gab er uns das erste vollendet schöne deutsche Drama, die ‚Minna von Barnhelm'. Nun regt es sich strebend und schaffend an allen Ecken und Enden Deutschlands. Der feurige Herder tritt in die Fußtapfen Lessings; in Göttingen hat sich ein Kreis von begeisterten Jünglingen zusammengethan, die sich an ihrem hochverehrten Meister Klopstock zum edlen Dichterberuf heraufbilden; in den Rhein- und Maingegenden ist eine andere Genossenschaft von jungen Poeten thätig und ich habe mir sagen lassen, daß besonders von einem dieses Kreises, einem gewissen Goethe aus Frankfurt, Großes zu erwarten sei. Käme nur allen diesen Strebungen überall die rechte Empfänglichkeit entgegen! Aber daran fehlt es leider nur zu sehr."

Frau von Königseck hörte dem eifrigen Sprecher mit großem Wohlgefallen zu, die Generalin unterdrückte ein leises Gähnen, die Baronesse bemerkte:

„Sie sprechen vortrefflich, mein theurer Lehrer und Freund. Aber Sie wissen, ich habe die traurige Eigenschaft, ernste Gespräche in die Länge nicht ertragen zu können. Bitte, machen Sie uns ein Bißchen Musik. Ich weiß, Sie haben mehrere neue Lieder gedichtet und komponirt — bitte, lassen Sie uns eins derselben hören.“

Die lebhafte Schöne zog den nur leicht Widerstrebenden schmeichelnd zum Flügel. Die Generalin und ihre Schwägerin folgten.

Schon das erste Anschlagen der Tasten verrieth den Meister. Er spielte einige Stücke mit herzgewinnendem Ausdruck, ging dann in eine gefühlvolle Melodie über und begleitete damit den Vortrag des zartesten seiner Lieder:

„Wenn aus deinen sanften Blicken
Wonne für mein Herze fließt
Und dein holder Mund Entzücken
In mein Innerstes ergießt:
Oh, so tadle nicht die Triebe,
Die dein Reiz in mir erregt,
Du verachtest sonst die Liebe,
Die sich schwer zu rächen pflegt.

Lange streitet in der Stille
Die Vernunft und Leidenschaft —
Seh' ich dich, so wird mein Wille
Und mein Vorsatz hingerafft.
Oh, dies Zweifeln, dies Bemühen
Raubt mir alle meine Ruh'.

Soll ich hoffen, soll ich fliehen?
Wenn ich liebe, lieb' auch du!"

Das Auge des kühnen Mannes haftete, als er so sang, brennend auf dem Antlitz der Frau von Königseck.

Die Generalin, während ein Lächeln des Spottes flüchtig ihre Lippen kräuselte, stieß die Baronesse mit dem Ellenbogen an und blickte auf ihre Schwägerin, welche sich hastig und erröthend abwandte.

Dieses Abwenden der geliebten Frau, dieses Lächeln der Generalin schnürte Schubarts Herz zusammen. Er wurde blaß, brach sein Lied ab, ras'te wild in die Klaviatur, sprang dann plötzlich auf, daß die Saiten in einem gellenden Mißton auszitterten, und stürmte ohne Wort und Gruß wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer.

VII.

Der leidenschaftlich bewegte Dichter durchrannte mehrere Straßen, unbekümmert, wohin seine Füße ihn trügen. Er befand sich in einem Zustande qualvoller Erregung und da suchte und fand er in heftiger körperlicher Bewegung einige Linderung. So war er auf die von der großen Allee eingefaßte Straße gekommen, als er plötzlich auf den würdigen Herrn Bechtold stieß, welcher bei einem Bekannten zu Nacht gespeist hatte und jetzt nach seinem Quartier im Gasthause zum Waldhorn hinunter wollte. Schubart schloß sich dem Deutsch-Amerikaner nach flüchtiger Begrüßung an und die beiden gingen schweigend mitsammen den stillen, mondhellen Weg hin.

Bechtold merkte zwar bald und unschwer, daß sein Begleiter

die Beute einer außerordentlichen Bewegung sei. Schon der hastige, unstäte Gang des Poeten und sein wildes Hin- und Herwerfen der Arme verrieth das. Aber Bechtold hatte von den Yankees, wenn auch sonst vielleicht manches, jedenfalls nicht ihre zudringliche Neugierde gelernt. Und im übrigen hatte er auch gar nicht nöthig, Fragen zu thun. Der Tumult in Schubarts Innerem mußte sich einen Ausweg brechen.

„Herr und Freund“, hob der Dichter an, wild, fast schreiend, „ich sage Ihnen, es ist mehr, als Fleisch und Blut erträgt, ich kann es nicht mehr aushalten! Mein Kopf schwindelt, mein Herz zittert und unter mir brennt der Boden. Ich bin ein Taugenichts, ein Narr, ein schlechter Kerl, ja, ein ganz schlechter Kerl! — Oh, mein armes gutes Weib! Meine armen Kinder! — Alle Kraft dahin, aller Wille verbraucht! — Oh, ewiger Gott, erbarme dich meiner! — Ja, ich sagte es: der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß fort von hier, weit fort — muß mich der berauschenden und verzehrenden Atmosphäre dieser Zauberin entreißen, deren Blick mein Herz zu Asche glüht, vielleicht ohne daß sie es weiß, ohne daß sie es ahnt. — Ach, die Weiber, die Weiber! Fluch über sie und dreimal Fluch! — Bin ich nicht der elendeste der Sterblichen? Sagt, Herr, bin ich es nicht? — Ich habe unsagliche Thorheiten begangen, bin in beständigem Rausch durch das Labyrinth der Sünde geirrt. Und nun zeigt mir der Engel der Reue mit seinem flammenden Schwert ein Paradies, welches ich nie betreten soll. Oh, bitter, bitter! — Aber meine hiesige Stellung ist unhaltbar geworden, ich muß weit weg, fort, fort! Wohin soll ich meine Schritte lenken, um in Elend zu sterben? Wo wird der ewige Richter

meinen Ruf erhören: Ihr Berge fallet über mich und ihr Hügel decket mich zu!"

Der unglückliche Mann hatte diese Klage und Selbstanklage unbeschreiblich rasch und heftig hervorgesprudelt. Jetzt lehnte er sich erschöpft an einen Baum und schluchzte wie ein Kind.

Herr Bechtold hatte während seiner kurzen Bekanntschaft mit Schubart schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Zeuge leidenschaftlicher Ausbrüche desselben zu sein. Allerdings so ganz aus Rand und Band, wie heute, hatte er ihn noch nicht gesehen; allein er hielt es auch jetzt für das Räthlichste, den Anfall einigermaßen vertoben zu lassen, bevor er sich einmischte. So blieb er denn eine Weile schweigend neben dem Dichter stehen. Dann nahm er ihn theilnehmend bei der Hand und führte ihn weiter, indem er sagte:

„Beruhigen Sie sich, lieber Schubart. Ihre lebhafte Phantasie malt Ihnen die Dinge zu grell. Freilich kann und will ich Ihnen nicht verschweigen, daß auch ich glaube, Ihre Situation am hiesigen Orte sei eine bedenkliche und unhaltbare; aber ich meine, gerade dieser Umstand müsse eine heilsame Wendung Ihres Geschickes herbeiführen."

Schubart legte seinen Arm in den des Freundes und gewann im Weitergehen allmälig seine Fassung wieder. Die ruhige, aber herzliche Theilnahme, welche aus den Worten des würdigen Mannes sprach, that ihm wohl.

Bechtold fuhr fort:

„Wenn ich offen sein soll, so muß ich sagen: ich beklage nicht so fast die Unhaltbarkeit Ihrer äußerlichen Stellung als vielmehr Ihre innerliche Zerfahrenheit. Ich beklage diese um

Ihrer selbst und um unseres Landes willen, welchem Ihre reiche Begabung zu gute kommen sollte. Sie verzetteln Ihre schönen Talente hier unter den Hofleuten, Künstlern und Komödianten, ohne am Ende höhere Anforderungen zu befriedigen. Mir scheint, Sie haben Ihre wahre Bestimmung noch gar nicht begriffen und erfaßt, und wenn Sie es gestatten, möchte ich Ihnen einen hierauf bezüglichen Vorschlag machen."

„Heraus damit! Ich fühle, daß Sie eine wahrhaft freundschaftliche Gesinnung für mich hegen."

„Gewiß, das thue ich und so lassen Sie mich denn sagen, daß mir scheint, die ganze Anlage Ihres Wesens und Ihrer Talente bestimme Sie zum Publicisten. Blicken Sie nur nach England und hinüber nach Amerika und Sie werden erkennen, welche große und wohlthätige Macht die publicistische Presse üben kann und wirklich übt. Reißen Sie sich aus Ihren verwilderten hiesigen Verhältnissen heraus und unternehmen Sie es, unseren Landsleuten, welche besonders in politischer Beziehung noch geradezu auf der Bildungsstufe der Kindheit stehen, eine Zeitschrift zu geben, welche dieselben einmal die Stimme der Wahrheit und Vernunft vernehmen läßt."

„Ein Publicist, ein Zeitungsschreiber soll ich werden? Kein Gewerbe kann gefährlicher sein zu dieser Zeit, wo ein feuriger Kopf wie der meinige am wenigsten geduldet wird. Vor Mächtigen, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchsschwanz streichen, jedes gnädige Kopfnicken und etwaige matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Geldsack einen Bückling machen, den Parteigeist desjenigen Ortes, wo man schreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäusern was

zu lachen und dem Pöbel was zu raisonniren geben; auf der andern Seite die Parteien des Parnassus genau kennen und da entweder im trägen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: das sind Gesetze, die für mich zu hoch und rund und für die ich weder Geduld noch Klugheit genug besitze."

„Sachte, sachte, lieber Freund. Das Amt eines Publicisten ist kein Rosenbett, es ist von Anfechtungen aller Art umlagert, darüber bin ich mit Ihnen einverstanden. Aber meine Ansicht von der Pflicht eines Publicisten ist eine etwas andere als die von Ihnen vorgebrachte, und welche bedeutende Wirksamkeit aus der tüchtigen Erfüllung dieser Pflicht hervorgehe, habe ich anderwärts zu sehen sattsam Gelegenheit gehabt. Deutschland und unser Süddeutschland insbesondere hat eine zugleich unumwundene und populäre Kritik der politischen, literarischen und religiösen Zustände dringend nöthig und Sie sind ganz der Mann dazu, diese Kritik publicistisch zu üben."

„Deutschland? Was sollte Sie dieses Land noch kümmern?"

„Welche Frage! Der müßte doch ein herzloser Tropf sein, ein ganz roher und schlechter Mensch, der je aufhören könnte, das Land zu lieben, wo seine Vorfahren gelebt haben und in dessen Sprache er zuerst seine Empfindungen ausdrücken lernte. Freilich finde ich, daß die Vaterlandsliebe in Deutschland dermalen, wo sie sich äußert, wunderliche Formen anwendet. Der klopstock'sche Teutonismus, wie ich ihn im deutschen Norden grassiren fand, kann meinem Urtheil nicht zusagen; er ist mir viel zu inhaltslos und unreal und kommt mir sogar geradezu läppisch vor. Unsere Zeit verlangt andere Kost als tacitus'sche Eichelmast und hirnloses Bardengebrüll, wie es dermalen da und

dort angeschlagen wird. Das reinmenschliche, das humane, wofür mir unser Volk vorzugsweise begabt zu sein scheint, ringt nach Licht und Berechtigung auf allen Gebieten. Wohlan, wirken Sie nach Ihren Kräften dazu mit, ihm jenes und diese zu verschaffen."

„Ihre Aufforderung ist fürwahr eine große Lockung. — Aber, entschuldigen Sie, Sie scheinen mir gegen unseren herrlichen Klopstock ungerecht zu sein. Der Mann hat doch einen gewaltigen Anstoß gegeben; er hat ja die Literatur, welche tief in Gemeinheit versunken war, wieder zu ihrer Würde erhoben, er hat zuerst wieder aus deutscher Brust vom deutschen Vaterland gesungen und gesagt."

„Fern sei es von mir, die Verdienste des gewiß groß und patriotisch denkenden Mannes antasten zu wollen. Wollte ich auch, so könnte ich nicht, weil ich mir gar nicht die Befähigung zutrauen darf, über specifisch literarische Fragen abzuurtheilen. Wenn ich sagte, der klopstock'sche Teutonismus gefiele mir nicht, so wollte ich damit nur andeuten, daß meines Erachtens die Vaterlandsfreunde, statt nach den altdeutschen Wäldern zurückzusehen, mit klarem Auge in die Gegenwart blicken sollten. Sofern nicht alle Symptome trügen, schickt die Zeit dermalen sich an, wieder einmal einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun. Muß es für einen Mann von Ihren mannichfaltigen Gaben nicht ein Anreiz, ja eine Nothwendigkeit sein, an der allerwärts sich kundgebenden Bewegung theilzunehmen, mit an ihre Spitze zu treten, sie zu fördern nach allen Seiten hin? Ist es nicht ein schönerer Beruf, gleichsam ein Lehrer und Anwalt eines ganzen Volkes zu sein, als einer versumpften Gemeinde Psalmen oder

auch Opernarien vorzuorgeln und den Gelegenheitsdichter für Hofleute zu machen, die Sie im Grunde doch nur als einen zeitvertreibenden Lückenbüßer in der Langeweile ihrer nichtigen Existenz ansehen? Noch einmal, Schubart, sag' ich: Lassen Sie den ludwigsburger Quark und schreiben Sie ein Zeitblatt, das unseren Landsleuten ein Licht aufsteckt."

„Beim Himmel, Freund, Ihr Vorschlag muthet mich außerordentlich an!" rief der Poet aus, dessen bewegliches und entzündliches Naturell an der Idee des Deutsch-Amerikaners Feuer fing.

„Nun wohl, so halten Sie diesen günstigen Eindruck fest, mein Freund, und gehen wir sogleich daran, den Vorsatz zur That zu gestalten. Was meinen Sie, was für einen Titel wollen Sie Ihrer Zeitschrift geben?"

„Warten Sie, warten Sie! — Ha, ich hab's! Deutsche Chronik soll sie heißen, zum Zeichen, daß ein deutscher Patriot sie schreibt, dessen Blick und Gefühl über alle die armsäligen Gränzpfähle, womit sie unser theures Vaterland verschändet haben, hinausreicht und die ganze große Heimat deutscher Nation umfaßt. Ja, und gegen die Tyrannen groß und klein, gegen die ledernen Philister und Kothseelen, gegen die verrätherische Rotte der Dunkelmänner, gegen welche schon der Ulrich von Hutten vor Zeiten so mannhaft gefochten hat, soll die deutsche Chronik angehen, daß es eine Art hat."

„Gut, so gefallen Sie mir. Aber vergessen Sie nur nicht, der Begeisterung die Ausdauer, dem Eifer die Besonnenheit zu gesellen. Thun Sie das, so prophezeie ich Ihrem Unternehmen eine Wirkung, welche Ihnen den Dank der Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt sichert."

„Bester Freund, wie haben Sie mich getröstet und aufgerichtet! Ach, ich war heute Abend der Verzweiflung nahe! Und nun thun Sie mir, ich bitte, noch den Gefallen, auf das Gelingen des Vorsatzes, für dessen Anregung ich Ihnen ewig dankbar bin, ein Glas mit mir zu leeren. Es ist noch gar nicht spät und gleich da drüben steht das Wirthshaus zur Kanne, wo man einen Extra-Guten schenkt."

Als Bechtold zögerte, dieser echt schubartisch leichtsinnigen Laune nachzugeben, setzte der Poet hinzu:

„Ich kann wahrhaftig nach einem an Erlebnissen und Gemüthserschütterungen so reichen Tage nicht zu Bette gehen, ohne mir vorher das Herz mit Wein zu kühlen. Und wissen Sie, wir wollen es machen wie unsere Altvorderen, welche nichts Wichtiges unternahmen, ohne einen guten Trunk vorausgehen zu lassen, gleichsam als Vorweihe."

„Wohl!" versetzte Herr Bechtold nachgebend, „Sie sollen für heute Ihren Willen haben. Indessen muß ich Ihnen doch bemerken, daß ich glaube, unsere Altvorderen würden für sich selbst und ihre Nachkommen besser gesorgt haben, wenn sie weniger getrunken und mehr gehandelt hätten."

VIII.

In der Baumschule der herzoglichen Gärten bei der Solitude war eines Tages zur schönen Pfingstzeit ein Mann emsig damit beschäftigt, an einer Anzahl von jungen Stämmen, die seiner früher an ihnen geübten Okulirkunst nicht ganz nach Wunsch entsprochen hatten, mit kundiger Hand Nachpfropfungen vorzunehmen.

Er ging dabei mit jener eigenthümlichen Sorgfalt zu Werke, welche innerstes Behagen an der Arbeit verräth. Zuweilen richtete er sich von derselben auf und warf prüfende Blicke nach den verschiedenen Richtungen der wohlgepflegten, äußerst sauber und zierlich gehaltenen Pflanzung. Dann spiegelte sich in seinem freien und furchtlosen Auge die Befriedigung eines Mannes, der sein Werk gedeihen sieht.

Der Mann, welcher kaum mehr weit vom fünfzigsten Jahre abstand, war von kleiner Statur, aber wohlgebildet. Seine Züge hatten einen ernsten, oft sinnenden Ausdruck; es war darin eine starke Anlage zu selbstständigem Denken ausgeprägt. Sein kräftiger und beweglicher Gliederbau zeugte von militärischer Tournüre, womit auch sein Anzug stimmte. Ein Mann methodischer Ordnung und Sauberkeit in allem und jedem, hatte er, seinen Offiziersrock zu schonen, eine grüne Gärtnerschürze umgebunden. Seinen Hut mit silberner Borte und der wirtembergischen Kokarde hatte er auf einen nahen Stützpfahl gestülpt und so konnte man bemerken, daß sein Haar nach allen Regeln der militärischen Etikette frisirt, gepudert und gezopft war.

Es war lieblich und still in der Baumschule. Die jungen Stämmchen grünten lustig, ihre veredelten Zweige hatten prächtig getrieben. Auf den schon größeren Zöglingen der Anstalt, die im Hintergrunde in langen Reihen standen, wiegten sich einzelne Blütendolden im leisen Maienwind. Durch die Bläue droben schwangen sich piepsende Goldammern, Buchfinken und Dompfaffen dem Waldesschatten des Parkes zu, wo eben die Amseln und Drosseln die letzten Noten ihres Morgenkoncertes anschlugen, bevor sie sich vor der höher steigenden Sonne zur Ruhe in das Dickicht

zurückzogen. Das war so ein goldener, duftender, tönender Frühlingsvormittag, welcher die Herzen der Jugend in sonnige Träume wiegt.

Auch der Knabe, welchen wir als Fritz Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt haben und welcher dem emsigen Manne bei seiner Arbeit mit allerlei Hilfeleistung zur Hand ging, schien diesen Frühlingszauber zu fühlen. Er hielt das Körbchen mit pomologischen Instrumenten, welche der Okulirer abwechselnd daraus hervorlangte, lässig in der Hand und sah den leichten Wolken nach, als hätte er mit ihnen ziehen mögen. Vielleicht auch beneidete er die vorüberschwirrenden Vögel, daß sie so ganz sorg- und mühelos die Maienlust gleichsam aus erster Hand empfangen und genießen konnten. Gewiß ist, seine Gedanken schweiften mit Wolken und Vögeln träumerisch in die Weite.

Inzwischen hatte der geschäftige Mann seine Arbeit vollendet, nachdem ihm gerade der letzte seiner Pfleglinge, dem er seine Aufmerksamkeit zugewendet, viel zu schaffen gegeben. Es war ein hochaufgeschossener junger Stamm mit mancherlei Knorren und Auswüchsen und es erforderte nicht nur Kunst, sondern auch Kraft, seiner Verwilderung Meister zu werden. Endlich hatte der Baumkünstler den letzten Bastverband angelegt und den letzten Okulireinschnitt sorgsam mit Baumwachs verklebt. Jetzt sah er auf und sagte:

„Sieht Er, Fritz, so muß man die jungen Bäume behandeln, wenn was aus ihnen werden soll. Das schießt wild auf, regellos und unvernünftig. Da kommt man aber mit Hand und Handwerkszeug und zwingt den widerspänstigen Schößling in

Gesetz und Regel, damit er wachse und gedeihe den Menschen zu Nutzen und Freude."

„Aber, Vater", entgegnete der Knabe, „vielleicht macht das dem Baum selbst gar keine Freude."

„Was? Möchte Er Holzäpfel oder Holzbirnen essen?"

„Nein, aber ich meine, es müsse den armen jungen Bäumen da erschrecklich zu Muthe sein, daß sie so steif wie die Soldaten des Herzogs in Reihe und Glied stehen müssen, während drüben im Wald alles frei und bunt durch einander aufwächst, abhängig nur von der Natur. Und die armen jungen Bäume da, wenn sie hinlänglich dressirt sind, werden auch wer weiß wohin verkauft, gerade wie die Soldaten des Herzogs."

„Was raisonnirt Er da wieder ins Blaue hinein?" erwiderte der Hauptmann Schiller seinem Sohn mit Strenge. „Die Obstbäume sind da, um gute Früchte zu tragen, nicht um zu verwildern. Daher müssen sie veredelt werden. Und gerade wie mit den Bäumen muß man auch mit den jungen Menschen thun. Das gäbe eine schöne Wirthschaft ab, so man Bäume und Menschen wild aufschießen ließe. Rede Er ein andermal nicht so gedankenlos, Fritz! Die Natur weiß wohl, was sie thut, wenn sie sich das Regiment des Menschen gefallen läßt. Sie hat's nöthig — Ordnung und Disciplin und Subordination muß sein immer und überall. Das ist die göttliche Satzung, merk' Er sich das! Und laß Er mich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, niemals wieder so ein aufknüpfisches Wort gegen Seine von Gott gesetzte Obrigkeit hören. — Er ist jetzt konfirmirt und somit eingeführt in die Reihe der vernünftigen Christen. Er hat die Kinderschuhe vertreten, und was Er hinfüro redet, das muß Er verantworten

können. — Er hat so eine Phantasterei an sich, die mir nicht gefällt, und einen Fürwitz in Sachen, die Er noch nicht versteht. Er muß sich bei Zeiten fügen lernen, denn Er gehört nicht zu den wenigen, die zu befehlen, sondern zu den vielen, die zu gehorchen haben. — Und hör' Er, Fritz, ich mag's wohl leiden, so Er in freien Stunden sich mit Versemachen abgibt. Das gehört mit zur Bildung und ist nichts unrechtes. Aber es soll Ihm beileibe nicht die Hauptsache sein. Er will ein Diener des Wortes Gottes werden und darum lerne Er beizeiten sein Leben ernsthaft und tüchtig und fromm führen. Das Landexamen steht Ihm bevor; Er weiß, daß davon Seine Aufnahme in die Klosterschule abhängt. Darum thu' Er Sein Bestes, mit Ehren zu bestehen. Prediger sein ist ein schöner, aber schwerer Beruf und Er weiß, daß es die liebste Hoffnung Seiner Mutter ist, Ihn dermaleinst auf der Kanzel zu sehen. Und wenn Ihn Grillen und Phantastereien ankommen, so beherzige Er, was ich Ihm schon so oft von dem großen Fritz erzählt habe. Gegen den war so zu sagen die ganze Welt in Waffen, aber er hat sie glorreich besiegt. Und warum? Weil er standhaft auf Ordnung und Disciplin hielt in allem und jedem und nicht rechts und links sah auf seinem Wege, sondern nur geradeaus. So schafft man tüchtiges und kann jeder Mensch in seiner Art ein großer Fritz sein, will sagen ein Mensch, der seinen ihm von Gott angewiesenen Platz mit Ehren ausfüllt. Das merk' Er sich, lieber Fritz! — Aber", unterbrach der Hauptmann hier seine väterliche Ermahnung „was will denn die Mutter so eilig?"

In der That trat die Frau Hauptmännin mit von eiligem Gehen geröthetem Gesicht in die Umhegung der Baumschule und

rief, den Gang heraufkommend, ihrem Manne die geflügelten Worte zu:

„Se. Durchlaucht will dich sprechen, lieber Johannes. Der gnädige Herr sprach an unserer Wohnung vor, und als ich ihm sagte, du wärest nach der Baumschule gegangen, verbot er mir, dich rufen zu lassen. Er folgt mir mit der Gräfin Franziska auf dem Fuße."

Wir haben es schon früher angedeutet: die wildeste Zeit Karls war vorbei. Er übte jetzt, unter dem Einflusse der Gräfin Franziska von Hohenheim, den patriarchalischen und erleuchteten Despotismus im Ganzen so, daß der Akcent auf jenen Beiwörtern lag. Daher verkehrte er auch bei Gelegenheit mit seinen Unterthanen in ganz familiärer Weise, wie ihm denn die populären Formen nie gemangelt und oft sehr bedeutenden Vorschub geleistet hatten.

Der Hauptmann that bedächtig seine Gärtnerschürze ab, rollte sie zusammen und legte sie beiseite. Dann nahm er seinen Hut zur Hand und richtete sich kerzengrade auf. In dieser militärischen Haltung empfing er den Fürsten, welcher bald darauf die Baumschule betrat, sein geliebtes „Franzele" am Arme.

Die Gräfin von Hohenheim, damals fünfundzwanzig Jahre alt, war mit einfacher Eleganz gekleidet und eine durchaus wohlthuende Erscheinung. Der Ausdruck ihrer keineswegs ausgezeichnet schönen Züge war, wie gewöhnlich, ein sanfter und verständiger. Aber dieses Gesicht, wie die ganze harmonisch gegliederte und gerundete Gestalt, umfloß ein gewinnender Zauber der Anmuth und die liebenswürdigste, weil natürlichste Grazie kennzeichnete ihre Haltung und Gebärden. Daß bei näherem Betrachten auch

ein leiser Schatten von Schwermuth auf ihrer Stirne sichtbar wurde, kann nicht befremden bei einer Frau, welche noch 1786, als Karl sie bereits zu seiner gesetzmäßigen Gemahlin erhoben, an Niemeyer schrieb: „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlassen; für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Trost, keine völlige Beruhigung.“

Franziska erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung der schiller'schen Familie, welche der Herzog mit gnädigem Kopfnicken hinnahm, freundlich und herzlich.

Karl sah sich zuvörderst eine Weile mit Kennerblicken in der Baumschule um. Dann bemerkte er:

„Hauptmann Schiller, ich sag', Er hält meine Gärten da oben gut in Ordnung. Er versteht seine Sache und Er ist mir ein lieber Diener. Das wollt' ich Ihm sagen und noch etwas anderes. — Ist das da Sein Sohn Fritz?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Gut. Der Bursche ist zwar eben kein Ausbund von Schönheit, das muß ich sagen; aber er sieht auch nicht aus wie ein Tölpel und Tolpatsch. — Hab' mich bei dem Professor Jahn und dem Präceptor Winter nach dem Burschen erkundigt, weil es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, mich der Söhne meiner Offiziere anzunehmen, und meinten die beiden, es lasse sich was rechtes aus ihm machen. Da hab' ich mich denn resolvirt, was aus ihm zu machen.“

„Die Gnade Ew. Durchlaucht —“

„Schon gut, schon gut. Sieht Er, Schiller, auf der Solitude gedeiht alles, nicht nur Seine Baumschule, sondern auch meine militärische Pflanzschule.“

Das Wort traf die Hauptmännin wie ein Donnerschlag. Sie wußte jetzt, was der Herzog wollte, und ihr Herz wollte brechen. Sie sah voraus, daß hier ein gewaltsamer Eingriff in ihre und ihres Kindes liebste Wünsche stattfinden sollte. Theologen wurden ja in der Pflanzschule Karls auf der Solitude nicht gebildet.

Karl fuhr fort:

„Tüchtige Juristen und Aerzte fehlen dem wirtemberger Land. Dem soll meine Pflanzschule abhelfen. Daher, weiß Er was, Schiller? Ich nehme Seinen Fritz kostenfrei in die Anstalt auf. Ich sag', er soll da ein tüchtiger Juriste werden."

Der Hauptmann, wenn auch seine Züge sich verdüsterten ob dieser Gnade, verbeugte sich tief, bewältigt vom Zauber der Disciplin. Sein Sohn fühlte jedoch diesen Zauber noch nicht in dessen ganzer Stärke und wollte daher eine Protestation wagen.

„Ihr Durchlaucht", begann er, aber der Herzog, welcher den Widerwillen gegen seine vermeintliche Großmuth auf dem Gesichte des jungen Menschen lesen mochte, unterbrach ihn und sagte scharf:

„Was will Er, Bursche? Wenn Männer reden, sollen Knaben schweigen. Merk' Er sich das!"

Der Hauptmann warf seinem Sohne einen strafenden Blick zu, aber die Mutter verstand den flehenden, womit ihr Kind an sie appellirte. Freilich ihr Respekt vor dem Landesherrn war groß, ungemein groß und den eigenen Herzenswunsch hätte sie demnach diesem Respekt wohl schweigend zum Opfer gebracht, aber die Sünde wollte sie doch nicht auf sich laden, widerstandslos ihr Kind einer Bestimmung entreißen zu lassen, der es mit

innigster Neigung zustrebte und in deren Wahl sie die göttliche Stimme zu vernehmen glaubte. So machte sie denn einen Versuch, das Bedrohliche abzuwenden, indem sie sagte:

„Ihr Durchlaucht, halten's zu Gnaden, aber mein Fritz hat all' sein Lebtag sich vorgenommen, ein Pfarrer zu werden.“

„Ein Pfarrer? Wie kommt er dazu?“

„Er hat eine rechte Anlage zum Geistlichen, das dürfen Sie mir glauben, gnädigster Herr“, versetzte die in ihrer Mutterangst beherzte Frau. „Er weiß schon jetzt zu predigen, mein Fritz, daß es eine Art hat. Und dann, ja, Ihr Durchlaucht, es gehört doch auch dazu, daß man seinen Beruf mit Eifer und Liebe ergreift, und da ist nun einmal Fritzens ganzes Dichten und Trachten gerichtet, geistlich zu werden.“

„Ei was“, entgegnete Karl. „Der Fritz da ist ja noch ein pures Kind und Kinder haben dumme Einfälle und Launen. Die muß man ihnen austreiben mit Güte und mit Gewalt. Hat Sie denn nicht bedacht, Frau Hauptmännin, daß wir mehr Kandidaten der Gottesgelahrtheit im Lande haben als salva venia rothe Hunde? Will Sie so einen armen Schlucker aus Ihrem Fritz machen? Denke, das läßt Sie hübsch bleiben. Die Juristerei, die nährt ihren Mann, die bringt zu Ehren und Würden. Ich mein's gut, weiß Sie? und ich sag': der Fritz da soll ein wackerer Juriste werden.“

Die Mutter war durch diese in Karls Sinn ganz gütigen Worte noch keineswegs zu seiner Meinung bekehrt. Allein sie wußte nichts mehr zu thun, als die Gräfin bittend anzusehen.

Franziska begriff sehr wohl, daß es sich hier darum handelte,

den Lieblingswunsch einer Familie, an welchem diese jahrelang gehangen, vor plötzlicher Vernichtung zu schützen. Aber sie wußte auch, daß es vergeblich sei, den Herzog von etwas abwendig machen zu wollen, worauf er einmal seinen Kopf gesetzt hatte; vollends gar in Sachen seiner Pflanzschule, für welche talentvolle Zöglinge zu werben dermalen ein Hauptgeschäft des Fürsten war. Auch in ihn ja war die pädagogische Experimentirsucht der Zeit gefahren und er betrieb die Sache mit dem ganzen Feuer seines Naturells. Trotz alledem wollte die gute Gräfin eine Intervention versuchen.

„Aber, gnädigster Herr", sagte sie in ihrer ruhigen und anmuthigen Weise, „wäre da nicht zu bedenken, daß Sie vielleicht der Kirche Ihres Landes ein künftiges Licht entziehen, während aus dem jungen Menschen bei seinem Widerwillen gegen den ihm empfohlenen Beruf nur ein mittelmäßiger Jurist werden könnte?"

„Franzele, Franzele!" entgegnete der Herzog, indem er den Finger scherzhaft drohend erhob. Und er sagte es auch in scherzendem Ton, aber für Ohren, welche die Modulationen seiner Stimme genau kannten, klang darin doch etwas von jenem souveränen Machtbewußtsein durch, welches den Fürsten bei einer andern Gelegenheit hatte sprechen lassen: „Ein Regent ist das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann also auch gutes und böses nach gefallen thun."

„Franzele, Franzele!" sagte der Herzog, und während die beiden Frauen dieser Zärtlichkeitsformel wohl abmerkten, daß ihre Einmischung abgewiesen sei, fuhr er, zu dem Hauptmann gewendet, fort: „Sieht Er, Schiller, da haben wir wieder die

alte Geschichte. Sowie zwei Frauensleute zusammenkommen, gibt's gleich 'ne Konspiration gegen uns Mannsnamen. Aber ich sag', wir wollen uns wehren, ich und Er, und wollen zeigen, daß wir Herren im Hause sind. Darum also, die Sache ist abgemacht. Am ersten nächsten Monats beginnt in der Pflanzschule ein neuer Kursus im Latein, Griechisch, Geschichte, Erdbeschreibung und Größenlehre. Den muß der Mußje Fritz vor allen Dingen mitdurchmachen. Es wird ihm schon gefallen in der Anstalt. Da geht's munter zu und die Eleven klein und groß betrachten mich alle als ihren Vater. Bring' Er Seinen Sohn binnen heut' und acht Tagen in die Pflanzschule, Schiller. Werde dem Major von Seeger inzwischen die nöthigen Befehle geben. Und hör' Er, weil Er meine Gärten und Anlagen da auf der Solitude in so musterhafter Ordnung hält, und weil alles unter Seiner Hand wohlgedeiht und weil Er sich auch heute wieder als einen dienstwilligen Mann zu erkennen gegeben, will ich alles dessen beim nächsten Avancement in Gnaden eingedenk sein. Er soll sehen, daß Sein Herr weiß, was er an Ihm hat. Und für den Fritz da laß Er mich nur sorgen; ich sag', ich will was rechtes aus ihm machen. Der Bursche soll mir und Ihm und der Pflanzschule dermaleinst zur Ehre gereichen. Und damit Adieu!"

Er tippte an seinen Hut, wandte sich um und führte seine Begleiterin weg, welche im Gehen noch mit einem ermuthigenden Blick auf die Mutter und ihren Knaben zurücksah.

IX.

Freilich konnte so ein gnädiger Trostblick unter solchen Umständen keine bedeutende Wirkung thun. Die Mutter fühlte zu bitter, daß ein roher Eingriff in ihr und ihres Kindes Leben geschehen sei, und es hätte des heftigen Zuckens in Fritzens Gesicht nicht bedurft, um ihr zu zeigen, daß der Knabe vor innerem Groll fast verging. Der Hauptmann seinerseits machte sich noch eine Weile mit seinen Bäumen zu schaffen und man konnte ihm ansehen, daß er sich bemühte, die Sache, wie sie nun einmal war und wie sie seinen Begriffen von Herrscherrechten und Unterthanenpflichten nicht gerade widersprach, bei sich zurechtzulegen.

„Kommt", sagte er dann mit wiedergewonnenem Gleichmuth, „es wird Zeit sein zum Mittagessen. Die Sonne steht bald im Zenith."

Und als er bemerkte, daß an den Wimpern seiner guten Frau Thränen hingen, fügte er milder hinzu, als sonst seine Art war:

„Man muß sich im Leben in vieles schicken lernen, Dorle*), weißt du? Wär's nur an mir gelegen, so hätte dein Wunsch, den Fritz einmal auf der Kanzel zu sehen, wohl in Erfüllung gehen können. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt."

„Aber der Herzog ist doch nicht Gott!" fuhr Fritz heraus.

„Will er Seinen Vater schulmeistern?" entgegnete der Hauptmann unwillig. „Bedenke Er, es ist heute das dritte mal,

*) Vertraulich-zärtliche Abkürzung für Dorothea.

daß Ihm Sein Fürwitz verwiesen werden muß. Ich will Ihm aber was sagen: der Herzog ist nicht Gott, aber er ist der Gesalbte Gottes. Und Er, was ist Er? Des Herzogs Unterthan, sonst nichts. Zeige Er sich der Gnade Seines Herrn würdig, der offenbarlich nur Sein bestes will. Ordnung und Disciplin muß in der Welt sein, sonst wäre alles nur ein dummes Durcheinander. Und hör' Er, wenn was rechtes in Ihm ist, so kann er auch als Juriste ein tüchtiger und brauchbarer Mensch werden. Der Mann ziert seinen Stand, nicht der Stand den Mann."

Auf diese bestimmt ausgesprochene Ansicht war, wie Mutter und Sohn wohl wußten, nichts zu erwidern und so folgten sie schweigend dem Vater durch eine der langen Alleen, welche aus den Gärten nach dem Schloßplatze führten.

In so einer Stimmung verhaltenen Mißmuths ist es für die Betreffenden eine wahre Erleichterung, wenn irgend eine, nur nicht gerade eine unfreundliche Störung von außen eintritt. Die wohlthuende Unterbrechung des schwülen Schweigens, womit die schiller'sche Familie den Weg nach ihrer Wohnung verfolgte, kam von einem Manne, welcher aus einer Seitenallee raschen Schrittes heraustrat und ihnen schon von ferne einen lauten Gruß zurief. Alle drei erkannten in dem Nahenden sofort den ludwigsburger Stadtorganisten Schubart.

„Guten Morgen oder guten Mittag; liebe Freunde", sagte er in seiner geräuschvollen Weise, sich mit seinem Hute Kühlung zuwehend, deren sein rothes, erhitztes Gesicht sehr zu bedürfen schien. Allem nach war übrigens die Erhitzung des Mannes nicht nur eine äußerliche, sondern auch eine innerliche und hatte

er in seiner Aufgeregtheit gar kein Auge für die trübe Stimmung der ihm befreundeten Familie.

Der Hauptmann erwiderte die Begrüßung des Poeten in förmlicher Weise und fügte noch hinzu:

„Wenn Sie mit Hausmannskost vorlieb nehmen wollen, so können Sie sich gerade mit uns zu Tische setzen, Herr Magister und Stadtorganist.“

„Servus, Servus, werther Herr und Gönner“, entgegnete der Poet. „Aber lassen Sie den Stadtorganisten aus dem Spiele, wenn's Ihnen gefällig ist. Wenn nicht, so setzen Sie wenigstens ein Ex davor, denn die ludwigsburger Orgel muß künftig sehen, wie sie ohne mich fertig wird.“

„Wie?“

„Nun ja“, erwiderte Schubart mit großartiger, allein merklich erzwungener Gleichgiltigkeit, „man hat mir den Laufpaß gegeben und ich habe den Staub der sündhaften Residenz von meinen Füßen geschüttelt.“

Diese Art und Weise, vom Verlust von Amt und Brot zu sprechen, wollte dem soliden und methodischen Hauptmann nicht zu Sinne.

„Was wollen Sie mit dem schlechten Spaß?“ fragte er streng.

„Spaß? Ei, mein Freund, es ist kein schlechter Spaß, sondern schlechter Ernst. Der verdammte ‚lutherische Pfaff‘, wissen Sie, der Zilling, hat's doch am Ende dazu gebracht, mich zu sprengen. Gewiß hat er der Donna Schmergelina so lange in den Ohren gelegen, bis die Selbstherrscherin unseres Selbstherrschers, die mir von wegen einer gewissen Schnurre in Knittel=

versen ohnehin nicht grün war, meine Absetzung befahl — 's ist alles in Ordnung, in amtlicher nämlich. Wurde heute Morgen vors gemeinschaftliche Oberamt citirt und wurde mir da ein herzoglicher Erlaß kommunicirt, welcher mich verurtheilte, ohne daß ich mich vertheidigen durfte. Herzoglich wirtembergische Justiz! Sehen Sie da den Wisch? Hören Sie nur, 's ist recht erbaulich. Ich will gerädert werden, wenn nicht der Special selber das liebenswürdige Aktenstück verfaßt hat. 's ist ganz der stilus curiae zillingensis."

Er hatte ein Blatt Papier aus der Tasche gezogen und begann, die fette, näselnde Stimme des Specials nachahmend, ohne weiteres laut zu lesen:

„Herzoglicher Erlaß an das gemeinschaftliche Oberamt Ludwigsburg. Von Gottes Gnaden Karl, Herzog u. s. w. Was gegen den Stadtorganisten Christian Friderich Schubart bei Euch sowohl in puncto eines" — hier räusperte sich der Poet so gewaltig, daß er mehrere Worte verschlucken mußte — „als auch wegen einer zu Anfang dieses Jahres in das Publicum verbreiteten Scarteque vorgekommen, solches haben Wir Uns aus Euren an Unsere Herzogl. Regierung und Ehgericht in causa unterthänigst erstatteten Berichten des Mehreren gehorsamst vortragen lassen. Obwolen nun besagter Schubart, so viel" — wieder ein verschluckendes Räuspern — „seines Abläugnens ungeachtet, dermaßen gravirt ist, daß derselbe als tantum non convictus mit der helftigen adulterien Strafe zu belegen wäre: So wollen Wir jedoch von deren Einzug bei ihm gnädigst abstrahiren; dagegen aber denselben bey seinen neuerlichen Vergehungen und in Rücksicht seiner von jeher bezeugten schlechten" — abermaliges

Räuspern — „seines Organisten-Dienstes nicht allein entsetzt, sondern auch verordnet haben, daß ihm um des in dem Publico in so mancherley Betracht gestifteten Aergernisses willen das consilium abeundi gegeben werden solle. Und habt Ihr dahero dem Schubart hievon die Eröffnung zu thun, mit dem Bedeuten, sich aus Unseren Herzoglichen Landen hienächstens unfehlbar zu entfernen. An dem beschiehet Unser gnädigster Will und Meynung, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc. etc.“

„Das ist eine ernste Sache, Herr Magister“, sagte der Hauptmann, nachdem er seiner Frau mit den Augen einen Wink gegeben, mit dem Knaben vorauszugehen. „Es steht mir nicht zu, Ihnen eine Strafpredigt zu halten, aber sagen muß ich doch, daß es Ihre Freunde nicht an Warnung fehlen ließen, Sie noch bei guter Zeit von Ihren Irrwegen abzubringen. Hab' ich doch noch bei meiner letzten Anwesenheit in Ludwigsburg Ihnen eindringlich zugesprochen. Aber Sie wollten nicht hören, wollten oben hinaus und alles mitmachen, machten causam communem mit Lottergesellen und leichtfertigen Weibsbildern, ließen Ihre satirische Zunge gegen Gott und die Welt spielen, und statt daß Sie sich nach der Decke streckten, das heißt nach Ihrem Einkommen, lebten Sie frisch darauf los in Saus und Braus wie ein großer Herr.“

„Ach was“, entgegnete Schubart halb lachend, halb ärgerlich, „ich wirke viel und brauch' viel. Mein Herz ist ein Schwamm; Thau des Himmels verschluck' ich viel, spritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menschen!“

„Hm, das klingt recht poetisch“, sagte der Hauptmann; „aber

es wäre besser um Sie bestellt, wenn Sie statt so eines Schwammes ein männlich festes Herz in der Brust trügen."

Sie waren derweil in der Wohnung der schiller'schen Familie angekommen, wo die sorgliche Christophine, eben zur Jungfrau herangeblüht, den Mittagstisch schon gerüstet hatte. Es wurde ein Gedecke für den Gast aufgelegt, welcher sich die einfache Kost wacker schmecken ließ und einer Extraflasche, welche der Hausvater aus seinem spärlichen Vorrath herbeigeholt, tüchtig zusprach. Dabei gefiel sich der Poet in einer lärmenden Lustigkeit und fabulirte allerlei bunt durcheinander. Als aber die Flasche geleert war und er endlich merkte, daß seine Stimmung der seiner Wirthe keineswegs entsprach, rüstete er sich zum Aufbruch und sagte:

„Ich bin eigentlich, ohne zu wissen wie, indem ich in allerlei Gedanken meinen Weg so hinduselte, zur Solitude heraufgekommen. Da ich aber einmal da war, hab' ich mir das wirtemberger Land nochmals gründlich angesehen. Jetzt will ich um ein Haus weiter und sehen, wo's ein Ländle gibt, in welchem keine Speciale von der Sorte Zilling über Poeten und Musiker das Scepter führen. Will hinab ins Rheinland, zunächst aber nach Heilbronn. Gedenke heute noch Besigheim oder Laufen zu erreichen, wo ich Bekannte habe und freie Zehrung. Möchte aber das schändliche Nest, das Ludwigsburg, nicht wieder berühren. Ist mir dasselbe wie Gift und Operment zuwider und bitte daher, daß mir der Fritz da den Waldweg gen Kornthal hinab weise."

Eine Viertelstunde später schritt der aus Wirtemberg verbannte Dichter neben dem jungen Schiller durch den Wald, in

dessen weiten Gründen die Mittagsstille brütete. Die beiden gingen schweigend neben einander her, jeder mit nicht sehr angenehmen Gedanken beschäftigt. Der lebhafte Poet jedoch war der seinigen bald müde und begann ein Gespräch mit seinem jungen Führer, indem er sagte:

„He, Fritz, du kommst mir ja heute ganz duckmäuserisch vor und, wart' mal, da fällt mir ein, daß ich so etwas wie verweinte Augen an deiner vortrefflichen Mutter wahrgenommen habe. Was hat's denn gegeben?"

„Der Herzog", erwiderte der Knabe mit einer Stimme, welcher man den Schmerz und die Entrüstung seines Innern anmerkte, „der Herzog hat dem Vater befohlen, daß ich in die Pflanzschule gebracht werde. Da soll ich ein Jurist werden und ich hätte doch mögen ein Pfarrer werden. Es muß schön sein, eine ganze Gemeinde für das Wahre und Rechte zu begeistern —"

„Zu begeistern? Oh, lieber Junge, da hättest du dir hundert Lungen auspredigen können, ohne deinen Zweck zu erreichen. Daß du übrigens kein Schwarzfärber wirst — diese jenische Bezeichnung ist allerliebst, nicht wahr? — das ist mir ganz recht. 's ist ein eigen Ding um diese lutherische Schwarzfärberei, lieber Fritz. Man färbt so lange schwarz, bis man zuletzt die Welt nur noch für einen ungeheuren Tintenklex ansieht; und das ist dumm."

„Aber, Herr Schubart, warum soll mich der Herzog zwingen können, etwas zu werden, was ich nicht werden will?"

„Warum? Weil er der Herzog ist und du sein Unterthan bist."

„Aber wir sind doch keine Sklaven!"

„Hm, lieber Junge, dem Namen nach nicht, aber der Sache nach, fürcht' ich, obgleich ich für meine Person von Geburt ein freier Reichsstädter bin. Ein freier? Du lieber Gott! Wenn ich von deutscher Freiheit reden höre, fällt mir immer die ergötzliche Geschichte von meinem Vetter Leonhard ein. Wenn der Vetter in meiner Kindheit auf den berühmten Ursulamarkt nach Schwäbisch-Gmünd zog, pflegte er zu mir zu sagen: Christian, ich bring' dir was schönes heim, was so schönes, daß man es gar nicht sieht. Da freute ich mich immer mächtig auf das versprochene schöne, was ich aber richtig nie zu sehen kriegte. — So, so, Fritz, du willst also nicht? Seht mal den Burschen! Erinnere dich doch an deinen Virgil, allwo geschrieben steht: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Oh, sie haben Mittel vollauf, uns zu zwingen, daß wir wollen müssen, was sie wünschen."

Der Weg führte in diesem Augenblick über eine Anhöhe, welche vor kurzem abgeholzt worden war und so einen Anblick über den Forst weg darbot. Der junge Schiller blieb stehen und zeigte mit der Hand in die Ferne, indem er sagte:

„Sie meinen wohl solche Mittel?"

Schubart schaute auf und der deutenden Hand seines Führers nach. Die Mauern und Thürme einer alten Bergveste blickten durch die klare Luft herüber.

„Hohenasperg!" rief der Poet aus. Und von einem plötzlichen dunkeln Angstgefühl ergriffen, trat er einen Schritt zurück und murmelte hastig: „Dii, avertite omen!"

Er drängte zum Weitergehen und sprach kein Wort mehr, bis sie zu einer Stelle kamen, wo der Fußpfad aus dem Walde

heraus und über eine jähe Halde hinab in das Blachfeld führte. Da sah man in eine weite Ebene hinaus, besetzt mit Dörfern, deren Kirchthurmspitzen aus Gruppen blühender Obstbäume hervorguckten, und weithin wogten im lauen Winde die grünen Saaten und die hochgelben Rapsfelder.

Hier verabschiedete sich der Poet von seinem jungen Begleiter. Er war sehr ernst geworden.

„Und wann werde ich Sie wiedersehen, Herr Schubart?" fragte der Knabe. „Wann werden Sie ins alte Schwabenland heimkehren?"

„Das weiß Gott. Vielleicht nie, lieber Junge. Schön ist das alte Schwabenland, das ist wahr, und glaub' mir, ich liebe es heiß. Aber Leute meines Schlages gedeihen hier nicht. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, das ist eine alte bittere Wahrheit, und des Poeten Heimat ist die weite Welt."

„Oh, es muß schön sein, ein Dichter zu sein!" sagte der Knabe träumerisch.

Schubart blickte ihm theilnahmevoll ins Gesicht und legte ihm mit einem der plötzlichen edlen Aufschwünge seines Wesens die Hand aufs Haupt.

„Ja, Friedrich Schiller", sagte er gehobenen Tones, „es ist schön, ein Dichter zu sein. Aber die heilige Flamme will mit reinen Händen gewartet sein, wenn sie groß und herrlich himmelan steigen soll. — Knabe, mir ist, als sähe ich den göttlichen Funken in deiner Seele glühen. Wenn er erwacht unter dem Hauche des Lebens, dann warte und wahre ihn, hörst du? — besser und treuer, als ich es gethan. Folge mir nicht nach auf der Bahn der Thorheit, auf welcher ich, ich fürchte es

nur allzusehr, mein bestes Herzblut vergeudet, meine beste Kraft verzettelt habe. Fühle edel, denke frei und groß, halte fest am Ideal! Der Kranz des Ruhmes ist ein Dornenkranz, aber er ist doch die schönste Krone. — Und hüte dich vor den Vornehmen! Sie meinen es nie treu mit unsereinem. Sie dulden uns nur als ein Spielzeug ihrer flüchtigen Launen, um uns bei der ersten Gelegenheit wegzuwerfen. Ich hab' es erfahren, ich. Sogar sie, das Weib, zu dem ich betete als zu einer Heiligen, sie hatte, als das Unglück hereinbrach, kaum ein trockenes Wort des Mitleids für mich. — Stelle dich auf dich selbst, Junge, und biete der Welt Trotz! Um groß zu werden, darf man sich nicht mit ihr abfinden, nein, man muß sie bekämpfen, auf Leben und Tod. Laß von ihrer Gemeinheit nie die Schwingen deines Geistes beschweren und beschmutzen, wenn sie dich zur Sonne tragen sollen. — Und so, mein Knabe, leb' wohl und vergiß nicht des armen Flüchtlings!“

Er drehte sich um, und sei es, daß er des Eindrucks seiner eigenen Worte wieder ledig sein wollte, sei es, daß ihn einer seiner Anfälle toller Fröhlichkeit überkam, er warf plötzlich den Hut hoch in die Luft, fing ihn wieder auf mit dem Ruf: „Juchhei, es lebe die Freiheit! Es lebe die Vagabundenschaft! Es lebe die Kunst!“ und sprang dann rasch die Halde hinab.

Der junge Schiller sah dem seltsamen Manne lange nach, wie er eilig durch das blühende Feld hinschritt, mit den Armen fechtend, als führe er ein lautes Selbstgespräch.

Zögernd und langsam wandte sich der Knabe endlich zur Rückkehr wieder waldeinwärts. Ihm brannten die hohen Worte, welche Schubart zuletzt zu ihm gesprochen, heiß in der Seele.

Er dachte darüber nach und achtete nicht der abendlichen Lieder, womit die Waldsänger die grüne Einsamkeit um ihn her belebten. Ihm klang fort und fort wie eine trübe Warnung und doch zugleich wie süßeste Lockung das Wort im Ohre: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande und des Dichters Heimat ist die weite Welt.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Wachtparade. — Vom leidenschaftlichen Rieger und vom listigen Montmartin. — Die Zähmerin des fürstlichen Wilden. — Ein Stück Justiz von ehemals. — Der Großschulmeister. — Militärakademie und Ecole des Demoiselles. — Reu' und Leid. — Eine weiße Krähe. — Der Philosoph von Hohenheim.

Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Herzog Karl von Wirtemberg noch von der Illusion befangen war, man könne mittels Soldatenspielerei ein großer Fritz werden, hatte das tägliche Aufziehen der Wachtparade dem Fürsten eine eifrigst ergriffene Veranlassung geboten, militärischen Pomp zu entfalten. Selbst die derben Lektionen, welche der große Fritz seinem ehemaligen Zögling im siebenjährigen Krieg ertheilte, hatten Karls Soldatenspielwuth nicht abgekühlt. Noch lange blieb die Wachtparade ein Glanzpunkt des Residenzlebens von Stuttgart und der Ort, wo sie stattfand, der Platz zwischen der Stiftskirche, dem (alten) Schloß und dem Prinzenbau, gab mehr als einmal die Scene für eine bedeutsame wirtembergische Haupt- und Staatsaktion. Hier ereilte den berüchtigten Pfarrerssohn Philipp Friedrich Rieger, einen der Matadore aus Karls wilder Zeit,

sein böses Geschick. Vier Jahre hindurch war der leidenschaftlich brausende Mann, vom Hauptmann rasch zum Oberst und geheimen Kriegsrath aufgestiegen, im Bunde mit dem Minister Montmartin ein Hauptwerkzeug grausamer Willkürherrschaft gewesen. Von ihm vornehmlich waren die schnöden Mittel ausgesonnen und ins Werk gesetzt worden, welche zur Herbeischaffung und Ausrüstung des Korps von 12,000 Mann dienten, das der Herzog 1759 an den mit Preußen kriegenden französischen Hof verhandelte. Aber der kalte, listige Montmartin, welcher nach des trefflichen wirtembergischen Geschichtschreibers Pahl Ausdruck das böse planmäßig und mit Ueberlegung that, war des leidenschaftlichen Mitgünstlings überdrüssig geworden und wußte ihn beim Herzog als Verräther zu verschwärzen. Am 28. November 1762 erfolgte Riegers Sturz. Als er an diesem Tage, der Wachtparade anzuwohnen, aus dem Kanzleibogen auf den Schloßplatz heraustrat, stürzte der Herzog auf ihn zu und riß dem Ueberraschten mit dem Ruf: „Schändlicher Verräther!“ den Orden von der Brust. Ein bereit stehender Wagen brachte den Gefallenen nach dem Asperg und von da nach der Bergveste Hohentwiel, wo er ohne Urtheil und Recht vier Jahre lang in einem grauenhaften Kerker schmachtete. Da hat er sich bekehrt, das heißt, aus einem brutalen Werkzeug der Tyrannei wurde er ein Pedant und Frömmler, der sich nebenbei etwas damit wußte, ein Schöngeist zu sein. Einige Zeit nach seiner Freigebung, die ebenso willkürlich verfügt ward wie seine Einkerkerung, versöhnte sich der Herzog 1775 mit ihm und machte ihn zum Generalmajor und Kommandanten von Hohenasperg.

Montmartin gesellte sich als willfährige Helfershelfer die

gewissenlosen Finanzkünstler Wittleder und Gegel, sowie die Juden Seidel und Seligmann. Sein Regiment, einzig und allein darauf gestellt, mittels beispielloser Aussaugung des Landes dem Herzog eine bis zum Wahnsinn gehende Verschwendung zu ermöglichen, währte bis 1766. Damals nämlich gab es noch in Deutschland eine Schranke landesherrlicher Tyrannei: die Reichsgewalt. Ohnmächtig nach außen, war sie, besonders wenn ein von Haß gegen das Unrecht glühender Mann, wie Kaiser Josef II. war, sie handhabte, nach innen noch „kompetent“ und kräftig genug, frevelnde Duodezdespoten zur Raison zu bringen. Die wirtembergischen Stände brachten ihre Beschwerden vor den Reichshofrath, welcher die Sache sofort an Hand nahm. Montmartin, einer drohenden Untersuchung schlau zuvorkommend, verlangte und erhielt seinen Abschied, ging aber nicht mit leerer Hand. Denn abgesehen von der reichen Beute, die er mitnahm, mußte das arme Land die Verdienste seines vieljährigen Quälers und Aussaugers mit einem jährlichen Ruhegehalt von 4000 Gulden belohnen. Nachdem jedoch der böse Dämon des Herzogs entfernt war, kam zwischen diesem und seinen Ständen, unter Vermittelung des Reiches, eine Vereinbarung zustande, der sogenannte Erbvergleich, welcher 1770 die Grundsätze feststellte, die den bisherigen Mißbräuchen und Wirrsalen ein Ziel setzen sollten.

Herzog Karl war dazumal in eine Lebensregion gelangt, wo die souveräne Brutalität der Leidenschaften allmälig dem Zügel der Vernunft sich fügen lernt. Das vorhin genannte Jahr war für den heißblütigen Fürsten die Wendung zu einer solchen Zügelung. Der Erbvergleich schuf ihm eine äußerliche

Schranke, zu einer innerlichen wurde ihm sein Verhältniß zu der klugen Franziska, die er gerade damals ihrem Gatten entführte. Das war der letzte große Schlag, welchen seine Leidenschaft that. Der Rückschlag blieb nicht aus und es war ein wohlthätiger. Wenn auch an und für sich ein grell unsittliches, wurde das Verhältniß des Fürsten zu der Gräfin von Hohenheim zu einer Quelle des besseren. Franziska lehrte den unstäten, zwischen Großmannssucht und Ausschweifung hin und her geworfenen Mann den Segen der Häuslichkeit kennen. Sie lenkte seinen Drang, thätig zu sein, zu wirken, zu schaffen, zum tüchtigen und ersprießlichen. Mancherlei Fehlgriffe blieben natürlich auch jetzt nicht fern: manches wohlangefangene Werk verkümmerte, weil es nur in der Weise eines fürstlichen Steckenpferdes behandelt wurde, und Grillen und Launen walteten allzu oft da, wo Einsicht, Umsicht und Beharrlichkeit hätten zur Stelle sein sollen. Trotzdem jedoch heißt es nur gerecht sein, zu sagen, daß die Regierung Karls in ihrer zweiten Hälfte zu den besten gehört, welche Wirtemberg überhaupt gehabt hat.

An zeitweiligen Rückfällen in die gewaltsame Despotenstimmung fehlte es freilich nicht und war so ein Rückfall, vielleicht der schmählichste von allen, des Herzogs Attentat auf Schubart, welcher nach seiner Verweisung aus Ludwigsburg in den Maingegenden, dann in Augsburg und endlich in Ulm sein geniales Vagabundenleben führte. In der letztgenannten Reichsstadt war er allmälig zu größerer Stätigkeit gelangt. Hier schrieb er seine „Deutsche Chronik", allen staatlichen und kirchlichen Dunkelmännern zu Haß und Tort. Das war wohl die Hauptursache seines Unglücks. Schubarts publicistische Thätigkeit war nach

vielen Seiten hin unbequem. Auch dem Herzog von Wirtemberg, der freilich, da Schubart weder in seinen Diensten stand, noch überhaupt sein Unterthan war, gar kein Recht an ihn hatte. Ob die Gräfin von Hohenheim die Abneigung Karls gegen den genialen Mann verstärkte, ist nicht recht klar. Schubart selbst war davon überzeugt und man kann ohne Bedenken zugeben, daß die nicht sehr feinen, wohl aber sehr derben Wirthshausscherze, welche der Poet schon in Ludwigsburg über die „Donna Schmergelina“ hatte verlauten und in Ulm in gesteigertem Maße ausgehen lassen, in den Ohren der Dame — und sie gelangten dahin — nicht sehr angenehm geklungen haben müssen. Indessen hatte sich Schubart nicht irgend eine Verfehlung gegen die Gesetze der Reichsstadt Ulm zu Schulden kommen lassen und so war ihm auf diesem Boden nichts anzuhaben. Aber seine Feinde wußten sich zu helfen. Der damalige kaiserliche Ministerresident zu Ulm, General von Ried, setzte sich, gegen den unvorsichtigen Publicisten aufgereizt, in Beziehung mit Herzog Karl und dieser hatte Diener, welche in Vollziehung seiner Befehle vor keiner Schmach zurückschraken. Schubart ward mittels einer argen List, die er in seinem Leichtsinn nicht bemerken wollte, auf wirtembergisches Gebiet gelockt, nach Blaubeuren, dort gefangen genommen und sofort nach dem Asperg geschleppt. Der Herzog und die Gräfin von Hohenheim kamen nach der Bergveste, ausdrücklich in der Absicht, die Einkerkerung des Unglücklichen in ein finsteres unterirdisches Gelaß mitanzusehen. Nach Jahresfrist erst wurde ihm ein leidlicheres Gefängniß eingeräumt. Zehn Jahre, von 1777—87, hat er auf dem Asperg gesessen. Ihm zu sagen, warum, hat man nie der Mühe werth gehalten.

Fast könnte man auf den Gedanken kommen, Herzog Karl habe die schnöde, an Schubart verübte Gewaltthat vor sich selbst dadurch zu beschönigen gesucht, daß er sie für ein pädagogisches Experiment ansah. Er wollte diesen ungewöhnlichen Geist nach seiner Schnur ziehen, mochte derselbe nun biegen oder brechen. Jede Selbstständigkeit des Genius wie des Charakters war ihm tödtlich verhaßt. Selbstständig sollte, soweit seine Macht reichte, nur einer sein, er, Herzog Karl. Den vollen Glauben an das Dogma seiner Macht und Unfehlbarkeit übertrug er auch auf seine Stellung als Großschulmeister seiner „militärischen Akademie", welche zur gleichen Zeit, wo die herzogliche Residenz von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart zurückverlegt wurde, von der Solitude in die alte Stadt am Nesenbach herabgezogen ward. Am 18. November 1775 fand der Abzug der Zöglinge mit ihren Lehrern und Vorgesetzten von dem einsamen Waldschlosse statt. Die Eleven waren an diesem Tag in großer Uniform, in hellblauen Aermelwesten, weißen Beinkleidern, Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch. An jeder Seite des Kopfes vier Papilloten in zwei Etagen und Puder, darüber ein kleiner dreieckiger Hut, den Rücken hinab ein langer Zopf. So marschirte der Trupp die Hasenbergsteige herab und wurde am Rothenbildthor von dem Herzog empfangen. Er setzte sich zu Pferde an die Spitze des Zuges und führte denselben durch die mit vivatrufenden Menschen angefüllten Straßen hinab zur „herzoglichen Militärakademie", jenem weitläufigen Bauwerk, welches, hinter dem neuen Schlosse gelegen, heutzutage durch die Neckarstraße in den Umfang der Stadt eingeschlossen wird, damals aber noch unvollendet war. In diesen Räumen, welche, obgleich ihre Bestim=

mung eine ganz andere geworden, Akademie heißen, hat Herzog Karl viele Jahre lang ob Hunderten von Zöglingen sein pädagogisches Scepter geschwungen. Unfern von dieser Anstalt, die, halb Kloster, halb Kaserne, später — 1781 — als vom Kaiser Josef zur Universität erhoben, den Namen der Hohen Karlsschule erhielt, unfern davon, jenseits der heutigen Planie, war im alten Schlosse die „Ecole des Demoiselles“ untergebracht, eine Art Seitenstück zu der Akademie, geleitet von der Frau Oberstin von Seeger, der Gattin des Intendanten der Karlsschule.

Der Herzog begnügte sich jedoch nicht damit, seinen Unterthanen und der Welt das Schauspiel eines zum Schulmeister im großen Stil gewordenen Fürsten zu geben. Es war in ihm ein starker Zug vom Alkibiades. Die Leute sollten von ihm sprechen, um jeden Preis. Daher denn auch jene beispiellose Ueberraschung, welche den guten Altwirtembergern am 11. Februar 1778, dem fünfzigsten Geburtstage Karls, zu theil ward. An diesem Tage wurde von allen Kanzeln des Landes ein herzogliches Reskript verlesen, worin der Fürst förmlich Reu und Leid machte. Er sei, hieß es in diesem merkwürdigen Erlaß unter anderem, nur ein Mensch und derohalben von dem Grade der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben. So hätte es denn nicht anders sein können, als daß theils aus angeborener menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen viele Ereignisse sich ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Er, der Herzog, betrachte den heutigen Tag als die zweite Periode seines Lebens, als ihm von Gott geschenkt zu dem Zwecke,

als wahrer Landesvater für seine getreuen Unterthanen zu sorgen, auf daß es Wirtemberg wohl gehe.

Man würde fehlgreifen, wollte man diese von der Kanzel verkündigte Zerknirschung Karls für eine pure Komödie ansehen. In diesem Manne mischte sich großes und kleines, hohes und läppisches gar seltsam. Er beabsichtigte mit dem erwähnten Reskript gutes, keine Frage; aber daß ihn dabei die Vorstellung einer theatralischen Wirkung, eines Operneffekts gekitzelt habe, ist ebenfalls unzweifelhaft. Im übrigen stand er jetzt unter dem dauernden und heilsamen Einfluß der Gräfin von Hohenheim. Er erhob nach dem Tode seiner Gemahlin, der bayreuther Prinzessin, das geliebte Franzele förmlich zu seiner Frau. Franziska's Gebaren bei der Katastrophe Schubarts war unstreitig das tadelnswerthester Rachsucht. Wie hätte sie sonst der Einkerkerung des Unglücklichen beiwohnen mögen? Aber man darf auch nicht vergessen, daß der kynische Spötter ihr weibliches Gefühl tief verletzt hatte. Alles in allem hat die Gräfin von Hohenheim sicher viel gutes gestiftet und noch mehr böses verhindert. Sie wird wohl so ziemlich die einzige fürstliche Maitresse sein, an deren Andenken kein Fluch, wohl aber Segen haftet, eine weiße Krähe also, wofern diese Vergleichung eine nicht zu ungalante ist.

Franziska unterstützte die erwachende Neigung des Herzogs zu ländlicher Stille und Zurückgezogenheit. Karl hätte dieser zwar auf seiner Solitude froh werden können, allein seine Baulust war noch lange nicht gesättigt. Er wollte sich auf dem Garbenhof, einer unweit von Stuttgart auf der Höhe der Filder gelegenen umfangreichen Domäne, welche im Mittelalter dem Geschlechte der Bombaste von Hohenheim gehört hatte, ein Land-

haus bauen. Aber wie gewöhnlich ging auch hier seine anfangs bescheidene Absicht bald ins weite und große. Aus dem Landhause wurde ein prächtiger Palast, dessen Fenster eine herrliche Aussicht auf den Bergzug der schwäbischen Alp gewähren. Nebengebäude erhoben sich rings und das Ganze schloß ein umfangreicher Park ein voll der kunstreichsten Anlagen und Wasserwerke. Diese Stätte, heute eine landwirthschaftliche Anstalt von europäischem Rufe beherbergend, ward der Lieblingsaufenthalt des Fürsten und blieb es bis zu seinem Tode. Von hier aus regierte er, hier pflanzte er, der wirtembergischen Landwirthschaft manche vortreffliche Anregung gebend, und hier vergnügte er sich daneben mit seinem Franzele an ländlichen Festen. Kam er nach Stuttgart, so verbrachte er seine meiste Zeit in der Akademie. Droben in Hohenheim wurde es allmälig still und immer stiller um den alternden Fürsten her, der zumeist nicht in den prachtvollen Gemächern des Schlosses, sondern in den gedrückten Zimmern des Wirthschaftsgebäudes zu wohnen liebte. Für gewöhnlich war Prunk und Glanz ganz verbannt; nur ein kleiner Kreis von Erwählten hatte Zutritt. Es war da mehr die Haushaltung eines reichen Gutsbesitzers als der Hofhalt eines souveränen Fürsten. Der Philosoph von Sanssouci mochte ihm vorschweben, wenn er sich für den Philosophen von Hohenheim angesehen wissen wollte. Aber verglich man sein jetziges Walten mit seinem früheren Schalten, so konnte man den Anspruch auf Philosophenthum einigermaßen begründet finden.

Zweites Kapitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft eines Herkules, eines Dalmaten und eines Virginiers. — Eine väterliche Schrulle. — La Turbinella. — Komische Epiphanie eines angehenden Tragikers. — Die „Räuber". — Ein flatterndes Gürtelband.

An einem linden Märztage des Jahres 1782 war in Stuttgart die Wachtparade zur gewohnten Stunde aufgezogen, hatte aber verhältnißmäßig nur wenige Zuschauer angezogen; denn sie bot lange nicht mehr den prächtigen Anblick von ehemals, wo der Herzog selbst nie verfehlt hatte, mit einem glänzenden militärischen Gefolge bei dem Schauspiel zu erscheinen. Die aufgezogene Mannschaft, ein paar Kompagnien vom Grenadierbataillon Augé mit ihren Trommlern und Pfeifern, kennzeichnete sich schon durch die Dürftigkeit ihrer Uniformirung als ein beiseite gestelltes Spielzeug der fürstlichen Laune. Der Schloßplatz, früher zu dieser Stunde vom buntesten Gewühl erfüllt, sah jetzt ziemlich leer und öde aus. Von höheren Offizieren war nur erschienen, wer gerade mußte, und dem General Augé, welcher vor der Fronte die Rapporte der ab- und zugehenden Offiziere entgegennahm, konnte man deutlich ansehen, daß er mit seinen Gedanken mehr bei dem

gutbesetzten Mittagstisch verweilte, welcher ihn zu Hause erwartete, als bei den langweilig stereotypen Meldungen, die ihm gemacht wurden.

Die Aermlichkeit der Scene schien einen Fremden von mittleren Jahren, welcher mit zwei jüngeren Begleitern am Ausgange des Kanzleibogens stand, nicht wenig zu frappiren. Seine dunkeln Augen voll Geist und voll Rastlosigkeit schweiften über die steifen Linien der Soldaten hinweg nach den Fenstern des alten Schlosses, als erwartete er von dorther irgend eine Unterbrechung des eintönigen Schauspiels. Er war ein Mann von hoher Statur, gebaut wie ein Herkules. Zu der Kühnheit seiner Züge, welche ein paar Pockennarben keineswegs entstellten, stimmte sein südlicher, fast afrikanischer Teint ganz gut. Er trug den reichen Anzug eines Weltmanns von damals mit einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit, die aber einem schärferen Beobachter leicht als nicht ganz ungekünstelt hätte erscheinen können. Seine Bewegungen waren rasch und zeugten davon, daß in diesem gewaltigen Körper heftige Leidenschaften haus'ten.

Der eine seiner Begleiter war ein blutjunger Leutnant in der Uniform des herzoglichen Jägerkorps. Der scharfe Schnitt seines Gesichts und die gelbliche Farbe desselben deuteten ebenfalls auf einen südlichen Ursprung. Dagegen war die dritte Person dieser Zuschauergruppe ein Germane jeder Zoll, eine schlanke, ebenmäßig gebaute Gestalt in der ersten Blüthe des Mannesalters. Lichtbraune Haare kräuselten sich über der gediegen geformten Stirne des jungen Mannes, unter welcher blaue Augen mit dem Ausdrucke ruhigen Muthes hervorblickten. Damit harmonirte sein gebräuntes Gesicht, dessen linke Wange die vernarbte

Spur einer nicht unbedeutenden Hiebwunde zeigte. Auch abgesehen davon, hätte man sagen mögen, der junge Mann müsse schon in Gefechten gestanden haben, so ungezwungen sicher, frei und frank war seine Haltung. Sein friedlicher Anzug schien dieser Annahme freilich zu widersprechen. Es war ein ganz einfacher, civiler, und doch ungewöhnlicher. Er bestand weder aus den bunten Stoffen der eleganten Männertoilette, noch ähnelte er der Genietracht jener Tage, wie sie Goethe's Werther in Aufnahme gebracht hatte. Der junge Mann war von der Werthermode der hellblauen Frackröcke, Westen und Beinkleider von weißem Kanevas mit Stulpstiefeln offenbar gar nicht berührt. Seine Tracht verrieth in ihrer Einfachheit der Farben und des Schnittes jene puritanische Bürgerlichkeit, womit der große Franklin, als er an den französischen Hof gekommen, um für die junge Republik jenseits des Oceans den Beistand Frankreichs zu erwirken, auf den Promenaden von Versailles zuerst Erstaunen und dann nachahmenden Beifall hervorgerufen hatte. Auch die Frisur war von demokratischer Simplicität. Von Puder unberührt, zeigte das Haar des jungen Mannes seine natürliche Farbe und war im Nacken in einen schlichten Zopf gebunden. Den Zopf hatte die Erklärung der Menschenrechte drüben in der neuen Welt noch nicht abgeschnitten. Erst die französische Revolution sollte dieses tatarische Anhängsel beseitigen, zur gleichen Zeit, als das Messer der Guillotine neben den Zöpfen auch Köpfe abschnitt und darunter schönste und beste.

Wie im Anzug, bildete der junge Mann in seiner ganzen Erscheinung einen großen Gegensatz zu dem blatternarbigen, herkulischen Stutzer, neben welchem er stand. Wie in diesem

etwas ausgeprägt abenteuerliches, so war in ihm etwas ausgeprägt tüchtiges, solides. Seine zurückhaltende, in sich gefaßte Miene verrieth, daß der Ernst des Lebens frühzeitig ihm nahegetreten. Man hätte bei oberflächlichem Betrachten seiner Züge und seines Gebarens glauben mögen, die schwärmerische Strömung der Zeit, welche nicht allein die deutsche, sondern die europäische Jugend in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfaßt hatte, sei an diesem jungen Mann wirkungslos vorübergegangen. Und doch war da um seinen Mund ein weicher Zug, welcher einen Physiognomiker wie Lavater hätte zu der Behauptung verführen können, der junge Mann habe einer Zeitstimmung, welche der goethe'sche Roman für alle Zeiten künstlerisch fixirt hat, entweder seinen Tribut schon entrichtet oder aber er werde denselben künftig noch bezahlen.

Die Unterhaltung zwischen den drei Herren wurde in französischer Sprache geführt, welche aber keinem von ihnen so recht von der Zunge floß. Der Herkules und der junge Offizier ließen sehr merkbar den italischen, ihr Gefährte ließ nicht weniger deutlich den englischen Akcent durchklingen.

„Mein lieber Graf", sagte der Herkules, mit dem reichen Behänge seiner zwei Uhren spielend, „da traue noch einer dem Hörensagen! In Paris und am Rhein hörte ich die merkwürdigsten Geschichten von der Soldatenpracht des Herzogs von Wirtemberg und nun habe ich seit meinem Hiersein gerade das Gegentheil davon bemerkt. Kann man etwas ärmlicheres sehen als diese armen Teufel da in ihren abgeschabten Uniformen, die ihnen überall zu kurz oder zu lang sind? Und dann — ich bedaure, das vor den Ohren eines herzoglichen Offiziers sagen zu müssen —

scheinen diese Helden jeden Fremden ohne weiteres für einen Feind anzusehen, dem sie zwar nicht mit dem Bajonett, wohl aber mit Betteln zu Leibe gehen. Auf diese Art bin ich schon häufig in den Straßen der Stadt angefochten worden — ich bitte tausendmal um Entschuldigung."

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Chevalier", entgegnete der junge Graf Zuccato, welcher, aus dem venetianischen Dalmatien stammend, vor wenigen Monaten mit dem Patent eines Jägerleutnants aus der herzoglichen Militärakademie entlassen worden war. „Die Armsäligkeit unserer militärischen Zustände ist so offenkundig, daß da kein Vertuschen hilft. Aber was wollen Sie? Sie hätten müssen ein halbes oder lieber noch ein ganzes Dutzend Jahre früher nach Stuttgart kommen, wenn Ihnen daran lag, die militärische Herrlichkeit des Herzogs zu sehen. Jetzt ist es mit dieser Passion vorbei, gründlich vorbei. Serenissimus geruht jetzt, den Pädagogen und Gärtner zu machen, und wir Soldaten haben Ruhe."

„Sie sprechen ziemlich leichthin von Ihrem Souverän und von Ihrem Stand, mein lieber Graf", meinte der Herkules lachend.

„Ich? Bah! Es war der Wille meines Vaters, daß ich auf dieser verhenkerten Militärakademie erzogen werde, wie er sich ausdrückte, und es ist sein Wille, daß ich ein paar Jahre in einer wirtembergischen Offiziersuniform herumlaufe. Die Herren Väter haben zuweilen wunderliche Schrullen im Kopf, wissen Sie? Ich, als gehorsamer Sohn, füge mich dieser Schrulle. Später soll ich reisen und die Welt sehen. Bis dahin ist es mir ganz recht, daß der Herzog die frühere Liebhaberei

aufgegeben hat. Das macht uns den Dienst leicht und verschafft uns Zeit zu amüsanteren Beschäftigungen."

So sprechend reckte sich das schmächtige Kerlchen, rückte sich den Halskragen zurecht, lächelte pfiffig und bemühte sich ungemein, wie ein vollendeter oder wenigstens wie ein angehender Roué auszusehen.

Der Chevalier verbiß ein Lächeln und wandte sich an den einfach gekleideten Gentleman an seiner andern Seite mit den Worten:

„Mein Herr Virginier, empört es Ihre Ernsthaftigkeit nicht, unsern jungen Freund hier so leichtfertig sprechen zu hören?"

„Wie?" versetzte der Angeredete.

„Ah", sagte der Herkules, „ich sehe, Sie waren beschäftigt, die Scheiben an den Fenstern des Schlosses zu zählen, und haben darob unser Gespräch überhört."

Dann beugte er sich zu dem Ohre des jungen Amerikaners und flüsterte:

„Ist die Göttin erschienen?"

Der Virginier bemeisterte rasch eine leichte Verwirrung und entgegnete ruhigen Tones:

„Welche Göttin?"

„La Turbinella."

„Eine wunderliche Vermehrung der Namen des Olymps!"

„Freilich. Aber der Name paßt zu seinem Gegenstande. Das werden Sie zugeben."

„Ich? Ich kenne die Dame so zu sagen bloß vom Hörensagen."

„Doch wohl auch vom Gesicht, sollte ich meinen. Ich glaube

mich nicht zu irren, wenn ich bemerkt zu haben meine, daß Sie auf der letzten Redoute von Ihren Augen einen sehr angestrengten Gebrauch machten."

„Und wenn? Man hat die Augen doch wohl zum Sehen?"

„Gewiß, aber die Zunge hat man, um damit zu reden."

„Sie meinen" —

„Ich meine, daß mir ein gewisser Herr von jenseits des Meeres in Bälde eine gewisse Wette zu bezahlen haben werde."

Der Virginier machte eine kurze heftige Bewegung, man wußte nicht recht des Unglaubens oder der Verachtung.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein, Herr Chevalier", sagte er dann, nicht ohne eine gewisse Schärfe der Betonung.

„Ich verlasse mich auf die Kabbala, mein lieber Herr Raleigh. Mein Orakel betrügt mich selten und Sie sollen sogleich in den Stand gesetzt werden, über die Verläßlichkeit desselben zu urtheilen."

„Wie so, mein Herr?"

„Es hat mir angekündigt, daß wir unsere Göttin zu Gesichte bekommen sollten, bevor das Ding da, was man eine Wachtparade zu nennen beliebt, zu Ende ginge."

„Wirklich?"

„Ihr spottender Ton ist übel angebracht, corpo di Bacco! — Erheben Sie gefälligst die Augen — dorthin, zum letzten Fenster der zweiten Enfilade des Schlosses, links von dem großen runden Eckthurm."

Ein halbunterdrückter unartikulirter Laut kam von den

Lippen des jungen Mannes, welchen der Herkules Herr Raleigh genannt hatte.

An dem bezeichneten Fenster, dessen einer Flügel halb geöffnet war, stand ein junges Mädchen, dessen Schönheit, soweit die Entfernung ein Urtheil gestattete, eine ungewöhnliche sein mußte. Da die Schöne barhaupt ging, sah man ein üppiges Haar, dessen Rabenschwärze nicht von Puder befleckt war, und ein großes stralenwerfendes Augenpaar, welches eine Sekunde lang forschend über den Platz streifte. Dann senkte es sich fest auf einen Punkt desselben, welcher aber nicht der war, wo der Chevalier und Raleigh standen.

„Seht mal die Turbinella!“ sagte der Graf Zuccato, welcher beiseite getreten, einen Bekannten zu begrüßen, und jetzt zurückkam. „Wie schön sie ist! Ich glaube, ich würde mich um einen zärtlichen Blick von ihr noch für ein ganzes Jahr in die verwünschte Akademie einsperren lassen.“

Raleigh stand mit untergeschlagenen Armen und bemühte sich, sehr gleichmüthig auszusehen.

Der Herkules verfolgte mit den Augen die Richtung, welche die Blicke der Dame genommen, und seine Brauen zogen sich zuerst finster zusammen. Dann aber glättete sich seine Stirne rasch wieder und er sagte mit Lachen zu seinen Begleitern:

„Sehen Sie doch, meine Herren, das ungeheuerliche Ding, nach welchem La Turbinella ausschaut. Sie scheint an Karikaturen Geschmack zu finden.“

Und er deutete auf die Gruppe von Offizieren, welche um den General Augé versammelt war.

Es gab dort wirklich etwas, was Heiterkeit erregen konnte, etwas, was wie eine Karikatur aussah.

Das war ein junger, ungewöhnlich langer „Regimentsfeldscher“, welcher in steifster, das heißt unbehilflichster Paradehaltung auf den General zuging oder vielmehr zustapfte, um einen Rapport abzugeben.

Er sah komisch aus, fürwahr, eingepreßt in die Uniform nach altem preußischem Schnitt, die namentlich bei den Herren Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt war. Der lange Hals des jungen Mannes war unbeweglich in eine roßhaarene Kravatte eingezwängt. An jeder Seite des Gesichtes hatte er drei starre vergipste Rollen, welche sogenannte Taubenflügel vorstellten. Sein kleiner Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Nähe ein langer, dicker Zopf gepflanzt war. Sehr merkwürdig war auch das Fußwerk. Durch die dicke Filzunterlage der weißen Gamaschen waren seine Beine, zwei Cylindern gleich, von einem größeren Durchmesser als die in knappe Hosen gepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, weil er die Kniee nicht recht biegen konnte, wie ein Storch.

„Hilf Himmel“, sagte der Chevalier, „welch ein Adonis!“

„Wen meinen Sie?“ fragte der junge Offizier.

„Nun, die Vogelscheuche dort. Ich habe selten etwas so Groteskes gesehen.“

„Pardon, mein lieber Landsmann. Ich muß Sie bitten, mit mehr Respekt von meinem Freunde, dem Doktor Schiller, zu reden. Allerdings sieht er verteufelt schnurrig aus in seiner

dienstlichen Erscheinung, über die unter seinen Freunden schon die tollsten Witze losgelassen wurden. Aber, mein Herr, ich sage Ihnen, er hat unter seiner schauerlichen Frisur mehr, viel mehr Geist, als wir andern alle auf diesem Platze zusammen."

„Der?"

„Allerdings. Haben Sie nicht von der neuen Tragödie gehört, welche dermalen das Publikum aller deutschen Länder in Aufruhr bringt?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Wie, Sie sollten nichts von den ‚Räubern' gehört haben und kamen doch vom Rhein her?"

„Räuber? Räuber? — Warten Sie! Ja — ich meine mich zu erinnern, daß ich an den Wirthstafeln in Mainz und Mannheim davon reden hörte."

„Ja, in Mannheim wurde das gigantische Stück zuerst aufgeführt, am dreizehnten Januar dieses Jahres. Die ganze Akademie wollte hin, denn Sie müssen wissen, daß Schiller die ‚Räuber' noch als Zögling dieser Anstalt gedichtet hat und daß in dem Werke mehr als einer seiner Akademiegenossen abkonterfeit ist. Aber keiner von uns erhielt Urlaub und der Dichter selbst mußte heimlich nach Mannheim gehen, um sein Erstlingswerk in Scene gehen zu sehen. Ist das nicht schändlich? Die purste Tyrannei! Aber Schiller erhielt glänzende Satisfaktion, denn das Stück machte Furore. Der prächtige Mensch, als er es schrieb, sagte zu uns: ‚Wir wollen ein Buch machen, das absolut durch den Henker verbrannt werden muß.' Das zwar ist bislang noch nicht geschehen, kann aber wohl noch kommen; denn unsere alten Perrücken und die Schreibersknechte sind wüthend darüber,

während alle die andern Leute darüber entzückt sind. Schade, daß Sie nicht deutsch verstehen! Sie müßten das Stück lesen, denn es ist auch gedruckt. Da ist alles Glut und Leben und Leidenschaft, Wahrheit, Empörung gegen unser infames, tintenklexendes Säkulum, Römermuth, Feuer und Flamme! Der Schiller ist ein Prachtexemplar von Kerl, er ist ein Titan, ganz ein Titan!"

„Ihre freundschaftliche Begeisterung macht Ihnen Ehre, mein lieber Landsmann. Aber geht sie nicht zu weit? Der Mensch da ein Poet? Sehen Sie, gerade wäre er ums Haar über seine eigenen Elefantenfüße gestolpert."

„Ach was, was thut das? Der Schiller ist der beste und genialste und liebenswürdigste Mensch unter der Sonne. Was kann er dafür, daß ihn der Herzog in diese verhenkerte Feldschereruniform gezwungen hat? Wenn Sie übrigens meinem Urtheil über die ‚Räuber' nicht trauen, so fragen Sie Herrn Raleigh, welcher der ersten Aufführung des Stückes in Mannheim angewohnt und bei dieser Gelegenheit Schillers Bekanntschaft gemacht hat."

„Ist es so, Herr Raleigh?"

„Ja", erwiderte der Gefragte in seiner ruhigen Weise. „Die ‚Räuber' sind, soweit mir ein Urtheil zusteht, ein wilder Erstling, der an die Erstlinge des großen Shakspeare erinnert —"

„Shakspeare?" fiel der Chevalier mit mitleidigem Achselzucken ein. „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Stunde, wo ich die Ehre hatte, in Ferney den göttlichen Voltaire über diesen britischen Reimer sich lustig machen zu hören. Er nannte denselben einen betrunkenen Wilden."

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn Voltaire dies that, so bewies er damit, daß er den Shakspeare entweder nicht kannte oder nicht verstand. Ich habe einen in solchen Dingen völlig kompetenten Mann sagen hören, selbst in dem unbedeutendsten shakspeare'schen Stücke sei immer noch mehr wahre Poesie als in sämmtlichen Trauerspielen Corneille's, Racine's und Voltaire's zusammengenommen."

„Gewiß, so ist es", bekräftigte der junge Jägeroffizier mit dem vorlauten Wesen seines Alters. „Sie müssen wissen, Herr Chevalier, wir Poeten von der Akademie — Verzeihung, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß auch ich mich erkühne, zuweilen einen Streifzug auf den Parnaß zu machen — ja, wir Poeten von der Akademie, wir sind sammt und sonders eingefleischte Shakspeareaner. Zu Anfang, als uns der gute Professor Abel mit dem großen Briten bekannt machte, wollten uns seine Werke nicht recht munden. Das machte, wir verstanden sie nicht. Aber mit dem Verständniß kam auch die Bewunderung. Einige von uns machten sich auch ans Englische, um den Meister nicht bloß in der wieland'schen Uebersetzung lesen zu können. Dabei leistete uns der gute Georg, unseres Freundes Raleigh Bruder, welcher viel zu früh zum Orkus hinab mußte, der arme Junge! seine liebenswürdigen Dienste. Ja, was wollte ich sagen? Richtig, nur das, daß der Genius Shakspeare's den unseres Schiller geweckt hat, und, bei Falstaffs Bauch! ich meine, der alte William müsse sich in Elysium nicht schlecht darüber freuen, daß ihm endlich ein Nachfolger erstanden."

Ein leichtes Lächeln des Spottes umspielte die Lippen des Chevaliers bei dieser jugendlichen Expektoration. Aber er war

zu sehr Weltmann, um sich weiter in einen ernsthaften Streit einzulassen, und begnügte sich, zu sagen:

„Mein lieber Graf, ich fürchte fast, Sie haben so lange in diesem deutschen Rebellande gelebt, daß Sie den Geschmack für die großen Meister unseres sonnigen Heimatlandes verloren. Was sind alle die ungeheuerlichen nordischen Versuche in der Poesie, verglichen mit den Werken unseres Petrarca, Ariosto, Tasso?"

„Hm", entgegnete der Jüngling eifrig, „nach den langweiligen Tifteleien Petrarca's sehne ich mich keineswegs zurück. Ariosto, ja, auf den bin ich so stolz wie nur irgend ein Italiener. Aber Sie sollten nicht so wegwerfend von der nordischen Poesie sprechen. In Deutschland insbesondere ist ein ganz neuer Geist erwacht. Natur, Freiheit, Krieg der Unvernunft! ist sein Feldgeschrei. Sie sollten die Werke seiner Vorkämpfer kennen lernen, mein Herr. Klopstock, Wieland, Lessing, Bürger, Herder, Klinger Goethe und unser Schiller —"

„Corpo di Bacco", lachte der Chevalier, „ich habe schon an den Namen genug. Was für barbarische Laute! Wer wird in einem solchen Idiom dichten können? Wie sehr hatte Kaiser Karl der Fünfte recht, als er sagte, die deutsche Sprache sei nur eine Sprache für Pferde."

„Kaiser Karl hatte unrecht", sagte Raleigh mit gemessenem Ernst, „und ich muß Sie bitten, mein Herr, zu beachten, daß ich ein halber Deutscher bin. Die deutsche Sprache ist die meiner Mutter."

„Pardon", erwiderte der Chevalier artig; „wäre mir dieser Umstand bekannt gewesen, so hätte ich es sicherlich unterlassen, den alten Kaiser Karl zu citiren. Aber wir sind von unserem

Gesprächsgegenstande ganz abgekommen. Wir sprachen von dem Trauerspiel des merkwürdig aussehenden Herrn dort — wie heißt er doch? Sie haben das Stück gesehen, Herr Raleigh?“

„Ja, und einen höchst bedeutenden Eindruck habe ich davon empfangen.“

„Bitte, sagen Sie mir davon etwas mehr. Ich bilde mir zeitweise ein, ebenfalls ein Stück von einem Poeten zu sein, und daher interessirt mich alles Derartige.“

„Sie werden mich, ohne das Stück selbst zu kennen, kaum verstehen. Man muß die Blitze selber flammen, die Donner selber rollen gehört haben, um die Wirkung eines Gewitters nachempfinden zu können. Ich hatte auf meiner Reise von Paris hierher in Mannheim einen Rasttag gemacht. Durch die Straßen der freundlichen Stadt schlendernd, sah ich an den Gassenecken und Brunnenröhren einen Theaterzettel angeklebt, welcher ankündigte, daß am Abend aufgeführt werden sollten ‚Die Räuber‘, ein Trauerspiel von Schiller. Stück und Verfasser waren mir ganz unbekannt, aber auf meiner Fahrt rheinaufwärts hatte ich da und dort von dem mannheimer Theater als einem vortrefflichen reden gehört. Es stände, hieß es, unter der ausgezeichneten Leitung des Freiherrn von Dalberg und bedeutende Künstler, ein Iffland, Boek, Beil und Beck, widmeten dieser Bühne ihr Talent. Da gerade diese Schauspieler auf dem Theaterzettel als die Inhaber der Hauptrollen bezeichnet waren, beschloß ich das Stück zu sehen. Es war aber nichts leichtes, einen erträglichen Platz zu bekommen. Die Ankündigung der Aufführung hatte in der ganzen Gegend Sensation gemacht. Aus Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Worms, Mainz und Speyer

waren die Leute zu Roß und Wagen herbeigeströmt, um die Dichtung in Scene gehen zu sehen, welche, wie mir ein gefälliger Nachbar mittheilte, im vorigen Sommer zu Stuttgart im Druck erschienen war. Die drei ersten Akte machten keine große Wirkung auf das gedrängt volle Haus. Man mußte sich erst an diese titanenhaften Gedanken, diese gigantischen Empfindungen, ausgedrückt in einer Sprache, die wie ein entfesselter Bergstrom einherbraus'te, gewöhnen, um diese elektrischen Schläge einer kraftgenialischen, über alle konventionellen Schranken kühn hinwegspringenden Unbändigkeit so recht auf sich wirken zu lassen. Was mich betrifft, so fing ich an zu begreifen, was mit den Ausdrücken Kraftgenie und Sturm und Drang, welche ich kürzlich am Rhein so oft vernommen, gemeint sei. Das Stück riß in seinem Fortgang die Zuschauermenge mit sich fort, ein tosender Wirbelwind, dem nicht zu widerstehen war. Alles lauschte mit einer athemlosen Spannung, die nur zuweilen von wildem Beifallsruf unterbrochen wurde. Das Stück kam mir vor wie ein Löwe, der mit majestätischem Gebrülle gegen das Gitter seines Käfigs anspringt. Mein Nachbar, in welchem ich nachher den Buchhändler Schwan kennen lernte, machte mich leise auf den Dichter aufmerksam, der unerkannt unter der Menge stand und von dessen Anwesenheit nur wenige wußten. Ich sah, als der Beifall immer stürmischer, der Eindruck immer gewaltiger wurde, daß ein Blitz stolzer Befriedigung über die mächtige Stirne des jungen Mannes hinfuhr; ich sah ihn tief erschüttert, wie wir andern alle es waren, in jener furchtbaren Scene, wo Iffland in der Rolle des Franz Moor die Höhe seiner Darstellungskunst erreichte, in jener Scene, wo er seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, um, die

Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, am Ende wie zermalmt von der entsetzlichen Vision in sich zusammenzubrechen. Nach beendigter Vorstellung speiste der Dichter mit den Schauspielern und mehreren Verehrern seiner Muse zusammen. Durch Herrn Schwans Gefälligkeit erhielt ich Zutritt zu der Gesellschaft und hatte die Ehre, die Bekanntschaft des Dichters und seines Freundes Petersen zu machen, welcher ihn nach Mannheim begleitet hatte. Es war ein herrliches Symposion. Folgenden Tages machte ich mit Schiller und Petersen die Reise hierher und seitdem bin ich so glücklich, den Dichter der ‚Räuber' meinen Freund nennen zu dürfen. Ihm steht, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, sicherlich eine große Zukunft bevor."

„Oh ganz gewiß!" rief der junge Offizier mit schöner Theilnahme aus. „Der Schiller ist ein Prachtkerl, der alle andern niederdonnern wird. Aber sagen Sie doch, Herr Raleigh", fügte er weniger geräuschvoll hinzu, „war es bei jenem Symposion, daß sich Schiller in die Margarethe Schwanin verliebte? Der Petersen hat von so was gemunkelt, will aber nicht mit der Sprache heraus und Schiller selbst spricht gar nicht davon. Uns Akademiker interessirt das Ding ungeheuer. Schiller war in die Turbinella verschossen, wie wir andern alle. Oh, was haben wir für Oden auf sie gemacht, Schiller freilich die pomposesten. Die Klatschbasen meinten, die Gedichte gingen auf Schillers Hauswirthin, die Hauptmännin Vischer. Aber das ist dummes Zeug. Die Vischerin ist ein ganz gutes Frauchen, aber wenn sie es auch versteht, den unübertrefflichsten, einen wahrhaft kraftgenialen Punsch und Kardinal zu brauen, so ist sie doch kein Odenstoff. Also, wie ist es mit der Schwanin?"

„Da bin ich überfragt. Ich hatte damals in Mannheim nur Augen und Sinn für Schiller selbst und für sein Werk. Aber sehen Sie, die Parade ist zu Ende und da kommt der Dichter auf uns zu. Fragen Sie ihn selbst.“

Der Chevalier hatte des Gespräches der beiden nicht mehr geachtet, sondern seine Aufmerksamkeit wieder dem Eckfenster am großen runden Thurme des Schlosses zugewendet.

Die Schöne war noch dort, blickte jetzt, wie in Gedanken verloren, in die blaue Luft und ließ die Enden des langen rothen Bandes, womit sie ihr Hauskleid gegürtet hatte, spielend aus dem Fenster flattern.

„Sehen Sie das Band, Herr Raleigh?“ fragte der Chevalier flüsternd.

„Ja.“

„Was halten Sie davon?

„Nichts.“

„Mit Unrecht. Das Flattern dieses Bandes ist ein Zeichen, daß ich unsere Wette zu zwei Dritttheilen gewonnen habe. Binnen heute und drei oder vier Tagen werde ich im Stande sein, Ihnen mehr zu sagen. Um es aber zu können, muß ich jetzt meinen Geschäften nachgehen. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

Er ging rasch über den Platz und Raleigh wollte es scheinen, der Mann grüße im Gehen mit einem eigenthümlichen Hutschwenken zu dem Schloßfenster empor. Von dort verschwand im nämlichen Augenblick Band und Dame.

Der Regimentsarzt Schiller trat grüßend zu seinen beiden Freunden heran.

Drittes Kapitel.

Autor erspart seinen zarten Leserinnen eine unangenehme Ueberraschung. — Die „Höhle“ auf dem kleinen Graben. — Ein Dichterportrait. — Der Fourierschütz Kronenbitter. — Die Geschichte von der ausgeronnenen Flasche. — Dichterstolz. — Vorbereitungen zu einem lukullischen Mahl. — Shakspeare und kein Ende. — Vom Kaiser Josef und vom Wolfgang Goethe.

„So, jetzt wäre der Sklave für den Rest des Tages sein eigener Herr!“ sagte der Dichter, während er mit seinem Freunde Raleigh — der junge Zuccato hatte sich entfernt — die Stiftskirche entlang dem Marktplatze zuging.

Und er richtete sich hoch auf und machte große Schritte, als dränge es ihn, möglichst schnell aus der Stadtgegend wegzukommen, wo er so oft einen Figuranten bei einem in seinen Augen unnützen Schauspiel abgeben mußte.

Der Deutsch-Amerikaner blickte ihn mit großer Theilnahme an und sagte lächelnd:

„Lieber Schiller, wenn ich dich so den Kopf aufwerfen und der Muttererde oder vielmehr dem Pflaster dieser Residenz die Fußtritte souveräner Verachtung geben sehe, fällt mir ein, daß

eine hiesige Dame dieser Tage zu mir gesagt, der Regimentsmedikus Schiller trete einher, als wäre der Herzog von Wirtemberg der geringste seiner Unterthanen."

„Dummes Zeug!" brummte der Dichter und fuhr fort mit langen Beinen vorwärts zu streben.

Sie gingen über den Markt und bei der Brücke über Stuttgarts Hauptstrom, den nicht im besten Geruche stehenden Nesenbach, wollte sich Raleigh verabschieden, um linkshin nach dem damals sehr fashionablen Gasthofe zum Bären sich zu wenden, wo er sein Quartier hatte. Schiller war jedoch anderer Meinung.

„Lieber William", sagte er, „ich habe dir nun schon so oft die Ehre angethan, im Bären dein Gast zu sein, daß du mir Revanche schuldig bist. Komm mit in meine Höhle. Mein Stubenbursche Kapff ist auf Wache und wir können also nach Herzenslust plaudern, wozu wenigstens ich sehr aufgelegt bin. Ein sybaritisches Mahl kann ich dir allerdings nicht versprechen, wohl aber ein spartanisches. Auch muß, vermuth' ich, noch 'ne Bouteille von dem halben Dutzend da sein, welches mir der Hoven vorgestern aus Ludwigsburg schickte."

Die Einladung wurde ohne weiteres angenommen und die beiden Freunde gingen, statt die Brücke zu passiren, rechts hinauf nach dem kleinen Graben, welcher heutzutage in die Eberhardsstraße umgewandelt ist. Dort besaß damals der Professor Haug zwei Häuser, in deren einem er die meisten Räume an die Frau Hauptmännin Vischer vermiethet hatte. Diese wiederum hatte die vorräthigen Zimmer an Aftermiether abgegeben und eins derselben hatte der Regimentsmedikus Schiller inne, gemein=

schaftlich mit seinem früheren Akademiegenossen und jetzigen Freunde Kapff, Leutnant im Gablenzischen Infanterieregiment.

Nun aber sage uns der kategorische Imperativ, daß wir verpflichtet seien, unsere zarten Leserinnen vor einer mißlichen Ueberraschung möglichst zu bewahren. Bevor wir sie nämlich in die Dichterklause führen, halten wir ihnen folgende kurze Rede:

Sie, meine Zarten und Zartesten, verbinden mit dem Namen Schiller stets die Vorstellung des Idealischen und zwar mit vollstem Recht. Denn kein Dichter gebietet in dem Grade wie er über jenen Zauber, welcher die Seele über das werkeltägige und gemeine hoch emporträgt in die Aetherregion der Ideale. Daher kommt es, daß Sie es lieben, Ihren Lieblingsdichter — daß er das den deutschen Frauen noch immer sei, setze ich kühn voraus — in idealischen Umgebungen zu denken. Aber, meine Verehrtesten, im Jahre 1782 war Schiller noch der geniale Unband, welcher so eben das wildflammende Meteor „Die Räuber" in die Welt geschleudert hatte. Allerdings brach die ihm angeborene vornehme Natur, jener einzige echte Aristokratismus, der des Geistes, schon jetzt vielfach bei ihm durch, aber daneben war der junge Dichter doch ein armer Teufel von Regimentsfeldscherer, welcher darauf angewiesen war, mit einem monatlichen Einkommen von achtzehn Gulden sein Auskommen zu bestreiten. Da nun das Einmaleins unwiderlegbar darthut, daß mit einer solchen Einnahme sich schlechterdings nicht so en grand train leben ließ, wie in unseren Tagen allenfalls ein literarischer Fabrikant und Spekulant in Paris oder ein versemachender Lord in London thun kann, so werden Sie, meine Zartesten, es vielleicht unterlassen, über die „Höhle" unseres Dichters die

Näschen zu rümpfen. Ich mache Sie ferner darauf aufmerksam, daß der Kreis, in welchem unser Dichter zu der in Rede stehenden Zeit sich bewegte, ein kraftgenialischer war, das heißt ein Kreis von jungen Männern, in welchem der subjektive Befreiungsdrang stürmisch nach Ausdruck in adäquater Form rang. Diese Kraftgenies, welche die siebziger und theilweise noch die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts oder wenigstens die deutsche Literatur jener Zeit mit dem Tumult ihres Ansturms auf alle die Zwinguris des Unsinns und der verrotteten Philisterei erfüllten, waren keine Glanzhandschuhemenschen, keine fühsamlichen Goldschnittsdichterlein. Sie waren nicht salonfähig, im heutigen Sinne des Wortes, diese „Stürmer und Dränger". Sie waren wie brausender Most, der in wilder Gährung nach Klärung rang. Wir würden uns daher einer ebenso schweren als albernen Sünde gegen die Geschichte schuldig machen, wollten wir unserem Dichter hier das Gebaren und die Redeweise anlügen, wie sie in Büchern daheim, die in unsern Mädchenpensionen von heute besonders beliebt sind. Wir können nichts dafür, daß jene Zeit keine so naturverlassene, verbildete und verlogene war wie unsere eigene.

Der Dichter stieß die Thüre auf und ließ den Freund in ein Gemach treten, dessen burschikose Unordnung mit der gesucht eleganten in den Behausungen unserer heutigen Genies durchaus keine Aehnlichkeit hatte. Ein großer Tisch, zwei plumpe Bänke, an der Wand ein kleines ärmliches Stehpult, worauf ein sehr zerlesenes Exemplar von Klopstocks „Oden" lag, darüber ein schmales Bücherbret mit wenigen Bänden, in einer alkovenartigen Vertiefung hinter einer sehr defekten spanischen Wand zwei sogenannte Feldbetten, das war so ziemlich das ganze Mobi-

liar der „Höhle". Ein Kleiderhaken an der Wand zeigte eine sehr fragmentarische Garderobe. In einem Winkel des Zimmers lag allerlei Schuh- und Gamaschenwerk aufgehäuft, in einem andern machte sich eine sehr verwickelte Sammlung von leeren Bouteillen, Gläsern, Tellern, Kartoffeln, Tabakspfeifen und dergleichen mehr breit, in einem dritten brütete ein Ballen Druckpapier, zurückgebliebene Exemplare der „Räuber", welche ja der Verfasser auf eigene Kosten hatte drucken lassen müssen. Ueber allen diesen schönen Sachen lastete die schwere Atmosphäre von Tabaksrauch, der keineswegs nach einer feinen Sorte roch.

Und doch war in diesem Zimmer, wo Armuth und Sorglosigkeit mitsammen wirthschafteten, wieder etwas, das, nicht in bestimmte Worte zu fassen, dem für solche Wahrnehmungen Empfänglichen verrieth, es hause hier ein nicht gewöhnlicher Mensch. Nicht allein Jugend und Schönheit lassen überall, wo sie weilen, Spuren ihres Zaubers zurück, auch der Genius adelt durch seine Berührung selbst das gemeinste.

Mit seinem Gast eingetreten, fuhr Schiller hinter die erwähnte spanische Wand und man hörte von dorther ein Geräusch wie von einem Menschen, welcher seine Kleider hastig von sich schleudert.

Raleigh öffnete inzwischen eins der zwei niedrigen Fenster, um den Tabaksdunst hinaus und die Frühlingssonne herein zu lassen. Dann sagte er, das Zimmer überblickend:

„Meiner Treu, lieber Freund, ich glaube, die liebenswürdige und eindringliche Predigt, welche ich dir deine treffliche Mutter über den Text Ordnung und Sauberkeit unlängst an dieser Stelle halten hörte, hat noch nicht sehr angeschlagen."

Schiller brummte hinter der spanischen Wand etwas von einer verwünschten Degenkoppel, welche dann mitsammt dem Degen zu Boden klirrte. Hierauf ließ er sich verlauten:

„Ich glaube fast, du hast recht. Es war immer ein schweres Kreuz für meine gute Mutter, daß ich so zu sagen gar kein Organ für die Reinlichkeit habe. Ich vermuthe, diesem Mangel wurde nicht dadurch abgeholfen, daß der konfiscirte Kerl, der Inspektor Nieß, unser Quälgeist in der Akademie, weißt du? mich meiner Unsauberkeit wegen jahrelang hudelte. Hol' ihn der Teufel! — Ich nahm zwar mal einen Anlauf, mich auf die Eleganz zu verlegen, damals, als die Turbinella — doch das gehört nicht hierher. Seither ist's wieder den alten Weg gegangen, um so mehr, da mein Stubenbursch, der Kapff, auch kein Ordnungsgenie ist. — So, jetzt bin ich endlich aus dem steifen Malefizzeug herausgeschält und nun wollen wir sehen, was Küche und Keller der edlen Societät Kapff und Schiller aufzubringen vermögen."

Er kam hinter der spanischen Wand hervor, sehr zu seinem Vortheil verändert, denn er hatte mit dem Ordonnanzhut zugleich auch die Vergipsung seines Kopfes abgelegt. An die Stelle der Uniform war eine Art weiten Hausrocks getreten, welcher, wenn auch an verschiedenen Stellen schadhaft, den Gliedern seines Trägers eine freiere Bewegung gestattete. Er war freilich kein Adonis, der junge Dichter der „Räuber", aber jetzt, nach Entfernung der feldschererlichen Vermummung, auch in seinem Aeußeren eine interessante Erscheinung, ungelenk zwar noch immer, aber nicht mehr barock.

Ein Zeitgenosse von ihm, der ihn damals täglich sah, hat

mit liebevoller und doch nicht schmeichelnder Hand dieses Portrait von ihm entworfen:

Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Sein Gebaren hatte etwas Steifes, seine Tournüre nicht die mindeste Eleganz. Seine Stirne war breit, die Nase dünn und knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel vorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten sich bei der Nasenwurzel zusammen. Diese Partie des Gesichts hatte sehr viel Ausdruck und etwas pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur etwas hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte dann sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommersprossen besäet. Der Kopf, mit buschigem Haar von dunkelrother Farbe besetzt, war eher geistermäßig als männlich, hatte aber viel Bedeutendes und Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller einer erhöhten Simmung Worte gab.

Der Freund blickte den Dichter voll Theilnahme an und sagte:

„Was ihr Leute in der alten Welt euch doch Mühe gebt, euch zu verkleiden! Mir ist oft, als wäre das ganze Leben hier nur eine Verkleidung. Und das nennen sie Geschmack, Ordonnanz, Reglement und dergleichen mehr. Man erkennt erst, wie und was ihr eigentlich seid, wenn ihr die ewige Uniform ausgezogen habt."

„Die ewige Uniform — ja, das ist der Jammer! Seid zehn Jahren preßt mich nun das verdammte Monturzeug! Erst wurde ich von dem Herzog in der Akademie in die Uniform eines Juristen in spe kommandirt, dann in die eines Mediziners, endlich in die eines armsäligen Feldscherers. Aber ich habe das Kommandirtwerden herzlich satt, schon lange.“

„Das bezeugen deine ‚Räuber‘ laut genug.“

„Wie sollten sie nicht? Das Stück mußte ein wilder Protest werden gegen den verhaßten Zwang, den ich so viele Jahre hindurch erduldet. Glaub’ mir, William, was auch die Narren über meinen Dichterstolz faseln, ich täusche mich keineswegs über den Werth meines Erstlings. Damals, als der Beifall der Menge im mannheimer Theater mich umtobte, that ich es einen Augenblick; aber seither hab’ ich das Ding mit parteiloseren Augen geprüft und ich weiß jetzt, es ist nur ein roher Bastard, gezeugt in der wilden Ehe des Genius mit der Subordination.“

„In dieser Selbstkritik ist Wahrheit, scheint mir; aber trotzdem, lieber Freund, wollen wir nicht vergessen, daß man sagt, Bastarde seien meist tüchtigere Bursche als die legitimen Kinder. Du hast das Zeug in dir, besseres zu schaffen, aber die ‚Räuber‘ werden bleiben.“

„Sie werden bleiben, ja. Ich habe Selbstgefühl genug, mir zu sagen: es ist etwas dauerndes in dem Stück, die Signatur der Zeit, die ihm das Leben gab. Sie werden bleiben, als eine Kuriosität der deutschen Literatur. Doch da stehen wir und schwatzen, während wichtigeres zu thun ist.“

Er ging zur Thüre, öffnete sie und rief hinaus:

„Kronenbitter, heda, Kronenbitter! — Schwerenoth! — Wo hat der Teufel wieder mal den Kerl?“

„Hier, Herr Dokter, hier!“ ließ sich eine dünne, schrillende Stimme vom Hausflur her vernehmen und alsogleich fuhr der Besitzer dieser Stimme in das Zimmer herein, was auszuführen er unter der Thüre sich gewaltig bücken mußte.

Es war eine wunderliche Figur.

Des Mannes unmäßig lange, hagere, hölzerne Gliedmaßen schienen vor den verschiedenen Stücken seiner Grenadiermontur überall auf der Flucht zu sein, und zwar nicht ohne Grund, denn diese Montur war trauriges Flickwerk. Auf schmalen Schultern saß dem Fourierschützen Kronenbitter, welchen sich der Regimentsarzt Schiller aus den zweihundertvierzig Grenadieren des Regiments Augé zum Aufwärter auserwählt hatte, ein enorm großer Kopf, auf welchen der Vers im Volkslied:

Es stand eine Linde im tiefen Thal,
War unten breit und oben schmal —

ganz genau paßte, denn die Form desselben war die eines Zuckerhutes. Stirne, Augen, Nase, Wangen und Kinn waren rein nur Nebensachen in dem Gesicht, so zu sagen gar nicht der Rede werth. Sie hatten nämlich keine Gelegenheit gehabt, zu naturgemäßer Entwickelung zu gelangen, weil ein Ungeheuer von Mund ihnen allen Platz wegnahm. Dieser Mund reichte fast von einem Ohr zum andern und war mit einem Gebisse versehen, welches Stein und Bein zermalmen zu können schien und recht lebensgefährlich aussah. Mit der ungeschlachten Riesenhaftigkeit der ganzen Erscheinung kontrastirte das feine, dünne, weinerliche Stimmchen des Burschen, dessen Gesichtsausdruck im übrigen

den echt nationalschwäbischen Typus verrieth. Fourierschütz Kronenbitter, dazumal in Stuttgart ein berühmter öffentlicher Charakter, wenigstens soweit das Territorium der schiller'schen „Bande" reichte, war in der That ein Urschwabe, halb Schalk, halb „Latsche"*).

Der Kronenbitter stand gerade und steif wie ein Bolz vor seinem zeitweiligen Gebieter.

„Mein Freund ist bei mir zu Gast", sagte Schiller kurz. „Wir müssen ein Mittagessen haben."

„Sehr wohl, Herr Dokter."

„Auch eine Flasche Wein."

„Sehr wohl."

„Schaff' alles herbei!"

„Sehr wohl."

„Marsch!"

Der Kronenbitter rührte sich nicht von der Stelle.

„Nun, was soll's, du Kaliban? Wurst, Kartoffelsalat und Brot holst du im Ochsen. 's ist ja nur ein paar Schritte hin. Eine Flasche Wein muß noch da sein."

Der Kronenbitter schüttelte so kummervoll das Zuckerhuthaupt, daß Raleigh nur mit Mühe das Lachen verhielt.

„Donner und Doria!" fuhr der Dichter auf, „hat der Kapff rücksichtsloser Weise die letzte der hoven'schen Flaschen ausgetrunken?"

---

*) Dieser Provinzialismus ist im Hochdeutschen nicht wiederzugeben. Es gibt ohne Zweifel auch außerhalb Schwabens „Latsche". Aber um zu wissen, was ein echter und gerechter Latsche ist, muß man schlechterdings in Schwaben gelebt haben.

Der Fourierschütz schüttelte abermals das Haupt und versetzte bedächtig:

„Der Herr Leutnant mußte, wie der Herr Dokter wissen, heute sehr früh heraus. War wild, der Herr Leutnant, als er Licht machen wollte und keinen Leuchter nicht fand. Suchte ich da nach einem. Dort ist er.“

Er streckte einen seiner unendlichen Arme aus und wies mit einem unendlich langen Zeigefinger nach dem Tisch, worauf eine leere Flasche stand, die einer halb herabgebrannten Talgkerze zum Halter diente.

„Die Flasche ist leer, du Halunk!“

„Ja“, entgegnete der Kronenbitter mit großer Gemüthsruhe, „in der Dunkelheit hab' ich statt einer leeren die volle Bouteille erwischt, und weil der Herr Leutnant so gar pressirt war und nach einem Leuchter schrie, ließ ich sie in der Geschwindigkeit ausrinnen.“

„Ausrinnen, du Schurke?“

„Ja“, fuhr der Fourierschütz mit der dummpfiffigsten Miene fort, die er aufzuwenden hatte. „Hab' sie ausrinnen lassen, die Bouteille, und weil ich hab' gedacht, daß es Sünde wäre, so 'ne Gottesgabe auf den Boden laufen zu lassen, und weil mein Maul gerad' in der Nähe war, so —“

„So ließest du den Wein in dein Eselsmaul rinnen. Hat man je einen solchen Schuft gesehen? Der Kerl ärgert mich noch zu Tode. Ich sag' dir, du Behemoth, ich werde Sorge tragen, daß du dafür auf die Latten gelegt wirst.“

Raleigh lachte, denn es gewährte einen komischen Anblick, wie der Dichter wild gestikulirend im Zimmer umherfuhr und

der Kronenbitter mit unzerstörbarer Ruhe und Steifheit seinen Platz behauptete. Der Mann, welcher dem Stubenburschen seines Herrn auf so sinnreiche Weise zu einem Leuchter verholfen hatte, wußte ganz gut, daß die Drohung mit den Latten auch diesmal nicht in Erfüllung gehen werde.

„Nun, was stehst du noch da, als wärest du angenagelt?" fuhr ihn der Dichter an. „Mach', daß du fortkommst und Essen und Trinken herbeischaffst. Sag' dem Meister Dickbauch, dem Ochsenwirth, ich müsse eine Bouteille von seinem Uhlbacher haben, und der Ochsenwirthin, sie solle auch tüchtig Eier an den Salat thun."

„Sehr wohl, Herr Dokter, aber —"

„Was aber?"

„Der Meister Dickbauch Ochsenwirth ist ein gar so arliger*) Kerl — hm, nun — wissen Sie —"

Und er machte mit Daumen und Zeigefinger die Gebärde des Geldzählens.

„Schwerenoth!" brummte Schiller. „Ich hab' jetzt keins. — Er soll's zum übrigen schreiben."

„Sehr wohl, aber der Meister Dickbauch meinte schon vergangene Woche, es hätte auf der Tafel nichts mehr Platz."

Raleigh näherte sich dem Riesen, um ihm verstohlener Weise Geld in die Hand zu stecken, welche sehr bereitwillig sich aufthat. Aber der Dichter bemerkte es und sagte mit Entschiedenheit:

„Nichts da! Thu' die Hand weg, du ewiger Schwerenöther und Saufaus! — Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt,

*) Wunderlicher.

daß du heute mein Gast sein sollst, lieber William. Also keine Großmuth! Sie würde mich beleidigen. — Marsch, Kronenbitter! Will der Ochsenjörgle Umstände machen, so meld' ihm von mir, die Bande werde ihm den rothen Hahn aufs Dach schicken. Oder noch besser, geh' zur Ochsenwirthin. Sie ist eine gescheide Frau und hält was auf uns Leute von Geist."

Der Fourierschütz salutirte und witschte mit einem Schritt seines beispiellosen Gangwerkes zur Thüre hinaus.

„Lieber Schiller", sagte Raleigh, „es ist unfreundlich von dir, mich nicht für deine Bedürfnisse sorgen zu lassen. Hat dich nicht mein armer Bruder Georg, für den du so viel gethan, den du mit so großer Aufopferung während seiner Krankheit gepflegt, in jenem Brief, den er mit schon halb vom Tode erstarrter Hand schrieb, meiner Dankbarkeit und Liebe empfohlen? Du hast neulich mein gewiß von Herzen gekommenes Anerbieten, einen Theil meines Ueberflusses von mir anzunehmen, barsch zurückgewiesen. Du hast hierfür Gründe angegeben, die ich ehre; aber —"

„Aber, bester William, du meinst, es wäre schicklicher, dir etwas schuldig zu sein, als dem Ochsenwirth? Das bestreite ich. Der Ochsenjörgle wird dafür sorgen, daß ich ihm nie mehr schuldig werde, als ich zu bezahlen im stande bin. Mit dir wäre es etwas ganz anderes. Ließe ich mich einmal darauf ein, von deiner brüderlichen Freigebigkeit Gebrauch zu machen, so würde ich dir bald mehr englische Pfunde abgepumpt haben, als ich dir deutsche Batzen zurückzahlen könnte. Laß daher, ich bitte dich, diesen Punkt ein- für allemal zwischen uns abgethan sein. Gewiß, käme ich einmal in wirkliche Noth, du wärest der Mann, welchem verpflichtet zu sein meinen Stolz am wenigsten demüthigen würde. Aber von

so einem dringlichen Fall ist ja noch überall keine Rede. Nein, rede mir nicht mehr davon! Ich weiß, du meinst es herzlich gut; du würdest, was du mir heute gäbest, morgen schon vergessen haben. Aber wahre Freundschaft muß Gleichheit zur Grundlage haben; nicht die des Besitzes, aber die der Gesinnung. Ich achte deine Großmuth, du laß mir den Stolz der Unabhängigkeit. Es ist nun einmal mein Schicksal, auf die eigene Kraft angewiesen zu sein, und ich will es tragen wie ein Mann."

Das war nun so ein Sonnenblick angeborener Vornehmheit und lauteren Seelenadels, wie sie den Gewitterhimmel von Schillers Sturm- und Drangperiode oft durchbrachen.

Raleigh war zu zartfühlend, als daß er, wenigstens für jetzt, weiter in den Freund gedrungen wäre, von seinen großmüthigen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Ueberdies kehrte der groteske Fourierschütz bald zurück und das vergnügliche Feixen seines ungeheuerlichen Mundes verrieth sogleich, daß seine Mission wider erwarten erfolgreich gewesen.

Schiller räumte die „ausgeronnene" Flasche, den improvisirten Leuchter, vom Tisch und besetzte diesen mit einer sehr fragmentarischen Sammlung von Speisegeräthen. Es gab viel Gesuche, bis endlich eine Art Serviette auf den Tisch gebreitet war und auf diesem Tafeltuch zwei Teller, etliche Gabeln und Messer, ein wackeliges Salzfaß, eine leere Pfefferbüchse, ein großes Paßglas und ein kleines Trinkkrüglein aus Steingut prangten.

Nun packte der Kronenbitter den mitgebrachten Handkorb mit nicht geringem Selbstgefühl aus und brachte Schätze zum Vorschein, welche in der „Höhle" nicht alle Tage zu sehen waren.

Da war nicht nur die obligate Knackwurst, sondern auch der Teller mit verführerisch duftenden Schinkenschnitten und gar ein weiterer mit kaltem Braten. Der Salat war königlich bereitet, denn seinem gemeinen Kartoffelstoff waren vornehmere Bestandtheile, Rapunzelnblätter, Eier und Häringsstückchen, beigemischt. Es fehlte auch nicht an ein paar appetitlichen Brötchen und endlich erschienen statt der begehrten Flasche mit rothem Uhlbacher gar deren zwei. Ein Mythus will sogar wissen, es sei den beiden Flaschen ursprünglich eine dritte gesellt gewesen, die habe aber der unglückliche Kronenbitter unterwegs geschwind „ausrinnen" lassen; ja, es sei dem Träger des Speisekorbs dabei außerdem noch begegnet, daß er in seiner Zerstreutheit auch einen erklecklichen Theil von dem Braten, der doch nicht wohl ausrinnen konnte, auf irgend eine andere Weise verlor.

Wie dem auch sei, der Dichter war über die prächtige Mahlzeit, welche er seinem Gaste anbieten konnte, höchlich erfreut.

„Bei allen Göttern des Olymps!" sagte er, „mit dem Meister Dickbauch muß eine wunderbare Metamorphose vorgegangen sein. Der Mann hat wahrscheinlich die Ehre der schwäbischen Gastfreiheit retten wollen und deßhalb ein Uebriges gethan."

„Sehr wohl", mischte sich der Fourierschütz ein. „Aber der Ochsenwirth ist über Feld, herrentgegen ist die Ochsenwirthin ein Weibsbild, das 'ne Gattig hat."

„Aha, von der Seite kommt unser Ueberfluß?"

„Sehr wohl."

„Ich werde sie verewigen!" rief der Dichter aus. „Ja, das werd' ich! Sie ist das Ideal einer Wirthin. Brauch' ich mal

ein solches, weiß ich, wo ich es zu suchen habe. — Aber nun komm', lieber William. Das lange Warten wird Deinen Appetit gehörig geschärft haben. ‚Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle', heißt es im Homer, weißt Du? Der wackere Voß! Ich schlage vor, unser Festmahl mit einem feierlichen Trinkspruch auf den Mann anzuheben, welcher uns eine deutsche Odyssee gegeben hat."

Das Tischgespräch drehte sich eine Weile um den Kronenbitter, denn Raleigh fand an einem Burschen Gefallen, welcher ihn an einen der shakspeare'schen Clowns erinnern mochte. Schiller sprach das aus und so kam die Rede auf den großen „Herzenskündiger".

„Die Bekanntschaft mit Shakspeare", sagte der Dichter, „war ohne Zweifel das bedeutsamste meiner Erlebnisse in den Räumen der Karls=Akademie. Ich tastete zwischen aufgezwungenen und selbstgewählten Studien unsicher hin und her. Die letzteren mußten, wie ich dir schon früher mitgetheilt, verstohlen betrieben werden und wahrscheinlich wurden sie gerade deßhalb mit einigem Eifer betrieben. Die neuere deutsche Literatur war eigentlich ein geradezu verpönter Artikel, während man es mit dem Einschmuggeln französischer Autoren, auch wenn sie keineswegs zum Studirreglement gehörten, ziemlich leicht nahm. Voltaire hat mich nie sehr gereizt. Ich vermochte sein Talent, und war es auch ein so außerordentliches, nicht sehr hoch anzuschlagen, ein Talent, das überall von der Ansicht ausging, Himmel und Erde seien nur dazu da, um zu einem Fangballspiel des Witzes Raum zu gewähren, welches den Unterschied von Heiligem und Unheiligem nicht kannte oder wenigstens nicht anerkannte. Viel tiefere Wirkung empfing ich von Rousseau, aus dessen Schriften überall der

Schrei nach Natur und Befreiung tönt. Wie mußte dieser Ruf auf uns arme Akademiker wirken, die wir alles, aber auch gar alles auf Kommando thun sollten. Später war mir freilich manchmal, Rousseau's Wahrheitsliebe sei keineswegs ohne Koketterie und selbst in seinen glühendsten Aufschwüngen von Aufrichtigkeit laufe etwas Komödiantisches mitunter."

„Ganz recht", bemerkte Raleigh. „Wie könnte es auch anders sein? Rousseau war ein Franzos, also ein geborener Komödiant. Ich will damit nicht gerade einen Tadel aussprechen. Mir, dem Amerikaner, der recht wohl weiß, daß ohne den hochherzigen Beistand Frankreichs Amerika keine Aussicht hätte, seinen Unabhängigkeitskampf siegreich zu beendigen, stände es wahrlich schlecht an, gering von der französischen Nation zu denken und zu sprechen. Wenn ich die Franzosen geborene Komödianten nenne, so will ich damit nur sagen, daß es in ihrer Natur liegt, allem und jedem einen theatralischen Anstrich zu geben. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaft selbst an Lafayette wahrzunehmen, der doch sonst vielfach an die besten Charaktere des Alterthums erinnert."

„Oh, erzähle mir von ihm, und vom großen Washington und von Franklin und von allen den Helden und Weisen eurer großen Sache. Ich habe dich schon lange darum angehen wollen. Ich liebe sonst den leidigen Mischmasch von Irrthum und Gewalt, welchen die Leute Politik nennen, nicht sehr, weißt du? aber seit ich die herrliche Erklärung der Menschenrechte kenne, wie euer Kongreß sie erließ, habe ich angefangen zu ahnen, daß jener Mischmasch auch edlere Elemente in sich bergen könnte."

„Wirklich? Was doch ihr Deutschen für wunderliche

Menschen seid! Manchmal, wenn ich von dir und deinen Freunden solche Aeußerungen über das staatliche Leben höre, kommt mir das so fremd vor, daß ich meine, ich müßte keinen Tropfen deutschen Blutes in den Adern haben. Und doch heimeln mich dann auch wieder die idealischen Regionen, in welchen ihr euch umtreibt, wunderbar an. Laß uns heute in diesen Regionen bleiben; ich erzähle dir bei gelegener Zeit von unserer amerikanischen Wirklichkeit. — Du wolltest von deiner ersten Bekanntschaft mit Shakspeare sprechen, der ja so zu sagen mein Namenspatron ist. Mein armer Vater, dem es nicht vergönnt war, den Ruhm seines Landes zu erleben, schöpfte mir, dem von ihm hochverehrten Dichter des ‚Lear' zu Ehren, den Namen William."

„Möge er von guter Vorbedeutung sein! — Du kennst Goethe's Erstlingswerke, du liebst und bewunderst sie und kannst dir also vorstellen, welchen Tumult Götz und Werther unter uns Insassen der Akademie veranlassen mußten. Wie Großes auch Klopstock, Wieland und Lessing jeder in seiner Art geleistet, wie sehr des ersteren lyrisches Feuer, des andern graziöse Schalkhaftigkeit, des dritten dramatische Energie zu bewundern ist, immer noch waren die hemmenden Schranken, welche jahrhundertlange Ausländerei um den deutschen Genius gezogen, nicht hinweggeräumt. Da warf Goethe mit seinem Götz und Werther diese Schranken in unaufhaltsamem Sturmschritt nieder. Wir waren trunken von dieser frohen Botschaft der Natur, der Freiheit, der Originalität und stimmten jubelnd ein in diesen Feldruf gegen alle Philisterei. Unser guter Professor Abel, welcher dem Reglement der Akademie zum Trotz die neue Richtung begünstigte, wo und wie er nur immer konnte, theilte unsern Enthusiasmus für

Goethe, aber zugleich ließ er geheimnißvoll etwas fallen von einer Sonne, an deren Stralen Goethe's Genie sich entzündet haben dürfte. Er nannte Shakspeare, von welchem ich nur wußte, daß Voltaire ihn sehr wegwerfend beurtheilt habe. Der Name machte daher weiter keinen Eindruck auf mich. Abel hatte aber die löbliche Gewohnheit, die Lehrsätze der Psychologie, welche er uns vortrug, durch passende Stellen aus Dichtern zu erläutern. Als er daran kam, uns den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft und der Konflikte der Leidenschaften unter einander zu veranschaulichen, zog er Stellen aus Shakspeare's ‚Othello' an. Ich horchte hoch auf: mir war, als sähe ich wunderbare Blitze fern in der Nacht und hörte Donner rollen, die meine Seele erbeben machten. Nach beendigter Vorlesung bat ich den verehrten Lehrer um das Buch. Es war die wieland'sche Uebersetzung. Jetzt studirte ich Tag und Nacht den großen Briten und so ganz nahm er mich gefangen, daß ich lange Zeit von gar nichts anderem wußte. Mehrere meiner Freunde theilten mein Studium und dein guter Bruder Georg, der von Hause aus den Dichter kannte, ruhte nicht, bis er sich durch einen Antiquar einige der shakspeare'schen Stücke im Original verschafft hatte. Unter seiner Anleitung ist mir gelungen, von dem Dichter in seiner eigenen Sprache wenigstens eine nothdürftige Kenntniß zu erlangen. Aber ich gestehe, der erste Eindruck, den mir Shakspeare gab, war, wenn auch ein höchst gewaltiger, doch kein erhebender. Ich mußte den unermeßlichen Genius wohl bewundern, aber ich konnte ihn anfangs nicht lieben. Ich verstand ihn noch nicht. Mich empörte die Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaube, mitten im höchsten Pathos zu scherzen und aus höchster Aetherhöhe plötzlich mitten in die Ge=

meinheit des Lebens herabzufallen. Nur langsam lernte ich begreifen, daß man bei Shakspeare die Natur stets aus erster Hand erhält, und nur allmälig ging mir das Verständniß dieser wunderbaren Unmittelbarkeit der Wahrheit auf, von welcher seine Werke voll sind. Nun verstand ich auch seine scheinbare Kälte: es ist die göttliche Ruhe des Meisters, der das Dasein in allen seinen Höhen und Tiefen kannte und die wechselnden Erscheinungen desselben stets in den passendsten Formen auszuprägen verstand. — Als ich so die shakspeare'sche Poesie mir angeeignet hatte oder vielmehr angeeignet zu haben glaubte — denn wer kann sagen, daß er mit diesem Studium überhaupt fertig geworden sei? — da meinte ich, etwas von der Kraft, einen Funken von Shakspeare's Geist in mir glimmen zu fühlen, und ich that das Gelübde, dem Gewaltigen nachzueifern mit aller Macht. Es überkam mich, ich weiß nicht wie, daß auch ich ein Dichter sei. In Knabenjahren war es mein Ideal gewesen, als Prediger zum Volke zu reden. Meine geliebte Mutter hatte das auch so sehnlich gewünscht. Aber da ich, wie mein guter Vater mir bei jeder Gelegenheit einzuprägen nicht müde wird, nicht zu den wenigen gehöre, die zu befehlen, sondern zu den vielen, die zu gehorchen haben, so mußte ich jenem Ideal entsagen und mich durch eine Fürstenlaune erst zum Juristen und dann zum Mediziner machen lassen. Shakspeare zeigte mir aber, daß man nicht nur von der Kanzel, sondern auch von der Bühne herab zum Volke reden könne, machtvoll, herzerschütternd. Eine Stimme schrie in mir: Werde deinem Volke etwas, was Shakspeare der Welt ist: — du kannst es! Da faßte ich mir einen kühnen Muth, und alles, was ich geträumt und geschaut, gehofft und beklagt, beseufzt und verflucht hatte,

zusammenraffend, schleuderte ich die ‚Räuber‘ aufs Papier! Hat die innere Stimme wahr gesprochen oder hat sie gelogen?“

Bewegt sprang der Dichter auf und ging mit großen Schritten in dem kleinen Gemache hin und her.

„Sie hat wahr gesprochen, theurer Freund“, sagte Raleigh, „und du weißt, ich spreche nicht so, um dir zu schmeicheln, sondern aus innerster Ueberzeugung. Die ‚Räuber‘ sind ein kühner Wurf. Er hat noch nicht das höchste Ziel erreicht, aber vertraue nur der inneren Stimme und deinem hohen Vorbild. Auch Shakspeare hat sicherlich nicht im ersten Anlauf einen ‚Julius Cäsar‘, einen ‚Hamlet‘ oder ‚Macbeth‘ geschaffen. Sei du ein Strebender wie er und nun komm', wir wollen den Manen des Unsterblichen eine Libation bringen.“

Die beiden Freunde thaten das mit einer gewissen Feierlichkeit. Zu jener Zeit gab es einen Kultus des Genius, denn es gab noch einen Glauben an das Ideal.

Schiller, dem Freunde wieder gegenüber sitzend, fuhr fort:

„Ich bin eigentlich undankbar gegen den Herzog Karl. In seiner Weise hat er es gut mit mir gemeint und was kann er dafür, daß ich nicht aus dem Stoffe gemacht bin, der sich von der Willkür des Despotismus widerstandslos in jede beliebige Form pressen läßt? Er weiß, daß ich nicht aus solchem Stoffe bin, und ich habe Grund, zu glauben, daß er entschlossen ist, seine pädagogischen Experimente mit mir fortzusetzen. Eins aber weiß ich, daß i ch nämlich entschlossen bin, das Asperg=Experiment, welches der arme Schubart jetzt schon fünf lange Jahre ausgestanden hat und wer weiß wie lange noch auszustehen haben wird, nicht mit mir vornehmen lassen werde, um keinen Preis!

— Im übrigen darf ich doch nicht vergessen, daß ich mein Bißchen Wissen in der Akademie geholt, wenn auch nicht gerade auf dem reglementarischen Wege. Vielleicht hat auch nur der Druck, der auf mir lastete, die Kraft meines Geistes geweckt. Und dann hab' ich auch schöne Stunden in jenem verwünschten Gefängnisse gelebt, Stunden der Freundschaft, der kühnsten Schwärmerei. Mit je mehr Prosa man uns quälte, desto idealistischer wurden wir. In Kerkerluft gedeihen oft die blühendsten Freiheitsträume. Und dann habe ich in jenen Kerkermauern doch auch Begegnungen gehabt, welche unauslöschliche Eindrücke in mir zurückließen. Wäre mir dort auch kein anderes Glück zu theil geworden als das, daß mir vergönnt war, Kaiser Josef und Goethe von Angesicht zu Angesicht zu sehen, es müßte genügen."

„Kaiser Josef und Goethe haben die Akademie besucht? Du hast sie gesehen? Erzähle mir doch davon."

„Ich weiß eben nicht viel davon zu erzählen, ich weiß nur, daß die Erscheinung dieser beiden bedeutenden Menschen mich in höchst wohlthuender Weise bewegte. Der junge Kaiser kam im Jahre 1777 hierher nach Stuttgart. Er wollte nur einen Tag bleiben, aber ein Besuch in der Akademie gewann ihm solches Interesse ab, daß er denselben am folgenden Tag wiederholte. Wir hatten uns des heiligen römischen Reiches deutscher Nation kaiserliches Oberhaupt freilich majestätischer vorgestellt. Da war keine Spur von Pomp und Pracht. Der Imperator trug sich wie der schlichteste Kavalier oder vielmehr ganz bürgerlich und hatte sich alles Ceremoniel entschieden verbeten. Er wohnte mehreren Vorlesungen in der Akademie an. Seine Persönlichkeit erschien neben unserem stattlichen Herzog anfangs geradezu unbe=

deutend. Aber der Zauber der Humanität, der an ihm haftete, verwischte diesen Eindruck bald. Sein einfaches, freundliches Benehmen, seine leutseligen Fragen, seine geistvollen Bemerkungen gewannen ihm alle Herzen. In seinem ganzen Wesen sprach sich der rastlose Trieb aus, sich und andere zu bilden und zu veredeln. Wir sahen in ihm das Ideal eines Fürsten und wahrlich, er hat unsere Hoffnungen nicht getäuscht. Kaum ein Jahr ist es her, seit er zwei unsterbliche Regententhaten gethan: durch sein Censuredikt gewährte er die bisher gänzlich niedergehaltene Denk-, Rede- und Preßfreiheit seinen Völkern und durch sein Toleranzedikt machte er der Unterdrückung der Nichtkatholiken ein Ende. Ich verstehe zu wenig von den Staatssachen, um beurtheilen zu können, wie weit es begründet ist, wenn Kaiser Josefs Tadler meinen, er gehe bei seinen Reformen mit Uebereilung vorwärts; ich weiß auch nicht, ob Friedrich der Große berechtigt war, zu sagen, Josef mache immer den zweiten Schritt vor dem ersten: das aber sagt mir mein Herz, daß die Muse der Geschichte den Kaiser als einen der ersten unter den wenigen Herrschern nennen wird, welche mit Ernst daran gearbeitet haben, daß die Menschen menschlich zu leben im Stande seien."

„Und Goethe?"

„Er kam etwas vor der Weihnacht 1779 mit seinem Herzog, der ihn überall nicht wie einen Diener, sondern wie einen vertrauten Freund behandelte. Es wurde gerade der Stiftungstag der Akademie gefeiert. In dem großen Sale fand abends die Preisvertheilung an die Zöglinge statt. Wir wußten, daß Goethe mit seinem Herzog der Feierlichkeit anwohnen würde: er hatte im Schlosse mit den Herrschaften gespeist. Du kannst

dir denken, mit welcher Spannung wir älteren Akademiker, die wir frisch von der Lektüre des Götz und Werther herkamen, der Erscheinung des in so jungen Jahren schon so berühmten Gastes entgegensahen. Er kam, eine gewinnende nicht nur, sondern eine siegreiche Persönlichkeit. Wie hingen meine, aller Blicke an ihm! Professor Konsbruch hielt die übliche Festrede. Er sprach über den Einfluß der physischen Erziehung auf die psychische. Aber ich achtete nicht darauf. Mein Freund Hoven, der es that, hat nachher behauptet, der Professor habe ein Citat aus ‚Werthers Leiden' in seinen Vortrag verwoben und darob sei Goethe roth geworden und habe die Augen niedergeschlagen wie ein Mädchen. Während der Preisvertheilung ist der Herzog von Weimar dem Herzog Karl zur Rechten, Goethe zur Linken gestanden und wir haben uns herzinnig gefreut, zu sehen, wie unser Fürst den Dichter auszeichnete. Ach, wie gern hätte ich für einen Augenblick die Blicke desselben auf mich gezogen! Ich weiß, es war kindisch, und doch that es mir wohl, daß ich vor den Augen des bewunderten Mannes mehrere Preise zugetheilt erhielt. Was hätte ich für ein Wort aus seinem Munde gegeben, selbst für das gleichgiltigste. Mir ist, als sähe ich ihn noch vor mir, den schlank- und hochgewachsenen Dreißiger mit den geistvoll schönen Zügen, wie er mit ruhiger Sicherheit unter den vornehmen Leuten sich bewegte und mit genialisch feurigen Augen umherblickte. Man sah ihm an, er fühlte sich den Fürsten gegenüber nicht nur als ein Ebenbürtiger, sondern wohl auch als ein Höherer. Diese imponirende persönliche Erscheinung des Genius wird mir unvergeßlich sein."

Nach einer Pause setzte der Dichter hinzu:

„Ich darf sagen, der Neid ist ein Laster, welchem ich nicht zugänglich bin. Und doch ist mir oft, als hätte Goethe's damalige Erscheinung einen bitteren Stachel in meiner Brust zurückgelassen. Wie hat die Natur ihn bevorzugt, schon in seinem Aeußeren! Welch ein günstiger Stern hat von Kindheit auf über ihm geleuchtet! Wie leicht wurde sein Genie von seinem Glücke getragen! Auf wie fröhlichen Pfaden ist er zu des Lebens Höhen hinaufgelangt, während andere —"

Er brach rasch ab. Mit unmuthigen Blicken sah er in der kümmerlichen Stube umher und dann düster vor sich nieder.

Viertes Kapitel.

Der Verschwörer von Genua. — La Turbinella abermals. — Die „Entzückung an Laura" und ein Stral kalten Wassers. — Zwei Reminiscenzen aus der Militärakademie. — Die Laura-Oden. — Ein Frauenideal. — Ein Bekenntniß. — Amerikanische Liebe. — Der Sammetdoktor und seine Novelle.

Raleigh, des Freundes momentane Verbitterung begreifend und achtend, ließ es eine Weile anstehen, bis er, die drückende Pause zu beendigen, die Frage that:

„Was macht der Verschwörer von Genua?"

Schiller schaute auf. Er verstand die wohlwollende Absicht des Freundes, ihn von unfruchtbarem Grübeln abzuziehen, und kam derselben sogleich freundlich entgegen.

„Was der Fiesco macht?" versetzte er. „Nun, ich denke, er verschwört sich brav."

„Die Arbeit rückt also vorwärts?"

„Tüchtig, aber mit jedem Schritt steigern sich auch die Schwierigkeiten. Ich sehe wohl ein, wie gut es mein lieber Lehrer Abel mit mir meinte, wenn er mir rieth, einen historischen Stoff zu behandeln. Er wollte damit meiner, wie er sich mit

einer Anspielung auf meinen wilden Erstling ausdrückte, räuberischen Phantasie einen Kappzaum angelegt wissen. Aber wenn ich mich nun in die geschichtlichen Quellen vertiefe, aus welchen ich meinen Stoff geschöpft habe, sehen mich die Thatsachen so grau an, daß ich mir Gewalt anthun muß, nicht alles umzumalen. Um ein poetisches Werk zu schaffen, muß ich meine Charaktere doch wohl von dem gemeinen Boden der Wirklichkeit in die Region des Ideals emporheben. Aber dann überkommt mich wieder die Furcht, der Geschichte ins Handwerk zu pfuschen. Ich ahne freilich, was die echte historische Tragik leisten soll. Sie soll die Adern der Geschichte mit poetischen Säften schwellen. Allein ich fürchte, meine Künstlerschaft ist noch zu sehr von gestern und heute, als daß sie diese Aufgabe vollständig erfüllen könnte. Kurz, es ist noch kein rechter Fluß und Guß in dem Werk, obwohl ich mir auf einzelne Partieen etwas einbilden möchte. Am meisten Noth hab' ich damit, daß die von mir erfundenen Personen des Stückes noch nicht recht zu den historischen passen wollen."

„Du hast das Stück wieder in Prosa geschrieben?"

„Ja. Hat uns doch Lessing durch seine ‚Emilia Galotti' gezeigt, daß Melpomene auch in dem Gewande der Prosa mit höchster Würde einhergehen könne. Er wußte wohl, was er that, als er dem weitbauschig-deklamatorischen Verse der französischen Tragödie seine knappgeschürzte dramatische Prosa entgegensetzte."

„Aber seither hat er doch seinen herrlichen ‚Nathan' in Versen geschrieben."

„Er konnte es, weil edle Mäßigung ihm stets die Feder führt, und ich hoffe, die jambische Form des ‚Nathan' werde in der Entwickelung unserer dramatischen Poesie ein bedeutsames

Moment abgeben. Was aber mich betrifft, so getraue ich mir einstweilen noch nicht, ein Drama in Versen zu komponiren. Weißt du, ich habe die verwünschte Eigenheit, in Versen im Handumdrehen ins Ueberstiegene hineinzugerathen — hol's der Henker! — und so muß ich meinen dramatischen Pegasus einstweilen noch auf der Trense der Prosa reiten."

„Du erwähntest vorhin der erdichteten Personen deines neuen Drama's — dabei fällt mir ein, daß mir dein Freund und Akademiegenosse, der Bibliothekar Petersen, sagte, es komme in dem Stück eine furchtbare Kokette vor, eine Donna Julia oder Gräfin — Gräfin — wart' mal —"

„Gräfin Imperiali."

„Recht. Die sei aber nicht aus der Phantasie, sondern aus dem Leben gegriffen, meinte Petersen."

„Wie so?"

„Er sagte, das Original der Donna Julia sei eigentlich das junge Mädchen in der Ecole des Demoiselles, Fräulein Lauretta."

„Die Turbinella?"

„Ja."

Es ist natürlich, daß ein junger Poet, wenn von einem seiner Werke die Rede, seine Aufmerksamkeit viel zu sehr diesem Gegenstande zuwendet, um auf anderes achtsam zu sein. Wäre dem nicht auch hier so gewesen, hätte Schiller unschwer bemerken können, daß sein Freund das Gespräch nicht ganz ohne Absicht auf die Turbinella lenkte.

„Der Petersen hat oft wunderliche Flausen im Kopfe", bemerkte der Dichter arglos.

„So sagte Scharffenstein auch, allein Petersen blieb bei seiner Behauptung.“

„Das glaub' ich wohl; was der einmal im Kopfe hat, ist wie angenagelt. Du sollst aber binnen wenigen Wochen urtheilen können, wie grundlos seine Meinung ist. Bis dahin wird, hoff' ich, der ‚Fiesco‘ fertig sein. Ich mag dir das Stück nicht unfertig zum Lesen anbieten. Meine Kokette Julia ein Konterfei der Turbinella? Bah, dummes Zeug, dazu halt' ich das seltsame Mädchen denn doch zu hoch, viel zu hoch.“

„Was soll eigentlich der sonderbare Name Turbinella?“

„Die Frau Generalin von Wimpfen, welche über Lauretta noch jetzt eine Art Protektorat ausübt, gab ihn dem Mädchen und man muß sagen, der Spitzname ist nicht ohne Grund gegeben. Das schöne Kind ist ein Wirbelwind, eine Windsbraut. Die gute Frau Oberstin Seeger hatte mit der Turbinella in der Ecole so große Noth wie der Herr Oberst Seeger mit irgendeinem von uns Wildfängen in der Akademie.“

„Aber wer und woher ist sie denn eigentlich?“

„Hm, das ist eine ziemlich romanhafte Geschichte. Ob alles wahr, was man sich davon erzählt, weiß ich nicht. Es heißt, Lauretta sei als kleines Kind bei einem Streifzug herzoglicher Landdragoner gegen eine Gaunerbande im Schurwalde aufgegriffen worden. Es habe bei dieser Gelegenheit eine Art Gefecht abgesetzt und da sei die Mutter der Kleinen durch eine verirrte Kugel getödtet worden. Der Herzog befand sich gerade in Göppingen, als das gefangene Gesindel dort eingebracht wurde. Der Anblick des Kindes habe ihn seltsam bewegt. Er sei dadurch an eine wilde Episode seiner wilden Zeit erinnert worden, die damals schon so

ziemlich hinter ihm lag. Lauretta habe ihn an die Sizilianerin Laura Pastori erinnert, welche in der langen Reihe seiner italischen Buhlerinnen eine vortretende Rolle gespielt hatte. Die Sängerin und Tänzerin Pastori sei schön gewesen wie die Sünde und wild wie ein Panther. Der Herzog sei mit wüthender Leidenschaft in sie verliebt gewesen und man sagt, sie habe ihn lange schmachten lassen. Wenige Monate nachher wurde die vielbeneidete Odaliske eines Morgens mit bloßen Füßen, wie eine gemeine Straßendirne, zum eßlinger Thore hinausgestäupt, ein Racheakt herzoglicher Eifersucht, die, motivirt oder grundlos, ihrer Wuth keine Gränze setzen mochte. Später habe es sich herausgestellt, daß die Unglückliche, an welcher man diese Brutalität verübte, während sie sich in einem Zustande befand, der auch die verhärtetste Grausamkeit entwaffnen gesollt, völlig schuldlos gewesen. Sie war verschollen und es war über die ganze Geschichte Gras gewachsen, als das im Schurwalde aufgegriffene Kind den Herzog wieder daran erinnerte. Leute, welche die Pastori, genannt La Bella, noch gekannt haben, wollen wissen, die Turbinella sehe derselben außerordentlich ähnlich; andere behaupten, sie habe in den und um die Augen einen unverkennbar herzoglichen Zug. Was weiß ich? Genug, Herzog Karl brachte den Findling damals in seiner eigenen Kutsche nach Ludwigsburg und übergab dort die Kleine der Generalin von Wimpfen. Etwas später kam Lauretta hierher in die Ecole des Demoiselles und da hat sie bis heute gelebt, mit Ausnahme der seltenen und kurzen Zwischenräume, die sie in Ludwigsburg bei der Generalin zubringen durfte, welche für diese Schutzbefohlene eine lebhafte Zuneigung gefaßt hat."

„Die Geschichte hat allerdings einen romanhaften Anstrich. Aber was soll denn am Ende aus dem Mädchen werden?“

„Eine Künstlerin. Wenigstens lag das in des Herzogs Absicht. Du mußt wissen, seiner Ansicht zufolge soll die Ecole eine Ergänzung zur Akademie bilden. Es werden dort Töchter aus den besten Familien erzogen für das Leben in der großen Welt, aber auch arme talentvolle Mädchen für die bildenden und darstellenden Künste. Lauretta lernte alles, was dort gelehrt wird, und noch mehr mit wunderbarer Leichtigkeit. Ihr Aneignungstalent für Sprachen wird als ein beispielloses gerühmt. Sie zeichnet und malt vortrefflich, aber zum Entsetzen der Frau Intendantin fast ausschließlich nur boshafte Karikaturen; sie tanzt wie eine Elfin, singt wie ein Engel zum Klavier, zur Harfe und zur Laute. Summa Summarum: sie ist ein herrliches Geschöpf, aber rebellisch wie Lucifer und unstät wie Wind und Welle. Jeder öffentlichen Schaustellung ihrer Gaben und ihrer Kunstfertigkeit hat sie sich bisher mit unbeugsamer Entschiedenheit geweigert. Sie bietet selbst dem Herzog Trotz und, was noch merkwürdiger ist, er läßt sich von ihr Trotz bieten. Allen seinen im freundlichsten Tone gemachten Vorstellungen habe sie eine eisige Gleichgiltigkeit entgegengesetzt. Es ist überhaupt die merkwürdigste Vereinigung von Glut und Frost in diesem Mädchen.“

„Du schilderst ein bizarres Wesen.“

„Bizarr? Ja, das ist das rechte Wort. Da wirbelt alles in athemlosem Wechsel durcheinander. Wenn noch so eben ihre Miene die einer Königin war, stralend von unsagbarem Stolz, so gleicht im nächsten Augenblick schon ihr Gesicht dem einer Bakchantin, einer Mänade. Und auch wie Medusa soll sie blicken

können. Du meinst, ihr Herz müsse ein Krystall sein, kühl, klar, spröde, und doch beginnt dieser Krystall mit einmal zauberhafte Liebesmelodieen zu tönen und aus den tiefblauen Augen des Mädchens sieht dich ein ganzer Himmel schuldloser Wollust an."

„Du liebtest Lauretta, liebst sie noch!"

„Ich liebte sie. Oh, wie liebte ich sie! Es war ein Sturm, eine Raserei, eine Lohe der Leidenschaft, die mich zu Asche zu brennen drohte. Hast du meine Laura=Oden nicht gelesen?"

„Wie sollt' ich nicht? Sie haben mir ein so großes Interesse für ihren Gegenstand eingeflößt, daß ich, weil ich dir ohnehin die Gedichte heute zurückgeben wollte, das Gespräch absichtlich auf die Turbinella lenkte. Da hast du deine flammenden Lieder!"

Der Dichter blätterte in dem Hefte, welches der Freund aus der Brusttasche gezogen und ihm dargereicht hatte. Die Flammen, welche in diesen Liedern aufgelodert, waren schon niedergebrannt und von der Asche der Reflexion bedeckt. Aber wie er jetzt die Saiten anschlug, schien unter dieser Asche das alte Feuer wilder Schwärmerei wieder hervorschlagen zu wollen. Unwillkürlich fing er laut zu lesen an:

„Laura! Welt und Himmel weggeronnen
Wähn' ich, mich in Himmelsmaienluft zu sonnen,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt.
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn.

Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustvollen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen,
Wie von Orpheus' Saitenruf belebt.
Rascher rollen um mich hier die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn.
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Wenn nun, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn' in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen
In des Athems Flammenwind —

Eine Pause drohet hier den Sinnen —
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Lagert sich um den gefangnen Blick.
Leises Murmeln — dumpfer hin verloren —
Stirbt allmälig in den trunknen Ohren
Und die Welt tritt in ihr Nichts zurück.

Ha, daß jetzt der Flügel Kronos' harrte,
Hingebannt ob dieser Gruppe starrte
Wie ein Marmorbild — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
Schon die Strudel der Vergessenheit."

Schiller war beim Vortrag dieser kraftgenialischen „Entzückung an Laura“, deren drei letzte Strophen er bekanntlich später verworfen hat, in eine immer pathetischere Deklamation hineingerathen.

Raleigh zog die Brauen finster zusammen und schien die Beute unangenehmer Empfindungen zu sein. Aber er bemeisterte sich und sagte, als der Dichter geendigt, leichthin:

„Theurer Freund, verzeihe mir, wenn ich dich schulmeistere und einen Stral kalten Wassers in deine Glut spritze. Aber in Wahrheit, du deklamirst schrecklich und kannst weder dein Organ noch deine Gesichtszüge beherrschen. Hüte dich, ich bitte dich, wenn du den Leuten einen Begriff von deiner Poesie beibringen willst, deine Gedichte selber vorzutragen. Du hast nicht den Schatten einer Idee von einem Schauspieler in dir.“

Des Dichters Stirne überflog eine flüchtige Röthe des Zornes; aber schon im nächsten Augenblick lachte er gutmüthig und versetzte:

„Donner und Doria! so sagt der verteufelte Petersen auch und die ganze Bande sagt so. ’s muß was dran sein — Schwerenoth! In der Akademie mußten wir zuweilen Komödie spielen, wirkliche Komödie nämlich. Da macht’ ich mal den Clavigo. Je mehr ich aber die Zuschauer tragisch erschüttern wollte, desto wüthender lachten sie. Der grobe Petersen sagte mir nach Beendigung des Stückes, ich wäre herumgefahren wie ein Esel, dem man brennenden Zunder ins Ohr gesteckt, und der Kapff wandte ein noch viel unsaubereres Bild auf mein Spiel an.“

„Laß dich das nicht verdrießen. Du bist eben keine Komödiantennatur. Dein Wesen ist durchaus auf das ernste gestimmt,

zum erhabenen angelegt, auf die Wahrheit gerichtet. Aber sag' mir, wie ging es denn zu, daß du trotz der klösterlichen Klausur der Akademie die Bekanntschaft der Turbinella machen konntest?"

„Oh, das ging, wie dort alles, auf Kommando."

„Auf Kommando? Warum nicht gar!"

„Und doch! Alljährlich zur Karnevalszeit werden die älteren Akademiker abwechselnd auf die Redouten im herzoglichen Opernhaus kommandirt, um da gesellschaftlichen Ton und Takt zu lernen, und jeder hat eine Dame aufzuführen, eine von den Demoiselles aus der Ecole. Natürlich bestimmt nicht die freie Wahl, sondern ebenfalls das Kommando, welche Demoiselle der und der Akademiker führen soll. Wir holten unsere Damen am Thore des alten Schlosses ab und geleiteten sie, in unsere Paradeuniformen gepreßt, in langem Zuge in den Ballsal, wo unser Kommen immer große Heiterkeit hervorrief und den sich drängenden Masken zu einem ganzen Feuerwerk von guten und schlechten Witzen über uns Veranlassung gab. Sie hatten Stoff genug dazu, denn unser Auftreten war gewiß unsaglich hölzern, dämisch und ungeschickt. Wir gingen gewöhnlich stumm und dumm wie Automaten neben unseren Schönen her, die ihrerseits meistens auch ganz nonnenhaft still und verlegen waren. Zum zweitenmal, als ich auf die Redoute kommandirt wurde, hatte ich freilich eine Partnerin, die mich reden zu machen wußte."

„Lauretta?"

„Ja. Mein Freund Hoven sollte ihr Begleiter sein, aber er wurde unwohl und so schob man mich an seine Stelle. Ich kriegte eine höllische Angst und war zugleich ungeheuer neugierig, denn es war von den wilden Possen und von dem originellen

Wesen des schönen Kindes manches aus den Mauern des Schlosses heraus- und in die der Akademie hineingedrungen. Die Sache lief indessen viel besser ab, als ich zu hoffen gewagt hätte. Das machte meine aufgeregte Stimmung, welche mit der meiner Schönen einigermaßen schritthalten konnte. Ich war damals mitten in den ‚Räubern‘ drin und die Wogen meiner Seele gingen hoch. Die Turbinella schien zwar anfangs über die Figur des ihr zugetheilten Begleiters keineswegs erbaut zu sein, aber gerade ihr spöttisches Lächeln stachelte meinen Stolz, dem Jüngferchen zu zeigen, daß wenigstens kein dummer Junge an ihrer Seite ginge. Es gelang nicht übel und so unterhielten wir uns schon auf dem Wege nach dem Redoutensal ganz munter und kordial, was ein Ereigniß war, denn unser Zug ging sonst mit der Stille eines Leichenbegängnisses vor sich. Was soll ich sagen? Ich war in die Turbinella verliebt, noch bevor wir den Redoutensal erreicht hatten. Dort kam mir auch alles ganz anders vor als früher, alles viel schöner, prächtiger, berauschender. Aber was mich am meisten berauschte, war doch das wunderbar reizende Kind an meiner Seite, welches die liebenswürdigste Laune entfaltete. Wir tanzten. ‚Himmel!‘ sagte meine Tänzerin nach der ersten Tour, ‚habt ihr denn in der Akademie einen Elefanten zum Tanzmeister?‘ Ich parirte den Spott, welcher nur zu begründet sein mochte, durch ein enthusiastisches Kompliment und setzte keck hinzu: ‚Lehren Sie mich tanzen, mein Fräulein; ich will mir Mühe geben, von dem Unterricht zu profitiren.‘ Mein Benehmen schien ihr nicht zu mißfallen. Sie machte mich plaudern und lachte herzlich über die Schnurren, womit wir den despotischen Zwang, unter welchem wir in der Akademie seufzten,

uns erträglich zu machen suchten. Was mich angeht, ich wurde verliebt wie Amadis, wie Don Quijote, wie ein Narr in Folio."

„Und dann?"

„Dann traf ich nach meinem Austritt aus der Akademie im Hause meiner verehrten Freundin, der Frau von Wolzogen, mehrfach wieder mit Lauretta zusammen. Du weißt, die genannte Edelfrau aus Franken hatte vier Söhne in der Akademie. Der älteste derselben, Wilhelm, war einer meiner besten Freunde geworden. Er führte mich später bei seiner trefflichen Mutter ein, welche häufig hierher kommt. Die Gräfin von Hohenheim ist ihre Gönnerin, die Generalin von Wimpfen ihre Freundin. Die Wolzogen — aber wart' mal, da fällt mir just eine kostbare Geschichte von einem der Brüder ein. Bei einer unserer feierlichen Prüfungen in der Akademie hatte sich ein Zögling bei Lösung einer mathematischen Aufgabe arg blamirt. Der anwesende Herzog rief ihm zornig zu: ‚Scher' Er sich zum Teufel und laß Er den Ludwig von Wolzogen an die Tafel!' Der Aufgerufene hatte gerade an ganz andere Dinge gedacht, wußte also gar nicht, wovon eigentlich die Rede war, und ergriff die Kreide mit dem bangen Vorgefühle, daß es ihm noch schlechter gehen werde als seinem Vorgänger. Da faßt er sich, der geringen Kenntnisse des Herzogs in der Mathematik sich erinnernd, plötzlich ein Herz und fängt aus dem Stegreif wüthend an zu malen und zu demonstriren, bis er endlich, durch eine ganze Legion von Sinus- und Kosinus-Quadranten hindurch, zu einer so einleuchtenden Schlußgleichung gelangt, daß dem Klassenlehrer und den Zöglingen die Haare zu Berge stehen, der Herzog aber, stolz, ein solches mathematisches Genie in seiner Akademie zu haben, den dreisten Kerl

der ganzen Klasse als Muster vorstellt. Oh, wenn mal der Petersen mit seinen Anekdoten aus der Akademie, an welchen er schon lange eifrig sammelt, hervortritt, wird Deutschland was zu lachen haben. Hat dir noch keiner von der Bande den Schwank erzählt, welchen der Graf von Nassau mit der Gräfin von Hohenheim aufführte?"

„Nein."

„Den mußt du kennen. 's ist der beste, welcher je in der Akademie gespielt wurde, Schwerenoth! Dieser Graf von Nassau war ein ganz unbändiger Junge und die Billets regneten ihm von allen Seiten zu —"

„Die Billets?"

„Nun ja, so hießen die verwünschten Sündenregister, welche die Sünder dem Herzog bei seinen Besuchen in der Akademie präsentiren mußten. Er diktirte dann höchstselbst die Strafen. Bei seinen Besuchen hatte er fast immer die Gräfin Franziska am Arme. Diese Frau, noch jetzt eine höchst anmuthige Erscheinung, war die Göttin der Akademiker. War sie doch so zu sagen das einzige weibliche Wesen, welches wir in unserer Klausur zu sehen bekamen. Was Wunder, daß wir so ziemlich alle in sie verschossen waren und um die Wette Verse auf sie machten? Kommt sie da auch eines Tages mit dem Herzog. Der Nassau hatte ihm, wie gewöhnlich, wieder ein ganzes Bündel Billets zu überreichen. Karl las das lange Sündenverzeichniß und fragte dann den wilden Burschen: ‚Sag Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?' Der Schlingel von Nassau, nicht faul, gibt der Gräfin von Hohenheim einen herzhaften Kuß, nimmt ihren Arm und sagt frischweg: ‚Komm',

Franzel, und laß den dummen Jungen stehen!‘ Die Gräfin, purpurroth, konnte ein Lächeln kaum unterdrücken. Der Herzog, zwischen Zorn und Lachen über die beispiellose Unverschämtheit schwankend, hielt es am Ende für das gescheideste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und entfernte sich eilig mit seiner Dame, ohne eine Strafe zu diktiren. War das nicht groß von dem Nassau?“

„Gewiß. Um aber auf die Turbinella zurückzukommen — Du sahst sie bei der Frau von Wolzogen?“

„Ja. Sie kam dahin mit der Generalin von Wimpfen. Diese ist eine sehr lebhafte, joviale Französin, die Wolzogen eine Frau, welche sich für Kunst und Poesie, für alles schöne und edle lebhaft interessirt. Ich verlebte dort schöne Stunden und doch auch wieder peinvolle. Ich hörte Lauretta singen und musiziren und sog in vollen Zügen den Stralenstrom in mich. Oh, wie litt ich, schwankend zwischen Himmel und Hölle, zwischen quälender Furcht und kühnster Hoffnung.“

„Sie ermunterte dich?“

„Zuweilen wähnte ich es glauben zu dürfen; aber dann trat an die Stelle freundlichen Bezeigens wieder ein sprödester, fast verletzender Stolz, durch welchen ich doch wieder leise Töne warmer Theilnahme hindurchzuhören meinte. Sie war manchmal gegen mich gut und lieb, aber dann sogleich wieder ganz Turbinella, wetterwendisch wie der April. Zuletzt mußte ich mir unter Schmerzen gestehen, sie spiele mit mir wie mit allem und allen.“

„Aber deine Laura-Oden?“

„Sind Gedichte, wilde Eingebungen einer aufgereizten

Phantasie, Aufschreie toller Wünsche, denen nicht die kleinste Befriedigung zutheil wurde."

„Du meinst, Lauretta habe für dich nicht zärtlich gefühlt?"

„In Wahrheit nie, ich muß es glauben. Hätte sie mich wirklich geliebt, wie hätte ich aufhören können, sie zu lieben?"

„Du hörtest auf, sie zu lieben?"

„Ja. Ich bin ihr noch herzlich gut, meine lebhafte Theilnahme gehört ihr, ich könnte viel für sie thun, denn sie ist ein wunderbares Geschöpf, ich wiederhole es. Wenn man ein Stück von einem Poeten ist, so muß einen ein aus solchen Widersprüchen zusammengesetztes Wesen, halb Engel, halb Dämon, immer anziehen. Aber wenn ich mich jetzt aufrichtig prüfe, so muß ich mich fragen: war diese Laura-Liebe nicht eine bloße Phantasie? — Liebe! Ei, was ist überhaupt Liebe? Ist dieses große Band der empfindenden Schöpfung nicht zuletzt nur ein glücklicher Betrug? Erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist."

„Theurer Freund, ich bewundere dein Vermögen, in dem Nachen philosophischer Abstraktionen über die Wogen der Leidenschaft so ruhig und sicher hinwegzusteuern."

„Hm, mit der Ruhe und Sicherheit dürfte es trotz alledem nicht sehr weit her sein. Meine Resignation hat mich doch einen schweren Kampf gekostet. Allein hätte ich es vielleicht gar nicht zu stande gebracht, meinen tollen Hoffnungen zu entsagen. Meine Mutter, der ich alles sagen darf, war mir auch in dieser Sache die treueste Helferin. Sie hat, scheinbar ohne alle Absicht,

wie das ihre Art ist, in mir zu klarem Bewußtsein gebracht, was ich instinktmäßig fühlte, daß nämlich die Verbindung von Mann und Weib nur dann dauerndes Glück gewähre, wenn dieselbe mehr, weit mehr auf ruhige Achtung und Freundschaft als auf stürmische Phantastik und Leidenschaft basirt ist."

„Wie, mein Freund? Du, der Dichter der ‚Räuber', hegtest eine solche zahme, um nicht zu sagen eine solche philisterhafte Ansicht von der Liebe und ihrem Glück?"

„Ja, es mag dir wunderlich vorkommen, wie es mir zuweilen selber wunderlich vorkommt; aber es ist doch so. Ich kann mich für ein weibliches Original, für eine Heroine poetisch begeistern, aber ich möchte kein dauerndes Glück von so einem Wesen erwarten. — Mir kommt vor, daß die Frauen geschaffen seien, die liebe heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien; das weibliche Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch seinen Glanz wieder verjüngen. Wer weiß, was für große Dinge ich von der Sonne halte, wird glauben, daß dieses Gleichniß das beste ist, was ich von den Frauen habe sagen können."

„Und auf Fräulein Lauretta, meinst du, passe dein Gleichniß nicht?"

„Hast du noch nie einen recht wunderschönen Frühlingstag erlebt? Da ist alles Pracht und Glanz, Farbenschmelz und Blüthenduft; aber plötzlich schwärzt sich der Himmel, der Sturm ras't, Blitze zucken, Donner rollen und aus den gethürmten

Wolken prasseln Hagelschauer verderblich auf die blühenden Fluren herab. So ist die Turbinella."

Raleigh ließ es eine Weile anstehen, bis er die Erwiderung gab:

„Was thut das? Ich habe den Frühling gern mit all seinen Stürmen, Gewittern, Blitzen und Donnern. Ich — ich liebe die Turbinella."

Schiller schaute hoch auf.

Der Freund hatte das ruhig, so gleichmüthig vorgebracht und doch auch wieder so bestimmt!

Der Dichter hatte im ersten Augenblicke Lust, hell aufzulachen, aber als er den Ernst in Raleighs Mienen wahrnahm, hemmte er den Ausbruch seiner Fröhlichkeit und sagte ganz verblüfft:

„Du willst dir wohl einen Spaß mit mir machen? Wie könntest du sonst so kühl, so eiszapfig sprechen —"

„Theurer Freund, ich bin kein phantastischer Knabe mehr, war es eigentlich nie. Ich habe ein zu großes Stück Welt und Menschenleben gesehen und zu ernstes erlebt, um nicht sagen zu dürfen, ich sei ein Mann. Als solcher sprach ich, und was gesagt ist, bleibt gesagt: ich liebe dieses Mädchen!"

„Aber du kennst ja Lauretta kaum."

„Wahr. Ich sah sie nur ein paarmal flüchtig, aber doch etwas weniger flüchtig auf der letzten Redoute. Sie war dort mit der Frau Generalin von Wimpfen —"

„Ja, man gestattet ihr mancherlei Ausnahmen von den Regeln der Ecole. Sie hat eben die Frau von Seeger und den Herzog und alle Welt am Schnürchen ihrer Launen."

„Auf der Redoute hab' ich zu wiederholten malen mit ihr gesprochen und getanzt.“

„Und sie bezauberte dich?“

„Sie bezauberte mich.“

„Du liebst zum erstenmal?“

Wenn ich früher wähnte, schon geliebt zu haben, so weiß ich jetzt, daß es eben ein alberner Wahn war.“

„Und wie nahm die Turbinella deine Huldigungen auf?“

„So, wie nur je das jungfräulichste aller Mädchen die Huldigungen eines Mannes aufgenommen hat.“

„Du liebst also bloß auf gut Glück? Sie gewährte dir keinen Schimmer von Hoffnung, ließ dir keine Ermuthigung zutheil werden?“

„Nicht die Spur eines Schattens.“

„Ach, sie war also in ihrer königlichen oder madonnenhaften Laune?“

„Sie war schön, stralend, edel!“

„Sie hat dich also alles Ernstes erobert?“

„Ganz und gar. Und nun höre mich an, lieber Freund. Nach dem, was du mir über dein eigenes Verhältniß zu Lauretta gesagt, darf ich mit der Sprache ganz frei herausgehen. Du weißt — wenigstens glaube ich es dir gesagt zu haben — daß ich den Unabhängigkeitskampf meines Vaterlandes mit der Waffenstreckung des Generals Cornwallis bei Yorktown beendigt glaube. Nach dieser glorreichen Aktion sandte mich General Washington mit Depeschen an den Kongreß und dieser, sei es infolge einer Empfehlung des Generals, mit dessen Familie die meinige von alters her befreundet war, sei es, weil ich sechs Jahre hindurch,

erst als gemeiner Milizmann, dann als einer der Adjutanten unseres Befreiers, nach Kräften meine Pflicht gethan, erwies mir die Ehre, mir eine vertrauliche Mission an unsere Gesandtschaft am Hof von Versailles zu geben. Nachdem ich mich dieses Auftrags entledigt und einigermaßen in Paris mich umgesehen hatte, reiste ich über Brüssel rheinaufwärts hierher, wohin mich ein Auftrag meiner guten Mutter und das eigene Herz zog. Ich sollte und wollte das Grab meines geliebten Bruders Georg besuchen, wollte seinen Freunden danken für all das Gute, was sie ihm erwiesen, und auch dem Herzog und der Frau Gräfin von Hohenheim meinen und meiner Familie ehrfurchtsvollen Dank abstatten für das Wohlwollen, welches sie dem armen Georg namentlich in seiner Krankheit bezeigt haben."

„Das ist billig, denn der Herzog benahm sich wirklich gütig, die Gräfin liebreich gegen den Kranken."

„Ihr alle thatet es. Darum ist es auch unverzeihlich, daß ich noch nicht dazu gekommen, den Fürsten um eine Audienz zu ersuchen. Aber seit ich dieses Mädchen gesehen und gesprochen, bin ich ganz aus meinem gewohnten Gleise. — Höre, Friedrich, sage mir auf Ehre und Gewissen, hältst du Fräulein Lauretta für eine Kokette?"

Schiller besann sich keinen Augenblick, sondern sagte mit Entschiedenheit:

„Auf Ehre und Gewissen, nein!"

„Wie danke ich dir! Aber sieh, auch wenn deine Antwort anders gelautet, würde sie mich in meinem Vorhaben nicht wankend gemacht haben.,

„Was hast du vor?"

„Kannst du fragen? Ich will alles daran setzen, den Preis zu gewinnen. Was wir Amerikaner wollen, das pflegen wir mit Energie zu betreiben. Zwar fließt zur Hälfte deutsches Blut in meinen Adern, doch überwiegt das virginische. Ich liebe dieses Mädchen, aber ich bin kein empfindsames Lämmerschwänzchen, kein Werther, der sich aus Liebesgram todtschießt. Ich will um Lauretta werben wie ein Mann und will sie heimführen unter meines Vaters Dach — drüben am Ufer des Potomak."

„Und glaubst du, sie werde deine Werbung annehmen und dir folgen?"

„Ich hoff' es, obgleich ich fürchten muß, einen Nebenbuhler zu haben und zwar einen begünstigten."

„Schwerenoth, Nebenbuhler hast du sicherlich genug und übergenug; aber einen begünstigten? Wie ist das?"

„Neben meinem Zimmer im Bären hat seit einigen Tagen deren eine ganze Reihe ein Italiener inne, ein Venetianer. Er läßt sich Chevalier tituliren und tritt mit großem Glanze auf. Ich halte ihn freilich für einen Abenteurer, aber er ist jedenfalls eine bedeutende, eine imponirende Persönlichkeit und ein gewiegter Weltmann. Trage er seinen Titel mit Recht oder Unrecht, man muß sagen, er hat etwas Chevalereskes an sich, etwas, was, wie ich vermuthe, den Frauen gefallen muß. Ich habe gelegentlich bemerkt, daß er mittels seines Lächelns, seiner Artigkeit, mittels einiger Scherze und Schmeichelеien unsere Wirthin und alle Dienstmädchen im Hause bezaubert hat."

„Ein richtiger Lovelace also?"

„Ich denke wohl. Auf der Redoute, die für mich so bedeutungsvoll wurde, näherte sich der Chevalier dem Fräulein

in auffallender Weise und ich bemerkte wohl, daß er dem Mädchen in viel gewandterer Art den Hof zu machen verstand als ich. Auch glaubte ich zu bemerken, daß seine Bemühungen nicht so kalt und stolz aufgenommen wurden wie die meinigen. Ich lernte da mit der Liebe zugleich die Eifersucht kennen. Am folgenden Tage, als wir nach Tische unsern Wein tranken, sagte er mir plötzlich: ‚Mein Herr, wir haben gestern auf einer Fährte gejagt, aber — entschuldigen Sie meine Offenheit — ich meine, Sie seien noch kein sehr geübter Jäger.' Ich nahm mich zusammen und gab eine scherzhafte Antwort, worauf er sagte: ‚Ich sehe, Sie sind ein Mann von Welt und nehmen dergleichen Abenteuer, wie sie genommen werden müssen.' Hierauf bot er mir eine Wette an, daß ihm, wie er sich ausdrückte, das fragliche Wild in das Netz gehen würde, bevor zwei Wochen herum wären."

„Der Geck!" rief Schiller entrüstet aus.

„Was willst du? Er scheint ein Mann zu sein, der gewohnt ist, zu siegen. Ich nahm die Wette an. Vielleicht war das unziemlich, thöricht, kindisch, aber seit der heutigen Wachtparade habe ich Grund zu glauben, der Venetianer habe auf was für eine Art immer eine Intrike mit der Turbinella angesponnen."

„Wie? Der Unverschämte! Doch da fällt mir ein, daß der Schlaukopf, der Erzpfiffikus, der Hexenmeister, vulgo Sammetdoktor, beharrlich behauptet, das unfehlbarste Mittel, die Weiber zu gewinnen, sei die Unverschämtheit. Aber du sprachst von der heutigen Wachtparade. Was ist denn da —"

Ein starkes Klopfen an der Thüre unterbrach den Sprecher.

„Bleib' draußen, Kerl!" rief der Dichter, in der Meinung, der Kronenbitter begehre Einlaß. „Bleib' draußen, Saufaus! Wir können dich jetzt nicht brauchen."

Die Thüre öffnete sich aber trotzdem zur Hälfte und durch die Oeffnung herein sprach eine tiefe Baßstimme:

„Ein höflicher Empfang, das muß ich sagen! Nicht umsonst hat der witzige Junge, der Haug, einmal in einem seiner Epigramme die Göttin der Grobheit geschildert, wie sie aus den Wolken herab zu dem Akademiker Schiller sagt: Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Nun that sich die Thüre ganz auf und ließ einen Mann von würdevoller Korpulenz eintreten, bei dessen Anblick Schiller von der Bank aufsprang mit dem Ausruf:

„Donner und Doria! Lupus in fabula — der Sammetdoktor!"

Der Eingetretene war ein Mann von umfangreichem, aber nicht würdelosem Habitus, groß, starkknochig und so stramm und aufrecht, daß man nur schwer glauben konnte, über seinen Scheitel seien bereits siebzig oder gar achtzig Jahre hingegangen. Aus seiner altmodischen dreizipfeligen, schneeweiß gepuderten Allongeperrücke schaute ein volles rothes Gesicht, das nur wenige Runzeln zeigte und aus welchem zwei kleine schwarze Augen klug und durchdringend blickten. Eine mächtige Falkenschnabelnase bog sich jäh zu dem feingeschnittenen Mund herab und verlieh, im Verein mit den Schlangenlinien um die Lippenwinkel, den Zügen des Mannes etwas mephistophelisches, welches aber für gewöhnlich hinter dem Ausdrucke humoristischer Kordialiät verschwand. Er trug sich elegant, fast etwas auffallend, denn er ging in einem

goldbordirten Rock von Scharlachsammet und in einer goldgestickten Pattenweste von weißem Sammet, trug ein zierliches Jabot und breite Spitzenmanschetten, schwarze Seidenstrümpfe, goldene, mit blitzenden Steinen verzierte Knie- und Schuhschnallen. Unter dem linken Arm hatte er den kleinen schwarzseidenen Chapeaubas festgeklemmt und in der Rechten führte er ein gewaltiges Rohr mit großem Goldknauf. Rechnet der in der Geschichte des Kostüms bewanderte Leser zu diesem Anzuge noch die erwähnte Alongeperrücke hinzu, so brauchen wir ihm nicht zu sagen, daß wir die offizielle Tracht der Aerzte im achtzehnten Jahrhundert beschrieben haben, eine Tracht, die in ihrer ganzen Strenge im Jahre 1782 allerdings wohl nur noch von wenigen Jüngern Aeskulaps beibehalten sein mochte.

„Servus", sagte der würdige Mann gravitätisch und that seine Verbeugungen nach den strengsten Vorschriften des Höflichkeitskodex von damals ab.

Dem Dichter machte es Spaß, diese Gravität nachzuahmen, und so stellte er den Doktor Armbruster, gemeinhin der Sammetdoktor genannt, und seinen Freund Raleigh in aller Förmlichkeit einander vor.

„Sehr charmirt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, mein werther Mister Raleigh", sagte Herr Armbruster. „Habe großen Respekt vor den Herren Amerikanern. Haben sich in neuerer Zeit sehr notabel gemacht. War aber vorauszusehen, daß es so kommen würde, obgleich seit der Zeit, wo ich in Amerika war, dort manches bedeutend sich verändert haben muß."

„Sie waren in Amerika, mein Herr?" fragte Raleigh mit schnell erwachendem Interesse an seinem neuen Bekannten.

„Ach Gott, lieber William", fiel Schiller ein, „wo wäre der Sammetdoktor nicht gewesen!"

„War in Amerika, ja, i st ein Fakt", bemerkte der Doktor. „Gefiel mir dort ganz passabel. Ist ein mächtig aufstrebendes Land, dieses Amerika. Nur eins hat mir mißfallen, mit Verlaub."

„Was?"

„Das ewige Psalmensingen. Herrgott, was hab' ich da in Boston und Philadelphia für ein Genäsel und Quinkeliren mitanhören müssen! War das zu viel für meine arzneiwissenschaftliche Konstitution. Strich daher wieder ab. Nichts für ungut, mein werther Sir."

„Bitte, bitte, keine Entschuldigung. Wir in Virginien sind nicht so excessiv fromm wie die Leute in den Neu-England-Staaten. Diese stammen von den puritanischen Pilgrimen, wie Sie wissen, wir Virginier dagegen von den muntern Kavalieren und kühnen Abenteurern des Zeitalters der Königin Beß."

„Schön, schön, mein werther Sir. Werde mir ein großes Vergnügen daraus machen, so ich die Ehre haben kann, bei gelegener Zeit mit Ihnen über Amerika zu plaudern. Praesenti momento bin ich leider etwas pressirt, wasmaßen ich noch unterschiedliche patientes zu inspiziren habe. — Kam gestern Abend spät von Heilbronn zurück, allwohin ich zu einer Konsultation in einem absonderlich schwierigen casu berufen worden. That uns übrigens, meinen Herren Amtsbrüdern und mir, das fragliche Subjekt den Possen, uns so zu sagen unter den Händen wegzusterben. Media in vita sumus in morte.*) Nicht wahr, werther

*) Mitten im Leben sind wir im Tode.

Kollege Schiller, Sie haben auch schon zu unterschiedlichen malen Gelegenheit gehabt, das alte Sprüchlein zu beten, wenn Sie, gewohnt, wie in poësi starke Aesthetica, so in medicina starke Emetica anzuwenden, erfahren mußten, daß Ihre Mittel auf die augé'schen Grenadiere zu drastisch wirkten?"

Bei den letzten Worten spielte ein mephistophelisch-behagliches Lächeln für einen Augenblick um die Mundwinkel Armbrusters.

„Hol' Euch der Teufel, Doktor", rief der Dichter aus. „Ihr könnt es doch wahrlich nie und nimmer lassen, aus Eurem Sammetgehäuse die Krallen der Bosheit hervorzustrecken."

„Das ist nun wieder so ein poetischer modus loquendi, mein werther Sir", sagte der Sammetdoktor, zu Raleigh gewandt, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit. „Der alte Armbruster hat keine boshaftigen Krallen. Posito, er hätte jemalen überhaupt Krallen gehabt, so hat sie ihm der Zahn der Zeit längst abgebissen. — Im übrigen", fuhr er fort, wieder zu Schiller sich wendend, „sollte ich jetzt, Sie für Ihr unkollegialisches Wort in Pön zu nehmen, die Neuigkeit für mich behalten, welche ich Ihnen im Vorbeigehen mittheilen wollte."

„Heraus damit, Ihr größter aller Neuigkeitskasten! — Aber ich bitt' Euch, edler Sammetdoktor, laßt es bei den bisher gegebenen Proben von Eurem verwünschten Kurialstil bewenden und sprecht, wie Euch der Schnabel gewachsen ist."

„So thu' ich ja immer, guldiges Herrle. Aber wollt gütigst bedenken, mein Schnabel ist ein altmodischer Doktorschnabel, kein kraftgenialischer Gelbschnabel."

Und mit gewinnendstem Lächeln bot er aus seiner großen goldenen, mit Brillanten verzierten Dose dem Dichter eine Prise.

Schiller — wir können nichts dafür, zarte Leserin — machte von diesem Anerbieten nicht nur ohne Umstände, sondern auch mit viel Behagen einen sehr umfassenden Gebrauch, worauf er sagte:

„Mit Euch ist nicht zu streiten, Doktor. Ihr seid mit allen Hunden gehetzt und gewinnt einem immer den Vorsprung ab. Aber laßt uns jetzt Eure Novelle hören."

„Uns?" erwiderte der Sammetdoktor mit einem seltsamen Blick auf Raleigh. „Ich denke, meine Novelle wird bloß Euch, mein Söhnchen, interessiren. — Die Sache ist diese: die Ecole des Demoiselles soll einen neuen italischen Sprachmeister bekommen."

„Was, zum Henker, Doktor, schiert mich das?"

„Immer oben hinaus! Immer eitel Sturm und Drang! Wartet doch, bis ich zu Ende bin. — Machte vor Tische der Frau Intendantin von Seeger einen pflichtschuldigen Besuch, da ich die Ehre habe, Hausarzt der Ecole zu sein. Traf da bei der gnädigen Frau einen großen, herkulisch gebauten, etwas pockennarbigen fremden Herrn —"

Raleigh schaute und horchte auf. Der alte Arzt, welchem das nicht entging, fuhr fort:

„Als der Fremde, dessen Tournüre so recht die eines Mannes comme il faut, das Zimmer verlassen hatte, theilte mir die Frau Intendantin mit, derselbe sei ein Venetianer und solle nach des Herzogs Wunsch die Stelle des plötzlich erkrankten italischen Sprachlehrers an der Ecole provisorisch übernehmen. Er muß ein Mann von großem Lehreifer sein, denn als ich, das Schloß verlassend, durch den großen Corridor ging, machte ich

zufällig die Wahrnehmung, daß der neue Sprachmeister bereits mit einer seiner Schülerinnen in spe Bekanntschaft angeknüpft habe.“

„Wie?“

„Nun ja, liebwerther Kollega, ich wurde, natürlich wider Willen und rein zufällig, Zeuge einer Unterredung, die mir nicht ganz — nicht ganz — alltäglich vorkam. Wie ich nämlich den dunkeln Korridor herabging — Ihr wißt, ich bin ein tapferer Mann, und da Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist, pflege ich stets vorsichtig aufzutreten und nie überflüssigen Lärm zu machen — ja, wie ich den Korridor herabging, hörte ich hinter einem der mächtigen Pfeiler ein italisches Gewispere. Ihr wißt, ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der welschen Sprachlaute; sie klingen gar so süß. Blieb also stehen und erkannte in der Stimme des Wisperers die des herkulischen Fremden und in der Stimme der Wisperin die — nun, Herr Kollega, rathet mal, wessen Stimme?“

„Die der Turbinella?“

„Errathen, vortrefflich errathen! — Ach, mein Lieber, ich merke, Ihr seid noch immer turbinellisch gesinnt, lautgewordener Versicherungen vom Gegentheil ungeachtet. — Nun, nun, Ihr braucht darob nicht verlegen zu werden. Die Sache ist begreiflich, sehr begreiflich. Wenn Feuer und Pulver zusammenkommen, wißt ihr, so gibt's 'ne Explosion. Ein Poet und so ein Blitzmädel — hm, da gibt's Funken, Feuer, Flammen. — Aber sag': Periculum in mora — oder auch: Hannibal ante portas. — Die Weiber sind ein wetterwendisches Volk, das ist eine weltgeschichtliche Thatsache, und Wagen, dreistes Wagen, unver-

schämtes Wagen! das ist das Feldgeschrei, welches sie am liebsten hören."

„Was soll mir denn das alles?"

Was Euch das soll, mein lieber Kollega? Da hör' mal einer! Wenn es Euch übrigens nicht sekkirt, so kann das mir ganz einerlei sein. — Ich für meine Person wollte nur sagen, daß es zuweilen nicht uneben ist, welsch zu verstehen. Hörte da hinter dem besagten Pfeiler — es ist der nämliche, hinter welchem vor Zeiten der wilde Herzog Ulrich seine Frau Sabine in einem Tête-à-Tête mit dem armen Burschen, dem Hanns von Hutten, ertappt haben soll — ja, hinter diesem Pfeiler hört' ich was davon, daß eine gewisse Demoiselle heute Abend mit der Frau Generalin von Wimpfen nach Ludwigsburg fahren würde, ferner von einem morgigen Rendezvous in den Anlagen hinter dem ludwigsburger Schlosse, ferner — doch Sie sagen ja, mein Herr Kollega, das alles interessire Sie ganz und gar nicht. Herrn Raleigh, als einen Fremden, kann es noch weniger interessiren. — So bitt' ich um Entschuldigung für mein interesseloses Geplauder und habe die Ehre, meine Herren, mich Ihrer Gewogenheit bestens zu empfehlen."

Damit machte er eine sehr umständliche, ungeheuer höfliche Verbeugung und drehte sich unter graziösem Chapeauschwenken zur Thüre hinaus.

„Donner und Doria!" sagte der Dichter, „ist das nicht ein merkwürdiger Kerl? Ein Original jeder Zoll. Spottsüchtig wie der Teufel und doch auch wieder gutmüthig wie ein Kind, ein Schalk, ein Gelehrter, ein Pessimist, ein Philanthrop, ein Humorist, ein Genie und ein Philister, alles bunt durcheinander.

Man weiß nie recht, wie man mit ihm daran ist. Ich glaube, er sieht die Menschen nur als Figuren in der Komödie an, die er sich zu seinem Privatvergnügen unaufhörlich vorspielt. Er bekümmert sich um alles, weiß alles, hat die Hand oder wenigstens einen Finger in allem. — Ich möchte darauf schwören, daß er recht wohl wußte, wie sehr dich, lieber Freund, alles interessire, was die Turbinella angeht. — Vielen Leuten wird's geradezu unheimlich in der Nähe des Sammetdoktors, wie man ihn seines ewigen Sammetrocks wegen heißt. Er prätendirt zwar, ein geborener Stuttgarter zu sein, aber als er vor nicht langer Zeit hierher kam, wollte kein Mensch von ihm oder von seiner Familie wissen. Jetzt ist er freilich sehr bekannt durch seine Absonderlichkeiten und seine genialen Kuren. Der Mensch ist uralt — der Petersen hat einmal im Rausche zu ihm gesagt, er halte ihn für den ewigen Juden — er ist überall gewesen, in allen Ländern, an allen Höfen, er kennt alle merkwürdigen Personen Europa's, Männlein und Weiblein, aus persönlichem Umgang. Wenn's ihm drum ist, erzählt er prächtig von Maria Theresia, von Kaunitz, von Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen, vom großen Czar Peter und der Czarin Katharina. Du mußt ihn einmal hören. Er flieht alte Leute wie die Pest, hält sich zu der Jugend und fehlt fast bei keiner Versammlung der Bande im Ochsen."

Raleigh schien diese Charakteristik des Sammetdoktors gar nicht gehört oder wenigstens nicht beachtet zu haben, denn er stand auf, nahm seinen Hut und sagte zerstreut:

„Hast du morgen Dienst?"

„Nur eine Stunde, in aller Frühe."

„Gut. Kannst du reiten?"

„So zur Noth. Aber —"

„Willst du mir einen Gefallen thun?"

„Natürlich!"

„Gut. Ich hole dich morgen beizeiten ab. Jetzt muß ich fort. Adieu!"

Er ging, ohne die Fragen des Dichters abzuwarten, und dieser rief, des Freundes Benehmen richtig deutend, nach dessen Weggehen nachdenklich aus:

„Da hat mal wieder das Sprichwort recht: Stille Wasser sind tief!"

Fünftes Kapitel,

worin von Liebe die Rede ist und einer zu Boden geschlagen wird.

Zehn Jahre früher hätte so ein schöner Frühlingsvormittag, wie er heute über den weitläufigen Gartenanlagen des ludwigsburger Schlosses aufgegangen, sicherlich eine Menge höfischer Spaziergänger auf die sauberen Kieswege gelockt, welche sich durch die mannichfaltigen Baumgruppen und Alleen hinzogen. Jetzt aber war es gar still und einsam in dem weiten Parke, dessen verschwiegene oder auch nicht verschwiegene Boskette vordem so manches pikante Abenteuer den profanen Augen der Welt verborgen hatten. Die gute Stadt Ludwigsburg führte dermalen ein gelangweiltes und Langweile erregendes Dasein. Der Herzog saß droben in seinem Hohenheim, der Hof befand sich in Stuttgart und es war keine Aussicht da, daß die alten glänzenden Zeiten sobald oder überhaupt jemals wiederkehren würden. Aber die Hänflinge, die Finken und Goldammern, welche in dem Parke so freisam zwitschernd sich umtrieben, als wäre er recht eigentlich ihre Domäne, kümmerte das wenig. Es kümmerte sie auch wenig, daß der Frühling noch nicht dazu gekommen, seine ganze Pracht und Fülle zu entfalten. Schon der sonnige und hoffnungsgrüne

Ansatz dazu genügte ihnen, um sich ihres Lebens königlich zu freuen, sich zu paaren und zu Nutzen und Frommen zu erwartender Familie auf Gründung einer eigenen Nestexistenz spielend bedacht zu sein.

Ein Buchfink, der auf sein intensiv rothes Brusttuch augenscheinlich nicht wenig sich einbildete, sonst aber von gesetztem und solidem Aussehen war, debattirte mit seinem Weibchen die Nesterbauungsfrage in so gründlicher Weise, wie es einem deutschen Buchfinken zukommt. Das würdige Paar saß mitsammen auf einem Fliederstrauch, dessen Blüthenknospen schon recht neugierig in die Welt guckten und der an einer kleinen Seitenallee stand, welche zu einem in Form einer chinesischen Pagode erbauten Gewächshause hinabführte. Frau Fink gab ihrem Gatten mit Gebärden und Worten zu verstehen, daß sie eine auf der andern Seite des Weges stehende ehrwürdige Birke für eine taugliche Nestlokalität ansehe. Ihre Meinung hatte auch viel für sich. Der ganze Platz trug den Charakter einer gewissen Heimeligkeit und versprach im Sommer recht dichtgrün und schattenkühl zu werden. Herr Fink beäugelte den in Frage stehenden Baum und die ganze Stelle mit großem Bedacht und deutete dann an, daß, von seiten der Poesie angesehen, dem Wunsche der theuren Gattin nichts im Wege stehen dürfte; jedennoch — fuhr er fort, zur ganzen Würde seiner Stellung sich erhebend — jedennoch müsse er als praktischer Mann und vorsorglicher Familienvater in spe zu bedenken geben, daß, vom Standpunkte der finkischen Lebenswirklichkeit aus betrachtet, die fragliche Birke viel zu nahe am Wege stehe. Frau Fink hörte zwar mit geziemendem Respekt die Auseinandersetzung ihres Gemahls an, schien aber, nach Frauenart, seine

Logik nicht sehr nach ihrem Geschmacke zu finden. Zum Glück nahm es der Zufall, der auch in der finkischen Welt eine große Rolle spielt, auf sich, der Frau Fink sogleich und unwiderleglich darzuthun, wie sehr ihr Herr und Gemahl rechthabe.

Ein untersetzter, fast vierschrötiger, flachshaariger, noch nicht sehr alter, aber auch nicht mehr ganz junger Mann kam eilends die kleine Allee herauf, mit häufig über die Schulter zurückgewandtem Kopfe. Als er auf den Fliederstrauch losschritt, schien Madame Fink den Platz doch nicht mehr so ganz heimelig zu finden, wie vorhin, denn sie machte sich alsbald auf die Flügel. Monsieur Fink nahm gleichfalls den Finkenstrich und ließ im Abschwenken einen triumphirenden Schlag hören, welcher, aus dem Finkischen ins Deutsche übersetzt, bedeutete: Ich wußte wohl, daß ich klug und weise bin — Sapperlot!

Der flachshaarige Vierschrötige stand bei dem Fliederstrauche still, blickte auf den Weg, den er gekommen, zurück und sagte für sich:

„Sie ist's! Kein Zweifel! — Das hochmüthige Jüngferchen! — Aber hübsche Früchte liefert die Ecole, das muß man sagen! — Ob die Generalin davon weiß? Bah! Die wilde Hexe wird ihr wieder mal 'ne Nase gedreht haben. — Wenn es der Herzog wüßte! Wie der fulminiren würde! — Aber er soll es wissen, unter Umständen natürlich. — Möchte nur wissen, wer der vornehm aussehende Kerl ist, der mit ihr geht. 's muß ein Fremder sein. Sie schwatzen in irgend einer welschen Sprache — hol's der Teufel! -- Ah, da kommen sie."

Bei den letzten Worten dieses Monologs trat der Mann rasch über das schmale Blumenbeet weg, welches den Weg säumte

säumte, und verschwand hinter dem Buschwerk auf der andern Seite.

Ein Herr und eine Dame kamen die Allee herauf.

Sie schienen diese abgelegene Stelle des Parkes aufgesucht zu haben, um sich ungestört einer ernsten Unterhaltung überlassen zu können.

Den Herrn haben wir schon einmal gesehen, auf dem stuttgarter Schloßplatze, wo er über Schillers komische Erscheinung und über die Möglichkeit, in deutscher Sprache zu dichten, seine Glossen machte. Es war der herkulische Elegant, welcher sich Herr Chevalier tituliren ließ.

Auch die Dame sahen wir bei jener Wachtparade an einem Fenster des alten Schlosses stehen. Sie ist uns aber vor Zeiten schon im Salon der Frau Generalin von Wimpfen begegnet, eine angehende Elfin. Jetzt ist sie eine vollendete. Wie haben sich die Schönheitskeime, welche damals in dem wilden Kinde schlummerten, seither herrlich entfaltet!

Sie schritt in der wundervollen Harmonie ihrer schlanken Gestalt so unbefangen leicht und doch so siegesgewiß einher, wie die frischeste Rose im Morgenwind auf ihrem schwanken Stengel sich wiegt. Ihre prächtigen Haare, dem Gesetze der damaligen Mode spottend, fielen in schweren schwarzen Wellen auf Schultern nieder, die unter dem leicht umgeworfenen Menteur hervor die Weiße, Glätte und Festigkeit edelsten Marmors zeigten. In der linken Hand trug sie nachlässig den kleinen Hut, welcher ihren Kopf bedecken sollte, und in der rechten führte sie eine dünne Gerte, welche sie unterwegs von einem Haselstrauch gebrochen hatte.

Der Herr Chevalier, den Chapeaubas respektvoll unter dem Arme, redete eifrig und mit warmer Betonung in italischer Sprache.

Ohne ihn zu unterbrechen, stand Lauretta von Zeit zu Zeit still und fixirte den eifrigen Sprecher mit ihren großen dunkelblauen Augen. Dann ging sie wieder weiter. Ein spöttisches und doch unbeschreiblich reizendes Lächeln kräuselte für einen Moment ihre Lippen und sie hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es einen pfeifenden Ton gab, der wie ironisch klang.

Endlich sagte sie, und dabei stand die spröde Kälte der Betonung ihrer Worte in einem eigenthümlich anmuthigen Gegensatz zu dem tiefmelodischen, seelenvollen Alt ihrer Stimme:

„Mein Herr, ich mache Ihnen mein aufrichtiges Kompliment über Ihr eminentes Sprachtalent. Sie behandeln unsere schöne italische Sprache mit der nämlichen Virtuosität, womit ich Nardini seine Geige behandeln hörte. Aber, entschuldigen Sie die kindische Frage, wie vielen Mädchen oder Frauen haben Sie das nämliche schon gesagt, was Sie so eben mich hören ließen?"

„Sie sind grausam, Signora", erwiderte der Chevalier und man konnte ihm unschwer ansehen, daß das bizarre Wesen, an dessen Seite er einherschritt, ihm keinen geringen Zwang auferlegte.

„Grausam? Bah! Und wenn ich es wäre, warum lassen Sie sich meine Grausamkeit gefallen?"

„Sie wissen es wohl, weil ich Sie liebe."

„Schon wieder von Liebe? Was ist denn das eigentlich für ein Ding? Ich weiß davon nur aus Büchern und in diesen stehen, wie Sie, mein Herr, ohne Zweifel wissen, so große

Lügen! Vielleicht nur, weil sie meistens von Männern geschrieben werden, nicht wahr? Ich weiß gar nicht, was ich mir dabei denken soll, wenn der gute Guarini einen mächtigen Anlauf nimmt und zu singen anhebt:

Wie bist du groß, oh Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preisen.
Welch rohes Herz und Wildheit ohnegleichen
Kann deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefsinn oder Witz der Weisen
Kann deine Kraft ergründen?
Wer sieht, wie deine Gluten sich entzünden
Ueppig und ausgelassen,

Wird sagen: Ird'scher Geist, dich aufzufassen
Taugt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann sieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was sonst ungestüm erglühte,
Alsbald erlöschen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geist, nur im Gemüthe
Hast deinen Sitz, dein Heiligthum du innen!"

Die ersten Verse dieser berühmten Stelle aus einem Chor des „Pastor Fido" hatte Lauretta mit parodirender Betonung und mit von Spott funkelndem Blicke gesprochen. Aber das änderte sich gedankenschnell. Ein reizendes Inkarnat überflog ihr edles Antlitz, ihre Augen, in feuchtem Glanze schwimmend, wandten sich in die Ferne, als suchten sie dort ein Wesen, an welches sie die glühende Ausströmung des italischen Dichters richten könne, tiefes Sehnen machte ihre Brust schwellen und ihre Stimme bebte, als sie die Schlußverse sprach.

Der Chevalier blickte entzückt auf das schöne Geschöpf. Es

war mehr als weltgewandte Galanterie, es war sympathisches Ergriffensein, was ihn mit lebhaftestem Ausdruck aus dem angeführten Gedicht die Verse citiren ließ:

„Oh Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig dessen,
Der deine holde Hülle
Dir, beider Schöpfer, schöner zugemessen!
Was ist, das schön wie du der Himmel habe?
Aus Ton, Bewegung, Schimmer,
Reiz, Schönheit, Sitte sind dir Harmonieen
So süß im schönen Angesicht verliehen;
Der Himmel wage nimmer,
Muß nur dem Paradies der Himmel weichen,
Dir, göttlich Wesen, dir sich zu vergleichen!“

So sprechend bog er das Knie und suchte Lauretta's Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Aber er sollte sogleich erfahren, daß er es mit der Turbinella zu thun hatte. Sie trat nämlich so schnell zurück, daß der Entzückte das Gleichgewicht verlor und ums Haar der Länge nach zu Boden geplatscht wäre. Während er sich dann ziemlich ernüchtert wieder aufraffte, deklamirte sie, das kokette Sprödethun einer Amaryllis oder Zerline zu komischer Uebertreibung steigernd, aus dem „Pastor Fido“:

„Oh Schmeichler, deine Süße,
Dein falsch Vergnügen,
Soll es mich locken, mich betrügen?
Ich kehre um und wage
Und kreis' und flieh' und schlage
Und weiß dir zu entweichen;
Du kannst mich nicht erreichen,
O falsche Liebe!
Denn frei sind meine Triebe.“

Und sie ließ die Gerte pfeifen und lachte spöttisch wie ein Teufelchen. Aber das alles war so reizend, so allerliebst, daß es der Herr Chevalier für das klügste hielt, Brava! Brava! zu rufen und ebenfalls zu lachen.

„So gefallen Sie mir, mein schöner Herr", sagte Lauretta. „Bezeigen Sie mir fortan unbefangenes Wohlwollen. Das steht Ihnen viel besser zu Gesichte als schäferliches Liebeswerben. Zu letzterem sind Sie ohnehin, wie mir vorkommt, fast schon etwas zu alt."

Sie sprach das so leichthin, daß man nicht recht wußte, ob es in aller Naivität oder aber in überdachtester Bosheit gesagt wurde. Der Chevalier biß sich auf die Lippen, aber sie gab sich den Anschein, das gar nicht zu sehen, und fuhr fort:

„Lassen Sie uns jetzt vernünftig reden, mein Herr, und mich vor allen Dingen das Geständniß ablegen, daß in Ihrer Persönlichkeit etwas ist, was mir von Anfang unserer improvisirten Bekanntschaft an großes Vertrauen, aber auch etwas, was mir großes Mißtrauen einflößte. Das erstere hat bislang überwogen, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil mich die Art und Weise, wie Sie unsere siebenfach gescheide Abbatessa, das ist die Frau Intendantin der Ecole, nasführten, höchlich ergötzte. Sie haben sich dabei zugleich klug und kühn benommen: ich liebe das. So bin ich denn ganz damit einverstanden, daß Sie mich aus der ägyptischen Knechtschaft befreien oder meinetwegen entführen. Ich habe es satt, länger in der Ecole mit dummen Gänschen von Baronessen und Komtessen und albernen Kunstschülerinnen und all diesem Gesindel eingepfercht zu sein. Ich habe das Land überhaupt satt, habe es doppelt und dreifach satt, seit — doch

das gehört nicht hierher. Ich will fort, das steht fest, und ich sehe nicht ein, warum ich von Ihrem gütigen Anerbieten, mir fortzuhelfen, keinen Gebrauch machen sollte. Aber, mein Herr, der Fluchtplan, welchen Sie mir mittheilten, gefällt mir nicht."

„Das bedaure ich höchlich, Signora. Ich glaubte, derselbe sei nicht ungeschickt entworfen. Darf ich wissen, warum er Ihnen mißfällt?"

„Weil darin der Schauspielerin Binetti eine so wichtige Rolle angewiesen ist."

„Aber was wollen Sie? Ich kann mich auf die Binetti vollständig verlassen. Sie ist eine gute Freundin von alters her."

„Ei, ei, wirklich von alters her? Da hatte ich doch, sehen Sie, nicht unrecht, wenn ich meinte, Sie seien nicht mehr so jung, als Sie sich vorhin anstellen wollten."

„Liebenswürdige Bosheit! Aber lassen wir mein Alter vor der Hand aus dem Spiele."

„Nein, nein, mein Herr. Ich bestehe im Gegentheil darauf, daß Sie in unserem Verkehr Ihr Alter beständig vor Augen haben sollen. Also Sie sind ein alter Bekannter der Binetti?"

„Ich wiederhole, Signora, Sie behandeln mich grausam. Alt ist ein sehr relativer Begriff. Ein Mann, welcher liebt und wagt, ist gar nie alt."

„Sehr gut gesagt, mein Herr, und es wird mir Vergnügen machen, über diese Thesis bei gelegener Zeit mit Ihnen zu disputiren. Was aber Ihre Freundin Binetti anbetrifft, so will ich mich weder derselben anvertrauen, noch will ich sie kompromittiren."

„Kompromittiren?“

„Ei, ja doch. Ich habe Ihnen ja schon früher gesagt, daß der Herzog von Wirtemberg in solchen Dingen keinen Spaß versteht. Ich will von Mittelspersonen überhaupt nichts wissen. Ihr Plan taugt nichts, mein Herr.“

„Aber —“

„Aber Sie haben nicht sofort einen andern bei der Hand? Wohl, so werde ich selber einen ersinnen. — Wollen Sie mir den Gefallen thun, bis morgen hier zu verweilen?“

„Sie wissen, Signora, daß Ihre Wünsche mir Befehle sind.“

„Wie galant! Morgen früh bringt mich die Frau Generalin in ihrem Wagen nach Stuttgart zurück. Wenn Sie sich zwischen neun und zehn Uhr in der Allee vor dem nach Stuttgart führenden Thore zeigen wollen, werde ich Mittel finden, Ihnen aus dem Wagen einen Zettel zuzuwerfen, welcher die Resultate meines Nachdenkens enthalten soll. Um aber nachdenken zu können, muß ich allein sein. Sie werden diese Eigenheit entschuldigen, und so, mein Herr Chevalier, entlasse ich Sie auf baldiges Wiedersehen.“

Sie winkte ihm zu mit dem stolzen Anstand einer Königin und doch auch wieder mit so unwiderstehlich schalkhafter Grazie, daß er, auch dieser plötzlichen Laune ohne Widerspruch sich fügend, mit einer respektvollen Verbeugung sich verabschiedete.

Sie sah dem Gehenden mit einem seltsamen Ausdruck ihrer Mienen nach. Deuten wir denselben richtig, so sagt er: Dieser Mann hat gerade Verstand genug, meinen Willen zu thun, aber nicht genug, zu wissen, daß ich mich über seine Hoffnungen lustig mache.

Dann ging sie in einer Richtung, welche der von dem Chevalier eingeschlagenen entgegengesetzt war, ein paar Schritte weit, blieb jedoch wieder stehen, wie in Gedanken verloren, schwippte mit der Haselgerte durch die Luft und bückte sich zu einem Blumenbeete nieder, auf welchem Primeln, Märzglöckchen und Veilchen blühten.

Sie pflückte sich einen Strauß. Als sie sich aber wieder aufrichtete, sah sie plötzlich den Flachshaarigen vor sich stehen. Sie erschrak jedoch nicht im geringsten ob dieser Erscheinung, sondern sagte ruhig:

„Ah, sieh da, Herr Garteninspektor Walter! Guten Morgen, und halten Sie mir es zu gute, daß ich mich verleiten ließ, in dem Blumenbeete da so räuberisch zu wirthschaften. Ich wollte der Frau Generalin ein Bouquet mitheimbringen —“

„Bitte, Mademoiselle“, fiel der Herr Garteninspektor ein, artigst sich verbeugend, „bitte recht sehr, da bedarf es keiner Entschuldigung. Alle Blumen des Schloßgartens stehen zu Ihrer Verfügung. Freilich will das nicht viel heißen, denn dermalen blüht im Freien erst solch untergeordnetes Zeug, wie Sie da in Ihrer schönen Hand halten. Wenn Sie mir aber die Ehre und Faveur erweisen wollen, in dem Gewächshause da unten meinen ultramontanen und tropischen Frühlingsflor zu besichtigen, so werde ich das Vergnügen und die Ehre haben können, Ihnen ein Bouquet anzubieten, welches Ihrer würdiger sein dürfte.“

„Kommen Sie, Herr Inspektor. Ich mache von Ihrer Freundlichkeit sehr gern Gebrauch. Liebe ich doch die Blumen und Blüthen des Südens so sehr.“

Herr Walter ließ ihr galant den Vortritt und folgte der Vorangehenden zu der chinesischen Pagode hinunter.

Die beiden waren aber kaum hinter den Glaswänden des Gewächshauses verschwunden, als auf der Stelle des Weges, wo sie sich getroffen, zwei andere Personen erschienen: der Regimentsarzt Schiller und sein Freund Raleigh.

„Am Ende hast du doch falsch gesehen", bemerkte der erstere. „Wir haben jetzt so ziemlich den ganzen Park durchsucht und nirgends weder von der Schönen noch von dem unternehmenden Chevalier eine Spur gefunden."

„Das erklärt sich einfach aus den vielverschlungenen Gängen und massenhaften Baumgruppen dieser Anlagen", entgegnete der Virginier. „Ich weiß nur zu gewiß, daß meine Augen mich nicht getäuscht haben. Ich sah den Venetianer drüben an einem Fenster des Gasthauses zum Waldhorn lauern, bis das Fräulein über den großen Schloßhof hin nach dem Parke ging. Dann folgte er ihr. Sie gab ihm ein Stelldichein, kein Zweifel, der wunderliche Mensch, der Sammetdoktor, hatte richtig gehört — leider!"

„Armer William, dich plagt die Eifersucht. Aber, im Grunde, was kannst du und willst du thun?"

„Weiß ich es? Mir ist nur, als müßte ich das unbesonnene Kind vor einem Unheil bewahren. Ich fürchte, Lauretta hat sich, einer bizarren Laune nachgebend, in ein Abenteuer eingelassen, welches für sie von den mißlichsten Folgen sein kann. Der Chevalier ist offenbar ein kecker Waghals, wenn es sich um die Befriedigung seiner Leidenschaften handelt. — Wie schäm' ich mich dieser gemeinen Wette! Statt sie anzunehmen, wäre es edler und männlicher gewesen, dem unerfahrenen Mädchen auf irgend

eine passende Art eine Warnung vor den Intriken des Venetianers zukommen zu lassen."

„Das gebe ich zu, aber —"

„Du meinst", unterbrach der heute augenscheinlich ungewöhnlich erregte Amerikaner den Freund, „Du meinst, ich hätte schwerlich das Recht gehabt, mich in Dinge zu mischen, die mich eigentlich nichts angehen?"

„Das nicht gerade. Vielmehr meine ich, daß die Turbinella, so wie ich sie kenne, und vorausgesetzt, daß von ihrer Seite bei dieser ganzen Intrike irgend eine Absicht im Spiele ist, die Warnung mit Spott zurückgewiesen haben würde."

Sie waren inzwischen bei dem chinesischen Gewächshause angekommen, als ihr Gespräch durch ein seltsames Ereigniß unterbrochen wurde.

Wie sie nämlich an der Pagode vorübergehen wollten, wurde die Thüre derselben hastig aufgerissen und herausstürzte Lauretta glühenden Antlitzes, zornfunkelnden Auges, wie außer sich.

Auf dem Fuße folgte ihr in wüthender Eile der Garteninspektor Walter, auf dessen breitem, widerwärtig aufgeregtem Gesicht eine blutrothe Querstrieme sichtbar war, die ganz und gar dem Empfangschein für einen nachdrücklichen Gertenhieb ähnlich sah.

Raleigh sprang blitzschnell vor, blieb aber überrascht stehen, als er in dem Verfolger Lauretta's nicht, wie er erwartet haben haben mochte, den Chevalier, sondern einen ihm völlig unbekannten Mann erblickte.

Lauretta übersprang leicht wie ein gehetztes Reh den

Zwischenraum, welcher sie von den beiden Freunden trennte, eilte an Raleigh vorüber und warf sich, in der leidenschaftlichen Hast des Moments alle Zurückhaltung vergessend, dem Dichter an die Brust mit dem ängstlichen Ruf:

„Schiller, um Gotteswillen, schützen Sie mich vor dem Elenden, der es wagte —“

Ihre Stimme brach in Empörung und Widerwillen.

Der Verfolger war durch die unerwartete Erscheinung der jungen Männer wenigstens insoweit zur Besinnung gebracht worden, daß er stehen blieb.

Schiller seinerseits hatte Mühe, seiner Ueberraschung einigermaßen Herr zu werden. Doch gelang es ihm keineswegs augenblicklich und so hielt er die schöne theuere Last eine Sekunde lang in den Armen und fühlte den holdesten Busen hochaufpochen an seiner Brust. Endlich vermochte er seiner Entrüstung Worte zu geben und rief dem Inspektor zu:

„Was soll das, Sie brutaler Mensch? Wie konnten Sie sich erfrechen, eine Dame zu ängstigen und zu beleidigen?“

Beim ersten Laute seiner Stimme richtete sich Lauretta aus seinen Armen auf und trat einen Schritt zurück. Jungfräulicher Purpur überglomm ihre edlen Züge. Dann wurde sie todblaß und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen herab.

Hinter den halbgeschlossenen dunkelbefranzten Lidern hervor richtete sie auf den Dichter einen Blick, welcher Raleigh, der alle ihre Bewegungen mit der Spannung eines Liebenden bewachte, erbeben machte. Was hätte er um diesen Blick voll Seele nicht gegeben! Und der, dem er galt, bemerkte ihn nicht einmal, weil

seine Aufmerksamkeit dem Menschen zugekehrt war, an welchen er seine zornige Frage stellte.

Der Freche ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern.

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er mit kecker Unverschämtheit, konnte aber dabei nicht umhin, mit der Hand nach der hochgeschwollenen Strieme zu greifen, welche sein Gesicht grotesk genug halbirte und ihn empfindlich schmerzen mochte.

„Wer ich bin?“ versetzte der Dichter, einen Schritt auf den Menschen zutretend. „Das geht Sie eigentlich gar nichts an, denn jeder hat das Recht, eine Niederträchtigkeit zu züchtigen, wo immer sie ihm begegne. Da Sie es aber wissen wollen, ich bin der Regimentsmedikus Schiller aus Stuttgart und Sie sollen mir Rechenschaft geben über Ihr schuftiges Benehmen gegen diese Dame.“

„So, der Feldscherer Schiller sind Sie? Der Sohn meines Herrn Kollegen auf der Solitude? So, so! Und Sie wollen sich zum Ritter dieser Dame aufwerfen?“

Der Mensch legte einen boshaften Akcent auf das Wort Dame und fügte mit einem häßlichen Grinsen hinzu:

„Eine ehrsame Dame das, die an einem und demselben Morgen verschiedenen Galanen Rendezvous gibt!“

Ein halbunterdrückter Zornschrei brach über die Lippen Lauretta's.

Der Unverschämte sah sie frech an und begann wieder:

„Ei, ja wohl, eine saubere Dame, diese —“

Ein garstiges Wort schwebte ihm auf der Zunge, aber er hatte keine Zeit, es auszusprechen.

Schiller erhob den Arm, aber ein anderer kam dem seinigen

zuvor. Raleigh warf sich mit einem wüthenden Sprung auf den unverschämten Menschen und versetzte ihm einen Faustschlag auf die Stirne, daß er besinnungslos zu Boden stürzte.

„Ah“, sagte Lauretta mit wundersam schnell wiedergewonnener Fassung, „das war ein schöner Schlag! Ich danke Ihnen, mein Herr Amerikaner, denn jetzt erkenne ich in Ihnen meinen Tänzer von der letzten Redoute. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Schiller blickte das Mädchen verwundert an. In einem Augenblick hatte sich Lauretta's Wesen verändert. Sie war wieder ganz die Turbinella, die sich nichts sehr oder lange anfechten ließ. Es schien, für sie gebe es nur eine bleibende Stimmung, die eines über alle Wogenspitzen der Lebensflut sicher und anmuthig hingleitenden Humors.

„Mein Fräulein“, sagte Raleigh, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich den Schurken da in Ihrer Gegenwart züchtigte. Und nun erweisen Sie mir, ich bitte Sie achtungsvoll, die Ehre, Sie von diesem Schauplatz eines widerwärtigen Auftritts weggeleiten zu dürfen.“

Er bot ihr mit der Gewandtheit eines Mannes von Welt den Arm, welchen sie nicht ausschlug. Als sie aber mit ihrem Begleiter an ihrem noch immer regungslos daliegenden Beleidiger vorüberging, wies sie mit der Spitze eines allerliebsten Füßchens auf die mehrerwähnte rothe Strieme und sagte mit silberhellem Lachen:

„Sehen Sie, wie hübsch ich den Elenden gezeichnet habe!“

Schillers Seelengüte ließ ihn noch eine kleine Weile zurückbleiben, um zu sehen, wie sich dem Gezüchtigten und Gezeichneten

Beistand leisten ließe. Als er jedoch bemerkte, daß der Mensch sich regte und dehnte, dann nach einigen vergeblichen Versuchen schnaufend, pruhstend und einen rohen Fluch ausstoßend auftaumelte, hielt er es für überflüssig, sein Mitleid an einen solchen Gegenstand zu verschwenden, und folgte langsam dem vorangegangenen Paare durch das grüne Parklabyrinth.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der geneigte Leser wird in ein altväterisches Gasthaus geführt und muß eine kurze Abschweifung des Autors sich gefallen lassen. — Die „Bande" in der Geniesherberge. — „Unser großer Fritz." — Ein nationalschwäbisches Mahl. — Anch' io sono pittore! — „Der Dichter der ‚Musarion' und des ‚Oberon' hoch!" — Kulturgeschichtliche Fragmente aus den Denkwürdigkeiten des Sammetdoktors. — „Die Turbinella ist entführt!" — Die verlorene Wette.

Die Hauptstadt Schwabens ist jetzt nicht mehr das engbegränzte, winkelige Stuttgart des vorigen Jahrhunderts. Nach allen Seiten hin hat sie sich seitdem gewaltig gedehnt und gestreckt und man hat Mühe, aus ihrer jetzigen großstädtischen Physiognomie gewisse alte kleinstädtische Züge herauszufinden, die für manchen, vorab für uns, eine klassische Bedeutung haben. Viele derselben haben sich in dem rastlosen Wechsel der Dinge schon bis zur Unkenntlichkeit verwischt, da und dort aber hat sich einer ziemlich unverändert erhalten. Das Haus, in welches wir den Leser zunächst führen, ist so ein Zug.

Kommst du die prächtige Weinsteige herab, von deren Höhe aus gesehen Stuttgart den imposantesten Anblick gewährt, so führt dich dein Weg über den Wilhelmsplatz. Hier hast du zur Linken

ein ganz neues Quartier, die verlängerte Hauptstädterstraße, die sich bis zum tübinger Thore hinauszieht, zur Rechten dagegen die alte oder eigentliche Hauptstädterstraße, die mit zu dem um den Marktplatz her gelegenen Kern der Stadt gehört. Durchwandelst du diese Straße, so bemerkst du ungefähr in der Mitte derselben, linker Hand, das Gasthaus zum Ochsen, welches augenscheinlich aus einer Zeit stammt, wo die Gasthäuser noch keine Paläste waren, dafür aber reingehaltene Weine im Keller hatten. In Wahrheit, das Wirthshaus zum Ochsen ist nicht mit der Zeit fortgeschritten. Wir können das aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor Jahren, als wir das Glück hatten, stuttgarter Luft zu athmen, die im Sommer freilich etwas weniger aromatisch ist, da hatten wir vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Räume des Hauses noch recht altväterisch eingerichtet waren. Es gab da auch keinen ellenlangen Speisezettel mit französischen Rubriken, aber die gute Wirthin — leicht sei ihr die Erde! — war zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit, uns ganz vortreffliche schwäbische Hausmannskost zu bereiten. Eine jener modernen Weinkarten, die von den Fortschritten der Weinverfertigungskunst so vielnamiges Zeugniß ablegen, war auch nicht vorhanden, wohl aber unverfälschter Landwein von alten guten Jahrgängen. Ich sehe sie noch, meine guten, jetzt in alle Winde und auch schon in verschiedene Gräber zerstreuten Gesellen von damals, wie wir uns, oft in später Abendstunde, aus den Stürmen des „tollen Jahres" in die Stille der alten Wirthsstube zum Ochsen mit ihrer verräucherten Balkendecke zurückzogen, um ein lautes und vielgeschäftiges Tagewerk mit einer gemüthlichen Plauderstunde zu beschließen.

An einem der ersten Maiabende des Jahres 1782 war unter dem Dache des bezeichneten Gasthauses in der erwähnten Stube ein langer Tisch gedeckt, als sollte eine außerordentliche Gasterei stattfinden. Und so war es auch, denn William Raleigh hatte es sich schon lange ausgebeten, die Freunde seines Freundes einmal bewirthen zu dürfen, und er hatte diese Absicht heute zur Ausführung gebracht, da es sich gerade so glücklich traf, daß so ziemlich der ganze Kreis der kraftgenialischen Bande in Stuttgart versammelt war. Hoven war heute von Ludwigsburg herein-, Konz, der früheste Jugendgespiele Schillers, von Vaihingen herabgekommen.

Raleigh stieg die Treppe hinauf und traf oben den Wirth, den berühmten Meister Dickbauch, wie er in vertraulicher Weise von der Bande genannt wurde, oder auch Ochsenjörgle, welche schwäbische Zusammenziehung des Titels „Ochsenwirths Georg" dem Herbergsvater aus seinen Knabenjahren her geblieben war. Der würdige Mann, dessen umfangreiches Untergestell von einer weißen Schürze bedeckt war und dessen hochrothes Vollmondsgesicht eine Speise- und Weinkarte nach alter Manier repräsentirte, stand unter der geöffneten Thüre der Gaststube, die in derselben getroffenen Anordnungen mit Befriedigung überblickend und von Zeit zu Zeit eine Frage oder einen Befehl nach der Küche hinüberschickend. Dort war seine würdige Ehehälfte in vollem Regimente begriffen und es legten von der Ersprießlichkeit ihres Waltens unterschiedliche appetitliche Düfte, die aus dem dunkeln Gang hervordrangen, vollgiltiges Zeugniß ab.

Der Meister Dickbauch begrüßte den jungen Amerikaner, von dessen Reichthum er ganz unmenschliche Vorstellungen hatte,

mit größtem Respekt und bückte sich so tief, daß ihm der dicke Zopf dabei bolzgerade aufrecht im Nacken stand.

„Ist alles bereit, Herr Wirth?“

„Alles fix und fertig, mein hochzuverehrender Herr. Es kann jeden Augenblick aufgetragen werden.“

„Aber die Stube ist ja noch ganz leer. Wo sind denn meine Herren Gäste?“

„Oh, Herr Jeremle, an denen fehlt's nicht. Sie parteln allweil nur noch ein Bißle da draußen auf der Kegelbahn.“

Und damit wies er auf eine offenstehende Hinterthüre, durch welche lustige Ausrufungen, vermischt mit dem Rollen der Kugeln und dem Geprassel der fallenden Kegel, hereinschollen.

Raleigh ging auf die Thüre zu, aber in demselben Augenblick brach ein Schwarm junger Männer durch dieselbe auf den Hausflur herein.

Voranging mit rothem Gesicht und unordentlicher Frisur der lärmende Leutnant Kapff, hemdärmelig, wie die meisten übrigen, den Uniformfrack nachlässig über den Arm geworfen. Dann kam noch ein Militär, der wackere Scharffenstein, wie Kapff Leutnant im gablenzischen Infanterieregiment. Hierauf folgten zwei Civilisten, Petersen und Reichenbach, an der herzoglichen Bibliothek angestellt. Diesen traten zwei junge Männer nach, deren Namen nachmals berühmt wurden, Dannecker und Zumsteeg, jener Bildhauer, dieser Musiker, jener bestimmt, die Züge seines Akademiegenossen in Marmor zu verewigen, dieser schon damals, wie später, trachtend, den Liedern des angebeteten Jugendfreundes die Schwingen seelenvoller Melodieen zu leihen. Zuletzt kamen noch zwei von etwas ernsterer Haltung als die

andern, der am Militärwaisenhause zu Ludwigsburg als Arzt angestellte Hoven und der angehende Prediger Konz, dessen schwarzer Habit gegen die mehr oder weniger geniemäßig freie Tracht seiner Freunde auffällig genug abstach. Konz hatte im tübinger Stift seine Studien gemacht und die burschikose Stimmung lag also hinter ihm, während sie bei seinen Freunden, deren Studententon in der Akademie nicht hatte laut werden dürfen, nachträglich jetzt erst recht in Saft und Blüthe stand.

„Kreuzmillionenschock!“ schrie Kapff in die tumultuarischen Begrüßungen hinein, womit die Bande ihren Bewirther empfing. „Da riecht's ja wie in Mohammeds Paradies. Bei der Gurgel von Sankt Falstaff, ich schwöre, beim heutigen Symposion alle Leutnants zu übertreffen, deren Appetit und Durst jemals, seit die Welt steht, zu ihrer Gage in himmelschreiendem Mißverhältniß gestanden hat.“

„Oh, mein edler Böotier“, sagte Petersen, „du brauchst nicht zu schwören. Man kennt deine kriegerische Vertilgungswuth hinlänglich. Ich will mich neben dich setzen und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn du mir heute Abend nicht vollauf Stoff liefertest zu einem bedeutsamen Kapitel für mein unsterbliches, stupend gelehrtes Werk, betitelt: Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke.“

„Nimm dich bei der eigenen Nase, Grobianissime Grobianorum!“ versetzte Kapff.

„Still, gute Bierkanne, still, alter Weinschlauch!“

„Fort, du Aalhaut, du getrocknete Rinderzunge, du gelehrte Schneiderelle!“

„Hilf Himmel, sie mißhandeln schon wieder den Shakspeare", bemerkte Zumsteeg.

„Ja, und der Kapff brüllt gleich dem rauhen Pyrrhus, gleich Hyrkaniens Leu'n", meinte Reichenbach.

„Aber der Petersen brauchte das Maul auch nicht so voll zu nehmen", sagte Hoven mit trockener Kaustik. „Weißt du noch, Herr Bibliotarius Petersinn, wie dich der Meister Dickbauch zu tituliren pflegt, daß dir Freund Schiller einmal zur Zeit, als die Stammbuchepidemie unter uns grassirte, in dein Stammbuch schrieb: Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben."

„Ach was", brummte Petersen, „laßt doch mal die altgebackenen Schnurren von der Akademie und bittet lieber unsern werthen Amphitryo von jenseits des Meeres, daß er das Essen auftragen lasse."

„Jetzt hast du recht, Petersilie!" schrie Kapff und machte es sich auf einem Stuhle bequem, denn die lärmende Bande hatte sich inzwischen in die Gaststube begeben. „Wo ist denn der Schwerenöther, der alte Ochsenjörgle? — Ah, seid Ihr da, Meister Dickbauch? Jetzt hört mal! Keinen von euren Ränken und Schwänken heut', alter Sektverfälscher! Es gilt die Ehre der schwäbischen Küche, der schwäbischen Weine, merkt's Euch! Ihr wißt, ich wittere einen Tropfen Wasser in einer Maß Wein auf hundert Schritte weit, und wenn ich irgend eine Teufelei an eurem Essen oder eurem Getränke vermerke, so schwör' ich, so wahr ich allen meinen Gläubigern von Herzen das Himmelreich wünsche, Ihr sollt auf Eurem eigenen Tischtuch da geprellt wer-

den, wie nur je der große Sancho Pansa in einer spanischen Venta geprellt wurde."

„Oh, Herr Jeremle, Herr Leutnant, ist das a mol wieder g'schwätzt!"

„Was, Ihr wollt rebelliren, Ihr Bettzerdrücker, Pferderückenbrecher und Weinsteinmuseum?"

„Gott behüte! Rebelliren, ich? Nein, das thut halt kein guter Altwirtemberger. Jedennoch vom Geprelltwerden ist meines Vaters Sohn kein Freund, und herrentgegen, wissen's, Herr Leutnant, für das Himmelreich bin ich, glaub' ich, noch nicht reif genug."

„Da hast du's, Kapff", lachte Scharffenstein. „Der Meister Dickbauch führt keine schlechte Klinge, und war die Anspielung nicht fein, so mag sie doch treffend gewesen sein."

„Ja", erwiderte Kapff großartig, „da seht ihr, daß durch den Umgang mit Leuten von Geist sogar ein Ochsenjörgle passabel witzig sein lernt. Im übrigen, liebe Kinder, war der Tag extraordinär heiß und ich habe Durst für zehn Millionen Schock Leutnants."

„Aber, liebe Leute", sagte Raleigh, welcher deutsches Blut genug in den Ädern hatte und noch jung genug war, um sich ohne allzu große Anstrengung in den Ton der Bande finden zu können, „aber, liebe Leute, warum schenkt ihr euch nicht ein? Mit Flaschen ist ja der Tisch da einstweilen sattsam versehen, denk' ich."

Kapff ließ sich das nicht zweimal sagen und streckte die Hand nach dem Labequell aus. Allein Dannecker hielt ihn ab, indem er sagte:

„Nein, du sollst dich gedulden, altes Sektfaß, wie wir andern, bis alle da sind. Es fehlt noch unser Schiller —“

„Ja“, fiel Petersen mürrisch ein, denn er hätte den Beginn des Gelages jedenfalls ebenso gern beschleunigt wie der durstige Leutnant, „ja, das muß ich sagen, der Schiller macht sich neuestens rar. Seit vollends die Anthologie*) heraus ist, wozu wir andern doch auch unser Scherflein beigesteuert, und alle jungen und alten Weiber von den darin stehenden Laura-Oden reden, trägt er den Kopf hundert Ellen hoch.“

„Petersen“, rief Dannecker mit dem ganzen Feuer einer jungen Künstlerseele, „Petersen, um was ich bitt', schwätz' nicht so dumm! Unser Schiller hochmüthig? Du weißt recht wohl, daß er die beste Seele von der Welt ist. Aber wenn er auch den Kopf bedeutend höher trüge als wir, so wißt ihr wohl, daß er Grund genug dazu hätte.“

„Freilich, freilich“, bemerkte Kapff grämlich, „maßen mein berühmter Stubenbursch einen bedeutend längeren Hals hat als wir andern. Wo er nur stecken mag? Gewiß läßt er den Verrina geschwind noch den Doria oder sonst einen beliebigen Tyrannen abmucken. Ja, liebe Kinder, es geht oft schauerlich mörderisch zu in unserer Höhle auf dem kleinen Graben drüben.“

„Donner und Doria!“ rief Scharffenstein. „Seid mir saubere Kerls, das muß ich sagen. Ist das 'ne Art, von unserm großen Fritz zu reden? Ihr kennt mich und wißt, daß ich kein serviler Tropf bin, aber ich sag', ich beuge mich willig und

*) Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.

freudig vor der imponirenden Superiorität des Dichters der ‚Räuber‘.“

„Bravo!“ riefen Dannecker und Zumsteeg wie aus einem Munde.

„Das versteht sich doch von selber, Schwerenoth!“ grämelte Kapff. „Uebrigens ist der Windbeutel, der Zuccato, auch noch nicht da.“

„Oh, der wird wieder irgend 'ner Schürze nachstreichen“, sagte Reichenbach. „Ihr wißt, er will sich selbst und andern Leuten mit aller Gewalt weismachen, er sei ein Don Juan erster Sorte.“

„Auch fehlt noch der Sammetdoktor.“

„Hier, hier!“ ließ sich die Stimme des Genannten von der Treppe her vernehmen und sogleich trat er in der ganzen Pracht seiner sammetnen Erscheinung ins Zimmer, grüßte umständlich und sagte:

„Hier bin ich, liebe Jungen, Goldherzen, Titanen, Mondverschlinger und Erderschütterer! Wollen wir den Oeta auf den Pelion stülpen, wie? Wollen wir geschwinde noch zum Zeitvertreib, bevor es Nacht wird, etwas weniges die Welt verbessern? Sagt an! Oder wollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufstören, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte?“

„Hurrah!“ schrieen die jungen Leute und drängten sich lachend um den alten Humoristen.

Inzwischen war auch Schiller unvermerkt eingetreten und hatte mit seinem Hut und Degen geschwinde auch Rock und Kravatte beiseite gelegt; denn das war Stil in der Geniesher-

berge, und zwar so sehr, daß sogar der alte Herr Armbruster mit unter possenhaften Ceremonieen von seiten Petersens und Zumsteegs ihm geleisteter Beihilfe aus seinem Scharlachsammetgehäuse sich herausschälte.

Meister Dickbauch, mit echtem Wirthsinstinkt fühlend, daß in der Person des Regimentsmedikus, von dessen literarischer Bedeutung er freilich nur eine ganz nebelhafte Vorstellung hatte, der eigentliche Ehrengast erschienen sei, zog seine weiße Zipfelmütze von seinem würdigen Haupte, machte eine unterthänige Reverenz vor dem „gnädigen Herrn aus Amerikanien“, wie er Raleigh betitelte, und eilte auf einen bejahenden Wink von diesem stracklichst nach der Küche, den Hausgang mit dem Rufe erfüllend: „Anrichten, ihr Weibsbilder, anrichten und auftragen!“

Und es ward angerichtet und aufgetragen: ein schwäbisches Essen jede Schüssel. Da war ein nationales „Voressen“, bestehend aus gehackten Nieren und Lebern, in einer einladend duftenden Brühe schwimmend und nachdrücklich unterstützt von Dampfnudeln, welche den Gästen ihre braungelb gebackenen Unterseiten verlockend entgegenhielten. Dann kam das Haupttreffen, „unendlicher“ Schweinebraten mit Sauerkraut, „Schunken“ von der klassischen blaßrothen Farbe, ferner ein ganzes Geschwader von Blut-, Leber- und Bratwürsten und endlich die oberschwäbischen „Knöpfle“ und die unterschwäbischen „gebrägelten Spätzle“ — alles so vollendet zubereitet, daß, wären damals konstitutionelle Vertrauensvota schon üblich gewesen, ein solches, und zwar ein solennes, der Frau „Ochsenjörglin“ sicherlich nicht entgangen sein würde.

In Ermangelung dessen brachten die Gäste der würdigen

Wirthin ein thatsächliches Vertrauens- und Dankvotum. Denn, oh, wie ließen sie sich's schmecken! Und mit welcher patriarchalischen Würdigkeit saß der Sammetdoktor, welchem der Ehrenplatz oben an der Tafel eingeräumt worden, dem vaterländischen Mahle vor! Er hatte die Serviette oben in den Hemdkragen gesteckt und die ärztliche Perrücke abgelegt, so daß der Schnee seines kurzgeschorenen Scheitels einen hübschen Kontrast zu seinen rothen Backen bildete. Er wußte jedes Gericht mit einer Anekdote zu spicken, jedes Glas Wein mit einem Witz zu würzen, denn der alte Herr war heute in rosigster Laune.

Und alle waren so. Daß aber Schillers Antlitz heute ganz ungewöhnlich freudig leuchtete, hatten sie zu bemerken erst dann Zeit, als der Hauptsturm des Appetits auf Schüsseln und Flaschen glücklich vollführt worden war.

Dann sagte der dem Dichter gegenüber sitzende Scharffenstein:

„Lieber Fritz, dein Gesicht ist ja heute ein veritabler Maitag. Ist etwa von Dalberg aus Mannheim inbetreff deines neuen Trauerspieles eine günstige Epistel eingetroffen?“

„Das nicht, Alterle, aber eine Epistel ist eingetroffen von anderwärts her, die mich noch mehr erfreut. Sie ist aus Weimar datirt. Da sieh!“

Er zog einen Brief hervor und reichte ihn dem Freunde über den Tisch hin und nun ging rings ein Fragen neugieriger Theilnahme los.

„Von Wieland!“ sagte Scharffenstein.

„Ah, von Wieland?“ lautete ein vielstimmiges Echo. „Vorlesen! Vorlesen!“

„Silentium!“ schrie Kapff, mit dem Messer auf den Tisch schlagend.

„Darf ich?“ fragte Scharffenstein und Schiller nickte bejahend, indem er sagte: „Ich hatte an Wieland geschrieben, um mir von dem großen Dichter ein Urtheil über die ‚Räuber‘ zu erbitten. Mich drängte es, einmal von kompetenter Stelle ein solches zu vernehmen, und da hab' ich denn gerade vorhin eine Antwort erhalten, die mich fast glauben macht, es sei nicht zu vermessen, wenn ich sage: Anch' io sono pittore!“

„Ihr braucht nicht zu erröthen wie ein Backfischchen, dem sein erster Liebhaber zum erstenmal sagt, daß es schön sei“, bemerkte der Sammetdoktor, als der junge Dichter roth wurde, wie betroffen über das selbstbewußte Wort, welches ihm entschlüpft war. „Wißt Ihr, lieber Sohn, Ihr seid ein Kerl, dessen Landsmannschaft dem liebenswürdigsten aller deutschen Poeten schon recht sein kann. Und jetzt les't, wilder Krieger Scharffenstein.“

Der Brief wurde vorgelesen und da war keiner in dem ganzen Kreise, dem er nicht wohlgethan hätte. Als ob der junge Ruhm des Dichters der „Räuber“ einen Abglanz auf seine Freunde würfe, so angenehm fühlten sich alle von dem Lobe berührt, welches Wieland seinem Landsmann spendete. Sein Schreiben war sachgemäß, human und landsmännisch warm. Er würdigte ohne Rückhalt das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistung Schillers, flocht einen feinen Wink über die Klippen ein, welche dem Genius des jungen Dichters drohen könnten, und prophezeite demselben eine schöne Zukunft.

„Die Gläser gefüllt!“ rief Petersen. „Ich stürze einem

jeden einen Schoppen, der sich etwa weigern sollte, den Toast bis zur Nagelprobe zu trinken, den ich feierlich vorschlage. Christoph Martin Wieland, der Dichter der ‚Musarion‘ und des ‚Oberon‘, dreimal hoch!“

Der Toast wurde jubelnd getrunken und gewissenhaft wurden die geleerten Gläser der geforderten Nagelprobe unterworfen.

Dann ging der Brief des gefeierten Mannes am Tische herum. Jeder wollte die schöne, reine Schrift betrachten, den eleganten Stil bewundern und den wohlwollenden Inhalt noch einmal für sich genießen.

„Ja, liebe Jungen“, nahm der Sammetdoktor das Wort, „ja, der Wieland, das ist ein Männle! Er ist, Spaß beiseite, neben meiner Wenigkeit oder Würdigkeit einer der wenigen gescheiden Menschen, welche dermalen in Europa leben. — Sie sehen, mein werther Sir“, schaltete er ein, zu Raleigh gewendet, „ich bin höflich, ich spreche bloß von Europa; denn nach den neuesten Vorgängen in Ihrem Vaterlande unterliegt es keinem Zweifel, daß drüben in der neuen Welt nicht nur eine winzige Minorität, sondern sogar die ungeheure Majorität merkwürdig gescheid sein muß. — Ja, wenn ihr den Papa Wieland sehen würdet, da kriegtet ihr Respekt. Und wißt ihr, warum? Weil der Wieland ein großer Mensch ist, ohne eine Spur von Prätension. Ist lieblich das, versichere euch. Der Mann spricht gerade so elegant und liebenswürdig warm, wie er schreibt.“

„Sie haben also das Glück, ihn persönlich zu kennen?“ fragte Raleigh.

„Und ob!“ versetzte der Doktor. „Ihr wißt ja, liebe

Jungen, ich hatte die Ehre, das goldene Zeitalter oder, wenn ihr wollt, die Flegeljahre der weimarer Geniewirthschaft mitdurchzumachen oder wenigstens mitanzusehen."

„Sieht es der wunderliche alte Mensch wieder auf eine seiner Schnurren ab oder ist's ihm Ernst?" fragte der stille Konz den neben ihm sitzenden Hoven.

„Das möchte schwer vorauszusagen sein", erwiderte der Gefragte. „Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß unser alter und ewigjunger Freund wirklich längere Zeit in Weimar sich aufgehalten und die Bekanntschaft Goethe's, Herders, Wielands und anderer Koryphäen gemacht hat.

„Doctor venerabilis, carissime Ahasvere!" bat Petersen mit komischen Reverenzen, „thuet auf die Schatzkammer Eurer Erinnerungen! Ich weiß, Ihr schreibt in Euren Mußestunden an Euren Memoiren, und obgleich ich Euch als Freund wünsche, daß Ihr leben bleibet in saecula saeculorum, so hege ich als Gelehrter so zu sagen dennoch den stillen Wunsch, Ihr möchtet wenigstens noch bei meinen eigenen Lebzeiten in den Scheol fahren, damit ich die Ehre und das Vergnügen haben könnte, besagte Memoiren zu ediren."

„Hol' Euch der Teufel, Bibliothekarius!" entgegnete der Sammetdoktor lachend. „Ich hoffe noch lange genug zu leben, um auf Eurem Grabe etliche Thränen freundschaftlicher Rührung vergießen zu können."

„Fackelt doch nicht so lange, alter Bursch!" schrie Kapff. „Ich seh' es Eurer Nasenspitze an, daß Ihr ebenso gern erzählen möchtet, als wir zu hören begierig sind."

„So, Ihr setzt mir Eure Leutnantsplempe auf die Brust,

wilder Krieger? Wenn ich nun den Humor hätte, das Maul zu halten?"

„Das wären mir Humore!" sagte Schiller. „Laßt die Kerle schwatzen, Doktor, und gebt uns ein Kapitel aus Euren Denkwürdigkeiten zum besten."

„Ja, thun Sie das, bester Doktor!" bat Raleigh.

„Ei, alle Wetter, wenn es mein Goldstern, mein Herzblatt, unser Fritz und item unser edler Wirth aus Virginien haben wollen, da hilft kein Widerstreben. Aber sagt, liebe Jungen, soll ich im Kurialstil oder im Fakultätsstil erzählen?"

„Warum nicht gar!"

„Zum Teufel damit!"

„Erzählt im privatmenschlichen, in Eurem eigenen Stil!"

„Ah, ihr seid höflich, liebe Kinder! Ihr traut mir einen eigenen Stil zu? Wohl, werde mich bemühen, euer Zutrauen einigermaßen zu rechtfertigen. — Also paßt auf! Ich blättere in dem Buche meiner Erinnerungen und, wißt ihr was? ich will euch den Gefallen thun, in eurem Kraftgeniestil zu referiren."

Man rückte näher zusammen, die Gläser wurden frisch gefüllt, die Pfeifen angezündet und der Sammetdoktor hob an:

„Warum und wie ich nach Weimar kam, liebe Jungen, kann euch völlig gleichgiltig sein; genug, ich kam in das Mekka der deutschen Genies zur Zeit, als — aber, me Hercule! da fällt mir ein, daß gute Erzähler mittels der Anwendung von Kontrasten wirken. Will daher kontrastirend verfahren, indem ich zuvörderst in besagtem Buch um diverse hundert Seiten rückwärts blättere. Treffe da auf eine Stelle, welche euch darthun kann, wie vor

fünfzig und etlichen Jahren Gelehrte und Literaten in deutschen Landen traktirt wurden. Ist, versichere euch, für junge Genies, für Titanen, Weltverbesserer und Himmelsstürmer, was ihr doch alle mehr oder weniger sein wollt, sehr belehrend, die Namen Friedrich Wilhelm und Karl August, Potsdam und Weimar zusammenzuhalten. Ergibt sich da ein staunlicher Gegensatz, welcher künftigen Literatoren und Historikern Stoff zu vielen und dicken Büchern liefern kann. — Wohl, liebe Jungen, das wäre mein Proömium. Jetzo nehme ich, mit Verlaub, einen Schluck Wein und stürze mich, eingedenk des alten gescheiden Kerls, des Horaz, medias in res.

Habt ihr schon von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. gehört? Denke, ihr habt von ihm gehört und wißt, daß er ein gekrönter Korporal jeder Zoll war, welcher seinen erstgeborenen Sohn, den Fritze, der sich seither ganz passabel notabel gemacht hat, nicht gerade überzärtlich behandelte. Es ist sogar eine brutale Thatsache, daß er den Querpfeifer und Poeten, wie er ihn titulirte, in einem seiner Wuthanfälle mal ums Haar mit der Vorhangsschnur erdrosselt hätte, von späteren ähnlichen väterlichen Liebeszeigungen nicht zu reden. Gehen uns aber nichts an, diese Familiengeschichten; sind das Privatsachen, wißt ihr, und da heißt es: Chacun a son goût. Hatte nun einmal der Preußenkönig solche kuriose Geschmäcke. Unter anderen auch den für ‚lange Kerls'. Solche für die potsdamer Garde zusammenzufischen, mit allen Mitteln, um jeden Preis, durchstreiften seine Werber ganz Europa. Gab es da in besagtem Regimente Kerle von ganz unvernünftig langer Länge. Hatte den König, der sonst sparsam war wie 'ne alte Jungfer, das Stück von eintausend

bis zu fünftausend Thalern gekostet. Ja, für einen Kerl aus Irland, den längsten aller langen, hatte er neuntausend Thaler bezahlt. Wohl, große Herren, wißt ihr, müssen ihren Spaß, ihr Privatvergnügen haben, ist das recht und billig. Kommen freilich diese Späße uns Kleinen gewöhnlich theuer zu stehen. Thut das aber nichts; ist die Ordnung Gottes so, liebe Jungen, wißt ihr? Haben gegen diese Einrichtung alle Kraftgenies von Lucifer, Kain, Hiob und Prometheus an bis herab auf euch, liebe Jungen, nichts auszurichten vermocht. Ist die ganze Welt nur ein kolossaler, unendlicher Speise- und Verdauungsprozeß und besteht die wahre Philosophie des Lebens darin, möglichst lange vor dem Gespeist- und Verdautwerden sich zu bewahren.

Habe von Späßen der großen Herren gesprochen, nicht? Wohl, kam mich der Langekerlsspaß des seligen, was sag' ich? — hochseligen Preußenkönigs theuer zu stehen. War in jungen Jahren ein erklecklich langer Kerl und studirte in Halle. Sah mich aber von da urplötzlich und sehr rasch und ganz und gar gegen meinen Willen in die potsdamer Gardekaserne versetzt. Seid ihr jemals, liebe Kinder, mehrere Tage und Nächte lang in einer sargähnlichen, festverschlossenen, verfluchten Kiste gereist, die oben am Deckel mit etlichen Löchern zum Athmen versehen war? Nicht? Nun seht, in dieser, wie wir Schwaben sagen, arligen Manier ließ man mich meine unfreiwillige Uebersiedelung von Halle nach Potsdam bewerkstelligen. Sehr unbequem das, versichere euch. Lief übrigens das Abenteuer noch ziemlich gnädig ab. Hatte nämlich die verdammte Muskete nicht lange zu tragen, maßen ich die Ehre hatte, die persönliche Bekanntschaft des Königs zu machen. Seine hochselige Majestät, vermerkt habend,

daß eine gute Dosis schwäbischer Grütze unter meiner Schädeldecke vorhanden, item eine ziemlich respektable Anzahl medizinischer Kenntnisse, im weiteren meine Hände eine erträgliche chirurgische Geschicklichkeit besaßen, geruhte allergnädigst, mich in seine persönlichen Dienste zu nehmen, allwo ich im ganzen zwar ein Hundeleben, im einzelnen aber viel Amusement hatte. Sah und hörte da erstaunlich kuriose Dinge.

Könnt euch, liebe Kinder, von dem am damaligen preußischen Hof im Schwange gehenden Ton schon daraus eine Vorstellung machen, daß ich euch sage, was der König von dem großen Leibniz hielt, welcher bei der gelehrten Königin=Mutter einen so bedeutenden Stand gehabt. Friedrich Wilhelm erklärte diesen berühmten Philosophen für einen zu gar nichts tauglichen, selbst zum Schildwachtstehen unbrauchbaren närrischen Kerl."

Ein homerisches Gelächter brach an der Tafelrunde los. Nur Schiller blieb ernsthaft und sagte unwillig:

„Welche Barbarei!"

„Ja, mein Söhnchen", fuhr der Sammetdoktor fort, „fein ging es da nicht zu; aber ich stelle mir trotzdem vor, künftige Geschichtschreiber werden den Hof Friedrich Wilhelms I. und sonderheitlich das berühmte Tabakskollegium in der Sittenbildergallerie des Jahrhunderts nicht ungern als ein Gegenbild zu dem französisch=frivolen und französisch=lüderlichen Wesen der meisten übrigen Höfe aufstellen. Dürfte zwar dieses deutschbiderbe Wachtstubencharakterbild ein seltsames, aber nicht ungesundes und uninteressantes Kabinetsstück abgeben. Muß euch daher von besagtem Tabakskollegium, in welches ich vermöge meines Dienstes Zutritt hatte, mehr erzählen. Waren da in den könig=

lichen Schlössern zu Berlin, Potsdam und Wusterhausen eigene Tabaksstuben nach holländischer Manier eingerichtet. Hier verbrachte der König mit seinen Generalen, Ministern und sonstigen Gästen die Abende. Saßen da die Herren mit ihren breiten Ordensbändern um einen großen Tisch herum, auf welchem holländische und deutsche Zeitungen lagen. Sie rauchten aus langen Thonpfeifen, und auch wer nicht rauchte, wie der alte Dessauer und der kaiserliche Gesandte Seckendorf, mußte dem König zu Gefallen mit einer unangebrannten Pfeife im Munde wenigstens so thun. Hatte auch jeder einen weißen Deckelkrug mit duckstainer Bier vor sich stehen. Da diskurirte man und machte wichtige Staatsangelegenheiten gesprächsweise ab. Dabei war es des Königs Hauptgaudium, fürstliche Besuche durch das starke Bier betrunken zu machen und durch den Tabaksqualm in Uebelkeit zu versetzen. Und, oh, wie wurde dem Hauptzeitvertreiber, dem hochgelahrten Gundling, im Tabakskollegium mitgespielt! Die Gelehrten, den Adel und die Kanzleimenschen zu verhöhnen, häufte der König auf den Pedanten eine Masse von Würden. Er ernannte ihn zum Freiherrn mit sechzehn Ahnen, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, welches ganze Institut aber jährlich nur dreihundert Thaler kosten durfte, ferner zum Oberceremonienmeister, zum Kriegs- und Hofkammerrath, zum geheimen Finanzrath und Hofhistoriographen. Bei alledem mußte sich der Würdenträger zur Zielscheibe der ungeheuerlichsten Schnurren hergeben, die sein Leben mehrmals gefährdeten. Es war ein verhältnißmäßig noch harmloser königlicher Spaß, daß der arme Gundling beim Nachhausegehen aus dem Tabakskollegium die Thüre seines Zimmers zugemauert fand und die ganze Nacht

mit vergeblichem Suchen derselben zubringen mußte. Einmal bombardirte man ihn auf seiner Stube mit Raketen und Schwärmern. Ein andermal ließ der König dem Betrunkenen einen von den Bären, die zu Wusterhausen gehalten wurden, ins Bett legen und nur ein glücklicher Zufall entriß den Armen der tödtlichen Umklammerung der Bestie. Da er sich aber allgemach abnutzte, berief der König, um ihn durch eine Nebenbuhlerschaft wieder aufzufrischen, den gelehrten Faßmann, welcher, wie ihr wißt, durch seine ‚Gespräche im Reiche der Todten‘ damals einen Namen sich gemacht. Eines Abends mußte Faßmann im Tabakskollegium eine Satire auf Gundling vorlesen. Da ist der Verhöhnte so rabiat geworden, daß er dem Pasquillanten die zum Anbrennen der Pfeifen mit glühenden Torfkohlen gefüllte Pfanne ins Gesicht warf. Der Faßmann, nicht faul, packt in Gegenwart der Majestät seinen Gegner, kriegt ihn unter und bearbeitet ihm einen gewissen Körpertheil mit der heißen Pfanne dermaßen, daß der Gemißhandelte mehrere Wochen lang nicht sitzen konnte. Endlich ist der arme Gundling an vielem Trinken gestorben und in einem leeren Weinfaß begraben worden. An seine Stelle trat der Magister Morgenstern. Zwischen diesem und den Professoren an der Universität Frankfurt an der Oder veranstaltete der König eines Tages eine feierliche Disputation über das Thema: Gelehrte sind Salbader und Narren. Herrgott, was war das für ein merkwürdiger Aktus! Ich sehe den Morgenstern noch auf dem Katheder stehen, in einem blausammetnen, mit großen rothen Aufschlägen versehenen, über und über mit silbernen Hasen gestickten Rock, mit rother Weste, mit einer kolossalen, bis zu den Kniekehlen hinabhängenden Perrücke,

statt des Degens einen Fuchsschwanz an der Seite. Nachdem unter ungeheurem Halloh der Studenten die Disputation eine Stunde gewährt, ließ der König innehalten, beglückwünschte Morgenstern, drehte sich um, pfiff und klatschte mit den Händen, was alle Anwesenden nachmachten. — Seht, liebe Kinder, so wurden vor fünfzig Jahren die Wissenschaften und ihre Vertreter in unserem Vaterlande behandelt."

„Sie waren auch darnach", bemerkte Schiller. „Wäre es doch eine Entweihung der Wissenschaft, wenn man den Gundling, Faßmann, Morgenstern und ähnliche Gesellen ihre Jünger nennen wollte. Gewiß dürfen wir mit Befriedigung sagen, daß auf diesem Gebiete seit fünfzig Jahren und namentlich in den letzten zwanzig Jahren ein bedeutender Vorschritt erzielt worden ist. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Literatur hat gelernt, sich zu fühlen. Unser Klopstock, unser Lessing, unser Wieland haben sie zu einer Würde erhoben, welche über Beschimpfungen von seiten gekrönter oder ungekrönter Korporale erhaben ist. Unsere Literatur hat sich ihre Stellung in der Gesellschaft erobert und sie hat das ganz aus eigener Kraft gethan, ohne die Vornehmen und sogar trotz ihnen. Ihr wißt, liebe Freunde, zur Stunde, als wir den Dichter des Götz und des Werther in den Räumen der Akademie so ruhig, so sicher mit Fürsten verkehren sahen, da fühlten wir alle, daß in Deutschland endlich neben der Souveränität der Gewalt auch die Souveränität des Geistes zur Geltung und Anerkennung gekommen sei."

„Ja", nahm der Sammetdoktor wieder das Wort, „andere Zeiten, andere Sitten, andere Menschen, andere Musen. Dem Himmel sei Dank für diese Abwechselung in der Tragikomödie

des Lebens und der Geschichte! Und Ihr habt ganz recht, lieber Schiller, daß Ihr auf die größere gesellschaftliche Bedeutung, welche die Literatur neuestens gewonnen, einen nachdrücklichen Akcent legt. Wäret ihr in England gewesen, liebe Kinder, und hättet ihr, wie ich, dort gesehen, was die Literatur ausrichten kann, wenn sie sich mit dem Leben verbündet — doch, zum Teufel, ich glaube gar, ich fange an zu philosophiren wie ein Schulfuchs. Was geht mich alten Kerl, der nichts mehr vom Leben will als ein Bißchen Unterhaltung, all das literarische und nichtliterarische Lumpenzeug an? — Aber da gerade von Goethe die Rede war, wohl, so muß ich euch sagen: der verstand es, und wie verstand er es! Glaubt ihr Grünlinge, sein Götz, sein Werther, seine Sturm- und Dranglieder allein hätten es gethan? Fehlgeschossen! Allerdings haben diese Dichtungen, soweit ich sie verstehe, die Stimmung unserer Zeit wunderbarlich getroffen. Es rumort darin prächtig der ungestüme Sehnsuchtsdrang einer Gesellschaft, der es in ihrer Haut zu enge geworden. Das mußte packen, hinreißen, staunen machen. Aber um den Dichter mit Fürsten verkehren zu machen, wie mit seinesgleichen, da gehörte noch etwas anderes dazu. Wißt ihr, was? Des Mannes sieghafte Persönlichkeit. Seht, wäre ich ein frommer Heide, wie ich bekanntlich ein frommer Christ bin — lacht nicht, ihr ungläubigen Satanasse! — so würde ich sagen, Vater Zeus habe den Johann Wolfgang Goethe geschaffen, allen Menschen ein Wohlgefallen zu sein. Nie habe ich all mein Lebtag einen Mann gesehen, der es wie dieser Poet in der Gewalt gehabt hätte, allen Männern Respekt, allen Weibern Liebe einzuflößen. Er bezaubert beide, Männlein und Weiblein, sagte mir einmal Papa Wieland, und

da hättet ihr sehen sollen, wie der liebenswürdige Mensch auf Goethe hinsah mit von väterlicher Liebe leuchtenden Augen. Hatte der Wieland nicht vollauf Grund, auf Goethe erbos't zu sein, der ihn mit der Farce ‚Götter, Helden und Wieland' so derb verspottet hatte? Aber nichts da! Der Goethe kam nach Weimar wie ein junger Gott, kam, sah und siegte. Wieland war mit unter den ersten Besiegten. Habe Gelegenheit gehabt, die Abschrift eines Briefes zu sehen, in welchem Wieland wenige Tage nach Goethe's Ankunft an Jakobi schrieb, seine Seele sei so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.

Wohl, befand mich gerade unten im alten Wien, als ein aus Norddeutschland heimkehrender Freund, welcher auf seiner Reise Weimar berührt hatte, mir die unerhörte Märe mittheilte, der Herzog Karl August habe mit dem Dichter Goethe die vertrauteste Freundschaft auf du und du geschlossen und an seinem Hofe die flotteste Geniewirthschaft etablirt, welche je die Welt gesehen. Da gehe es hochgenialisch her und die Genies verkehrten mit den Hofdamen wie die lieben Engelein im Paradiese, obgleich nicht gerade darauf zu schwören sei, daß dabei die paradiesische Unschuld immer eingehalten werde. Wurde mächtig neugierig, und da mich Geschäfte eigenthümlicher Art bald darauf nach Sachsen führten, verfehlte ich nicht, Weimar zu besuchen. Hatte dort mancherlei Konnexionen, auch am Hofe, insonderheit durch den Geheimerath Bode, mit welchem ich angedeuteter Geschäfte halber schon seit längerer Zeit in Verkehr gestanden war.

Gut, war also da, und seht, ich alter Knabe schwamm bald lustig mit in dem wildgenialischen Strom. Der Goethe hatte es allen angethan, hatte, wie sich Papa Wieland ausdrückte, alle

„wüthig“ gemacht vor unbändiger Lebenslust. Oh Himmel, was war das für ein Wechsel von Jagden, Trinkgelagen, Komödien- und Liebesspiel! Und über all dem Teufelszeug, das da an der Tages- und Nachtordnung war, schwebte einer glänzenden Lichtwolke gleich die stets zu Ernst und Scherz fertige Poesie Goethe's. Was war da für ein beständiges Kommen und Gehen von wandernden Genies, welche oft in einem Aufzuge zu Weimars Thoren einzogen, der es, wie man halb im Scherze, halb im Ernste sagte, nöthig machte, daß Bertuch, des Herzogs Schatzmeister, in seine Rechnungen eine stehende Rubrik einführte, welche mit an deutsche Genies ausgetheilten Hosen, Westen, Strümpfen und Schuhen ausgefüllt war. Ueber das Eigenthum gingen unter diesen Leuten sehr wunderliche Begriffe um. Das studentische ‚Schießen‘ war eine stehende Mode. Der Goethe habe oft zu Bertuchs Frau geschickt, um sich ein Schnupftuch, oder in die herzogliche Garderobe, um sich weiße Kanevasbeinkleider und ditto Weste, obligate Artikel der Genietracht, holen zu lassen. Unter den Kommenden und Gehenden sah ich auch den halbtollen Lenz und den aus kynischem Stoicismus und rousseau'schem Naturenthusiasmus zusammengesetzten Klinger, Dichterbrüder Goethe's von Straßburg her. Der erstere meldete dem Freunde seine Ankunft mit den Worten: ‚Der lahme Kranich ist angekommen und sucht, wo er seinen Fuß hinsetze‘; der andere las eines Abends in zahlreicher Gesellschaft eins seiner neuen Sturm- und Drangtrauerspiele vor, bis Goethe aufsprang und davonlief mit den Worten: ‚Was für verfluchtes Zeug ist's, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!‘ Der stoische Klinger ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen, sondern

steckte ruhig sein Manuskript ein und sagte nachdenklich: ‚Kurios! Das ist nun schon der zweite, mit dem mir das heute begegnete.‘

Die oberste Patronin der Geniewirthschaft am Weimarhofe war die Herzogin-Mutter Amalia. Diese gemüthvolle, leichtlebige Frau, welche mit Wieland den Aristophanes in der Ursprache las, hatte an all den tollen Schwänken eine rechte Seelenfreude. Denkt euch, der Goethe hat sich im Zimmer der hohen Frau im Uebermuth kraftgenialischer Ausgelassenheit manchmal mit aufgelös'ten Haaren auf dem Bodenteppich gewälzt, während Papa Wieland in der Sophaecke neben der Herzogin sein Mittagsschläfchen machte. Man lebte da mit der Ungenirtheit der olympischen Götter. Neben dem Dorfe Stützerbach waren die beiden ländlichen Schlösser der Herzogin Amalia, Ettersburg und Tiefurt, die Lieblingsschauplätze dieses Götterlebens. Auf der Terrasse von Ettersburg wurden jene oft ganz aus dem Stegreif angehobenen Komödien und Operetten aufgeführt, in welchen die Herzogin und ihr Hoffräulein, die witzige Luise von Göchhausen, dann der Herzog Karl August und sein Bruder Konstantin, ferner Goethe, Knebel, Bode und Bertuch, endlich die Hofherren Wedel und Einsiedel Rollen übernahmen. Da sah und hörte ich auch die herrliche Korona Schröter spielen und singen, da sah ich dem liebenswürdigen Märchenerzähler Musäus in der Rolle des Kranken in der Hanns Sachs'schen Posse vom Narrenschneiden durch Goethe, welcher den Arzt machte, die einzelnen Narrenpüppchen aus dem Leibe schneiden. Oft wurden die dramatischen Spiele, womit Zigeunerwirthschaften und andere Mummereien aller Art sich verbanden, abends mitten

im Walde bei Fackelschein und auf improvisirten Waldbühnen gegeben.

Es ist wahr, manchmal erreichte die genialische Ausgelassenheit eine Höhe des Uebermuthes, welcher vor Kränkungen von Freunden keineswegs zurückschrak. Sah ein paar schnackische Exempel dieser Art mit an. Erinnere mich, daß mal, zur Feier des herzoglichen Geburtstages, zu Ettersburg eine von dem muthwilligen Oberhofmeister Einsiedel verfaßte Farce, betitelt: Orpheus und Eurydice, aufgeführt wurde, durch das vorhin erwähnte Personal natürlich. War das Stück nichts anderes als 'ne fürchterliche Parodie von Wielands ‚Alkeste' und hatte Papa Wieland das sonderbarliche Vergnügen, diese Parodie mitanzuhören. Machte lange gute Miene zum bösen Spiele, der Wieland, als aber das Ding gar zu arg wurde, als die Arie: ‚Weine nicht, du Abgott meines Lebens!' auf die allerschnurrigste Art, unter Begleitung des Posthorns, abgeleiert und auf den Reim Schnuppe ein ewiglanger komischer Triller gesetzt ward und die zahlreiche Versammlung ganz wüthend Da capo! schrie, da wurde euch der Gute doch fuchsteufelswild, lief davon und beklagte sich tags darauf über den ‚unsauberen Geist der Polissonnerie', der in die Leute gefahren sei. Jedoch der Goethe hatte den Beleidigten bald wieder versöhnt.

Müßt aber nicht glauben, liebe Kinder, daß in jenen Tagen der weimarer Geniewirthschaft aller Ernst in dem rauschenden Strudel der Zerstreuungen untergegangen. Gab da, versichere euch, auch Stunden, die ich, falls ich ein Poet wäre, Stunden der höchsten Weihe nennen würde. Eine solche Stunde war mir in dem Gartenhäuschen Goethe's zu erleben vergönnt. Stand

und steht dieses Gartenhäuschen, ungefähr zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, am sogenannten Stern im herzoglichen Park inmitten hochwipfeliger Baumgruppen. Hierher flüchtete sich Goethe aus dem kraftgenialischen Gedränge. Hier hat oft in einsamer Nacht die Muse ihn geküßt — alle Wetter, ich werde unwillkürlich poetisch! Hier gestattete er nur seinen Vertrautesten Zutritt, hier verlebte er die besten Augenblicke seiner Freundschaft mit Karl August, einer Freundschaft, die meines Wissens ganz einzig in der Geschichte dasteht. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir den Eintritt in die Einsiedelei des Genius. Ich hätte Gelegenheit gehabt, der Geliebten Goethe's, der Frau von Stein, einen Dienst zu erweisen. Eine merkwürdige Frau, diese Charlotte von Stein. Sie ist nicht schön, ist um sieben Jahre älter als ihr Geliebter, aber sag' euch, ich lernte den Zauber, welcher ihn an sie fesselte, begreifen. Es umgibt sie eine Atmosphäre der Anmuth, in welcher einem unbeschreiblich wohl zu Muthe wird. — Wohl, Frau von Stein führte mich in dem Gartenhäuschen ein und da hat uns in einer schönen Sommernacht der Goethe ein wunderbares Gedicht vorgelesen oder vielmehr Fragmente eines wunderbaren Gedichtes, die, wie er sagte, theilweise noch während seines Aufenthalts in Straßburg entstanden waren. Es waren Scenen eines Drama's, so eigenthümlich, so originell, so dämonisch, daß mir etwas auch nur entfernt ähnliches niemals vorgekommen. Das Gedicht behandelt die alte Sage vom Doktor Faust, der den Teufel beschwört und ihm seine Seele verschreibt. Aber wie tief ist dieser Stoff erfaßt, wie kühn umgeformt! In titanischer Verzweifelung empört sich der Held gegen die Schranken des Menschendaseins und will, erfüllt vom schmerzlich süßen

Gefühl der Unendlichkeit, die Fesseln der Endlichkeit zerbrechen. Dem idealischen Stürmer zur Seite schreitet der Träger des Princips der Verneinung, der sarkastische Dämon Mephistopheles, dessen Philosophie, wenn ich mich recht erinnere, sich zusammenfaßt in den Versen: ‚Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.‘ — Ah, sag' euch, wäre mir erquicklich, sehr erquicklich, wenn es dem Goethe beliebte, mit dem ganzen Werk hervorzutreten, bevor ich zur Grube fahre.

Doch zum Henker mit den Grabgedanken! Es lebe das Leben! Gäbe es nur von Zeit zu Zeit immer wieder so 'ne Auffrischung, wie ich damals zu Weimar eine an mir erfuhr. Denkt euch, Kinder, den alten Sammetdoktor, wie er unter den weimarer Genies in der Werthertracht lustig sich umtrieb. Ja, beim Jupiter, so that ich, machte die tollsten Schnurren mit, war ungeheuer liebenswürdig, verliebte mich auch schier teufelsmäßig und machte Verse, daß es krachte."

„Nun, da hört alles auf!" rief Petersen lachend aus. „Ihr, Doktor, Ihr machtet Verse? Da sage noch einer, es gäbe keine Mirakel."

„Hat sich was zu mirakeln!" entgegnete der alte Herr. „Besitzt etwa ihr Grünlinge das Monopol des Versemachens? Kommt, seid gute Bursche, schenkt mir mein Glas voll und dann paßt auf! Will euch ein Lied singen, eine Litanei auf das Menschenleben, die ich dem Rousseau abgelauscht und ganz ordentlich in Verse und noch obendrein in Musik gesetzt habe."

Er leerte das vollgeschenkte Glas mit einem Zuge, räusperte sich und fing mit seiner kräftigen Stimme zu singen an:

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne
Sind wir hochgepries'ne Herrn der Welt,
Von Beginn an, bis die letzte Thräne
Aus des armen Schächers Auge fällt.
Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.
Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach, und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt —"*)

Aber der Sammetdoktor konnte sein Lied nicht zu Ende bringen. Denn in der Oeffnung der hastig aufgerissenen Thüre erschien plötzlich der Jägerleutnant Zuccato und rief ohne Umstände in die überraschte Tafelrunde herein:

„Eine ungeheure Neuigkeit! Die Turbinella ist entführt!"

Die Bande fuhr von ihren Sitzen auf und umringte mit tumultuarischen Fragen den Ankömmling.

Nur Armbruster und Raleigh blieben sitzen, aber dem letzteren entfuhr ein halbunterdrückter Ausruf und seine Stirne wurde bleich. Der alte Arzt blickte ihn scharf an und sagte:

„Mein werther Sir, ist Ihnen unwohl? Geschwind, lassen Sie mich Ihren Puls fühlen."

„Es ist nichts", entgegnete der Virginier, ein Lächeln erzwingend. „Bemühen Sie sich nicht, lieber Doktor."

---

*) Bekanntlich schrieb man dieses Gedicht Schiller zu und lange galt die Meinung, derselbe habe es in seinem sechzehnten Jahre verfaßt. Der Irrthum ist aber jetzt dargethan und die Autorschaft Armbrusters kann leicht nachgewiesen werden.

„Erstickt mich nur nicht, ventre del diavolo!“ schrie Zuccato, sich Luft machend. „Ihr sollt ja alles wissen, was ich selber weiß.“

„Nun, was weißt du denn?“ — „Heraus damit!“ — „Von wem wurde die Turbinella entführt? Wie? Wo? Wann? Wohin?“

„Ja“, sagte der Sammetdoktor, zu dem jungen Dalmaten sich wendend, „sag' an, mi fili: ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“

„Ah, Sie sind auch da, weisester aller Doktoren?“ entgegnete Zuccato. „Und auch Sie, Herr Raleigh? Ei, ja richtig, war ja große Gasterei — hatte es in meiner Konsternation ganz vergessen. Suchte Sie eigentlich, habe eine Bestellung für Sie. — Aber nicht wahr, wer hätte das gedacht? War, auf Ehre, wie aus den Wolken gefallen. — Ein verfluchter Kerl der Chevalier! — 's wird gewiß ein ungeheures Geschrei in der Stadt absetzen. — Die Binetti —“

„Ei, so schwatz' du und der Teufel!“ fiel ihm Kapff in die Rede. „Kreuzmillionenschock, hat man je einen so wirbeligen Kerl, so einen verdrehten Haspel, so einen Sparrefantel gesehen? Wirft alles durch einander wie Kraut und Rüben. Muß ich dich katechisiren, Junge?“

Und der lustige Leutnant stellte sich vor seinen Kameraden von den Jägern und that, Haltung und Nasalstimme eines bekannten überfrommen Predigers der Residenz nachahmend, die Frage:

„Also die Turbinella wurde entführt?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Von dem Teufelskerl, von dem Chevalier.“

„Wohin?“

„Bis nach Schorndorf. Dort wurde während des Pferdewechsels das Paar eingeholt.“

„Von wem?“

„Von dem Generaladjutanten des Herzogs.“

„Das Abenteuer war also schlecht vorbereitet gewesen?“

„Es scheint nicht. Aber die Binetti, bei welcher der Chevalier während seines Hierseins häufig aus und ein ging, wollte wissen, das Paar sei bei einem Rendezvous von dem ludwigsburger Schloßgarteninspektor Walter belauscht worden und dieser habe dem Herzog beizeiten einen Wink gegeben.“

„Hm, ziemlich unverständlich das, Schwerenoth! Und man hat das flüchtige Paar hierher zurückgebracht?“

„Nein, nicht das Paar, nur den Chevalier.“

„Oho, der sitzt wohl fest? Wahrscheinlich schon auf dem Asperg, in den Klauen des frommen Sünders, des Generals Rieger?“

„Nein, man hat ihn laufen lassen.“

„Was? Wie ging das zu?“

„Weiß nicht. Die Binetti that freilich so, als wüßte sie davon.“

„Hol' der Teufel die alte Schachtel! Aber die Turbinella?“

„Wurde nicht hierher zurückgebracht.“

„Wohin denn?“

„Weiß nicht. Die Binetti wußte bloß oder wollte bloß

sagen, daß der Generaladjutant mit dem Fräulein weiter das Remsthal aufwärts gereis't sei."

„Mysteriös das!"

„Verteufelt! — Aber ich muß nun eine Bestellung der Binetti an Herrn Raleigh ausrichten."

Dies sagend zog Zuccato ein kleines versiegeltes Paket aus der Brusttasche und übergab es dem jungen Amerikaner, an welchen die Adresse lautete.

Raleigh lös'te Schnur und Siegel. Eine hübsche Anzahl holländischer Dukaten und ein Billet fielen aus dem Umschlag auf den Tisch. Ohne die ersteren zu beachten, griff Raleigh nach dem zweiten, und während er es las, konnten die neugierig auf ihn schauenden jungen Männer bemerken, daß Röthe und Blässe rasch auf seinen Zügen wechselten.

„Liebe Freunde", sagte er dann mit seiner gewohnten Ruhe, „der Herr Chevalier ist ein Mann von Welt. Er hat mir vor seiner Abreise von hier angezeigt, daß er eine zwischen uns schwebende scherzhafte Wette verloren gebe, und hat, wie ihr seht, den Betrag derselben seinem Schreiben beigelegt."

Während dann die jungen Leute, über die große Neuigkeit des Tages umständlich sich auslassend, ihren Kameraden Zuccato von neuem ins Gebet nahmen, stand Raleigh, ohne Aufsehen zu erregen, von seinem Platze auf, zog Schiller an ein Fenster, schob ihm das Billet in die Hand und sagte:

„Lies es für dich."

Das Billet war französisch geschrieben und hatte diesen Inhalt:

„Mein Herr! Ich habe meine Wette verloren und gebe mir

die Ehre, Ihnen im Anschluß den Betrag durch meine gütige Freundin, die Schauspielerin Binetti, zu übermachen. Ich füge das für einen Mann meines Schlages demüthigende Geständniß hinzu, daß ich auch im Falle des Gelingens meines verunglückten Entführungsplans kaum jemals Aussicht gehabt hätte, sagen zu können, daß ich die Wette gewonnen. Dieses Mädchen ist das seltsamste, unnahbarste und unbesieglichste Geschöpf, welches ich je kennen gelernt. — Das Abenteuer hätte für mich schlimm ablaufen können. Der Herzog sei im ersten Augenblick vor Zorn außer sich gewesen. Die Binetti half mir aus der Patsche, durch Verwendung ihres Liebhabers, des . . . . schen Gesandten. Vielleicht begnügte man sich auch nur deßhalb, um weiteren Eclat zu vermeiden, damit, mir zu befehlen, auf der Stelle die Residenz und das Land zu verlassen. Ich gehorche natürlich schleunigst. Da ich aber annehmen muß, daß Sie sich für Fräulein L. interessiren, sage ich noch, daß ich während der schnöden Katastrophe meines Unternehmens in Schorndorf zu ergattern wußte, das Fräulein würde in ein Frauenkloster der Reichsstadt Gmünd gebracht werden. — Hiermit habe ich die Ehre, Sie zu grüßen und mich zu nennen Ihren ergebenen Diener G. C. Chevalier de Steingalt."

Zweites Kapitel.

„Und Poesie auch ist's, wenn man zu zweit durch eine blüh'nde Frühlingslandschaft reit't." — Von der alten Reichsstadt Gmünd. — Eine Gewissensfrage. — Begegnung mit einem Sauerbrunnentrinker. — Ein Paßwort. — Von Lorenzodosen und Geheimbünden. — Wiederum eine Abschweifung, aber keine subjektive.

Wie die Anatomie des Schmerzes und der Schwermuth, ist auch die der Lust und des Frohsinns schon in vielen und guten Büchern abgehandelt worden. Aber was ist eigentlich das Vergnügen? Ein Zustand des Behagens, in welchem die Dinge der objektiven Welt auf den Geist und die Leiblichkeit des Subjekts gleich angenehm einwirken. Wie hölzern klingt das, wie gar nicht vergnüglich! Es dürfte überhaupt unmöglich sein, eine allgemeine Definition eines Begriffes zu geben, welcher in so unendlich viele Nüancen zerfällt, als es Menschen gibt. Der große Doktor Johnson, welchen viele Engländer noch jetzt für einen Poeten halten und welcher Carlyle zufolge sogar ein Held war, erklärte es für das höchste Vergnügen, in einer guten englischen Postchaise auf einer guten englischen Straße hinzurollen.

Sein Zeitgenosse Goldsmith behauptete, das höchste Vergnügen sei, auf einem Sopha ausgestreckt liegend einen guten Roman zu lesen, und um dieses Vergnügen seinen Mitmenschen zu ermöglichen, schrieb der Gute selber einen der besten aller Romane. Ich selbst war einst einem Manne befreundet, welcher alles Ernstes der Ueberzeugung lebte, das höchste Vergnügen bestehe darin, einem schönen Mädchen zuzusehen, welches mit graziösen Fingern seinem Geliebten eine Orange zum Genusse zubereite. Nämlich, setzte ich hinzu, wenn man das Glück hat, dieser Geliebte zu sein, was er aber für eine verdammlich-egoistische Verdrehung seiner Ansicht erklärte. Ich meinte dann, wenn auch nicht das absolut höchste, doch jedenfalls ein höchstes Vergnügen sei es, in jungen Jahren, wo noch die Pulse leicht und fröhlich schlagen, mit einem guten Kameraden zur Seite unter blauem Himmel auf schnellen Rossen durch einen blühenden Frühlingsmorgen hinzureiten, und mein Philosoph des Vergnügens that mir die Ehre an, kopfnickend zu sagen, das sei in der That nicht ohne.

Die Poesie dieser Situation mochten auch die beiden jungen Männer, welche in der Frühe eines hellen Maimorgens die Straße von Stuttgart nach Kannstadt hinabritten, mit Behagen einathmen. Wir erkennen in den Reitern Schiller und seinen Freund Raleigh, welche, wie die Mantelsäcke hinter ihren Sätteln andeuteten, zu einer längeren Reise gerüstet waren. Der Dichter, welcher heute nicht die fürchterliche Feldschereruniform, sondern einen bürgerlichen Anzug trug, der seinen Gliedmaßen größere Freiheit gestattete, der Dichter insbesondere fühlte sich augenscheinlich sehr wohl und ließ sich in seiner heiteren Stimmung auch nicht durch den Umstand beeinträchtigen, daß das rasche

Pferd, welches er ritt, von Zeit zu Zeit durch gewisse ungeduldige Bewegungen zu erkennen gab, es sei vollständig überzeugt, daß sein dermaliger Reiter zu den in der edlen Reitkunst minder Erfahrenen gehöre.

Des schönen Morgens und des Glückes froh, für einige Tage der lästigen Fesseln seiner dienstlichen Stellung entledigt zu sein, sagte er zu dem schweigsam neben ihm reitenden Freunde:

„Es kommt mir, lieber William, fast wie ein Traum vor, daß ich da mit dir auf Abenteuer ausreite. Noch gestern hätte ich so eine Episode in der Einförmigkeit und Jammerseligkeit meiner Existenz für eine wunderliche Phantasie halten müssen. Wie hast du's nur angestellt, mich für eine ganze Woche aus meiner Feldschererei loszueisen?“

„Das machte sich leicht“, erwiderte Raleigh. „Wie du weißt, hatte ich früher Gelegenheit, die Bekanntschaft deines Regimentschefs, des Generals Augé, zu machen und denselben einige Stunden lang von dem amerikanischen Krieg zu unterhalten. Als ich dir gestern meinen Entschluß, ins Remsthal hinaufzugehen, mittheilte und dir dabei den Wunsch, mich zu begleiten, anmerkte, ging ich zu dem General und erbat und erhielt von ihm für dich Urlaub auf eine Woche. Das ist alles. — Doch nein; um ganz ehrlich zu sein, muß ich dir sagen, daß ich bei der Sache auch mein eigenes Interesse im Auge hatte. Du sagtest mir, daß du zur Zeit, als du mit deinen Eltern in Lorch lebtest, von diesem wirtembergischen Grenzort aus häufig nach der nahgelegenen alten Reichsstadt gekommen seiest.“

„Ja freilich. Mein Vater war damals als Werbeoffizier in

Lorch stationirt und mußte in seinen Geschäften oft viele Tage hinter einander in Gmünd zubringen. Da besuchte ihn dann die Mutter und nahm Phinele und mich mit."

„Du kennst also die Stadt?"

„Wie eben ein Knabe von acht und neun Jahren eine Stadt kennen kann. Mein Vater wurde schon 1768 von Lorch weg nach Ludwigsburg versetzt und ich bin seither noch nie wieder ins Remsthal hinaufgekommen. Aber der Schauplatz meiner kindlichen Anschauungen und Spiele ist mir in lieber Erinnerung geblieben, um so mehr, als sie von einem Kameraden getheilt wurden, von dem stillen Konz, welchen du bei unserem Symposion im Ochsen kennen gelernt hast. Der dritte in unserem Bunde war Christoph Moser, der Sohn des strengen, aber wackeren Ortsgeistlichen. Wir drei Knaben wollten sämmtlich Theologen werden. Der alte Moser war unser Lehrer in den Rudimenten des Wissens, und obgleich mir seine Strenge damals als grausame Härte erschien, sah ich später doch ein, daß ich Grund hatte, seiner dankbar zu gedenken, und so gab ich dem in den ‚Räubern' auftretenden Geistlichen den Namen Moser."

„Wie glücklich seid ihr Dichter! Allem, was ihr achtet oder liebt, vermögt ihr Leben zu verleihen über Tod und Grab hinaus. — Um aber auf Gmünd zurückzukommen — was ist denn das für eine Art Stadt?"

„Eine in einem schönen Wiesenthale gelegene, durch ihre Goldschmiedsarbeiten und den lebhaften Handel damit weitbekannte, dabei echtkatholische alte Reichsstadt. Ich hörte sagen, ihr Name komme von dem lateinischen gaudia mundi her, und so viel wenigstens ist gewiß, daß die Sitten der Gmünder dieser

Ableitung des Namens ihrer Stadt nicht widersprechen. Sie sind ein sehr lebenslustiges Volk, aber auch ein sehr gutmüthiges, gastfreies und umgängliches. Daß ich ihre Katholicität betonte, mag daher kommen, daß ich in Gmünd zuerst eine Anschauung von dem katholischen Wesen erhielt und dasselbe deßhalb auf mich, den strenglutherisch erzogenen Knaben, einen sehr lebhaften Eindruck machte. Wie wunderbar erschien mir die erste Feier des Fronleichnamsfestes, wobei die ganze Stadt ein blühendes Festgewand angezogen hatte und Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit in Pompentfaltung wetteiferten. Wie eigen fühlte ich mich angemuthet, als ich in der Stadtpfarrkirche, einem mächtigen gothischen Bauwerk, zum erstenmal ein solennes Hochamt celebriren sah. Unser Verstand mag sagen, was er will, er wird dem katholischen Kult nie den ungeheuren Vorzug bestreiten können, daß er höchst bedeutsam auf eine der Grundkräfte des Menschen, — vielleicht die edelste — auf die Phantasie einwirkt. Der protestantischen Kirche fehlt allzusehr das Element der Schönheit. Der Mensch kann nicht vom Brote allein leben, und wäre es auch himmlisches Manna. — Auch die Möncherei, die ich in meinen Knabenjahren in Gmünd kennen lernte, wenigstens in ihren Aeußerlichkeiten, übte einen starken Reiz auf meine Einbildungskraft. Die Stadt ist voll von Klöstern, von schwarzen, braunen und weißen Kutten. Es gibt da, wenn ich mich recht erinnere, Dominikaner, Augustiner, Franziskaner und Kapuziner. Außerdem zwei Nonnenklöster, eins in, ein zweites außerhalb der Stadt. In der Kirche des letzteren, welches an der Straße nach Aalen gelegen und, glaub' ich, ein Ursulinerinnenkonvent ist, sah ich eine Novize einkleiden. Es war ein schönes junges

Mädchen. Ich weiß noch, daß ich weinen mußte, als ich die langen blonden Haare des armen Kindes unter der unerbittlichen Scheere fallen und den schwarzen Schleier über den so gemißhandelten Kopf und das bleiche Antlitz decken sah. Das Kloster heißt Gotteszell."

„Ein passender Name für einen Ort fürwahr", bemerkte Raleigh bitter, „wo junge Mädchen von allem abgesperrt werden, was das Leben süß und schön macht. Denke dir die wunderbar schönen Haare Lauretta's unter der Klosterscheere fallend. Schon die bloße Vorstellung könnte einen toll machen. — Du sprachst von dem Elemente der Schönheit im katholischen Kult. Nun ja, ein solches ist darin vorhanden und unser protestantischer Gottesdienst dagegen ist von einer Gemüth und Phantasie abstoßenden Nüchternheit. Du solltest mal erst so ein puritanisches Bethaus in Neu-England sehen. Das ist so steifleinene Prosa, daß, damit verglichen, euer lutherischer Ritus und unser anglikanischer noch hohe Poesie sind. — Aber, lieber Freund, mag mir auch das Puritanerthum herzlich zuwider sein, ein standhafter Protestant will ich sein und bleiben."

„Freilich, freilich", versetzte Schiller heiter. „Du protestirst, daß Lauretta ihrer schönen Haare beraubt werde, und, beim olympischen Zeus! ich schließe mich deinem Protest mit ganzer Seele an. Indessen, glaube mir, Fräulein Windsbraut wird die heilige Scheere von ihren Locken entfernt zu halten wissen. Es ist ganz und gar kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß sie sich ohne weiteres werde zu einem Nönnchen machen lassen. Ich möchte wetten, schon jetzt tanzt das ganze Kloster, wo sie sich befindet, nach ihrer Pfeife."

„Aber welches Kloster ist dies? Befindet sie sich überhaupt in einem Kloster? Hat man den Chevalier nicht vielleicht absichtlich irre geführt?"

„Hm, nach alledem, was du mir über diesen Mann sagtest, scheint er mir keiner zu sein, dem man so leicht eine Nase dreht. Sein Billet an dich trägt auch durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit. Ueberdies kommt es mir ganz glaubhaft vor, daß man dem wilden Kind einstweilen ein Kloster zum Aufenthalt anwies. Der Herzog, weißt du, gehört selber der katholischen Konfession an, und obgleich er in religiösen Dingen viel zu liberal denkt, als daß er es je hätte unternehmen wollen, seine Wirtemberger zu seinem Glauben zu bekehren, so mag ihm doch gerade bei diesem Vorkommniß die Beobachtung eines katholischen Brauches ganz passend geschienen haben. Für ein Mädchen, das den Einfall hatte, sich entführen zu lassen, ist ein zeitweiliger Aufenthalt in einem Kloster gar nicht so übel gewählt. Ich sehe darin um so weniger etwas Bedrohliches, als ich überzeugt bin, daß bei dem ganz entschieden lebhaften Interesse, welches Karl dem Fräulein von jeher bezeigte, Lauretta gewiß Mittel und Wege finden wird, ihre klösterliche Haft abzukürzen."

„Höre, lieber Freund, eine Gewissensfrage! Glaubst du, Fräulein Lauretta sei die Tochter des Herzogs?"

„Ich möchte es glauben, denn viele Anzeichen sprechen dafür, wie ich dir schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt. Aber deine Frage bestimmt zu beantworten, dürften nur der Herzog oder Lauretta selbst oder vielleicht auch die Generalin Wimpfen im Stande sein."

Raleigh schwieg eine Weile nachdenklich. Dann sagte er:

„Sei alledem, wie ihm wolle, Lauretta soll und muß erfahren, daß sie treue Freunde habe.“

Unter diesem Gespräche hatten die beiden Reisenden die Neckarbrücke bei Kannstadt passirt und waren durch die stillen Gassen des alten Ortes geritten. Als jenseits desselben ihre Pferde langsam die gen Waiblingen zu ansteigende Straße hinanschritten, bemerkten die Freunde vor sich einen Fußgänger, dessen Scharlachrock in der Morgensonne glänzte.

„Schwerenoth, so wahr ich lebe, der Sammetdoktor!“ rief Schiller aus.

„Ei freilich, der Sammetdoktor“, versetzte der Genannte, sich umkehrend und in seiner gewohnten ceremoniösen Weise grüßend.

Die Freunde hielten ihre Pferde an und erwiderten den Morgengruß.

Der alte Herr drückte den goldenen Knopf seines mächtigen Rohrstocks an die Nase, blinzelte schelmisch und sagte:

„Glück auf, meine irrenden Herren Ritter, Messieurs les chevaliers sans peur et sans reproche! Also an diesem gesegneten Morgen, wo anständige Leute, nachdem sie da drunten in dem alten Nest ihren Sauerbrunnen getrunken haben, einen der Gesundheit zuträglichen Spaziergang machen, reitet eine thatendurstige Jugend auf Abenteuer aus? Soll ich sagen, wie der Held de la Mancha und sein edler Sancho Pansa? Oder vielleicht wie der große Sir Hudibras und sein tapferer Knappe Ralf? Denn die Fahrt geht, scheint es, hinauf ins katholische Land und da ist es wahrscheinlich à la Hudibras auf Bekehrungen abgesehen.“

„Doktor, seid Ihr des Teufels?" sagte der Dichter lachend. „Wer hat Euch gesagt, daß wir ins katholische Oberland wollen? Ich fange nun doch bald zu glauben an, daß Ihr, wie die Leute sagen, einen spiritus familiaris besitzt."

„Einen spiritum familiarem, lieber Sohn, wenn es Euch beliebt. Auf die Frage wen oder was setzt man den Akkusativum, wißt Ihr? Ja, freilich besitze ich so einen dienstbaren Geist, meinen gesunden alten Menschenverstand. Der sagt mir, ihr Herren seid zwar nicht auf Drachen oder Ungläubige aus, wohl aber nach einem gewissen irrenden Fräulein, nomine Turbinella."

Raleigh, dem diese Mitwissenschaft des Sammetdoktors nicht sehr angenehm war, vermochte eine Bewegung der Ungeduld nicht zu unterdrücken. Sie entging dem Falkenauge des alten Herrn nicht, aber er ließ sich dadurch sein Koncept nicht verrücken.

„Ich will euch nicht lange aufhalten", sagte er, „denn ich sehe es meinem werthgeschätzten Herrn Amerikaner an, daß er Eile hat. Im übrigen liebe ich es, wenn Jugend abenteuerlustig ist. Alse nur frisch zu! Aber wie der Jugend die That, so steht dem Alter der Rath an. Will euch daher rathen, etwas weniges; nachher könnt ihr thaten, wie es euch beliebt."

Schiller gab seinem Freunde mit den Augen einen Wink und erwiderte:

„Ja, rathet uns, lieber Doktor, denn ich sehe nun schon, daß Ihr wißt, wohin wir wollen und warum wir dorthin wollen."

„Freilich, freilich. Ihr meint, es dürfte der göttlichen Turbinella in dem gmünder Kloster, in welches man sie gethan, um für einen kuriosen Seitensprung Buße zu thun, schier zu langweilig werden, nicht wahr? Ihr meint ferner, es sei eure

ritterliche Pflicht und Schuldigkeit, der schönen Dame zur Abkürzung dieser langweiligen Situation zu verhelfen, so oder so, nicht wahr? Wohl, gefällt mir das, bei allen Göttern aller Mythologieen! Gefielen mir all mein Lebtag derartige Schnurren, wobei der Mensch mit einem Fuß oder auch mit beiden über die prosaischen Polizeischranken keck hinwegspringt. Will euch aber was sagen, liebe Kinder. Maßen Fürsicht bekanntlich die Mutter der Tapferkeit ist, müßt ihr vor allen Dingen gehörig fürsichtig sein. Was ihr auch unternehmen wollt, bedenkt, ihr unternehmt es als Ketzer in einem katholischen Lande und habt es dabei mit der hochwürdigen Geistlichkeit zu thun. Ihr versteht mich? Auch mit dem Magistrat einer freien — lucus a non lucendo — Reichsstadt könnt ihr es zu thun bekommen und in letzter Instanz mit dem Herzog von Wirtemberg. Nehmt euch daher gehörig in acht! Sollte mir leid thun, euch in eine dumme Schwulität hineingerathen zu sehen, veritabel leid. Hütet euch vor Anwendung gewaltsamer Mittel! Haben nicht die größten Feldherren und Staatsmänner auf die Anwendung von Gewalt verzichtet, wo immer sie mit der List ausreichen konnten? So thaten sie, ist ein historisches Faktum. Wohl, seid also listig, gescheid, klug wie die Schlangen und laßt andere einfältig sein wie die Tauben. Und — ah, da fällt mir ein, lieber Schiller, Ihr seid ein Schnupfer."

„Was soll nun das wieder?"

„Werdet es sogleich hören. Hier nehmt eine Prise aus dieser meiner Dose und dann thut mir den Gefallen, dieselbe als ein pretium affectionis von dem alten Armbruster einzustecken. Ist zwar nur eine schon ältliche und, wie Ihr seht, ganz unschein=

bare Horndose, könnte sie Euch und Eurem Freunde aber dennoch von einigem Nutzen sein."

„Wie so denn?"

„Paßt nur auf! Lebt da droben in der Nähe von Gmünd, in den Bergen des Aalbuch ein alter Mann, der Pater Aloisius, als Einsiedler. Er hat seine Klause und Kapelle auf dem Bernhardusberg, weßwegen er vom Volke der Umgegend gewöhnlich nur der Bernhardus pater genannt wird. Ist selbiger Bernhardus-pater der Mann, welchen ich, obgleich meine Ansichten über Welt und Menschen von den seinigen bedeutend differiren, unter allen Menschen am meisten achte. Ist 'ne Art Heiliger, der Aloisius; ein wunderlicher, meinen die Leute, ein wirklicher, sag' ich. Könnte jetzt Abt von Wiblingen oder von Zwiefalten sein, wenn er gewollt hätte. Wollte ein einfacher Konventual bleiben und ist zuletzt ein armer Einsiedler geworden. Trotzdem aber könnte er euch unter Umständen sehr nützlich sein; denn er hat in jener ganzen Gegend bei Weltlich und Geistlich einen großen Stand. Er ist so zu sagen der gute genius loci, daneben ein rechter Kosmopolit, ein Gelehrter, ein Theosoph, die Fleisch und Bein gewordene Milde, Wahrhaftigkeit und Heiterkeit, ohne eine Spur von süßlichem Nebengeschmack. Er hat viel gesehen und erlebt, auch viel Unglück. Aber es ist auf dem Grunde seiner Seele davon keine Schärfe oder Säure zurückgeblieben. Summa: ein Prachtmensch."

„Ihr schildert ein Ideal, Doktor."

„Ist auch eins, der Pater Aloisius, so ich je eins gesehen. Sag' euch, wenn euch in eurem vorhabenden Unternehmen irgend-einer Beistand leisten kann oder will, so ist's der Bernhardus-

pater. An ihn wendet euch. Ihr werdet es in keiner Hinsicht bereuen."

„Aber wie sollen wir uns bei ihm einführen?"

„Bah, der Aloisius hat seine Thüre noch keinem verschlossen. Um euch jedoch alle weitläufigen Präambeln zu ersparen, rath' ich: bietet dem Pater eine Prise aus meiner Horndose und sprecht dabei die Worte: Bruder Serapion grüßt den Bruder Spiridion."

„Ein mysteriöses Paßwort!"

„Ja, wenn ihr wollt; aber sag' euch, es wird den Bernharduspater zu eurem Freunde machen."

„Desto besser. Aber sagtet Ihr nicht, Doktor, der Pater heiße Aloisius?"

„Das ist sein Klostername. Aber ich merke, die Namen Serapion und Spiridion kitzeln eure Neugierde. Kann euch einstweilen nicht helfen. Wendet sie an, die Namen nämlich, wie ich euch sagte; die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Damit basta und gute Verrichtung, auch gute Fürsicht — verstanden? Und schließlich guten Morgen!"

Damit kehrte er sich ab und ging rasch den Weg nach Kannstadt hinunter, ohne weiter Rede zu stehen.

„So ist er", sagte Schiller. „Er sagt sein Sprüchlein und geht ab."

„Ich kann aus diesem Manne nicht klug werden", bemerkte Raleigh. „Woher weiß er alles? Er scheint voll Theilnahme und Wohlwollen, und doch — darf man ihm trauen?"

„Ich bürge für ihn. Er meint es gut mit uns, gar kein Zweifel. Auch wundert es mich nicht, daß er bei seinen vielerlei

Verbindungen, welche bis in die höchsten Regionen der Residenz hinaufreichen, das Geheimniß von Lauretta's Aufenthalt in einem gmünder Kloster bereits erlickert, wie wir Schwaben sagen."

Indem die Freunde ihre Pferde wieder in Gang setzten, zog Schiller die Dose des Sammetdoktors hervor und betrachtete sie aufmerksam. Es war eine ganz einfach aus Horn gearbeitete Dose, die jedoch einige eigenthümliche Kennzeichen hatte. Auf dem Deckel stand nämlich in halbverwischten goldenen Lettern der Name Lorenzo, und als der Dichter den Deckel öffnete, fand er auf der Rückseite desselben oben das Wort Perfectibilitas*) und weiter unten den Satz: Lux vincet tenebras!**) geschrieben.

Er wies seine Entdeckung dem Freunde hin und sagte:

„Hm, es scheint mit dieser Dose doch eine eigene Bewandtniß zu haben. Lorenzo? Lorenzo? Der Doktor heißt nicht so. Es kann der Name eines Freundes sein, von welchem er die Dose zum Geschenk erhalten. Vielleicht der eigentliche Name des Bernharduspaters, auf dessen Bekanntschaft ich ungemein begierig bin."

„Wart' mal", versetzte Raleigh, die Dose näher betrachtend. „Mir ist, als müßte ich ein ganz ähnliches Stück von Schnupftabaksbehälter schon früher gesehen haben. Wo nur? Ja, auch auf jener Dose stand der Name Lorenzo. — Ah, ich hab's! Drüben in meinem Vaterland war es und in den Händen des heldischen Deutschen, der so glorreich für unsere Sache focht und

*) Vervollkommnung.

**) Das Licht wird die Finsterniß überwinden.

von Washington so hoch geschätzt wird, in den Händen des Barons von Steuben sah ich eine solche Dose. Es muß doch wohl etwas dahinter stecken."

„Freilich, freilich, und jetzt hab auch ich's! Wie dumm, daß mir die Sache nicht gleich eingefallen. Ich hörte bei der Frau von Wolzogen einen Reisenden, der mit dem gleim'schen Kreise in Halberstadt und mit dem jakobi'schen in Pempelfort viel verkehrt hatte, davon sprechen. Diese Dose ist eine sogenannte Lorenzodose."

„Eine Lorenzodose?"

„Ja. Erinnerst du dich des Franziskanermönchs Lorenzo in Sterne's ‚Sentimentale Reise'? Diesem und der Freundschaft zu Ehren, welche der gute Yorik mit ihm schloß, kamen diese Dosen auf, soviel mir bekannt, hauptsächlich auf Anregung der Gleim und Jakobi, die ja aus der Freundschaftlerei eine Art Kultus zu machen suchten. Am Besitz solcher Dosen sollten sich die Anhänger desselben erkennen und diese Art Freimaurerei der Freundschaft hat ohne Zweifel viele ehrenwerthe Männer mit einander in Verbindung gebracht, ist aber sicherlich auch von manchem Lump ausgebeutet worden, wie ja dies auch bei der eigentlichen Freimaurerei der Fall ist."

Raleigh fixirte den Freund scharf und machte mit der Hand einige seltsame Zeichen, die aber der Dichter nicht verstand, worauf jener sagte:

„Du sprichst mit nicht sehr großem Respekt von dem ehrwürdigen Maurerorden, und doch sind demselben, wie ich hörte, in Weimar vor kurzem Männer wie Goethe, Herder und der Herzog Karl August beigetreten."

„So? Es mag sein. Ich kenne übrigens die Maurerei allzusehr nur vom Hörensagen — die populären Fabeleien darüber glaub' ich natürlich nicht — um im besonderen mir ein Urtheil über den Gegenstand erlauben zu dürfen. Im allgemeinen aber darf ich wohl sagen, daß ich allem Mysterienhaften abgeneigt bin. Warum so geheimnißvoll thun? Was wahrhaft gut, edel, schön ist, soll frei und offen hervortreten wie das Licht, wie die Sonne. Was kann, was will eine Gesellschaft, welche die Erkenntniß zu monopolisiren trachtet?"

„Aber wer sagt dir, daß die Maurerei das thut? Ist es bei dem Bildungsstande der Massen rathsam, edle Wahrheiten sogleich auf den offenen Markt zu werfen? Würden sie dort verstanden? Nein, mißverstanden und entweiht. Die Wahrheit soll sein wie die Sonne, ja. Aber vermögen die blöden Augen der Menge den Anblick dieser Sonne unvorbereitet zu ertragen? Mit nichten. Zu allen Zeiten hat es edle Geister gegeben, welche die Nothwendigkeit erkannten, in wohlbehüteten engeren Kreisen das Licht der Erkenntniß erst an Kraft und Macht zunehmen zu lassen, damit es dann, in die freie Luft gebracht, vom Zugwind der Vorurtheile nicht mehr ausgelöscht werden könne. So das Licht der Vernunft, der Humanität, der Toleranz und Bruderliebe zu pflegen, um es, wenn die rechte Stunde gekommen, aller Welt zu enthüllen, das ist die Aufgabe, welche sich der Maurerbund gestellt hat."

„Gewiß eine erhabene Aufgabe! Aber, alle Wetter, du sprichst so begeistert davon, daß ich am Ende in dir selbst einen Meister vom Stuhl zu veneriren habe?"

„Nein", entgegnete Raleigh ernst. „Ich bin einstweilen

nur ein bescheidener Geselle am Bau des Tempels Salomonis."

„Also doch auf dem Wege zum Meisterstuhl? Doch verzeih', lieber Freund, den leichten Ton, in welchem ich von einer, wie ich jetzt merke, dir heiligen Sache rede. Es gibt vieles, welches wir, als anderen heilig, achten müssen, auch wenn es unserem eigenen Wesen widerstrebt. Mir nun widerstrebt alles Mysterienwesen. Es mag dasselbe zu allen Zeiten edle Geister angezogen haben, aber gewiß ist auch, daß es zu allen Zeiten von der Arglist mißbraucht wurde, um die Augen der Menschen zu blenden und ihre Gemüther zu verwirren. Wie gesagt, ich liebe die Verhüllung der Wahrheit mit symbolischen Draperien überhaupt nicht. Die Wahrheit ist schön. Die Schönheit aber, oh, ist sie nicht doppelt herrlich in der keuschen Hüllenlosigkeit ihrer Reize?"

„Lieber Freund, dein Geist schreitet in den Regionen der Ideale mit einer Sicherheit einher, die ich beneiden könnte. Aber meine Natur ist mehr auf die Wirklichkeit gestellt. Du nimmst die Menschen, wie sie sein sollten, ich nehme sie, wie sie sind. Sie bedürfen der Formen, der Symbole, der Verhüllungen, ja vielleicht sogar der Gaukeleien. Bringt das nackte Marmorbild einer griechischen Göttin auf den rohen Menschen die erhebende Wirkung hervor wie auf den gebildeten, auf den Künstler? Kann die nackte Wahrheit die Menge gewinnen? Erinnere dich doch daran, was du heute schon von der Wirkung des katholischen Kultus gesagt. Da hast du die Macht der Symbolik. Uebrigens, was die Mängel der Maurerei betrifft, so theilt sie nur das Loos alles Menschlichen. Es wohnt ihr aber die Kraft der

Regeneration inne und gerade in Deutschland hat sich für das in die Maurerei eingeschlichene dunkelmännische Gift bereits ein Gegengift gefunden. Du hast wohl schon vom Illuminatismus gehört?"

„Nur unbestimmtes. Professor Abel sprach mir unlängst davon. Die Illuminaten sollen eine Sekte der Freimaurer sein, gestiftet von dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt. Abel fand es seltsam, daß dieser aufklärerische Versuch gerade in Baiern seinen Ursprung nahm, einem Lande, welches man so ziemlich als das deutsche Böotien zu betrachten gewohnt war."

„Kam nicht auch gutes aus Nazareth? — Die illuminarische Bewegung scheint mir von großer Bedeutung zu sein. Sie kann eine zeitgemäße Reform der Maurerei zuwegebringen. Und wart' mal, zeig' mir doch die Dose des Sammetdoktors. Das Wort Perfectibilitas, welches auf der Innenseite des Deckels steht, spielt, wie ich hörte, eine vortretende Rolle unter den Formeln der Illuminaten und der Spruch: Lux vincet tenebras! ist wohl nichts anderes als ein illuminarisches Symbolum. Jetzt ahne ich den Zusammenhang der Sache. Der Sammetdoktor ist, wie ich weiß, Maurer. Wahrscheinlich ist er auch Illuminat, was auch der Einsiedler sein mag, an welchen er uns gewiesen hat."

„Du kannst recht haben. So erklärt sich auch der sonderbare Gruß, den er uns aufgetragen. Serapion und Spiridion sind wohl illuminarische Ordensnamen. Sieh, sieh! Nun, ich habe nichts dagegen, einen Illuminaten kennen zu lernen, welcher zugleich Mönch und Anachoret ist. Auch Losungswort und Glaubensbekenntniß des Ordens lass' ich mir von Herzen ge-

fallen. Vervollkommnung! und: Das Licht wird die Finsterniß besiegen! Amen von ganzer Seele. — Aber sieh mal, da unten ist das Remsthal und wir werden sogleich in Waiblingen sein."

Wir lassen die Freunde in das alte Hohenstaufenstädtchen Waiblingen einreiten und von da ihres Weges thalaufwärts weiter ziehen, während wir den geneigten Leser einladen, uns auf einem kurzen kulturgeschichtlichen Ausflug zu begleiten, dessen Zweck ist, das vorstehende Gespräch zu kommentiren.

Das achtzehnte Jahrhundert ist ohne Zweifel eins der merkwürdigsten in der Weltgeschichte. Wer den unermeßlichen Reichthum seiner Erscheinungen unter dem kärglichen Begriff der Zopf- und Reifrockzeit zusammenfassen zu können glaubt, beurkundet damit nur eine klägliche Unwissenheit. Wir halten dafür, daß der allgemeine Charakter jener großen Zeit am richtigsten sich bezeichnen lasse durch die hier nur scheinbar sich widersprechenden Worte zerstörend-schöpferisch. Innerhalb dieses allgemeinen Charakters welche Gegensätze im besonderen! In kaleidoskopisch buntem Nebeneinander erscheinen hier die kühnste Abstraktion und die raffinirteste Genußsucht, mystisch-verzucktestes Fühlen und das edelste wissenschaftliche und dichterische Streben, philisterhaftestes Verrottetsein und revolutionärstes Denken und Trachten, kolossale Laster und reinster Idealismus, kynischer Skepticismus und kindlichster Glaube, verhärtetste Selbstsucht und sentimentalste Schwärmerei, schamloseste Wegwerfung alles Vaterländischen und glühendste Regungen des patriotischen Gefühls. Es ist ein Sittenbild, das, in künstlerischer Vollendung dargestellt, wechselsweise tiefes Grauen und tiefes Entzücken einflößen müßte. Die

Masse der Nation, wozu auch viel vornehmer Pöbel gehörte, steckte noch tief im Mittelalter, während die auserwählten Geister ihrem Volke um Jahrhunderte vorauseilten. Zwischen diesen und der stumpfsinnigen Menge, was klaffte da für eine ungeheure Kluft! Während die Klopstock, Lessing, Kant, Herder, Goethe ihre unsterblichen Geistesthaten verrichteten, während Friedrich II. und Josef II. vom Throne herab Revolution machten, sagte noch ein adelsstolzer Graf und hoher Beamter: „Ein Mensch von bürgerlicher Herkunft kann nichts ordentliches gelernt haben."

Wie hier ein schroffer Gegensatz sich herausstellt zwischen der Konservirung feudalistischer Barbarei und der neuen Stellung, welche das deutsche Bürgerthum mittels des Sturmschritts der nationalliterarischen Bewegung im Kulturleben der Nation sich errungen hatte, so anderwärts besonders auf dem religiösen Gebiete. Wir sprechen nicht von den konfessionellen Reibungen und Feindseligkeiten, von den theologischen Zänkereien und Stänkereien: wir berühren nur die beiden Gegenpole des Rationalismus und des Mysticismus, zwischen welchen, buntest nüancirt, das religiöse Fühlen und Glauben unserer Väter, Großväter und Urgroßväter sich bewegte.

Es war die Zeit der Aufklärung, aber es war zugleich die Zeit der Mysterien. Ein extremer Rationalismus, in seinem Bestreben, alles Wunderbare und Geheimnißvolle zu erklären, zu verwerfen, auszurotten, eine Art gefrorenen Fanatismus entfaltend, machte alle weniger prosaischen Gemüther einer gewissen Schwärmerei geneigt, die bei vielen gar leicht in Wundersucht und Mysterienkram ausschlug. Andere Motive kamen hinzu. Auf der einen Seite hatte der intrikenhafte Charakter der Politik

den Sinn für freie Bewegung in der Oeffentlichkeit vernichtet, auf der andern suchte und fand die übersättigte Genußsucht in dem Spiel mit Geheimnissen, und wären es auch noch so läppische gewesen, einen neuen Anreiz. Hieraus erklärt es sich unschwer, daß die Aufklärer auf den Gedanken kamen, den Geheimbund-apparat auch zu ihrem Vortheil zu benutzen, was aber im ganzen und großen mißlingen mußte, weil die Idee der Freiheit zu ihrem Gedeihen schlechterdings Licht und Luft der Oeffentlichkeit nöthig hat. Selbst beste und begeistertste Vorschrittsmänner übersahen das gänzlich und so ist es im Hinblick auf die unermeßliche geistige Regsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts begreiflich, daß geheime Orden wie Pilze aufschossen. Wunderbarer Irrthum des Menschengemüthes! Ein tiefes, glühendes Sehnen nach all-seitig freier Entwickelung und Entfaltung der Individualität ging durch jene ganze Zeit und dennoch unterwarfen sich Hunderte, Tausende, oft gerade die Strebsamsten, dem Zwange komplizirter Geheimbundsysteme, ließen sich die Fesseln einer oft ebenso lästigen als albernen Symbolik gefallen und schwuren unbedingten Gehorsam — unbekannten Oberen.

Die Grundlage der aufklärerischen Geheimbündlerei war und blieb der Freimaurerorden. Die maurerischen Legenden von einem unvordenklichen Alter dieser Genossenschaft haben der historischen Kritik unserer Tage nicht standzuhalten vermocht. Der berühmte Orden, über welchen noch vieler Orten unter dem Volke ganz abgeschmackt ungeheuerliche Vorstellungen herrschen, ist, obgleich auf die Erinnerung an die mittelalterlichen Baugilden oder Bauhütten gegründet, bekanntlich von verhältnißmäßig jungem Ursprung. Die genannten Baugilden des Mittelalters

hatten in Deutschland, in Frankreich, in England ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt und daher hießen ihre Mitglieder Freie Maurer, Franc-maçons, Free-masons. Mit der mittelalterlichen Baukunst waren diese Genossenschaften von Künstlern und Handwerkern allmälig in Verfall gerathen. Am längsten hielten sich die Baubrüderschaften in England und hier erfuhren sie unter der Regierung Georgs I. ihre Umbildung zur modernen Freimaurerei. Im Jahre 1717 wurde zu London die erste große Loge (lodge, nur eine Uebersetzung des deutschmittelalterlichen Wortes Bauhütte) gestiftet. Die äußere Organisation der Logen, die Rangordnung der Mitglieder (Lehrlinge, Gesellen, Meister, Meister vom Stuhle), die Symbole (Hammer, Kelle, Winkelmaß, Schurzfell), die Losungen und Ceremonieen wurden aus den alten Bauhütten herübergenommen. Aber die Logen waren jetzt nicht mehr Zünfte von Künstlern und Handwerkern, sie waren die mittels komplizirten Ceremoniels vor dem profanen Haufen abgeschlossenen Vereinigungspunkte freier und gebildeter Männer aller Stände. Der Freimaurerbund war keine handwerksmäßige Gilde mehr, sondern ein reinmenschlicher Bund, dessen Wahlspruch: Toleranz und Nächstenliebe! lautete und der, mit Verwerfung aller trennenden konfessionellen und konventionellen Schranken, darauf ausging, den Menschen auf den Adel seines eigenen Wesens zu stellen.

Von England aus verbreitete sich die Freimaurerei über den Kontinent und kam hier rasch sehr in Aufnahme. Auch in Deutschland. In der Blüthe seiner Reinheit und Wirksamkeit verband er eine Menge durch Geist und Lebensstellung ausgezeichneter Männer durch das Band geheimer Brüderschaft. Wir

nennen nur Friedrich den Großen, welcher als Kronprinz Maurer geworden war und auch als König den Orden schätzte, bis er aus demselben trat, weil ihm die mystische Spektakelei, zu welcher die Logen mißbraucht zu werden anfingen, höchlich mißfiel. Auf diesen Mißbrauch gründeten die geheimbündlerischen Abenteurer, deren Glanzperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufging, ihre industrieritterlichen Spekulationen. Die Geheimnißsucht, welche sich, vielfach mit der pietistelnden Richtung verwoben, aus den früher berührten Gründen der Gesellschaft bemächtigt hatte, kam diesem unsauberen Treiben zu Hilfe. Wie es immer geht: wenn die Leute Wunder haben wollen, so finden sich Wunderthäter. Von Wien her veröffentlichte Mesmer die inbetreff der magnetischen Materie von ihm gemachten Beobachtungen und der scientiven Seite des Magnetismus gesellte sich alsbald eine mystische. Zur selben Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das Skandal seiner Wunderheilkunst auf und trieb zu Leipzig der Kaffeewirth Schröpfer seine Geisterbeschwörungen, bis er, von der Wucht seiner Gaunereien erdrückt, zum selbstmörderischen Pistol greifen mußte. Ein anderer Wundermann, der Graf Saint-Germain, Alchymist, Diamantenverfertiger und Lebenselixirbesitzer, berührte, nachdem er mit seinen chemischen Künsten und seinem Diamantenschatz eine Weile Ludwig XV. und die Pompadour ergötzt hatte, ebenfalls den deutschen Boden und starb in den Armen seines Verehrers, des Prinzen Karl von Hessen, Statthalters von Schleswig-Holstein.

Alle diese Erscheinungen hingen mit der Freimaurerei zusammen. Denn ungefähr seit 1760 hatte sich innerhalb der letzteren eine sogenannte Geheimlehre auszubilden angefangen, welche

behauptete, daß uralte Weisheit, von Moses und Zoroaster herstammend, durch Vermittelung des Templerordens auf einen gewissen Christian von Rosenkreuz und durch diesen auf andere Meister des Wissens (Adepten) vererbt worden sei. Diese Disciplin, bei Licht betrachtet auf dunkelmännische Intriken, auf mystisch-kabbalistischen Aberwitz und Charlatanismus hinauslaufend, gab vor, das Geheimniß des „Steins der Weisen" zu besitzen, das heißt der Verwandlung unedler Metalle in Gold, und der Bereitung des Lebenselixirs, welches den rosenkreuzerischen Adepten eine unendlich lange Lebensdauer sichere. Die Rosenkreuzerei begann die Maurerei zu überwuchern. Leute, namentlich aus den höheren Ständen, welche mühelos in den Besitz solcher, wie sie wähnten, mit sehr realen Vortheilen verbundener Weisheit zu gelangen suchten, drängten sich massenhaft den Logen zu. Pfiffige Charlatane und berechnende Reaktionäre stifteten die sogenannten inneren Systeme und das System der strikten Observanz, wo außer den herkömmlichen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen statuirt und mit rosenkreuzerischen Symbolen, Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischen Ceremonieen kurzsichtige und vertrauensvolle Mysteriensüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Die Maurer der strikten Observanz waren, daher der Name, zu striktem Gehorsam gegen die unbekannten Oberen verpflichtet, deren geheimnißvoller Großmeister unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde.

Das System der strikten Observanz erfuhr aber von seiten der ihren ursprünglichen Tendenzen treugebliebenen, aufklärerischen Maurerei energischen Widerstand und auf einem großen

Freimaurerkonvent im Wilhelmsbad bei Hanau im Jahre 1782 unterlag es der von Bode und Knigge geführten Opposition, so daß statt seiner das System der sogenannten eklektischen Maurerei für die deutschen Logen angenommen wurde. Es erklärten die Führer dieser Richtung damals offen, der Zweck des Ordens sei die Vernichtung des Aberglaubens und aller Despotie. Hierin nun fiel die Freimaurerei mit dem Illuminatenorden zusammen, welchen im Jahre 1776 zu Ingolstadt der Professor Weishaupt in Verbindung mit dem Studenten Zwackh gestiftet hatte und welchen dann der Freiherr von Knigge, unter dem Ordensnamen Philo bekannt, maurerisch organisirte. Schon 1778 zählte der Illuminatismus in Baiern, Franken und Tirol zwölf Logen, in Wien ausgezeichnete Männer wie Sonnenfels zu seinen Mitgliedern und verbreitete sich durch die Bemühungen Bode's und anderer Brüder auch nach Mittel- und Norddeutschland.

Drittes Kapitel.

Der Poet als Courmacher und ein unbeachteter Fremder. — „Ach, mein Herr!“ — Legende von einem geraubten Kuß. — Der „Salvator“. — Eine Prozession. — Es schneit Rosen. — Der Dichter im Halbdunkel. — Die Ursulinerin. — Ein gefährliches Tête-à-Tête.

„Ach, mein Herr!“

Dies wurde gesprochen in einer Morgenstunde in dem Schenk- und Speisezimmer des alten Gasthauses zur blauen Ente in der alten Reichsstadt Gmünd von der Tochter des Hauses zu einem Gast, welcher ihr angelegentlich die Cour machte. Die Sprecherin war eine große, volle, frische, weiße Blondine mit einem hübschen Stumpfnäschen und einem schmachtenden Blick, welcher vermuthen ließ, daß sie den Werther oder wenigstens den Siegwart gelesen habe, im übrigen nicht übertrieben gescheid, aber doch recht appetitlich aussehend. Der, zu dem es gesprochen wurde, war unser reisender Dichter, welchem die hübsche Wirthstochter vorhin seinen Morgenkaffee gebracht hatte.

Außer dem Poeten und dem Mädchen befand sich nur noch ein Gast in der Stube, welcher in einer entfernten Ecke hinter einem Tische saß, in verschiedene vor ihm liegende Briefschaften

vertieft. Schiller, mit einem für ihn anziehendern Gegenstand beschäftigt, achtete des Mannes nicht, obgleich das Aeußere desselben zu einer andern Stunde seine Aufmerksamkeit wohl hätte erregen dürfen.

Der Fremde, reich, vielleicht übertrieben reich gekleidet, war klein von Gestalt, dabei ziemlich korpulent und ungewöhnlich breitschulterig. Sein runder Kopf war mit dicken, dunkelschwarzen und krausen Haaren besetzt, welche sich dem Zwang der Frisur nur nothdürftig fügten. Unter einer gedrungenen Stirne und starken dunkeln Brauen glühten schwarze, trübschimmernde, stets rollende Augen. Der feingerundeten, etwas gebogenen Nase entsprach nicht sehr der große Mund mit dickwulstigen Lippen, dagegen das feste, runde Kinn. Er schien sehr vollblütig, denn durch die braungelbe Gesichtsfarbe schimmerte überall das Blut hervor. Auf drei Schönheiten konnte er übrigens Anspruch machen: er besaß ein kleines und feines Ohr, eine kleine und fleischige Hand und einen kleinen und überaus wohlgebildeten Fuß. Dem Räuspern nach zu schließen, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, mußte er eine wohlklingende Stimme besitzen.

Der Dichter achtete des Mannes nicht. Er war vollauf beschäftigt, zu frühstücken und daneben seine Galanterie sehen zu lassen.

„Ja, Mamsell Senzele*)“, sagte er, „in der guten alten blauen Ente hab' ich mich gleich wieder recht heimisch gefühlt. Wie oft bin ich als kleiner Junge mit Vater und Mutter an diesem Tische da gesessen! Sie freilich, Sie Böse, haben sich des

*) Zärtliche Verkleinerung für Kresenz, Kresenzia.

alten Spielkameraden nicht wieder erinnert. Und doch war ich vor Zeiten so zu sagen Ihr anerkannter Schatz."

„Ach, mein Herr!" lispelte die gebildete Wirthstochter und wurde gebührendermaßen roth, was sie keineswegs häßlicher machte.

„Wissen Sie noch, Mamsell Senzele", fuhr der Courmacher fort, „wie Sie mich des Vertrauens würdigten, Ihnen die große schöne Puppe, die Ihnen der Santiklaus gebracht hatte, an- und ausziehen zu helfen? Ich weiß noch ganz gut, wie allerliebst Sie sich dabei anstellten und wie ungeschickt ich und wie so hübsch Sie mich schalten und auszankten. Beim Jupiter, wie sind Sie seither groß und schön geworden!"

„Ach, mein Herr!"

„Die liebe Puppe ist wohl schon lange den Weg aller Puppen gegangen und Sie, theures Senzele, spielen jetzt statt mit nürnberger Spielzeug mit armen Männerherzen."

„Ach, mein Herr!"

„Meiner Treu, ich merke, in der blauen Ente ist's noch immer gut sein. Respekt vor diesem Kaffee! Der hat den rechten Duft. Und wie mild und süß dieser Milchrahm! Aber ich wette meinen Kopf, Ihre kirschrothen Lippen, Mamsell Senzele, die müssen noch zehntausendmal milder und süßer sein."

„Ach, mein Herr!"

Wir vermuthen, der Dichter würde die blonde Schöne veranlaßt haben, diesen Ausruf noch zu verschiedenen malen zu wiederholen, wäre nicht durch den Eintritt Raleighs das Gespräch unterbrochen worden.

Der Amerikaner, von einem in der Frühe gemachten Aus-

gange zurückkehrend, schien nicht so gutgelaunt zu sein wie sein Freund. Er warf den Hut auf den Tisch und nahm schweigend Platz.

„Hast du eine Spur gefunden?“ fragte ihn Schiller leise.

„Keine“, erwiderte Raleigh einsilbig.

Der Poet hätte gerne seine galanten Bemühungen um das hübsche Senzele wieder aufgenommen, aber er war zartfühlend genug, es zu unterlassen, aus Schonung für die Stimmung des Freundes.

Die gebildete Tochter des Gasthauses zur blauen Ente hielt sich mit Recht für verpflichtet, das eingetretene Stillschweigen zu brechen und die Gäste zu unterhalten. Sie fragte daher mit sittsam gesenkten Augen hinter ihrem Strickzeug hervor:

„Werden die Herren die heutige große Prozession nach dem Salvator mitansehen?“

„Ist heute dort eine große Prozession zu sehen?“ erwiderte Schiller.

„Oh freilich. Wir sind jetzt in der Zeit um den Himmelfahrtstag herum. Da geht bei uns in der Gegend alles mit dem Kreuz.*) Heute kommen die Leute aus den umliegenden Ortschaften scharenweise in die Stadt herein nud dann geht die große

*) Mit dem Kreuz gehen, d. h. dem vorangetragenen Kreuze und den Kirchenfahnen folgen, das ist in der Gegend, von welcher hier die Rede, die gewöhnliche Bezeichnung der feierlichen Bittgänge, welche zur Zeit des Himmelfahrtsfestes, auch an gewöhnlichen Wochentagen, von den Dorfgemeinden unternommen werden. Autor hat in seinen Knaben- und Jünglingsjahren solcher Flurgänge viele mitgemacht. Er ist des Dafürhaltens, daß dieselben nur die christliche Umbildung der Frühlingsumgänge altgermanischen Gottesdienstes seien.

Prozession von der Pfarrkirche aus nach dem Salvator. Da wird dann eine Predigt gehalten und nachher ein feierliches Hochamt."

„Das müssen wir sehen, William", sagte Schiller lebhaft. „So eine Prozession ist ein prächtiges Schauspiel. — Sie gehen doch auch nach dem Salvator, Mamsell Senzele? Gewiß, Sie dürfen da nicht fehlen, Sie unter den schönen Mädchen von Gmünd das allerschönste."

„Ach, mein Herr!"

„Nicht wahr, Mamsell Senzele, die Landleute kommen im festlichen Anzug mit Kreuzen und Fahnen?"

„Ja, und sie sind jetzt wohl schon auf dem Wege. Der Zug ordnet sich dann auf dem großen Gottesacker bei der Pfarrkirche. Die gesammte hochwürdige Geistlichkeit der Stadt geht mit, auch alle die hochwürdigen Herren Religiosen aus den Klöstern gehen in dem Zug, ebenso die Klosterfrauen aus dem Klösterle in der Stadt und von Gotteszell draußen. Der Stadtzinkenist mit seinen Musikanten musizirt der Prozession voran. — Wenn nur nicht immer an diesem Tage droben auf dem Salvator ein so gar arges Gedränge wäre."

„Das thut nichts, Mamsell Senzele. Seien Sie ganz unbesorgt. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich in diesem Gedränge Ihren Beschützer abgeben dürfte."

„Ach, mein Herr!"

Raleigh hatte bis jetzt an dem Gesprächsgegenstand wenig Antheil genommen. Jedoch die Erwähnung der Klosterfrauen machte ihn aufmerksam und er war im Begriff, eine Frage an Mamsell Senzele zu thun, als ihm der fremde Herr in der Ecke, welcher inzwischen seine Papiere zusammengepackt hatte und auf=

gestanden war, zuvorkam, indem derselbe in einem schrecklich gebrochenen, halb französisch, halb italisch klingenden Deutsch die Tochter des Hauses fragte, ob es gewiß sei, daß auch die Klosterfrauen an der Prozession theilnehmen würden.

Auf die bejahende Antwort des Mädchens verließ er mit einem leichten Kopfnicken gegen die Freunde das Zimmer.

„Wer ist der Herr?" fragte Raleigh, welcher den Femden flüchtig fixirt hatte.

„Ein führnehmer Herr, ein fremder Graf", lautete die Antwort. „Er reis't mit Equipage und Dienerschaft und wohnt schon seit ein paar Wochen bei uns in der blauen Ente. Er hat das große rothe Zimmer gegen den Franziskanerklostergarten hinaus inne und das kleine grüne daneben. Wenn man ihn nur besser verstehen könnte."

„Hm", sagte Schiller. „Er scheint schon der Mann zu sein, der sich verständlich machen kann. Mamsell Senzele, nehmen Sie Ihre wunderschönen himmelblauen Augen vor den höllischschwarzen dieses fremden Herrn in acht."

„Ach, mein Herr! Warum nicht gar? — Jetzt ganget Se mer aber!"

Lachend über diesen klassisch schwäbischen Ausdruck, welcher verrieth, daß die schwäbische Natur über die städtische Kultur von Mamsell Senzele zeitweilig den Sieg davontrug, verließ der Dichter mit seinem Freunde das Haus. Es sei dies jedoch, behauptet eine handschriftliche Chronik von Gmünd, nicht geschehen, bevor er den erfolgreichen Versuch gemacht hätte, zu erfahren, ob die kirschrothen Lippen des Mädchens, welches den Herren bis zur Hausthüre das Geleite gab, wirklich so mild und

süß seien, wie er galant vorausgesetzt hatte. Wir wissen nicht recht, ob wir diese Sage ohne weiteres für wahr halten sollen; wenn wir aber den historisch sicheren Umstand erwägen, daß unser Dichter zur ersten Aufführung seiner ‚Räuber' in Mannheim ums Haar zu spät gekommen wäre, weil ihn auf der Reise dahin zu Schwetzingen ein schmuckes Wirthstöchterlein über Gebühr lange aufhielt, so möchten wir die gmünder Legende von einem im Halbdunkel des Hausgangs der blauen Ente kühn eroberten Kuß wenigstens für sehr wahrscheinlich halten. Es gibt so Augenblicke im Menschenleben, wo man viel kußräuberischer gesinnt ist als sonst.

Raleigh schien sich des guten Humors seines Freundes zu freuen, ohne jedoch denselben theilen zu können. Indem sie über den schönen großen Marktplatz der Stadt schlenderten, sagte er:

„Du scheinst dir hier im Lande nicht übel zu gefallen, lieber Friedrich, und ich werde, wenn du so fortmachst, der Bande im Ochsen zu Stuttgart nicht wenig von deinen freibeuterischen Thaten hier oben zu erzählen haben."

„Ach, du spielst auf die Lippenprobe an, die ich vorhin gemacht? Siehst du, dergleichen allerliebste Gelegenheiten kann man sich zu Nutzen machen, wenn man sich hütet, Herz und Sinn von einer großen und tiefen Leidenschaft gefangen nehmen zu lassen. Es lebe der Mann, der das Sprichwort erdacht: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!"

„Ich erstaune: du sprichst ja wie ein rechter Bruder Leichtfuß."

„Möglich, aber was willst du? Es sitzt jedem der Narr unter der Haut. Zuweilen muß er heraus und seine Kapriolen

machen, sonst schlägt einem die Narrheit nach innen und richtet da allerhand Unheil an. — Ernsthaft gesprochen, ich habe dir, glaub' ich, meine Ansicht von der Liebe und von den Frauen bereits bei einer früheren Gelegenheit mitgetheilt und ich fand seither keinen Grund, sie zu wechseln. Es ist gewiß schrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgendein Herz zu hängen, wo man, weil doch in der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß. — Wenn ich überhaupt je an eine dauernde Verbindung werde denken können, so wird das jedenfalls noch lange anstehen. Einstweilen jedoch, wenn da und dort eine Blume an meinem Wege blüht, bin ich entschlossen, ihres Farbenschmelzes und Duftes mich zu erfreuen. — Aber wohin wollen wir denn jetzt eigentlich?"

„Ich denke, nach der Wallfahrtsstätte, von welcher die Mamsell gesprochen."

„Ah, nach dem Salvator?"

„Ja, denn da die Bewohnerinnen der beiden hiesigen Nonnenklöster an der Prozession theilnehmen werden, so wäre es doch möglich —"

„Ich verstehe. Doch horch, da beginnen die Glocken auf den Thürmen der Stadt schon zu läuten und Markt und Gassen füllen sich mit Menschen. Wir wollen eilen, uns noch einen guten Platz zu sichern. Ich kenne den Weg, komm' nur."

Sie gingen an der uralten Johanniskirche vorüber, die Bocksgasse entlang und zum gleichnamigen Thore hinaus. Dann wandten sie sich rechtshin an der Stadtmauer hinab, passirten die Brücke über den Waldstätterbach und kurz darauf eine

zweite, durch deren Joche die Rems fließt. Ein mit Pappeln besetzter Weg führte sie jenseits der Remsbrücke binnen wenigen Minuten an den Fuß des Salvators.

Diese Wallfahrtsstätte, an der nordwestlichen Seite des schönen Thalgeländes zu bewaldeten Höhen ansteigend, hat eine reizende Lage. Ein vielfach geschlängelter Weg windet sich den Hügel hinan und an diesem Wege siehst du eine Reihe von Kapellen, in welchen mittels lebensgroßer Figuren aus Holz und Stein die aufeinanderfolgenden Scenen der Passion Christi dargestellt sind. Oben auf der Höhe steht eine größere Kirche, welche in drei Räume zerfällt. Da ist zuerst eine offene Vorhalle, an deren äußerer Strebewand eine Kanzel angebracht ist, denn an großen Wallfahrtstagen wurde hier unter freiem Himmel gepredigt. Von der Vorhalle gelangt man in die eigentliche Kirche und unter dieser liegt das Hauptheiligthum, eine Art Krypte, welche nicht gebaut, sondern in den lebendigen Stein hineingehöhlt ist. Eine Legende will, in dieser Höhle hätten vor Zeiten die ersten Christen der Gegend ihre gottesdienstlichen Versammlungen gehalten. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe zu dieser halbdunkeln Krypte hinab und zugleich auf einen kleinen freien Platz, auf welchem eine hölzerne Tribüne aufgeschlagen ist, von welcher aus die Wallfahrer sowohl die Predigt hören, als mit den Augen den Akten der am Altar der offenen Halle celebrirten Messe folgen konnten. Wendest du dich von der erwähnten steinernen Treppe aus zur Rechten, so betrittst du eine umfriedigte Terrasse, auf welcher die Kreuze Christi und der Schächer in die Luft ragen. Von der Balustrade dieser Terrasse aus rollt sich deinem Auge ein anmuthiges Landschaftsbild auf. Unter dir liegt die Stadt,

mit ihren Gärten in ein smaragdenes Wiesengelände eingebettet. Thalauf und thalab liegen zerstreute Gehöfte inmitten von Baumgruppen und da und dort blickt das Thürmchen einer Kapelle hervor. Die gegenüberliegende Hügelhalde steigt in südöstlicher Richtung zu dem straßdorfer Plateau auf und über diesem ragen drei isolirte Pyramiden empor, rechts der Hohenstaufen, in der Mitte der Hohenrechberg, links der Hohenstuifen. Noch weiter zur Linken hinter diesem blicken fernblau die Bergwälder des Aalbuch herüber.

Die ganze Stätte des Salvators hat, verbunden mit der Aussicht, welche sie bietet, viel Malerisches und besitzt einen gewissen romantischen Zauber, der noch dadurch erhöht wurde, daß zur Stunde, wo die Freunde den Ort betraten, der ganze Glanz eines schönen Maimorgens auf der Landschaft lag und das vieltönige Glockengeläute von den Thürmen der Stadt die Luft von melodischen Klängen vibriren machte.

Unsere beiden Reisenden waren eben mit der Besichtigung der Oertlichkeit nothdürftig fertig geworden, als ein dumpfes Geräusch von der Stadt her errathen ließ, daß die Prozession sich in Bewegung gesetzt habe. Bald auch sahen sie die Spitze des Zuges aus der Wölbung des Bockthorthurmes herauskommen, worauf sogleich die Glocken der Salvatorkirche, ihren Schwestern im Thale drunten antwortend, den Wallfahrern ihr Willkommen entgegenriefen. Nun war es schön anzusehen, wie sich der lange Zug über die Remsbrücke und durch die Pappelallee allmälig an den Fuß des Salvatorhügels heraufbewegte. Es verging jedoch eine geraume Weile, bis er die Anhöhe heraufkam, denn er hielt bei den einzelnen „Stationen“ an und es wurden dort

die bezüglichen Stellen des „Rosenkranzes" gebetet. Endlich langte die Prozession auf dem kleinen Plateau an.

Da kamen zuerst der Stadtzinkenist und die Stadtpfeifer und Stadtpauker mit ihren Instrumenten, unter welchen selbst eine kleine tragbare Orgel nicht fehlte, und der Chorregent und der Kantor der Stadt mit ihren Singknaben und Orgelschülern und „Cäcilienjungfern". Dann bewegte sich die hochwürdige Geistlichkeit der Stadt zur Vorhalle der Salvatorkirche herauf, oben empfangen von dem Pater Benefiziaten und von dem Herrn Frühmesser*) der Wallfahrtsstätte. Und die hochwürdigen Herren trugen alle den schwarzen Talar und darüber das schneeweiße faltige Chorhemde und die Stola, auf dem Kopf oder auch in der Hand das schwarze vierkantige „Biret". Ein hochpreislicher Rath und Magistrat hatte den Ehrenplatz hinter der Stadtgeistlichkeit inne, und es schritten, unter Vortritt Sr. Gnaden des Bürgermeisters, die würdigen Väter der Stadt einher in schwarzen Taffetmänteln und wohlgepuderten Perrücken, mit wagerecht an ihrer linken Hüfte paradirenden Degen. Und überall sah man Fahnen von allen Farben, worauf unzählige Heilige gemalt und gestickt waren, und eine Schar Ministranten in scharlachrothen Tuniken und weißen Ueberwürfen trug brennende Kerzen und allerhand kirchliches Geräthe oder schwang die Rauchfässer, daß die ganze Atmosphäre von Weihrauchduft erfüllt wurde. Hinter einem hochpreislichen Rath gingen die Nonnen aus dem Stadtklösterle, alte verwitterte oder auch junge frische Gesichter aus dem eigenthümlich geformten und gefältelten Linnen

*) Frühmessenleser.

ihrer Weihel hervorsehen lassend; dann die Ursulinerinnen von Gotteszell, strenger verhüllt und das Antlitz hinter schwarzem Schleier bergend. Und ihnen folgten unter Führung ihrer Prioren und Superioren die Mönche der vier Stadtklöster, in braunen, schwarzen und weißen Kutten. Man sah da etliche asketische Physiognomieen, aber viele wie mit Butter gesalbte Vollmondgesichter und gottselige Dickbäuche. Dann kamen die frommen Frauen und züchtigen Jungfrauen von Gmünd, geschmückt mit silbernen Busenketten und zierlich gestalteten, kleinen Flügelhauben von Golddraht und Silberzindel, und hierauf unter Vortritt ihrer Zunftmeister die verschiedenen Zünfte und Gewerke. Dann erst folgte das Landvolk aus den umliegenden Dörfern, jede Gemeinde von ihrem Seelenhirten geführt, unter Vortragung von Kreuzen und Fahnen. Da sah man die ehrliche Bauersame, angethan mit langen, ziegelrothen Röcken, schwarzen Plüschwesten, kurzen schwarzen Lederhosen, weißlinnenen Strümpfen und Schnürstiefeln, den kolossalen Nebelspalter unter dem Arm, und ihre Weiber und Töchter in kurzen, unermeßlich faltenreichen schwarzen Röcken, blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln, bunten Schürzen und Brustlätzen, großen seidenen Halstüchern und schwarzen Florhauben, deren Flügel an den Ohren weit hervorstanden. Und es waren genug hübsche Mädchen darunter, dralle, vollbusige Gestalten mit blauen und braunen Augen, die sehr andächtig zu Boden, aber auch recht munter in die Welt zu blicken verstanden.

Als sich dieser mächtige Menschenstrom auf das Plateau des Salvators ergossen hatte, wie er, nach Raum und Ordnung suchend, hin und her wogte, bis er sich endlich staute, wie dabei

allmälig die bunteste Zusammenwürfelung der Geschlechter, Stände, Trachten stattfand, wie die so gemischte Menge auf dem vielfach zerklüfteten Terrain, auf den Terrassen, Treppen und Plätzen in den mannichfaltigsten Stellungen und Gruppen sich darstellte: so gewährte das ganze ein so belebtes und höchst malerisches Bild, daß es wohl ein Dichterauge zu entzücken vermochte.

Schiller war daher dieser Anschauung so hingegeben, daß er einen plötzlichen halbunterdrückten Ausruf Raleighs überhörte und es auch weiter nicht beachtete, daß er im Gedränge von dem Freunde getrennt wurde.

Dieser aber hatte guten Grund, bewegt zu sein. Als nämlich die Abtheilung der Prozession, in welcher die Nonnen von Gotteszell, schon gemischt mit der übrigen Menge, gingen, an der Terrasse, wo er mit dem Freunde bis dahin gestanden hatte, vorüberkam, hatte er bemerkt, wie der fremde Herr, welchen er in der blauen Ente gesehen, rasch einer der Nonnen zur Seite trat und derselben äußerst geschickt ein Papier in die Hand steckte. In diesem Augenblick hob ein Luftzug den Schleier der Nonne weit genug, um darunter ein Antlitz wahrnehmen zu lassen, welches das Herz des jungen Mannes hoch schlagen machte. Er drängte sich vorwärts, aber die Gunst des Augenblicks war schon vorüber. Gerade hier, auf dem Wege zu der nahegelegenen Vorhalle der Salvatorkirche, staute sich die Menge der Wallfahrer am dichtesten. Der Fremde und die Nonne waren seinen Augen entschwunden und er sah sich in eine Menschenmasse eingekeilt, welche zu durchbrechen selbst mit Anwendung offener Gewalt kaum möglich gewesen wäre.

Während der so gefangene Amerikaner, von keineswegs sehr andächtigen Gefühlen bewegt, sich in Geduld fassen mußte, war Schiller glücklicher, sofern ihn der Zufall dem eigentlichen Schauplatze der gottesdienstlichen Feier ganz nahe brachte. Da sich nämlich von der von Wallfahrern wimmelnden Terrasse aus alles jenem Schauplatze zudrängte, wurde er von der Flut mitfortgeschoben, aber in einer andern Richtung als in jener, wo Raleigh festsaß. Erst ging es kunterbunt bergab, dann um einen mit einer Kapelle gekrönten mächtigen Felsen herum, dann rechtshin auf den Platz vor der Tribüne und endlich gewann unser Poet einen Ruhepunkt hart am Fuße der Treppe, welche von dem Eingang der Krypte außen nach der Vorhalle hinaufführt.

Droben in der Halle und der daranstoßenden Kirche wurden rasch die Vorbereitungen zum Gottesdienst getroffen. Man hörte die Musiker ihre Instrumente stimmen und bald erklang unter ihrer Begleitung der Gesang, welcher die Predigt einleitete.

Mit einmal glaubte der Dichter durch diese Klänge hindurch seinen Namen zu hören und zwar ganz aus der Nähe. Er schaute sich um, da er aber jetzt erst bemerkte, daß ihm der Freund von der Seite gekommen, welcher ihn unter dieser Masse von Fremden doch wohl allein bei seinem Namen angesprochen haben konnte, so nahm er die Sache für eine wunderliche Sinnestäuschung und gab sich wieder unbefangen seinen Beobachtungen hin.

Da fiel ihm auf seinen Hut, den er vor sich an der Brust hielt, eine prächtige Rose nieder. Er nahm sie, steckte sie ins Knopfloch und sah nach der Balustrade der Halle hinauf, vermuthend, die Blume möchte einer der Cäcilienjungfern entfallen

sein, deren helle Stimmen da oben klangen. Aber an der Balustrade standen nur Weltpriester und Mönche. Nun kehrte er sich um nach der Treppe, aber auf den breiten Stufen derselben waren nur strengverschleierte Ursulinerinnen wahrzunehmen, vermischt mit höchst andächtigen alten Stadtfrauen und Bäuerinnen und weder diese noch jene sahen darnach aus, als ob sie sich mit Rosen zu schaffen machten.

Der zwecklosen Nachforschung müde, sog der Dichter den Duft der Blume ein und sprach bei sich: „Wenn es einem Rosen auf den Hut schneit, so kann man sich ja derselben erfreuen, ohne sich darüber Sorgen zu machen, woher sie kommen.“

Er hatte auch keine Zeit, dem Rosengedanken weiter nachzuhängen, denn jetzt trat droben der Prediger auf die Kanzel heraus und da gab es wieder ein lebhaftes Hin- und Herschieben unter der Menge, weil die einen von da, die andern von dort aus die Predigt am besten zu hören glaubten. Da unserem Freunde an der Behauptung seines Platzes nicht viel lag, wandte er keine Mühe darauf und so sah er sich unversehens in die Krypte hineingedrängt, was ihm baß gefiel, weil es hier, im Gegensatz zu dem heißen Sonnenschein draußen, hübsch kühl war. Er schaute sich in dem Halbdunkel der kleinen Höhlenkirche nach einem Sitz um, und da er an der Hinterwand einen großen Gitterstuhl stehen sah, ergriff er davon Besitz. Von diesem sicheren Winkel ließ er seine Blicke in den dämmerigen Raum hinausschweifen und bemerkte, daß derselbe mit Landleuten angefüllt war, welche, auf den Knieen liegend, die Lippen im eifrigen, halblauten Gebet bewegten und dazu die Kugeln ihrer Rosenkränze, welche in jener Gegend den wunderlichst aus

Paternoster verstümmelten Namen Pfotter führen, abrollen ließen. Das gab ein summendes Getön, mit welchem sich die stoßweise von draußen hereindringenden Sätze der Predigt seltsam mischten.

Der Dichter erinnerte sich, daß er mit seiner Mutter und seiner geliebten Schwester Christophine in seinen Knabenjahren von Lorch aus mehrmals den Salvator besucht hatte, und die Bilder seiner Theuren stiegen vor ihm auf. Die Schwingen der Phantasie trugen ihn weit das Land hinab nach der Solitude. Er sah den strengen und doch so trefflichen Vater in seiner Baumschule beschäftigt und inzwischen saßen Mutter und Schwester in der bescheidenen Wohnung der Familie bei ihrer Arbeit und diese fragte: „Wo ist jetzt wohl der Fritz?" und jene erwiderte: „Oh, der wird sich jetzt droben im Oberlande gute Tage machen." Worauf die Schwester: „Daran thut er recht." Und dann nahm sie aus dem geheimen Behälter ihres Nähkissens den launigen Brief, in welchem der Bruder die Seinigen von seinem Ausflug in Kenntniß gesetzt, und las ihn — oh, zum wievielten male! — der Mutter vor und beide Frauen lachten herzlich mitsammen über die scherzhaften Ausdrücke, in welchen sich ihr Fritz als angehenden irrenden Ritter geschildert hatte.

In solche Träumereien versunken, beachtete er es nicht, daß draußen die Predigt zu Ende war und droben in der Halle die feierlichen Klänge des Hochamtes laut wurden. Der Gesang des Priesters am Altar, die Responsen des Chors, die Töne der begleitenden Musik wiegten ihn nur in tieferes Sinnen, als er plötzlich daraus auffuhr, weil er eine flüsternde Stimme seinen Namen nennen hörte.

Diesmal war es keine Täuschung. Der Name war zu deutlich gesprochen worden und zwar von einer weiblichen Stimme, die er zu kennen glaubte. Er blickte aber vergeblich suchend in die Krypte hinaus: er sah dort nur die ihre Gebete hermurmelnden Bauersleute.

Da sagte die flüsternde Stimme und zwar hart neben ihm: „Lassen Sie den Vorhang vor Ihrem Sitze herab, lieber Schiller, und legen Sie das Ohr an das Gitter. Ich will mit Ihnen reden.“

Höchlich überrascht, ließ der Dichter mechanisch den grünen Vorhang herab, so daß er allfällig von der Krypte herkommenden Blicken verborgen war, und wandte nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge dem kleinen viereckigen Gitter zu, das die eine Abtheilung des Stuhls von der andern trennte. In dieser sah er eine Nonne knieen, im Habit der Ursulinerinnen von Gotteszell, aber unter dem zurückgeschlagenen Schleier hervor leuchteten ihn die Augen der Turbinella an.

„Lauretta!“ rief er in freudigem Schreck halblaut aus.

„Still! Reden Sie leise, damit wir nicht unterbrochen werden. — Es ist doch prächtig komisch, Sie gerade hier zu treffen.“

Und ein reizendes Lächeln umzog ihre Lippen, welche einen Augenblick die herrlichen Zähne sehen ließen.

„Ich gestehe, theures Fräulein“, sagte er, seine Stimme dämpfend, „ich gestehe, daß mir Ihre Erscheinung als Nonne weit mehr einen tragischen als einen komischen Eindruck macht.“

„Bah, mein Freund, es ist für mich nur eine Verkleidung

wie eine andere. Ich wollte die heutige Prozession nach dem Salvator mitmachen, wahrscheinlich von der Ahnung getrieben, daß ich Sie hier sehen würde, und da war es das klügste, mich dieses Kleides zu bedienen. Es kostete freilich viel Mühe, die Mutter Monika, über welche ich mich sonst nicht zu beklagen habe, zu überreden, mir die Erlaubniß zu ertheilen. — Ah, ich bemerke, Sie haben meine Rose ins Knopfloch gesteckt. Es machte mir Spaß, zu sehen, wie Sie gen Himmel guckten, als ob es Blumen regnen würde. Und doch hätten Sie sogleich wissen müssen, daß die Blume von mir komme, vergeßlicher Mensch Sie! Haben Sie mich nicht vor Zeiten eine Fee genannt und kündigen die Feen ihr Kommen nicht immer durch Rosen an?"

So plauderte das schöne Mädchen harmlos und herzig wie ein Kind, aber durch dieses Geplauder klang ein warmer Herzenston, welcher bezeugte, daß Lauretta durch die unerwartete Erscheinung des Dichters froh bewegt war.

„Aber", fuhr sie fort, „die Zeit drängt und wir wollen sie daher nicht damit vergeuden, daß wir durch die Blume sprechen. — Sagen Sie mir, was führt Sie denn hierher?"

„Wie können Sie fragen! Wer oder was anderes als Sie?"

„Ich?"

„Ja."

Lauretta's reizendes Antlitz näherte sich so sehr dem Gitter, daß der Dichter den süßen Athem des Mädchens auf seiner Wange fühlte, und ihre Augen überschütteten ihn mit stralenden Fragen. Doch nur für einen Augenblick, denn im nächsten verschleierten die langen dunkeln Fransen der Wimpern die zwei

blauen Sterne und Lauretta beugte sich zurück, das liebliche Erröthen ihrer Wangen verbergend.

Es entstand eine kurze Pause, bevor sie in dem früheren leichten Ton fortfuhr, und man konnte bemerken, daß ihr die Wiedergewinnung desselben einige Anstrengung kostete.

„Sie sind gekommen, nach mir zu sehen?" sagte sie, einen eigenthümlichen Nachdruck auf das „Sie" legend; „Sie haben mich aufgesucht? Wie gut und lieb von Ihnen! Und Sie haben auch meine verunglückte Flucht aus Stuttgart nicht falsch ausgelegt, nicht wahr? Sonst wären Sie ja nicht gekommen. Wie danke ich Ihnen! Wäre nur das Gitter da nicht, ich wollte Ihnen herzlich die Hand drücken."

Wir hegen die stille Vermuthung, auch der Dichter habe dasselbe gewünscht. Zwar die Zeit der Laura-Oden war, wie wir wissen, eine vergangene, aber — aber — mit so einem bezaubernden weiblichen Wesen im Halbdunkel zu sein, nur durch ein leichtes Holzgitter getrennt, ist für einen Poeten von noch nicht dreiundzwanzig Jahren doch immerhin eine etwas bedenkliche Situation. Zu seinem Glück vermochte die Regung von Eitelkeit, welche er empfand, nichts über die Lauterkeit seiner Seele.

„Wenn", sagte er, „überhaupt von Dank die Rede sein könnte, so gebührte mir derselbe erst in zweiter Linie."

„Wie?"

„Ein anderer als ich faßte zuerst den Gedanken, nach Ihnen auszusehen und Sie, wenn immer möglich, aus der Haft zu befreien."

„Ein anderer?"

Es klang in dieser Frage etwas wie herbe Enttäuschung.

„Ja, ein anderer und zwar ein Trefflicher: mein Freund William Raleigh.“

„Der?“

„Oh, theure Lauretta, sprechen Sie nicht in diesem Tone von ihm!“

„Warum nicht? Was soll mir der? Ihn liebe ich nicht!“

Hätte Schiller weniger an seinen Freund und mehr an sich gedacht, wäre das Verhältniß zu Lauretta überhaupt jemals von seiner Seite das einer tiefen Herzensneigung gewesen, so hätte die Art, wie das Mädchen die letzten Worte sprach, diese Neigung zu heller Glut anfachen müssen. So aber sagte er:

„Oh, Fräulein, Sie würden ihn lieben, wenn Sie ihn kennten.“

„Warum nicht gar!“

„Oh doch! Und wenn Sie wüßten, mit wie ganzer Seele er Ihnen zugethan ist! Er liebt Sie und er verdient Ihre Liebe.“

Lauretta machte eine heftige Bewegung und versetzte dann fast lauter, als die Vorsicht, welche dieses sonderbare Tête-à-Tête erheischte, gestattete:

„Und das sagen Sie mir, Schiller, gerade Sie?“

Der Dichter stutzte einen Augenblick. Eine egoistische Regung wollte sich in ihm emporarbeiten, aber sein Freundschaftsenthusiasmus kämpfte dieselbe siegreich nieder.

„Warum sollte ich es nicht sagen? Ich bin ihm so gut und achte ihn so hoch.“

„Den kalten, stolzen Amerikaner?“

„Theure Lauretta, er ist weder kalt noch stolz. Er ist des tiefsten Gefühls fähig und dabei tüchtig um und an. Erinnern Sie sich, was Shakspeare im ‚Julius Cäsar‘ den Antonius von Brutus sagen läßt:

. . . . . So mischten sich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufstehen durft' und sagen:
Das war ein Mann!

Sehen Sie, diese Worte möchte ich auf William Raleigh anwenden.“

„Ei, mein Freund, Sie gerathen ja ganz in Ekstase“, versetzte Lauretta oder vielmehr die Turbinella, denn ihr Ton war plötzlich ein herb spottender geworden.

„Und wenn“, fuhr der Dichter fort, „so habe ich guten Grund dazu. Oh, wenn Sie William näher kennten, Lauretta! Führwahr, seine Huldigung würde Sie nicht kalt lassen. Wie ist er fest und sicher in sich, während wir anderen alle unsicher an den Problemen des Lebens herumtasten. Wie abgerundet seine Bildung, wie edel sein Sinn! Und was hat er alles in so jungen Jahren schon erlebt und gethan! Er hat im Kampfe für die Freiheit mannhaft gestanden wie ein Held und für seines Landes Unabhängigkeit von fremdem Joch ehrenvolle Narben davongetragen. Seine Bescheidenheit gestattet ihm nicht, viel davon zu reden, aber ich weiß, der große Washington, der Heros der neuen Welt, hält ihn seiner Achtung und Freundschaft würdig.“

„Wirklich? Nun, es mag sein, aber was geht das alles mich an? — Doch sagen Sie, wenn der Herr Amerikaner sich die Schrulle in den Kopf setzte, mir nachzulaufen, wie hat er denn meinen Aufenthalt in Gotteszell erfahren?“

„Durch den Chevalier.“

„Ah, durch meinen Entführer? Was ist denn eigentlich aus diesem galanten Herrn geworden?“

„Man hat ihn laufen lassen.“

„So? Und warum hat man mich nicht ebenfalls laufen lassen?“

„Theure Lauretta, Ihre Fesseln sollen Sie nicht lange drücken. Raleigh wird alle Hebel in Bewegung setzen —“

„Raleigh und immer Raleigh? Sie wollen sagen, er beabsichtige, mich aus Gotteszell zu befreien. Und Sie?“

„Ich werde ihm nach Kräften beistehen.“

„Als Knappe des Ritters aus Atlantis? Ich hätte, verzeihen Sie mir, dem Dichter der ‚Räuber‘ etwas mehr Ehrgeiz zugetraut.“

„Was wollen Sie, daß ein armer, unerfahrener Teufel von Poet thun soll?“

„Was? Ich könnte es Ihnen vielleicht sagen. — Doch gesetzt nun, ich hätte überhaupt gar keine Lust, von dem Aufenthalt im Kloster, welchen mir mein gütiger Beschützer, der Herzog von Wirtemberg, in seiner Weisheit angewiesen, erlöst zu werden? Gesetzt, ich beabsichtigte, dieses Kleid, welches ich heute im Scherze trage, schon morgen im Ernste zu tragen? Es wäre am Ende das beste für mich.“

„Theure Lauretta, Sie können unmöglich im Ernste so sprechen! So viel Schönheit, so viel Geist, so viel Berechtigung zum Glück darf nicht in Klostermauern verkümmern.“

„Meinen Sie? — Wenn ich nun anderer Ansicht wäre? — Doch lassen wir das einstweilen. — Aber als die zu Befreiende

werde ich ja wohl wissen dürfen, welchen Befreiungsplan Sie oder vielmehr Herr Raleigh entworfen hat. Wie ist's damit?"

„Ich glaube nicht, daß William schon einen förmlichen Plan entworfen hat. Wir kamen erst gestern hier an. Mein Freund weiß auch noch gar nicht, in welchem Kloster Sie sich befinden. Wenn er meiner Ansicht folgen will, so wird er sich vor allen Dingen bei einem Manne Raths erholen, an welchen uns ein Freund gewiesen und welcher in der ganzen Gegend großes Ansehen und bedeutenden Einfluß besitzen soll."

„Wer ist der Mann?"

„Der Pater Aloisius, Einsiedler auf dem Bernhardusberg."

„Der Bernharduspater?"

„Ja. Sie hörten von ihm?"

„Die Mutter Monika spricht viel von ihm. Sie verehrt ihn als einen Heiligen. Eine alte Klosterschwester sagte mir freilich, der Heilige sei eigentlich ein Erzketzer. — So, hinter den Bernharduspater will sich Herr Raleigh stecken? Ihr Held aus Atlantis ist kühn, das muß ich sagen."

„Theures Fräulein, gewiß verdient mein Freund solchen Spott nicht. Wenn er, wie es bei einem solchen mitten in einer katholischen Gegend gewiß nicht ganz unbedenklichen Unternehmen erforderlich ist, Vorsicht walten läßt, so geschieht es sicherlich hauptsächlich aus Rücksicht auf Sie."

„Ja, ja, Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit, wie ich einmal das wunderliche Original, den Sammetdoktor, sagen hörte. — Im übrigen, mein Freund, wird es mich amüsiren, zu sehen, wie das Drama, betitelt: Turbinella's Befreiung aus Gottes-

zell, in Scene gesetzt werden soll. Ich lebe des tröstlichen Glaubens, daß ein Unternehmen, zu welchem sich ein Freiheitskämpfer, den der große Washington achtet und liebt, ferner ein Dichter, welcher die ‚Räuber‘ geschrieben hat, und endlich ein Eremit, der zugleich ein Heiliger und Erzketzer sein soll, mit einander verbinden, nicht fehlschlagen kann. Aber nur recht vorsichtig, um Gotteswillen vorsichtig! — Doch horch, da oben stimmt der Priester das Ite, missa est an. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich entferne. Addio, caro mio!“

Sie ließ den Schleier über das Gesicht fallen und huschte weg.

Als der Dichter im Wirrwarr seiner Empfindungen den Vorhang vor seinem Sitze in die Höhe zog, sah er das seltsame Mädchen mit der Gewandtheit einer Lacerte durch die dichtgedrängten Reihen der andächtigen Landleute schlüpfen und in der Thüre verschwinden.

Viertes Kapitel.

„Meiner Heimat Berge dunkeln, flutend ob der Wälder Grün." — Ein Stück klassischen Bodens. — In der Einsiedelei auf dem Bernhardusberg. — Der Lebenslauf eines Philosophen in der Eremitenkutte. — Getäuschte Liebe, Verzweiflung und Ehrgeiz. — Die ewige Roma. — Ein Schaffot. — Kämpfe des Zweifels. — Quietismus. — Ein evangelisches Wort. — Geheimbündisches. — Ein Scheiterhaufen. — Flucht in die Bergeinsamkeit.

Von den Thalniederungen der beiden kleinen, dem Neckar tributären Flüsse Fils und Rems eingeschlossen, erhebt sich ein Hügelland, an dessen Abfällen hüben und drüben die Städte und Städtchen Gmünd, Aalen, Heidenheim, Geißlingen und Göppingen liegen. Den Höhepunkt seiner Naturschönheit und seiner geschichtlichen Bedeutung erreicht diese Landschaft zwischen der zuerst und der zuletzt genannten Stadt. Hier ragen auf einem mannichfach von Wald und Thal, Schlucht und Bach durchschnittenen Plateau die drei Kalksteinbergkegel Rechberg, Staufen und Stuifen in die Luft, wie die Winkel eines unregelmäßigen Dreiecks einander gegenübergestellt. Sie gewähren dir einen schönen Anblick, wenn du, von Ulm herkommend, das Filsthal zwischen

Geißlingen und Göppingen auf der Eisenbahn hinabdampfest. Aber um sie recht zu würdigen, mußt du sie besteigen.

Wähle den Hohenrechberg: er bietet die weiteste Rundsicht von allen dreien. Du übersiehst hier, was patriotische Schwaben nicht mit Unrecht ein Stück klassischen Bodens zu nennen pflegen. Dieser Fleck Erde ist die Heimat des hohenstaufischen Kaiserhauses, welches die Geschichte und das Unglück mit einem doppelten Nimbus von Poesie umgeben haben. Sieh, dort drüben, in gerader Linie mit der Burgruine unter dir, dem Stammsitz des alten Geschlechtes Rechberg-Rothenlöwen, gipfelt der Hohenstaufen, von welchem Friedrich der Rothbart in die kleine Dorfkirche herabstieg, die Messe zu hören, und auf dessen Höhe Konradin zum letztenmal seiner Väter Land überblickt, bevor er auszog nach Welschland, um nimmer wiederzukehren. Die stolze Kaiserburg ist bis auf den letzten Stein verschwunden und der Berg steht jetzt mit seiner kahlen Spitze wie ein Ausrufungszeichen hinter dem ewig wiederkehrenden Satze von der Vergänglichkeit menschlicher Macht und Größe. — Der gefällige Pfarrherr, welcher auf dem Rechberg seinen Wohnsitz hat — ich setze voraus, es hause noch immer, wie vor Zeiten, dort ein *gefälliger* Pfarrherr — wird dir seinen Tubus auf ein altes Bauwerk richten, welches am nördlichen Fuße des Hohenstaufens beim Flecken Wäschenbeuren steht. Das ist das Wäscherschlößchen,

Wo seinen Ursprung nahm der Kaiserstamm ....

Er wird dir auch drunten im Remsthale auf einem Hügel das Kloster Lorch zeigen, wo mehrere Hohenstaufen, wenn auch nicht die berühmtesten, begraben liegen. — Doch du wendest dich aus diesen historischen Erinnerungen zur heiteren Naturgegenwart

zurück und umspannst mit deinen Blicken das vor dir aufgerollte Panorama, voll von gesegneten Ebenen und Thälern, Forsten und Hügelketten, Städten und Dörfern, Schlössern und Burgruinen. Südwärts schließt in weiter Ferne der blaue Bergzug der schwäbischen Alp mit ihren kühnen Felsengipfeln Teck, Neuffen und Achalm die Aussicht. Doch nein, du entdeckst bei günstiger Beschaffenheit der Luft noch drüber hinaus weiße Punkte, die du für Wolken halten magst: es sind aber die Firne der vorarlberger Alpen. Westwärts siehst du weit hinab in das wirtemberger Land und siehst am äußersten Horizont den Kamm der Vogesen blauen. Gegen Norden öffnen sich Dir, über den welzheimer Wald hinweg, die Flutgebiete des Kochers und der Jaxt und von der Gränze des Frankenlandes herab schimmert weiß das Schloß von Ellwangen. Gegen Osten verriegelt der gewaltige Stuifen und links von ihm der Hochwaldzug der Aalbuchberge die Fernsicht.

Dieser Bergzug, ein Ausläufer der schwäbischen Alp, wird von der letzteren durch einen tiefen Thaleinschnitt getrennt, in welchem das Städtchen Weißenstein liegt. Von hier läuft er, ostwärts vom Härdtfeld begrenzt, in nördlicher Richtung hinüber ins Kocherthal. Vortretende unter den Aalbuchbergen sind der Rosenstein und der Bernhardusberg. Auf diesem finden wir unsere beiden Reisenden wieder.

An einem heimeligen Orte stand da, beschattet von zwei alten Linden, die Kapelle, welche dem Heiligen des Berges geweiht war, denn Sankt Bernhardus genoß in der ganzen Gegend großer Verehrung: auch in der Wallfahrtskirche auf dem Rechberg hatte er einen Altar. Etwas zurück von der Bernharduskapelle lag die Einsiedelei, eine bescheidene, doch nicht unwohnliche

Holzhütte, malerisch mit dem Rücken an eine Felswand gelehnt. Es fehlte ihr nicht der Schutz und Schatten von ein paar ernsten Tannen und etlichen fröhlichen Buchen. Auch eine Steineiche breitete ihre knorrigen Aeste, die kaum sich zu belauben angefangen hatten, über das niedrige Dach hin, welches unter einer Fülle von Epheuranken verschwand. Vor den zwei kleinen Fenstern des Häuschens mit ihren runden, in Blei gefaßten Scheiben war ein Blumen- und Gemüsegärtlein eingefriedigt und daneben quoll mittels einer plumpen hölzernen Röhre ein prächtiger Quell aus dem Felsen.

Unsere Freunde waren mit der Morgendämmerung von Gmünd ausgeritten und bei guter Vormittagszeit auf dem Bernhardusberge angekommen. Jetzt war es Abend und sie waren noch immer da. Nicht nur hatte das heftige Gewitter, welches am Nachmittag über den Bergen sich entladen, ihre Rückkehr verzögert, sondern auch hatte das Wohlgefallen, welches sie an dem Einsiedler gefunden, diese Verzögerung ihnen sehr annehmlich gemacht. Der Pater Aloisius war ein Greis, mit welchem gute Menschen rasch sich zu befreunden vermochten. Außerdem hatte der Gruß vom Bruder Serapion an den Bruder Spiridion, welchen die jungen Männer getreulich bestellten, die beste Wirkung gethan. Der Bernharduspater zeigte seinen Gästen, daß sie ihm bestens empfohlen waren. Wohldenkende Menschen vermögen sich ja, falls nicht äußerliche Umstände störend zwischen sie treten, rasch unter einander zu verständigen.

So hatten die drei den Tag unter vertraulichem Gedankenaustausch verlebt. Der Einsiedler war von den jungen Männern von der Angelegenheit unterrichtet worden, welche sie in diese

Gegend und zu ihm geführt. Er hatte, nachdem er sich von der Redlichkeit der Absichten Raleighs überzeugt, seine Theilnahme ausgesprochen und, die Art und Weise, wie der Liebende verfahren wollte, billigend, demselben einen warmen Empfehlungsbrief an die Mutter Monika, Superiorin von Gotteszell, gegeben.

Jetzt saßen sie, während es draußen noch immer nebelte und regnete, bei traulichem Lampenschein in dem Stübchen der Einsiedelei mitsammen am tannenen Tisch, auf welchem die Reste einer Bewirthung standen, wie sie eben der Ort zu bieten vermochte. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, obgleich nur einer sprach, der Bernharduspater, welcher der Bitte seiner Gäste, ihnen seine Geschichte zu erzählen, nachgegeben hatte.

Der Erzähler war ein hagerer, hochgewachsener Greis, der wenig jünger sein mochte als sein Freund, der Sammetdokter. Unter einer hohen, von jenen Furchenpfaden, wie sie der Gedanke und der Schmerz tritt, durchzogenen Stirne blickten große braune Augen klar hervor, zugleich „still und bewegt". Es war in diesem intelligenten Gesichte keine Spur weder von dem indolenten Behagen, wie es in der Luft der Klöster und Einsiedeleien zu gedeihen pflegt, noch von asketischer Vergrämung und Verbitterung. Welche Stürme, äußere und innere, auch immer über diese Züge hingegangen sein mochten, sie hatten darauf nur die heitere Ruhe des Weisen zurückgelassen. Mochte man zweifelhaft sein, ob der Greis, wie er so dasaß im Schmuck seines Silberbartes, der in reichen Wellen über der schwarzen Kutte auf die Brust herabfloß, mehr einemgriech chen Weisen der Akademie oder der Stoa gleichsähe oder aber einem christlichen Märtyrer, der aus schweren Prüfungen siegreich hervorgegangen, immer war seine

Erscheinung eine zugleich höchst ehrwürdige und Vertrauen erweckende.

Die beiden Freunde hingen an den Lippen ihres Wirthes, dessen Stimme noch immer so sonor klang wie in früheren Zeiten, wo sie zum Entzücken großer Gemeinden von der Kanzel herab erschollen war.

„Ja, liebe Kinder", fuhr der Bernhardus pater in seiner Erzählung fort, „auch ich habe jene Entzückungen und jene Qualen erfahren, welche die Menschen Liebe zu nennen pflegen und welche den Frühling des Lebens so stürmisch machen. Als ich mich getäuscht sah, als ich in dem Götterbild, welches ich in dem Tabernakel meines Herzens aufgestellt hatte, eine Puppe der Selbstsucht und Eitelkeit erkennen mußte, da glaubte ich, mein in dem Feuer der Trübsal noch nicht gestähltes Herz müßte brechen. Aber das Menschenherz ist nicht nur ein eitel und verzagt Ding, es ist auch ein zähes. Es erwachte wieder in mir mit all seinen wechselnden Pulsen, als ich im Kloster, wo ich in meiner Verzweifelung die Tonsur genommen, wieder zu klarer Besinnung kam. Die dumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher ich über ein Jahr lang so hingebrütet, wich von mir. Ein Weib zwar hab' ich nie mehr geliebt, aber ich liebte die Wissenschaft und den Ruhm. Die Oberen fanden gern Gelegenheit, mich auszuzeichnen. Ich galt für einen Gelehrten, für einen guten Prediger, für eine künftige Stütze der Kirche. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte mich. In kühnen Träumen vermaß ich mich, es jenen großen Geistern, jenen Gregoren und Innocenzen, die von einer Stufe der Hierarchie zur andern gestiegen, an dem ungeheuren Plan, die Welt zu einem Gottesreich zu machen, gearbeitet hatten,

gleichthun zu können und zu wollen. Gehört es doch zu den schönsten, aber auch gefährlichsten Vorrechten der Jugend, an das Wort Unmöglichkeit nicht glauben zu müssen und sich auf den Schwingen der Phantasie verachtungsvoll über die Prosa der Wirklichkeit erheben zu können, bis diese Prosa mit eiserner Hand hinaufgreift, um den Schwärmer aus den luftigen Räumen in die Region der Alltäglichkeit herabzuziehen.

Ich wurde, da man in mir ein gewisses diplomatisches Talent entdeckt zu haben glaubte, häufig in Geschäften des Ordens auf Reisen geschickt. Ich machte dabei hohe kirchliche und fürstliche Bekanntschaften, wurde eingeweiht in das Getriebe der geistlichen und weltlichen Politik und endlich auch mit einer wichtigen Sendung nach Rom betraut. Wie ward mir, als ich die ewige Siebenhügelstadt betrat! Als mir alle die Pracht der Säulen, Siegesbogen, Tempel und Paläste entgegenstieg! Als mir vergönnt war, die Kunst in ihren herrlichsten Offenbarungen anzustaunen! Als ich den Riesenbau erblickte, dessen Kuppel Michel Angelo in die Luft gethürmt! Als überall in Bild und Farbe himmlische Gestalten wie selige Wunder mir entgegenblühten! Als ich inmitten der ganzen Prachtentfaltung der Kirche den heiligen Vater selbst, den Statthalter Christi, im Sankt Peter das Hochamt celebriren und dann von der Loggia herab der Christenheit seinen feierlichen Segen ertheilen sah, urbi et orbi! Oh, nur in Rom selber ist der ganze Zauber Roms zu empfinden und zu verstehen! Ich war hingerissen, außer mir, berauscht! Ich athmete in einer Atmosphäre der Begeisterung und kühner Entschlüsse. In meiner Seele baute sich das Ideal der Kirche auf, riesenhaft, weltumspannend, segen-

triefend, und ich Thor wähnte, es müßte, es könnte verwirklicht werden."

Der Einsiedler hielt eine Weile inne. Die Erinnerung an die Zeit, von welcher er sprach, hatte ihn offenbar tief ergriffen. Seine Augen glänzten und seine blassen Wangen hatten sich geröthet. Es gibt Eindrücke junger Jahre, welche selbst in das höchste Alter hinein einen stralenden Widerschein werfen. — Als Schiller später jene glühenden Verse schrieb, in welchen Mortimer der Königin Maria seine Erlebnisse in Rom schildert, da mochte er sich der Worte des Anachoreten vom Bernhardusberg erinnern.

Dieser nahm wieder das Wort und erzählte, wie folgt:

„Stimmungen der Art, wie ich sie so eben andeutete, sind zu hoch, zu unnatürlich gespannte, als daß sie lange dauern könnten, und es bedarf oft nur eines einzigen Windstoßes, um die riesigen Traumprachtschlösser in Trümmer zu werfen. Aus solchen Ruinen sprossen dann gerne die wilden Schößlinge des Zweifels und zischen die Schlangen des Spottes. — Ich habe das in Rom an mir erfahren. Mit dem skeptischen Stachel in der Seele kehrte ich über die Alpen zurück. Ein schrecklicher Schlag, der alle meine Gefühle in jammervollen Aufruhr brachte, erwartete mich da.

Mein Weg hatte mich in eine große Stadt an der Donau geführt, einen Erzbischofsitz, wo ich mich mehrerer Aufträge entledigen mußte. Es herrschte da eine große Aufregung und alle Welt sprach nur von einem, von der bevorstehenden Hinrichtung einer Giftmischerin aus vornehmem Hause, die erst ihre zwei Stiefkinder und dann deren Vater, ihren Eheherrn, mit

Gift ermordet hatte. Mit andern Gedanken beschäftigt, achtete ich der Sache nicht sehr und erstaunte daher nicht wenig, als mir eröffnet wurde, die arme Sünderin habe den Wunsch ausgesprochen, daß sie von mir zum Tode vorbereitet werde. Ich folgte dem Gebote der Pflicht und der Stimme des Mitleids. Aber, gerechter Himmel, welcher Blitz des Schreckens traf mich, als ich beim Eintritt in den Kerker in der Verurtheilten die Geliebte meiner Jugend erkannte!

Sie war es, die Unglückselige, die ich so sehr geliebt, die mich zum Mönch gemacht, weil sie mich schnöde verlassen und verläugnet hatte, um einem ungeliebten, aber reichen und vornehmen Manne ihre Hand zu reichen. Sie war es, noch immer schön, ja selbst jetzt noch in der Blässe ihrer Verzweifelung kaum weniger reizend als damals, wo ich sie den Engel meines Lebens genannt. Oh, ich hatte ihr nicht geflucht, selbst in jener Stunde nicht, als sie mir mit kaltem Lächeln anzeigte, daß sie, sie, die mir tausend heilige Schwüre zugeschworen, die Braut eines freiherrlichen Bewerbers sei, nein, ich hatte ihr nicht geflucht und das, nur das war es, was mich jetzt aufrecht erhielt. — Ihre Ehe war unglücklich gewesen. Der Bund weiblicher Eitelkeit und Selbstsucht mit männlicher Rohheit und Genußgier hatte seine Früchte getragen, Früchte der Thorheit, der Ausschweifung, des Verbrechens zuletzt. Die Beichte der Unseligen enthüllte mir Abgründe des Menschenlebens, die einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Was ich zu jener Stunde litt, dagegen sind alle Qualen der Verdammten, wie sie der große Dante in seinen Visionen erblickte, bloßer Tand. — Als dem Freiherrn die Kraft zum Sündigen ausgegangen, wollte er es auch seinem Weibe

verwehren. Sie spottete seiner. Da zeigte er, daß Wollust und Grausamkeit stets Zwillingsschwestern sind. Seine satanische Lust, physische und moralische Martern für sie zu ersinnen, weckte den Dämon in ihrer Brust. Sie gestand mir, daß sie, zum äußersten getrieben, nur noch die eine Vorstellung, nur noch den einen Gedanken gehabt, zu erproben, ob es wahr sei, daß die Rache eine Speise für Götter. So vergiftete sie zuerst die beiden Kinder ihres Mannes, welche er mit einer Art thierischer Leidenschaftlichkeit liebte, und dann ihn selber. Und sie schauderte nicht davor zurück, mir zu sagen, daß kein Trank aus dem Taumelbecher der Lust, aus dem sie mit vollen Zügen getrunken hatte, ihr jemals ein so wildes Entzücken erregt habe wie der Anblick der Todesqualen des Verhaßten. — Und doch sollte die Bitterkeit, in welcher mein Herz bei Anhörung solcher Bekenntnisse schwamm, noch mehr anschwellen. Das geschah in dem Augenblick, wo mir das so gränzenlos verworfene und unglückliche Weib, als ich sie meinem Amte gemäß zur Reue und zur Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes ermahnte, mit einem Blick, der mir Herz und Nieren durchdrang, sagte, ich glaubte selber nicht an das, was ich sie glauben machen wollte. Ach, die Elende hatte nur allzu recht: meine Brust war damals von Glauben und Hoffnung so leer wie die ihrige. — Ich wollte fliehen, aber eine schreckliche Magie hielt mich zurück. Ich sollte sie, bat sie, aufs Schaffot begleiten, und ich versprach es. — Die Stunde kam und jahrelang hat mir der Ton der Armensünderglocke in den Ohren geklungen, jahrelang habe ich den höhnisch-kalten Blick nicht vergessen können, welchen die Verurtheilte vom Schaffote herab über die Menge hinschweifen ließ,

jahrelang hat mir das letzte Wort, welches sie angesichts von Block und Beil zu mir sprach: ‚Auf Nimmerwiedersehen! Ich gehe ins große Nichts!‘ schmerzlich in der Seele nachgezittert.

Von der unseligen Stätte hinweg, wo ich ihr Haupt fallen, ihr Blut springen gesehen, floh ich nach meinem in der Nähe der Reichsstadt Ulm gelegenen Kloster zurück. — Die Träume des Ehrgeizes waren dahin und mit ihnen noch viel anderes, besseres. Eine gränzenlose Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Ich sehnte mich nicht hinaus in die Welt, aber ich war beständig auf der Flucht vor mir selbst. Mir graute, in mein ödes Inneres zu blicken, und doch mußte ich es thun, weil, ob ich mich auch mechanisch den Klosterregeln fügte, meine Umgebung mir kein Interesse mehr einflößen konnte. Es begann für mich eine lange, lange und unsaglich trostlose Zeit wildester Zweifel und rasender Versuche, dieselben zu bändigen und zum Glauben zurückzukehren. Ich verbrachte lange kalte Nächte, mir die Kniee auf den Altarstufen wundknieend und aus der Tiefe meiner Verzweifelung zu Gott schreiend um Gnade und Erleuchtung oder um den Tod. Meine Selbstquälerei erging sich in unbändigen Kasteiungen, meine Bußgeißel tropfte von Blut, ich entzog mir den Schlaf, ich fastete bis zur Erstarrung der Lebenskräfte. Aber mein Körper trotzte allen diesen sinnlosen Versuchen. — Endlich suchte ich Trost und Beruhigung in den Wissenschaften, die ich früher nur an ihrer Oberfläche gestreift. Als Pater Bibliothekarius unserer reichen Prälatur hatte ich die reichsten Hilfsmittel des Studiums zur Hand und es störte mich nur sehr selten einer der Brüder bei meinen Büchern.

Indem ich auf die furchtbare Frage nach des Menschenlebens Sinn und Frommen, welche jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen wenigstens einmal in seinem Leben mit der ganzen Wucht ihrer Schwere nahetritt, in den Büchern aller Zeiten eine befriedigende Antwort suchte, gerieth ich nur immer tiefer in das Labyrinth des Zweifels hinein. Ich eignete mir mit Eifer die materialistische Philosophie des Jahrhunderts an. Ihre rücksichtslosen Argumente, ihre scheinbare Konsequenz, ihre kühnen Schlüsse blendeten mich. Ich fand mit einer Art düsterer Befriedigung, daß schon der gramschwere Prediger Salomo's zu dieser Philosophie sich bekannt habe. Der bittere Hohn, womit er sein: ‚Alles ist eitel!‘ wiederholt, entsprach meiner Stimmung. Ich lernte die vieltausendjährige Arbeit, womit die Menschheit um ihre Entwickelung sich abgemüht, als eine tolle Illusion, die Hoffnung auf persönliche Fortdauer nach dem Tode als einen Ausfluß feiger Selbstsucht ansehen: ich wurde ein ausgemachter Materialist, Atheist, Nihilist, der Voltaire's Skepticismus als einen kindisch-zahmen verachten zu müssen glaubte.

Aber, meine lieben Söhne, im absoluten Nichts kann der Mensch auf die Länge nicht athmen. Will er nicht aufhören zu leben, so muß er etwas glauben, etwas hoffen, etwas lieben. Und wäre wirklich alles, was aus diesen drei Regungen der Menschenseele fließt, nur Traum und Schaum, nur Illusion, wohlan, der Mensch hat diese Illusion so nöthig wie das tägliche Brot. Mit meiner, wie ich wähnte, durch und im Unglauben errungenen Ruhe war es nichts. Die eingebildete Befriedigung war keine. Denn ich suchte vergeblich die ruhelosen Fragen abzuweisen, die immer und immer wieder aus der Tiefe meiner Brust aufstiegen.

Wenn die Welt zwecklos ist, warum ist sie dann überhaupt? Wenn mit der Existenz im Diesseits für den Menschen alles aus ist, warum kann er, ohne befragt zu werden, in ein Dasein gezwungen werden, welches für die ungeheure Mehrzahl nur eine drückende Last ist? Warum soll der Mensch, falls sein Dasein auf diese Spanne von Zeit beschränkt ist, unglücklicher sein als das Thier, welches sich aus der Naturbefangenheit nicht zur Geistigkeit, nicht zum Bewußtsein erhebt, aus den Schranken der Endlichkeit nicht zum schmerzlich-süßen Gefühl der Unendlichkeit? Ist nicht der Menschenbrust eine Vorstellung, die der Gerechtigkeit, unvertilgbar eingegraben? Wozu diese ewige Vorstellung, wenn die Welt nur ein alberner Zufall, für die Minderzahl ein Zufall zum Lachen, für die Mehrheit ein Zufall zum Weinen wäre? Die wenigen, denen das Leben leicht dahinfließt in Glück und Heiterkeit, ja, die mögen sich genussessatt am Ende darein finden können, sich auf das Sterbelager zu strecken mit dem Gedanken, nach so viel Aufregungen und Strapazen des Vergnügens sei die ewige Ruhe im Nichts ein sehr wünschenswerthes. Aber die Millionen und aber Millionen, deren Herzen in Sorge und Leid und Demüthigung verbluten, ohne auch nur einmal recht frei und glücklich aufgeathmet zu haben, soll auch ihnen das einzige entzogen werden, was sie aufrecht erhält, die Hoffnung, daß es drüben eine Ausgleichung und Vergeltung gebe? Und müßte nicht jeder denkende Mensch, wenn er sich vorstellt, daß die Armen und Betrübten nur da seien, den Reichen und Glücklichen zur Folie zu dienen, verzweifelnd ob diesem ungeheueren Jammer an der nächsten besten Wand den Kopf sich zerschellen?

Schaut um euch, meine Söhne! Die Erde, so schön ihr

Antlitz ist, birgt dennoch tiefen Gram unter der lächelnden Maske. Oh, wer das Schweigen der Mitternächte kennt, der weiß, daß einem oft ist, als stöhne die arme Erde auf in entsetzlicher Todesqual. Wie viel des Gräßlichen hat sie erlebt! War sie nicht verdammt, unermeßliche Ströme des Blutes ihrer Kinder einzusaugen? Wohin immer ihr den Fuß setzt, tritt er auf den Staub von Opfern und Märtyrern. Sollten sie alle vergeblich gelitten haben und gestorben sein, gezeugt nur, um zu leiden und schließlich eine Stelle in dem furchtbaren Reigen des Todtentanzes auszufüllen, welcher die Erde durchras't? Und wie, können wir uns nicht täglich überzeugen, daß, was die Menschen Glück nennen, Reichthum, Macht, Ansehen, Wechsel der Zerstreuungen, in fast diametralem Gegensatz zum Verdienste steht? Ist nicht die Geschichte der größten Wohlthäter, der wahren Helden der Menschheit nur eine große Martyrologie? Hat nicht der pfiffige Schurke, der gewissenlose Heuchler, der schamlos grundsatzlose Niederträchtige, der Lug und Trug spinnende Klügling, der alles Recht mit List oder Gewalt höhnende Frevler unendlich mehr Aussicht, in der Welt vorwärts zu kommen, als der ehrliche, gute und hochgesinnte Mensch? Inbetracht alles dessen, angesichts der riesenhaften Summe von Schmerzen, Nöthen und Uebeln aller Art, welche die Sonne täglich bescheint, mag sich am Ende ein stoischer Sinn mit der Vorstellung trösten, das Dasein von Erde und Menschheit sei nur eine störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Mit der Erde, die ja, wie einige Naturforscher wollen, dereinst wie ein Tropfen Wasser in die Unermeßlichkeit des Raumes verdunsten wird, werde auch diese Episode in die ewige Leere verschwinden. Aber ist dieser

stoische Gedanke wirklich tröstlich? Läßt sich der mit unwiderstehlichem Zug auf die Zukunft gerichtete Menschengeist jemals davon abbringen, hinter dem Nichts immer wieder ein Etwas zu erblicken? Ist die absolute Leere nicht geradezu undenkbar?

Man sagt, der große Newton sei durch den Anblick eines fallenden Apfels auf das Gesetz der Schwere geführt worden. Mir auch ward so eine Erleuchtung, wenn ich es so nennen darf. Nach einer in Zweifeln und Kümmernissen verbrachten Nacht hörte ich, das Fenster meiner Zelle öffnend, die erste Schwalbe zwitschern. Sie war gekommen, fernher getrieben von ihrer Frühlingsahnung. Sie wußte nicht, daß der Frühling kommen werde, aber sie ahnte und glaubte es und ihr Glaube hatte sie nicht betrogen. Ist das Bedürfniß der Menschenseele, an eine künftige Fortdauer zu glauben, nicht die Frühlingsahnung der Schwalbe? Liegt nicht in dieser Ahnung selbst die Garantie der Erfüllung?

Indem ich wieder zu glauben begann, fing ich auch an, in der weltgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit wieder etwas anderes zu sehen, als eine wüste und grausame Komödie des Zufalls. Die Märtyrer haben nicht vergebens gelitten, die Opfer sind nicht vergebens gefallen. Die Weltgeschichte ist kein Chaos, es ist Plan, Ordnung, Vorschritt in ihr. — Auf diesem Wege kam ich auch zu einer höheren Auffassung der religiösen Idee. Ich lernte sie als nothwendigstes Erziehungsmittel der Menschheit, als Urquell alles Idealismus und zugleich als höchste Form desselben begreifen und verehren: ich lernte mich hineinfühlen in die göttliche Weltseele und durch Vermittelung des Pantheismus, welchen mich der erhabene Platon und der glorreiche Märtyrer Giordano Bruno lehrten, gelangte ich zur Wiederversöhnung

mit dem Christenthum. Aber die christliche Lehre von der Nichtigkeit der Welt führte mich zunächst zu jenem verwerflichen Quietismus, welcher alles gethan zu haben glaubt, wenn er aus dem Mantel der Resignation hervor mit Verachtung auf die Welt blickt. Diese zu verachten ist freilich leichter, als sie zu bestreiten, und so versank ich in ein theilnahmloses, pflanzenhaftes Vegetiren und als höchste Weisheit galt mir der Spruch des orientalischen Dichters:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber: — es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber: — es ist nichts!
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber: — es ist nichts!

Viele Jahre hatte ich so hingelebt. Man ließ mich in Ruhe. Ich galt für einen Träumer und Bücherwurm, mit welchem nichts anzufangen sei. Anderen galt ich auch wohl geradezu für einen Narren, denn ich hatte ja zwei Gelegenheiten, zu hohen und höchsten klösterlichen Würden zu gelangen, unbeachtet vorübergehen lassen, nicht aus Demuth oder Bescheidenheit, sondern einzig und allein aus Gleichgiltigkeit. Wie hätte mich die Aussicht, die Inful eines Abtes zu tragen, aus meiner quietistischen Beschaulichkeit herauslocken können? Nur die Gewißheit, daß mir dieselbe durch Mittel, wie man sie in den Klöstern immer zur Hand hat, verkümmert werden würde, wenn ich einen Zweifel an meinem Gehorsam aufkommen ließe, vermochte mich, unweigerlich eine Sendung zu übernehmen, welche mich nach Baiern und Oestreich führte und für welche man meine früher erworbene Kenntniß dortiger Verhältnisse nutzbar machen wollte.

Auf dieser Reise ließ mich ein glücklicher Zufall die Bekanntschaft meines theuren Freundes Armbruster machen, der mich unter dem Namen Serapion in den Illuminatenbund einführte.

Ihr wißt nicht, liebe Kinder, was es heißen will, erst in alten Tagen zum erstenmal einen Freund zu finden, wie ich in Armbruster einen fand. So eine Freundschaft ist wie die Entdeckung einer neuen Welt, wie ein Verjüngungsbad. Serapion zeigte mir die Nichtigkeit meines Quietismus. Er bewies mir, daß ein quietistisches Christenthum ein unermeßliches Uebel wäre, denn, siegreich geworden, müßte es die Welt in einen todten Sumpf, die Menschheit in einen faulenden Kadaver verwandeln. Er verwies mich auf jene erhabenste Stelle der Schrift beim Evangelisten Lukas, wo Christus spricht: ‚Der Geist des Herrn ist in mir und er hat mich gesendet, den Armen die frohe Botschaft zu verkündigen, aufzurichten die geschlagenen Herzen, den Gefangenen zu predigen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie sehend, und den Unterdrückten, daß sie frei und ledig sein sollen.‘ Er machte mich aufmerksam, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit am Horizont heraufsteige, daß die Geister erwacht seien, daß die Völker sich rührten, den bleiernen Schlaf der Knechtschaft von ihren Wimpern zu schütteln. Er gewann mir Theilnahme ab für die Wirklichkeit, für die Zeit und ihre Strebungen, für das Vaterland. Er war ein eifriger Illuminat und er machte auch mich dazu. Wir beide gehörten zu denen, welche sich für Verbreitung dieses kosmopolitischen und humanistischen Bundes in Süddeutschland große Mühe gaben und nicht ohne Erfolg. An Enttäuschungen, zum Theil sehr schmerzlichen, fehlte es freilich nicht, aber dafür entschädigte doch auch wieder die

Wahrnehmung, daß Sinn und Trieb des besseren in einer Menge von Herzen vorhanden sei. Lux vincet tenebras! Das ist noch jetzt mein Glaube und meine Hoffnung.

Die Zeit, welche ich an der Seite Serapions in gemeinsamer Thätigkeit mit ihm verbringen durfte, war die glücklichste meines Lebens. Endlich mußte ich in mein Kloster zurückkehren. Vielleicht, angehaucht von dem Geiste des Eifers, welchen der Freund in mir erweckt hatte, würde ich versucht haben, diese Fesseln zu brechen; aber, liebe Kinder, wenn man einmal das siebzigste Jahr hinter sich hat, ist die Zeit der kühnen Entschlüsse für den Menschen vorbei. Dennoch sollte ich nicht im Kloster sterben. Die Empörung über eine Ruchlosigkeit, wie sie unserem Jahrhundert zur Schmach gereicht, vertrieb mich aus meiner Zelle und ich werde es bis zu meinem Tode beklagen, daß meine alten Augen noch solch einen Gräuel sehen mußten. — Ein junger Student aus dem Dorfe Söflingen war in der Vakanz aus Tübingen, wo er der Jurisprudenz sich widmete, nach seiner Heimat gekommen. Ich kannte ihn von früher her: er war ein aufgeweckter Jüngling, dabei seelengut, aber heftig und vorlaut. Schon erfüllt von den Ideen der Zeit, machte er in Ulm die Bekanntschaft des genialen und unglücklichen Schubart, welcher dort seine ‚Deutsche Chronik' schrieb. Das ward ihm von allen Feinden dieses Mannes — und es wimmelte in der Gegend von solchen — schon als Verbrechen angerechnet. Man beobachtete ihn, ich ließ ihn vergeblich warnen. Da schäumte eines Abends an einem öffentlichen Orte der brausende Most des Jugendübermuths in dem Unglücklichen über. Noch in der Nacht wurde er aufgehoben und in unserem Kloster in ein scheußliches Gefängniß

geworfen, denn Söflingen lag innerhalb der Gerichtsbarkeit unseres Abtes. Unter den Habseligkeiten des Verhafteten fand man Schriften von Voltaire, von Rousseau, von Lessing, Wieland und Goethe. Dieser Umstand, zusammengehalten mit jenen unbesonnenen Aeußerungen und seinem Umgang mit dem verhaßten Schubart, genügte, ihn der Ketzerei und Gotteslästerung anzuklagen. Man müsse ein Exempel statuiren, hieß es. Vergebens vertheidigte sich der unglückliche junge Mann mit Geschicklichkeit und Muth. Die Wuth wollte ein Opfer haben. Das Urtheil lautete auf Enthauptung und Verbrennung. Alle Anstrengungen, die ich dagegen machte, waren eitel und ich konnte nicht einmal einen kurzen Aufschub der Sentenzvollstreckung erwirken. Man verweigerte mir auch die Bitte, dem Unglücklichen den letzten Trost bringen zu dürfen. Er wurde enthauptet, sein Leichnam verbrannt, seine Asche in den Illerfluß gestreut.

Der Boden, auf welchem solches geschah, solches im achten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts geschehen durfte und konnte, trug mich nicht mehr. Ich erbat mir die Gunst, an der Stelle des eben verstorbenen Einsiedlers auf dem Bernhardusberg die von dem Kloster abhängige Siedelei beziehen zu dürfen. Man ließ mich gerne ziehen, denn mein Benehmen während der schnöden Inquisitionsprozedur hatte mich meinen Brüdern zu einer lästigen und widerwärtigen Person gemacht. Seither hab' ich in dieser Bergeinsamkeit gelebt und von hier werde ich, wenn die Stunde kommt, eingehen zur Ruhe in Gott. — Doch, liebe Kinder, ich habe eure Geduld auf eine lange Probe gestellt. Die Lampe hat ihr Oel aufgesogen, und es ist Zeit, daß ich euch eure Schlafstätte zeige."

Fünftes Kapitel,

worin in der Kürze gezeigt wird, daß es in der guten alten Zeit nicht nur ernste, sondern auch recht humoristische Superiorinnen gab und daß das fatale Wort „Zu spät“ auch damals schon erfunden war.

Der Dichter schlief noch fest, als ihn sein mit der ersten Morgendämmerung erwachter Freund weckte.

Während sich jener reckte und dehnte und dann lässig seinen Anzug besorgte, öffnete Raleigh den Laden des fensterlosen Schlafkämmerchens und mit der morgendlich kühlen und würzreichen Bergluft strömten zugleich die Klänge des Glöckleins der Bernharduskapelle herein.

„Unser Wirth ist schon auf“, sagte Raleigh, „und verrichtet, wie es scheint, seine Frühandacht. — Komm' hinaus.“

Sie verließen die Hütte. Das Glöcklein in der Kapelle drüben war verstummt. Ein leises Wehen ging über die Berggipfel. Sonst heilige Morgenstille ringsum. Drunten in den Thälern brauten die Nebel.

Von einem Gefühle der Andacht angehaucht, gingen die Freunde auf die Kapelle zu und traten leise ein, gefolgt von dem

zahmen Reh des Einsiedlers, welches sie mit seinen schwermüthigen Augen verständig ansah.

Es war ein bescheidenes, aber freundliches Kirchlein. Durch das runde Fenster hinter dem nach Osten gerichteten Altar blickte das Morgenroth. Im Lichte desselben sahen sie den Bernhardus-pater auf den Altarstufen knieen, in stilles Gebet versunken.

Jetzt erhob er, ohne der Zeugen seiner frommen Uebung gewahr geworden zu sein, das Haupt und stimmte mit seiner klangvollen Stimme den schönen Hymnus an:

„Magnificat anima mea dominum —“

In diesem Augenblicke brachen die ersten Stralen des aufsteigenden Tagesgestirns durch das runde Fenster und umwoben den Silberscheitel des ehrwürdigen Greises mit einer leuchtenden Gloriole.

Still, wie sie eingetreten, traten die Freunde wieder hinaus, denn eine ehrfurchtsvolle Scheu hieß sie jede Störung des weihevollen Moments vermeiden.

Eine Stunde später stiegen die beiden nach dem Weiler in den Bergen hinab, wo sie ihre Pferde gelassen. Der Bernhardus-pater hatte sie noch eine Strecke Weges bergabwärts begleitet und der Abschied von ihm war sehr herzlich gewesen.

„Daß sich doch“, sagte Schiller im Gehen, „sympathisch gestimmte Menschen im Leben meistens nur finden sollen, um sich wieder zu trennen. Wie kurz war unser Zusammensein mit diesem herrlichen Greis und doch, wie hat er uns angezogen! Mir ist, als müßte ich wieder umkehren, um ihm noch einmal meine Achtung und Liebe zu bezeugen. — Welch ein reiches und doch verlorenes Leben! Welche Erinnerungen, Entsagungen und

Schmerzen! — Nie, ich gestehe es, ist mir die Religion ehrwürdiger erschienen als in dem Bilde des Einsiedlers, da er vorhin vor dem Altar kniete und, vom ersten Sonnenlicht umstralt, seinen Lobgesang erhob. Es war das innigste, dankvollste Aufathmen der Kreatur zum Himmel, von welchem ich je Zeuge gewesen."

Raleigh stimmte bei und durch den schönsten Maimorgen hin schritten sie thalwärts. Die höher steigende Sonne drückte die Nebel zu Boden und machte sie in Gestalt von Millionen Thautropfen auf Gras und Kraut funkeln. In der Ferne schimmerten die Thurmknäufe der Reichsstadt, prächtig blickte der Hohenstaufen herüber, auf dem Thurme der Kirche des näher gelegenen Rechberg läutete es zur Messe, aus den Dörfern der weithin gedehnten Gemarkung antworteten die Glocken, die Wiesenthäler dufteten herauf, badend in Thau und Blüthenschnee, die Lerche stieg tirilirend, der Bergfink schlug auf dem Weißdornbusch, die Grasmücke sang im Ginster, der Bergbach rauschte unsern Wanderern zur Seite klingend in seinem felsigen Bett und dort drüben trieb ein junger Schäfer seine Schafe aus dem Pferch und sang dazu, daß es hell von der tannenbekrönten Halde widertönte:

„Herziges Schätzle du,
Hast mer au all mei Ruh
G'stohla, du loser Dieb,
Hab' di doch lieb!

Wenn d'r ins dunkelblau,
Funkelhell Schelmaug' schau,
Mein' i, i säh in mei
Himmelreich 'nei."

Und der in seinem Schatz Vergnügte ließ die schöne Weise in einen Jodler ausklingen und setzte als Trumpf einen prächtigen Juheischrei darauf.

Des Dichters Brust weitete sich.

„Oh, wie schön ist die Welt!“ rief er aus.

„Ja“, sagte Raleigh zerstreut. — „Ein recht hübsches Liedchen, und was der Bursch für eine Stimme hat! — Aber ist das wohl der Thurm der Klosterkirche von Gotteszell, welcher dort weit unten, rechts von der Stadt, hervorsieht?“

„Aha“, lachte Schiller, „da denkt in der Gegend außer dem Schäfer noch einer an ein dunkelblau, funkelhell Schelmaug'. Sieh, sieh! — Den Thurm von Gotteszell jedoch kannst du von hier aus nicht sehen. Das Kloster liegt zu tief im Thale. Indessen tröste dich, wir können noch vor Mittag dort sein, wenn wir erst wieder zu Pferde sitzen.“

„Ich gestehe“, versetzte der Amerikaner, „das wäre mir lieb. Seit meinem Erwachen heute in der Frühe fühle ich bei dem Gedanken an Lauretta eine wunderliche Unruhe, eine unbestimmte Ahnung von Hindernissen und Widerwärtigkeiten. — Ich werde dir zweifelsohne recht albern vorkommen —“

„Ei was, lieber William! Du solltest mich, ich will nicht einmal sagen aus Freundschaft, sondern schon aus simpler Höflichkeit für ein hinlängliches Stück von Poeten halten, um mir zuzutrauen, daß mir deine Herzensnöthen keineswegs unter dem Gesichtspunkt der Albernheit erscheinen. — Wärest du nur vorgestern in der Krypte auf dem Salvator an meinem Platze gewesen! Ich habe ohnehin ein nicht sehr angenehmes Gefühl, als hätte ich dort eine recht klägliche Rolle gespielt. — Aber sag', nun

du den Schlüssel in der Tasche hast, welcher uns das verwunschene Kloster öffnen soll, wohin geht eigentlich dein Anschlag? Habe zwar, wie männiglich bekannt, den Schuft, meinen Spiegelberg, in den ‚Räubern‘ ein Nonnenkloster flott stürmen lassen, fürchte aber trotzdem, daß ich mich in Praxi dabei sehr linkisch anstellen würde.“

„Lieber Freund, wir leben jetzt nicht in der phantastischen Sphäre deiner ‚Räuber‘, sondern in der Wirklichkeit. Auf Stürme und dergleichen mehr ist es vor der Hand gar nicht abgesehen. Unser Verhalten wird sehr einfach sein. Wir verlangen Gehör bei der Mutter Superiorin, das Empfehlungsschreiben des Bernharduspater wird uns dieses Gehör verschaffen und, wie ich hoffe, auch das Wohlwollen der frommen Dame. Dann —“

„Dann?“

„Setze ich der Superiorin den Fall auseinander, bitte sie, mir in ihrer Gegenwart eine Unterredung mit Lauretta zu gewähren, und biete, falls mir diese Zusammenkunft bewilligt wird, dem Mädchen meiner Wahl meine Hand an. Wird, was ich freilich kaum zu hoffen wage, mein Anerbieten angenommen, so bin ich von Gottes- und Rechtswegen der legitime Beschützer Lauretta's, und diesem seine Braut unter einem geschickten Vorwande auszuliefern, wird sich die Superiorin wohl bestimmen lassen. Wenigstens glaubte das auch unser einsiedlerischer Freund und hat daher, wie er mir mittheilte, in seinem Schreiben an die Mutter Monika darauf Rücksicht genommen. Hierauf nehme ich Postpferde, eile mit meiner Erwählten auf dem kürzesten Wege Paris zu, lasse unsern Bund durch unsern Gesandtschaftskaplan einsegnen und führe Lauretta zu Schiffe, damit meine Mutter

unter meinem Dach am Ufer des Potomak sie als ihre Tochter in die Arme schließe."

Schiller machte zu dieser Eröffnung große Augen, blinzelte dann nach seiner Gewohnheit stark damit, schüttelte den Kopf, blies die Backen auf und ließ einen Pfiff hören, welcher ziemlich bedenklich lautete.

„Ich sehe, mein Plan gefällt dir nicht", sagte Raleigh.

„Ohne Umstände, nein."

„Er kommt dir ohne Zweifel viel zu prosaisch, zu gewöhnlich, zu philisterhaft vor?"

„Freilich, freilich. Aber wie er mir vorkomme, das hätte wenig zu sagen. Dagegen möcht' ich dir doch zu bedenken geben, daß Lauretta diesen Plan leicht allzu nüchtern finden könnte. Sie liebt das Ueberraschende, das Kühne, das Romantische —"

„Ich verstehe dich", sagte Raleigh mit einem Seufzer, fuhr aber dann sogleich mit seiner gelassenen Ruhe fort: „Du weißt, ich könnte für Lauretta vieles thun, sehr vieles, ungewöhnlichstes, wenn du willst; aber was ich für kein Weib der Erde, auch für sie nicht thun kann, ist, meinem ganzen Wesen entgegen den Romanhelden zu spielen. Ich bin, wie ich dir schon früher sagte, kein Werther, ich bin auch kein Ritter, sondern ein schlichter amerikanischer Bürger, ein Landmann und, wenn du willst, auch ein Bißchen Kaufmann. Daß mich meine Bürgerpflicht in das Kriegsleben geführt, daß ich dieser Pflicht mit jugendlichem Seelenschwunge zu genügen suchte, hat an meinen bürgerlichen Neigungen nichts verändert. Nein, ich bin nicht dazu gemacht, weder den seufzenden Seladon noch den hirntollen Orlando zu spielen. Die ernste Schule des Lebens, welche ich durchgemacht,

ließ solche Willkür der Phantasie nicht in mir aufkommen, vorausgesetzt auch, ich hätte von Natur irgendwelche Anlage dazu gehabt. — Glaub' mir, ich habe mich im geheimen lange und schmerzlich gegen diese plötzlich erwachte Neigung zu einem Mädchen gesträubt, welches in so vielem einen schroffen Gegensatz zu meinem Wesen bildet. Das Sträuben half nichts, aber zu einem romantischen Narren soll mich meine Leidenschaft doch nicht machen. Ich hasse alle krummen Wege und gehe gerne geradeaus. — Doch da sind wir ja bei dem Weiler angelangt. Laß uns eilen, in die Stadt zu kommen."

Die guten Klosterfrauen von Gotteszell hatten sich an diesem Tage etwas später als gewöhnlich aus dem Refektorium zurückgezogen. Es hatte heute beim Imbiß viel Gezischel und Gemunkel unter den frommen Schwestern gegeben und mehr als ein diplomatischer Versuch war gemacht worden, die verehrte Domina Monika über ein Ereigniß reden zu machen, welches seit gestern den ganzen Konvent lebhaft beschäftigte. Aber die leutselige Superiorin war heute ganz ungewöhnlich verschlossen gewesen, und nachdem das Dankgebet gesprochen und die Legende der Tagesheiligen gelesen worden, hatten sich die Schwestern in ihre Zellen zurückgezogen.

Die Pförtnerin saß in ihrem Lugaus zur Seite der Klosterpforte und war gerade im Begriff, ein wenig einzuschlafen, als der Klang der Thorglocke sie aus ihrem behaglichen Lehnstuhl aufschreckte.

Grämlich, wie eine alte Pförtnerin unter solchen Umständen zu sein wohl berechtigt ist, ging die Schwester Regula hinaus, öffnete das Guckfensterchen am Thorflügel und fragte nach dem Begehren der beiden draußen stehenden jungen Männer, unserer

Freunde. Sie erbäten, lautete die Antwort, eine Audienz bei der hochwürdigen Domina Superiorin, welcher sie ein Schreiben vom Pater Aloisius auf dem Bernhardusberg zustellen wollten.

Darauf hin schloß Schwester Regula die Pforte auf und ließ die Besucher eintreten, sagend, sie möchten ihr in das Sprechzimmer folgen und dort warten, bis sie der hochwürdigen Mutter Meldung gemacht hätte.

Indem die beiden Folge leisteten und der Pförtnerin über den Klosterhof nachtraten, murmelte die Schwester Regula für sich hin: „Der eine hat rothes Haar und eine tüchtige, so zu sagen vogelschnabelartige Hakennase. Tritt auch, scheint's, recht ordentlich stolz auf. Richtig, der muß es sein."

Der Dichter und sein Freund hatten keine Zeit, über den seltsamen Umstand, sich plötzlich in dem Oratorium eines Nonnenklosters zu befinden, Betrachtungen anzustellen oder auszutauschen, denn sie hatten nur wenige Minuten gewartet, als die Domina Superiorin hinter dem eisernen Sprachgitter erschien, welches das Gemach vom Boden bis zur Decke in zwei Hälften schied.

Wenn aber die jungen Männer sich auf das Erscheinen einer altehrwürdigen, strengen und griesgrämigen Klosterbeherrscherin gefaßt gemacht hatten, so sahen sie sich angenehm enttäuscht. Die Mutter Monika stand zwar bereits in einem Alter, welches man ein für ihr Geschlecht kritisches zu nennen pflegt, aber sie war immerhin jetzt noch eine stattliche Superiorin und ihre haselbraunen Augen blickten lebhaft und keineswegs mürrisch und streng, sondern vielmehr eher ein Bißchen schalkhaft.

Die Domina erwiderte die ehrerbietige Begrüßung der jungen Männer mit gewinnender Freundlichkeit und nahm das

Schreiben des Bernharduspater, welches ihr Raleigh durch das Gitter darreichte, huldvoll entgegen.

Nachdem sie es entsiegelt und gelesen, sagte sie:

„Welcher von Ihnen, meine Herren, ist der, dessen Angelegenheit mir der hochwürdige Herr Pater Aloisius so dringend empfiehlt?“

Raleigh trat vor und verbeugte sich.

„Ah“, sagte die Superiorin, nachdem sie ihn aufmerksam betrachtet hatte, mit einem Ausdruck wohlwollenden Bedauerns, „Ihr Aussehen ist wacker, mein Herr, und ich glaube gerne, daß etwas besseres als jugendliche Laune und Leichtfertigkeit Sie hierher geführt habe. — Sie sind ein Amerikaner, wie mir der verehrungswürdige Pater schreibt. Also werden die jungen Leute jenseits des Weltmeers ebenfalls von Liebesnöthen heimgesucht? Wunderlich! Ich glaubte bisher, besagte Nöthen seien bloß in der alten Welt Mode.“

Raleigh lächelte, Schiller lächelte und die Domina lächelte auch.

„Gott Amor herrscht eben überall mit Omnipotenz“, sagte der Dichter, dem die Sprechweise und das ganze Gebaren der Mutter Monika überaus gefielen.

„Was, mein Herr“, versetzte die Domina, wieder einen Blick in den Brief werfend, „was, Sie sprechen von heidnischen Göttern in einem Konvent von Ursulinerinnen? Gut, daß keine meiner frommen Schwestern Ihre Ketzerei hörte; ich müßte Ihnen sonst eine tüchtige Disciplin geben. — Sie heißen Schiller, sind ein Doktor, ein Mediziner — ach, das sind mir saubere Christen, die Herren Doktoren! Aber ich will hoffen,

Sie wissen vom Gott Amor nur vom Hörensagen. Sie sind ja noch blutjung. Oder —"

„Entschuldigen Sie, Verehrungswürdige, daß ich Ihnen widersprechen muß."

„Wie? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie wirklich schon das gewesen, was die Weltkinder verliebt sein nennen?"

„Doch, Verehrte, und jetzt heftiger als jemals!"

Domina Monika war über das dreiste Wesen des Dichters ein wenig verblüfft und rüstete sich, dem kecken jungen Mann ein strafendes Wort zu sagen. Aber das wollte sich nicht recht machen. Der Sünder, obgleich keineswegs ein Ausbund von Schönheit, hatte dennoch in seinem ganzen Wesen etwas eigenthümlich edles, was ihm die Herzen der Menschen gewann.

Raleigh fand für gerathen, sich ins Mittel zu legen.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, meinem Freunde seine sonderbare Redeweise", sagte er. Sie müssen wissen, er ist ein Poet."

„Ah so, ein Poet ist er?" sagte die Domina und zeigte dabei ein versöhnliches Lächeln. „Nun, den Poeten muß man vieles nachsehen. Sie reden gerne in — in — ei, wie heißt man es doch? — in Hyperbeln, glaub' ich."

„Verehrungswürdige —" begann Schiller wieder, aber die Domina, den schelmischen Zug um seinen Mund gewahrend, unterbrach ihn mit den Worten:

„Nein, nein, mein Herr Poet. Sie sehen mir gerade darnach aus, als ob Sie auf Ihrem Pegasus säßen; aber so ein heidnisches Thier darf in einem Konvent ehrsamer Ursulinerinnen seine Kapriolen nicht machen."

Sie sprach das voll Güte und sogar mit humoristischem Ausdruck, aber doch zugleich auch so, daß man unschwer merkte, diese Frau sei zwar entschieden keine bigotte und devote, allein dennoch wisse sie sehr wohl die Gränzlinie einzuhalten, wo der Humor aufhörte und ihre Würde als Nonne und Superiorin anfing.

„Mein Herr Amerikaner", fuhr sie zu Raleigh gewandt fort, „obgleich Sie in so schlimmer Gesellschaft reisen, beklage ich es doch lebhaft, sehr lebhaft, daß ich in der Angelegenheit, welche Sie hierher geführt, nichts thun kann."

„Wie, verehrte Frau?" fragte Raleigh erschrocken.

„Ja, ich wiederhole es mit Bedauern: ich kann nichts für Sie thun."

„Aber der Pater Aloisius —".

„Empfahl Sie meinem Beistand unter Voraussetzungen, die nicht mehr vorhanden sind. — Sie kommen um einen ganzen Tag zu spät! Der schöne, wilde Vogel ist ausgeflogen."

„Lauretta hat Gotteszell verlassen? — Sie ist entflohen?" riefen Raleigh und Schiller wie aus einem Munde.

„Sie sagen es, meine Herren."

„Wie ging das zu?"

„Ich weiß es nicht. Es kam so überraschend. Vorgestern noch, nach unserer Zurückkunft von einem Bittgang nach dem Salvator hatte das arme, liebenswürdige und doch, wie ich annehmen muß, so tiefverwilderte Kind mir die Mittheilung gemacht, es wäre nicht abgeneigt, für immer bei uns zu bleiben. Lauretta war dabei sehr traurig. Ich dachte mir, die Wallfahrt habe ihr störriges Gemüth plötzlich besänftigt und dem

Heile zugewandt. — Gestern Morgen war sie fort, spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich. — Ich kann mir nicht denken, wie sie ihre Flucht bewerkstelligte und wer ihr dabei geholfen. Ein Verdacht, den ich auf eine meiner Klosterschwestern warf, hat sich bis jetzt nicht bestätigt. Ich weiß nicht, wie ich mir die Sache vorstellen, und noch weniger, wie ich den schlimmen Fall bei Sr. Durchlaucht dem Herzog von Wirtemberg entschuldigen soll, der sich unserem Konvent mehrmals als ein gnädiger Gönner erwiesen hat."

Und den tiefen Schmerz in Raleighs Mienen wahrnehmend, setzte die gutmüthige Domina hinzu:

„Ich würde Sie meiner innigen Theilnahme versichern, mein Herr, wenn ich nicht fühlte, daß unter solchen Umständen jeder Trostversuch ein eitler sein muß."

„Ich danke Ihnen dennoch, verehrte Frau", entgegnete Raleigh tonlos und mühsam nach Fassung ringend. „Glauben Sie mir, ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufnahme und Ihre edle Theilnahme von Herzen dankbar. — Aber — aber, lieber Schiller, wir haben hier nichts mehr zu thun und wollen der hochwürdigen Superiorin nicht länger lästig fallen."

Damit war diese Audienz im Sprechzimmer von Gotteszell beschlossen.

Als die beiden Freunde das ihnen von der Pförtnerin geöffnete Hofthor hinter sich hatten, wurde das Guckfensterchen desselben aufgethan und das Gesicht der Schwester Regula erschien in der Oeffnung.

„Bst, bst!" machte sie, ließ einen Brief herausfallen und schloß dann schnell wieder den Laden.

Schiller hob das Papier vom Boden auf. Es war versiegelt und an ihn adressirt. Die graziösen Schriftzüge Lauretta's erkennend, riß er hastig das Siegel ab und las die wenigen Zeilen:

„Ich fürchte, theuerer Freund, Ihre und des Herrn Ritters aus Atlantis Vorsicht ist so groß, daß ich auf die daraus resultirende Tapferkeit gar zu lange warten müßte. Das Warten ist nun aber nicht sehr nach meinem Geschmack. Ich gehe also in die weite Welt, nachdem ich unterwegs noch eine schreckliche Bestellung, die mir vor Zeiten meine arme Mutter aufgetragen hat, ausgerichtet haben werde. — Sorgen Sie sich nicht um mich und vergessen Sie die wilde Turbinella! Fühlen Sie sich wieder einmal in der Stimmung, Laura-Oden zu dichten, so wird sich wohl unschwer eine andere und bessere Laura finden. — Leben Sie wohl, mein Freund, vielleicht für immer! Und doch — bah, es lebe der Wechsel, das Abenteuer, der Humor! — Und — ja, das noch! Vergessen Sie nicht, an Ihren Freund meine gehorsamste Empfehlung zu bestellen und ihm gelegentlich zu sagen, wer den Ritter spielen wolle, thue gut, die Tapferkeit ins vordere und die Vorsicht ins hintere Treffen zu stellen. — Addio, caro mio!"

„Wie herzlos!" sagte Schiller voll Zorn.

Raleigh sagte gar nichts und so schritten die beiden sehr schweigsam der Stadt zu.

Auch ihr Abzug aus Gmünd am folgenden Tage war still. Raleigh trieb zum Aufbruch. Er hatte sich am Abend zuvor in der blauen Ente eiligst nach dem fremden Grafen erkundigt, und als man ihm gesagt, derselbe sei gestern Morgen, kurz

nachdem die beiden Freunde ihren Ritt in die Berge angetreten, mit Wagen und Dienerschaft abgereis't, hatte er einen Fluch zwischen den Zähnen zerdrückt.

Mamsell Senzele war nach der Abreise der Freunde den ganzen Tag sehr übler Laune. Sie vermochte es sich nicht zu erklären, warum der Gespiele ihrer Jugend, als sie denselben beim Abschied durch den langen und dunkeln Hausgang begleitete, so gar nicht bemerkt hatte, daß ihm die günstigste Gelegenheit geboten sei, ihr noch eine Freundlichkeit zu erweisen.

Beim Hinabreiten durch's Remsthal machte Schiller den Vorschlag, das Kloster Lorch zu besichtigen, aus welchem die Mönche schon zur Zeit des Bauernkrieges vertrieben worden und welches jetzt der Sitz eines herzoglich wirtembergischen Kastenamtes war. Er wollte dem wortkargen, in düstere Gedanken versunkenen Freund eine Zerstreuung bieten und zugleich die Spielplätze seiner Jugend wieder einmal besuchen, welche seiner Erinnerung stets so theuer geblieben waren.

Nachdem sie in der Herberge zur Sonne, in welcher die schiller'sche Familie während ihres mehrjährigen Aufenthalts in Lorch gewohnt hatte, ihre Pferde untergebracht, gingen sie hinaus und stiegen den Hügel am Flusse hinan, auf dessen Spitze die alten Klostergebäude stehen. Es ist ein schöner Punkt, das stille Waldthal der Rems zu überblicken, auf welches der Rechberg und der Staufen ernst niedersehen.

Sie ließen sich die Klosterkirche öffnen, wo so viele Männer und Frauen des hohenstaufischen Hauses unter den Steinplatten ruhen. Schiller, von seinen Erinnerungen aus der Frühlingszeit des Lebens lebhaft aufgeregt, machte den gesprächigen

Cicerone, ohne den Freund aus seinem Schweigen aufrütteln zu können.

Indem sie aus dem Mittelschiffe der Kirche, wo der Sarkophag des Stifters vom Kloster Lorch steht, in das Seitenschiff rechter Hand traten, sagte der Dichter:

„Sieh, da unter diesem Steine schläft die Kaiserstochter aus Byzanz, die Königin Irene. Ihr Tod war ein Triumph der Frauentreue. Der Gram brach ihr Herz bei Empfang der Schreckenskunde, daß ihr Herr und Gemahl, König Philipp, von Otto dem Wittelsbacher ermordet worden sei."

Raleigh antwortete nur mit einem Achselzucken und mit einem spöttisch-ungläubigen Lächeln, wie es ihm sonst ganz fremd war.

Den Dichter überkam ein unheimliches Gefühl, sich mit dem brütenden Freunde und den stillen Todten länger in die verwitternden Wände der alten Kirche eingeschlossen zu sehen.

Der Sonnenschein draußen, der Anblick der ihn anheimelnden Landschaft, der fröhlich aus dem nahen Walde herüberschallende Vogelgesang ermunterten ihn wieder. Er führte seinen Begleiter geschäftig umher, zeigte ihm alles und setzte sich zuletzt mit ihm unter die vielhundertjährige Klosterlinde. Dann sprang er wieder auf, umschritt den klafterdicken Stamm des ehrwürdigen Baumes und sagte:

„Wie viel hundertmal bin ich in Knabenjahren mit meiner geliebten Schwester Christophine und mit dem guten Konz hier gewesen! Was haben wir in dieser Linde Schatten alles gespielt, geschwatzt, geträumt! — Wie ist mir das ringsher alles so lieb und vertraut! — Konz war voriges Jahr im Frühling hier

und da hat der Gute eine gar herzige Ode an mich gedichtet. Sie hat mich damals tief ergriffen und drängt sich mir jetzt unwillkürlich auf die Lippen:

Sieh, hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur —
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt vom Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen und Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet den Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg!
Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl!
Und oh, wie du schon da
Manche kindische Freuden mit mir theiltest,
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Aufzulodern begann —"

Der Dichter war selber aufgelodert bei diesem Erguß einer der seinigen befreundeten Poetenseele. Aber da fiel sein Auge auf den

theilnahmlos vor sich hinsehenden Freund und er vergaß im Mitgefühl um diesen seine Erinnerungen. Er brach rasch ab, faßte Raleigh bei der Hand und sagte nur:

„Armer Freund!“

William schaute auf, schüttelte sich, als wollte er einen lästigen Alp entfernen, erwiderte den Druck der Freundeshand und sagte, indem er aufstand:

„Sei unbesorgt, theuerer Friedrich, der Traum ist aus, der Zauber ist gebrochen. Es war nach dem Unglückstag bei Kamden, als die amerikanische Sache nahezu verzweifelt stand, da hört' ich den großen Washington den Kreis seiner bekümmerten Freunde mit einem Worte des römischen Dichters aufrichten. Rebus angustis animosus atque fortis adpare*), so lautet, glaub' ich der Spruch. Ich hab' mir den Sinn wohl gemerkt, und mag es unstatthaft sein, jenes in einer Stunde großer öffentlicher Noth gesprochene und dadurch geweihte Wort auf kleines persönliches Unglück anzuwenden, eins ist gewiß: es gilt auch mir zu dieser Stunde und macht mich fühlen, daß es meines Vaters Sohn gezieme, ein Mann zu sein.“

---

*) In Noth und Drangsal stelle du deinen Mann!

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Auf Hohenasperg. — Ein alter Bekannter. — Der Verfasser des „Siegwart". — Von Feuer- und Wassergeistern. — Eine schubartische Huldigung. — Ein Stück deutscher und amerikanischer Geschichte. — Vom deutschen Sumpfdrachen und vom „edlen" Rieger. — Sängers Fluch.

„Bei Gott, heute heißt es nicht für mich: Gefang'ner Mann, ein armer Mann! sondern vielmehr: Gefang'ner Mann, ein froher Mann! — Hätte Tag meines Lebens nie geglaubt, daß mir's auf dieser verwünschten Erdwarze, auf meinem Scherbenberg, Aschberg, Thränenberg da oben so wohl ums Herz werden könnte. Ist ja eine himmelblaue Gottesgnade von oben! — Schenkt ein, liebe Menschenkinder! Du, Herzbruder Miller, Ihr, Schiller, Prachtkerl von einem Poeten, und Sie, liebwerther junger Freund aus Amerika, schenkt ein und stoßt an mit mir! Es lebe, was wir lieben: die Freiheit, die Poesie, die Kunst, die Freundschaft, das Vaterland! Hurrah!"

An die Zimmerdecke, welche diesen Trinkspruch auffing, hatte jedenfalls seit ihrem Bestehen noch kein solcher geklungen, wenn überhaupt einer. Es war ein bedenklich einfaches Gemach mit vier weißen Kalkwänden, die aber nicht sehr weiß aussahen. Eine Pritsche mit zerwühlten Bettstücken in einer Ecke, ein Tisch

mit ein paar Stühlen, ein sinnreich auf eine Art Pfahlwerk gelegtes Bret, bedeckt mit einem kleinen Chaos von Büchern und Skripturen, das war das Mobiliar der Stube, die man dennoch um ihres Bewohners willen mittels eines starken und engen Eisenstäbegitters vor dem Fenster von außen verwahren zu müssen geglaubt hatte. Aber wie kerkerlich und ärmlich die Stube auch immer aussah, sie war doch ein üppiges Prachtzimmer, verglichen mit dem schrecklichen unterirdischen Gelaß im Thurme drüben, in welchem ihr Insasse das erste Jahr seiner Gefangenschaft auf Hohenasperg verjammert hatte.

Und da saß er mit drei Besuchern an dem Tische, auf welchem Flaschen und Gläser standen, der berühmte Gefangene der Bastille von Wirtemberg, Christian Friedrich Daniel Schubart. Er war dicker geworden, schwammiger als damals, wo wir ihn von der Solitude aus ins Exil wandern sahen. Der gelbe Schatten der Gefängnißluft lag auf seinem Gesicht und seine Haare bedurften des Puders kaum mehr, um grauweiß zu erscheinen. Aber im übrigen war er der Alte geblieben, war er immer noch der Schubart, welcher in der Glorie seines genialen Leichtsinns vor Zeiten in den Weinstuben von Ludwigsburg, Augsburg und Ulm Witze sprühend, aufklärerische Zornblitze schleudernd, bedenkliche Kapitel aus der höfischen Skandalchronik illustrirend das Entzücken der einen, das Aergerniß der andern seiner Zuhörer gewesen. Auch seine Züge zeigten noch die alte seltsame Mischung von Genie und Gemeinheit, hochherziger Stürmerei und schlaffer Zerknirschung; aber das Unglück hatte inzwischen die Gedankenfurche zwischen den Brauen des Mannes tiefer gegraben und in seinem Augenaufschlag wurde zuweilen ein gewisses etwas be-

merkbar, was zwischen frommer Schwärmerei und frommer Heuchelei bedenklich schillerte. — Das pädagogische Experiment, welches Herzog Karl durch den Festungskommandanten, Generalmajor Rieger, seit fünf Jahren an Schubart hatte vollziehen lassen, war in der That nicht ganz mißlungen, insofern es Rieger glücklich dahin gebracht hatte, die ursprüngliche Zerfahrenheit des Gefangenen noch beträchtlich zu erhöhen. Es war dem pietistischen General nämlich geglückt, dem Poeten und Musiker eine gewisse servile Heuchelei anzudressiren, durch welche dann bei Gelegenheit der angeborene Titanismus Schubarts immer wieder gar wunderlich durchschlug. — Jetzt war Rieger todt, etwa vor Monatsfrist inmitten eines seiner jähen Zornanfälle durch einen Herzschlag weggerafft, und unter dem Regiment des neuen Kommandanten von Hohenasperg, des humanen Generals von Scheler, athmete der Gefangene ordentlich neu auf.

Es war heute nicht zum erstenmal, daß Schiller den seiner Familie von altersher befreundeten Unglücklichen besuchte. Er war im vorigen Jahre bei ihm gewesen, doch mehr auf Betreiben Riegers als aus eigenem Antrieb, denn Verschiedenheit des Alters und der Lebensstellung hatten einen Verkehr verwehrt, der ohnehin, solange Schiller in der Akademie sich befand, eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Aber als die ‚Räuber‘ erschienen waren, hatte der Kommandant vom Asperg den Einfall, die beiden Dichter zusammenzubringen. Rieger war nämlich neben seinen frömmelnden Anfällen auch Anfällen von Schöngeisterei ausgesetzt und in einem derselben hatte er Schillers Freund Hoven vermocht, den Verfasser der epochemachenden Tragödie zu einem Besuch auf dem Asperg einzuladen. Rieger führte den Dichter zu seinem

Gefangenen und stellte ihn demselben als einen Doktor Fischer vor. Schubart, sei es, daß er in dem jungen Regimentsarzt den Knaben Fritz wirklich nicht wiedererkannte, sei es, daß er schlau genug war, dem General die beabsichtigte Ueberraschungsscene nicht verderben zu wollen, genug, er geht auf das von Rieger in Gang gebrachte Gespräch über die ‚Räuber' ein, liest dem angeblichen Doktor Fischer eine enthusiastische Recension über das Stück vor und drückt schließlich den Wunsch aus, den Dichter wieder einmal persönlich zu sehen. „Da steht er vor Ihnen", sagt Rieger, worauf Schubart Schiller mit Freudethränen um den Hals fällt. Seither waren die beiden Poeten in einigem Verkehr mit einander geblieben und erst gestern hatte die in Stuttgart lebende Gattin des Gefangenen Schiller einen Gruß von ihrem Manne bestellt. In jener kraftgenialischen Manier, die in Schubarts Briefen vom Asperg mit pietistelndem Gewimmer und erhabenen Zornausbrüchen so seltsam wechselte, hatte er an seine Frau geschrieben: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!"

Angeregt durch diesen Gruß, hatte der Dichter seinem Freunde Raleigh, der sich rüstete, von Stuttgart abzureisen, den Vorschlag gemacht, den armen Gefangenen zu besuchen. So waren sie denn bei guter Morgenzeit nach Ludwigsburg herausgeritten, hatten sich dort von Hoven, der infolge militärärztlicher Inspektionen, die er auf dem Asperg vorzunehmen hatte, daselbst wohlbekannt war, eine Empfehlung an den Kommandanten mitgeben lassen und waren dann zu Fuße die Wegstunde von Ludwigsburg bis zu dem berühmten, isolirt in der Ebene stehenden Hügel herausgewandert, welchem Schubart die Namen: verwünschte

Erdwarze, Thränenberg und noch ganz andere, etwas weniger reinliche geschöpft hatte.

Am Fuße des Aspergs, da, wo ein den bezeichnenden Namen Schwitzgäßle führender Fußweg steil zu der ersten Umwallung emporführte und wahrscheinlich noch emporführt, hatten die beiden einen Mann eingeholt, der offenbar das gleiche Ziel verfolgte und den seine Kleidung und ein gewisses, nur dem ganz ungeübten Auge nicht auffälliges eckig=feierliches Gebaren als einen protestantischen Geistlichen signalisirten. Man hatte sich begrüßt und beim langsamen Hinansteigen durch das Schwitzgäßle hatte ein Wort das andere gegeben, so daß die beiden Freunde, bevor man das äußere Thor der Festung erreichte, wußten, sie hätten den Münsterprediger Miller von Ulm vor sich, den gefeierten Verfasser der Klostergeschichte „Siegwart“, und derselbe sei, auf einer Reise nach Heilbronn begriffen, gekommen, seinen Freund Schubart zu besuchen. Schiller hatte den würdigen Mann, der, in den ersten Dreißigern stehend, in seinen Zügen die geistliche Amtsmiene wenig, desto mehr dagegen die sanfte Warmbrüderlichkeit seiner Dichterei hervortreten ließ, mit Herzlichkeit als Bruder in Apollo begrüßt, was ein paar Jahre später kaum noch geschehen sein dürfte, denn binnen kurzem sollten die tiefgehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Fraktionen der großen literarischen Bewegungspartei jener Zeit schroff und immer schroffer hervortreten. Sämmtliche Mitglieder dieser Partei, welche das deutsche Leben mit ganz neuen Kulturkeimen befruchtet hat, waren Stürmer und Dränger. So die Hainbündler im Norden, Goethe's rhein= und mainländische Genossenschaft im Westen, der schubart=schiller'sche Kreis im Süden von Deutschland.

Sie alle verdienten reichlich die Bezeichnung als Revolutionäre, Wühler, Umstürzler, Anarchisten, womit man im neunzehnten Jahrhundert politische Kinder zu schrecken gelernt hat. Aber während weitaus die meisten der Stürmer und Dränger über den revolutionären Sturm und Drang gar nie hinauskamen und in den trüben Wogen einer von Grund aus aufgewühlten Zeitstimmung versanken, war es nur wenigen Auserwählten, streng genommen nur zweien, gegönnt, über die thürmenden Fluten hinweg die Gestade einer neuen idealischen Welt zu erblicken und den Nachen der deutschen Bildung mit fester Hand dorthin zu lenken, wo im Sonnenlichte des modernen Griechenthums die leidigen mittelalterlichen Gespensterfratzen erblassen mußten. Das war jedoch eine erst noch bevorstehende Entwickelungsphase des deutschen Geistes. Zu der Zeit, von welcher wir hier handeln, war selbst ein Goethe noch über seine Ziele unklar, und was die Masse der literarischen Bewegungsmänner angeht, so konnte man sie mit einer aus der Naturwissenschaft entlehnten Bezeichnung füglich in Vulkanisten und Neptunisten eintheilen. Zu den Feuergeistern gehörten die Goethe, Klinger, Schiller, zu den Wassergeistern, welche die Welt statt mit Feuer mittels einer Thränenflut vom bösen und philisterhaften reinigen wollten, über welcher Thränenflut die Taube der christlichen Liebe schweben sollte, den Oelzweig der Empfindsamkeit im Schnabel, gehörten die meisten Anhänger Klopstocks, die Hölty und Miller, die Jakobi und Lavater. Mitten inne zwischen den Feurigen und Wässerigen hielt sich eine Anzahl von Schaukelmännern, die bald in Flammen aufloderten, bald in Thränen zerflossen. Ein rechter Typus dieser Fraction war der Gefangene von Hohenasperg.

Nachdem die drei Besucher der Festung die militärischen Förmlichkeiten, welche mit dem Beschreiten der Thore, Zugbrücken und kasemattirten Aufgänge verbunden waren, durchgemacht, hatten sie von dem Kommandanten ohne weitere Umstände die Erlaubniß erhalten, nach Belieben mit Schubart zu verkehren, dessen Haft damals aus dem Stadium grausamer Einkerkerung schon lange in das mildere, wenn auch nicht weniger rechtlose der sogenannten Festungsfreiheit übergegangen war. Raleigh, welcher von Schiller erfahren, daß der Gefangene neben andern Poeteneigenschaften alten Stils auch die eines perennirenden Durstes besitze, hatte dafür gesorgt, daß aus dem Wirthshause der Festung ein ausreichender Weinvorrath in Schubarts Zelle geschafft wurde, und unter dem Einfluß dieses erheiternden Getränkes, mehr aber noch, zu seiner Ehre sei es gesagt, unter dem Einfluß der Freude über das Wiedersehen Millers und Schillers war der gefangene Poet zu jener erhöhten Stimmung gelangt, von welcher wir zu Anfang des Kapitels eine Probe gegeben. Eine weitere kam sogleich.

Während nämlich die drei Besucher ihre Gläser niedersetzten und Miller einen gar bedenklichen Blick auf das offenstehende Fenster warf, fuhr Schubart nach dem erwähnten, mit Büchern und Papieren beladenen Tisch, kramte hastig in dem Chaos herum, riß endlich ein Papier daraus hervor und sagte:

„Lieber Schiller, Herzenskerl, ich habe Euch meinen Dank für die Zusendung Eurer Anthologie noch nicht abgestattet, muß es jetzt thun. Habe das Buch gelesen und Respekt! sag' ich. Ha, Euer Feuer hat die Flamme in meinem Herzen, die ich schon

ganz niedergebrannt glaubte, wieder einmal entzündet. Hört meinen Dank!"

Und sofort begann er mit Pathos zu lesen:

„Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gesang entquoll!
Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schätzer hohen Sangs,
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkigen Rechten!

Auch ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschlossenem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.

Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!

Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm,
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!

Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze,
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut!"

So ging das Gedicht noch lange fort und allmälig in eine immer schwindelndere Höhe hinauf, wo es zuletzt in halb unartikulirten Lauten von Seraphen und Cheruben, von Höllenschlund, Gnade und Verklärung verklang. Es war eine echt schubartische Rhapsodie. Die Muse des unglücklichen Mannes zeigte auch hier, wie nur überhaupt zu oft, ein verschwommenes Nebel=

gesicht, über welches einzelne Silberblicke des Genius hinleuchteten.

Schiller saß recht wie auf Nadeln. Diese Ovation kam ihm bis zur Lächerlichkeit unpassend vor. Er wußte, als Schubart geendigt, nur mit wenigen abgebrochenen Worten die überstiegene Huldigung als unverdient abzulehnen, und hütete sich, Raleigh anzusehen, weil er den Freund ironisch blicken zu sehen fürchtete. Miller dagegen fand das Gedicht, weil im Geschmacke der klopstock'schen Schule gehalten, ganz vortrefflich und lobte es höchlich, worauf Schiller, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, das Gespräch auf den Dichter des ‚Messias' lenkte. Da waren nun Miller und Schubart recht in ihrem Element. Der letztere schlug vor, des verehrten Meisters Gesundheit zu trinken, und nachdem es geschehen, sagte er:

„Ihr solltet mal meinen Miller erzählen hören, wie er und seine göttinger Dichtergenossen an Klopstock sich heraufbildeten, wie sie den Hainbund gestiftet haben, um das alte Bardenthum zu erneuern. Miller, Bruderherz, erzähl' uns davon!"

Der gute Münsterprediger, bei dieser Erinnerung an seine Universitätsjahre warm werdend, ließ sich nicht lange bitten. Es gibt in der Menschenseele Saiten, die nie erschlaffen, sondern erklingen, so oft sie berührt werden.

Er schilderte zuerst in etwas trockenem Predigerton, wie sich zu Anfang der siebziger Jahre ein Kreis von strebenden Männern und Jünglingen in Göttingen zusammengefunden, die alle mehr oder weniger poetisch begabt waren, wie dann aus den Zusammenkünften von Boie, Göckingk, Voß, Hölty, Klaudius, Bürger, Hahn, den beiden Stolberg und Miller selbst

mälig ein förmlicher Dichterbund entstand, mit festgefugter Ordnung, der Hainbund, zu dessen Schutzpatron Klopstock gekürt wurde, dessen Gelübde auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unschuldigen Witz“ lautete und der sich auf ein (freilich ganz unhistorisches und willkürliches) Ideal von altem Germanenthum stützte. Ein kritischer Geist konnte den patriotischen Glauben dieser Jünglinge, die Schäden der Zeit und des Vaterlandes mit der Panacee klopstock'schen Teutonismus heilen zu können, sehr wunderlich finden. Aber wie Millers Ton von der Wärme seiner Erinnerungen allmälig höher und höher gefärbt wurde, klang das alles in seiner Erzählung so treuherzig, so echt deutsch naiv und vertrauensvoll! Seine tiefgemüthliche Ausdrucksweise, die das zeitweise Hinabgleiten in sentimentale Weichheit überhören ließ, machte anschaulich, daß, wenn auch das aus harmloser Idyllik und idealischem Nationalgefühl seltsam gemischte Bestreben der Hainbündler, das Poetische zu verwirklichen, mißlang und mißlingen mußte, dennoch diesem Bunde die Anerkennung gebühre, zur Erfrischung der öffentlichen Meinung, zur Verjüngung deutschen Sinnes wesentlich mitgewirkt zu haben. Wie edel steht, insbesondere dem anderweitigen wüsten Studententreiben jener Tage gegenüber, dieser göttingische Hainbund da, in dessen Mitte die lange verschollen gewesenen Worte: Deutsches Vaterland! Deutsche Nation! Deutsche Sitte! zuerst wieder als heilige anerkannt wurden.

„Ach, wie wird mir so frei und glücklich ums Herz“, fuhr Miller in seiner Erzählung fort, „wenn ich an den zwölften September des Jahres 1772 denke. Da gingen wir, Voß, die Seele unseres Bundes, Hölty und die andern Freunde, noch

des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir fanden im freien Felde einen kleinen Eichengrund und da kam uns allen sogleich zu Sinne, den Bund der Freundschaft in diesem Hain zu beschwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, tanzten, uns bei den Händen haltend, um den heiligen Baum herum, riefen Mond und Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und gelobten uns ewige Treue. Dann beschlossen wir, unsere schon vorher festgesetzten Versammlungen behufs der Vorlesung und Beurtheilung neugefertigter Gedichte und ihrer Eintragung ins Bundesbuch noch regelmäßiger und feierlicher zu halten. — Voß hat nachmals jene Weihestunde in einer Ode, betitelt: Die Bundeseiche, verewigt. Daraus klingen mir noch frisch im Gemüthe die Strophen:

Wir, reger Freundschaft Jünglinge, wandelten
Feldwärts im Mondlicht, und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel
Fügten wir Bund mit getreuem Handschlag.

‚Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu schaun,
Was gut und schön sei, was zum Aether
Hebe vom Wahn und Gelust des Staubes.

Voll stiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,
Die Menschen einwohnt, weiseren Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Gesang und Hochthat.

Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegsam dem Ansehn,
Frank, ein Verächter dem Neid und schamhaft!‘

So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden
Duftwolke blinkt' uns unter dem Ast der Mond
Und leis' herab im dunkeln Wipfel
Säuselte Klang, wie von Geisterharfen.

Den zweiten Juli, Klopstocks Geburtstag, haben wir einmal in feierlicher Bundesversammlung herrlich gefeiert, wie nur immer unsere Armuth es gestattete. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Daran saßen wir Bardenschüler, mit Eichenlaub bekränzt. Obenan stand ein Lehnstuhl für Klopstock ledig, aber die sämmtlichen Werke des theuren Mannes darauf, sein im Geiste Gegenwärtigsein andeutend. Unter dem Stuhl lag Wielands ‚Idris' zerrissen. Die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den ‚Idris' stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein — welchen beizuschaffen wir manchen Tag trockenes Brot gegessen hatten — Klopstocks Gesundheit, Luthers und Hermanns Andenken und das Verderben des Sittenverderbers Wieland. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, vom deutschen Vaterland, von Tugendgesang. Zuletzt verbrannten wir Wielands ‚Idris' und Bildniß."

Schubart blickte zur Seite, denn dieses Autodafé gefiel ihm kaum besser, als es Schiller gefiel, der von Wielands Verdiensten um die deutsche Geisteskultur eine ganz andere Vorstellung hatte als die einseitigen Teutonen des Hainbundes.

Der gute Münsterprediger, in seine Erinnerungen vertieft, fuhr unbefangen fort:

„Wenn ich an jene Tage weihevoller Freundschaft und hochfliegender Begeisterung zurückdenke, kommen sie mir wie ein

seliger Traum vor. Wie war es uns heiliger Ernst mit unserer Liebe zu allem guten und schönen! Wie schwärmten wir für den ‚Messias', für Ossian, für das Vaterland, für Tugend und Freundschaft! Wie lebten wir einer im andern und alle für einen! Noch jetzt bebt mir das Herz vor Wehmuth, wenn ich mich an die schmerzlichen Stunden erinnere, wo unser trauter Kreis allmälig sich lichtete. Ach, der schwerste Abschied war der von den Gebrüdern Stolberg, die es nicht verschmäht hatten, ihr reichsgräfliches Wappenschild in unserem Bardenhain aufzuhängen. Was war das für ein Abend voll tiefster Seelentraurigkeit! Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an — des jüngeren Grafen Gesicht war fürchterlich — die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und suchten uns wehmüthiger zu machen."

Warum nicht gar! dachte Schiller. Er hatte die überstiegen empfindsame Phase der kraftgenialischen Periode längst hinter sich. Schubart war gerührt oder stellte sich wenigstens so an. Raleigh endlich konnte ein Lächeln über diese Erinnerung an exorbitant breiweiche Freundschaftlerei nicht unterdrücken.

Miller bemerkte es und es wandelte den guten Prediger mit dem Taubengemüthe, der seit jenen Scenen thränenseliger Schwärmerei doch auch ein Jahrzehent älter geworden, halb und halb das Gefühl an, er könnte sich ein Bißchen lächerlich gemacht haben. So sagte er denn zu Raleigh:

‚Ich vermuthe, mein werther Herr, die Stimmungen, welche

meine Erzählung darlegte, kommen Ihnen seltsam und verwunderlich vor."

„Aufrichtig gestanden, ja", erwiderte der Amerikaner. „Wie sehr ich auch durch die Schilderungen meiner theuren Mutter und meines guten Onkels Bechtold auf die Eigenthümlichkeiten Deutschlands vorbereitet sein mochte, dennoch habe ich mich in dieselben noch nicht sehr zu finden vermocht. Was ich unlängst aus dem Munde des originellen Doktor Armbruster über die Geniewirthschaft am Hofe von Weimar, was ich andern Ortes über die Seelenkämpfe ausgezeichneter Menschen in katholischen Lebenskreisen und was ich heute endlich von Ihnen, Herr Münsterprediger, über das Treiben einer vielberufenen Dichtergenossenschaft vernommen habe, das alles macht zusammen ein Bild von deutschem Leben aus, welches in meine amerikanischen Anschauungen nicht passen will. Jedes Land entwickelt sich in seiner eigenen Weise, seiner eigenen Natur gemäß, ich weiß es — und ferne sei es von mir, von dem Heimatlande meiner Mutter gering zu denken — aber, verzeihen Sie mir, meine Freunde, das vermag ich nicht zu verhehlen, daß ich fürchte, Deutschland werde noch lange, lange Zeit brauchen, bis es dahin kommt, eine Urkunde aufzustellen und zu realisiren, wie sie unser Kongreß am 4. Jul 1776 aufgestellt und das amerikanische Volk seither von Tag zu Tag mehr realisirt hat."

„Ach", rief Schubart elektrisirt aus, „die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten!"

Und mit von Enthusiasmus leuchtendem Gesichte deklamirte er gehobenen Tones die Eingangssätze des glorreichen welthistorischen Dokuments, das noch immer und überall jedes nicht

in Selbstsucht und Servilismus verholzte Menschenherz höher schlagen gemacht hat. Es übte jetzt auch in dem Dichtergefängniß auf Hohenasperg seine Wirkung, wie damals allenthalben im civilisirten Europa, und ehe sich's Raleigh versah, war er in ein belebtestes Gespräch über den Unabhängigkeitskampf seines Landes verwickelt. Der Strom seiner Erinnerungen riß ihn fort. Er erzählte, wie sein väterliches Gut am Potomak in der Nähe der Besitzung der Familie Washington gelegen sei und wie die beiden Familien gute Nachbarschaft mitsammen gehalten. Da habe er den Mann, dessen Name der erlauchteste der modernen Geschichte werden sollte, Georg Washington, den jetzigen Obergeneral der vereinigten Staaten, schon von Kindheit an achten und lieben gelernt. Er schilderte des großen Mannes stattliche Persönlichkeit, sein ernstes, intelligentes Gesicht, die edle Haltung, das würdevoll ruhige Benehmen, die männliche Anmuth, womit er zu Pferde saß, die Lauterkeit seiner Seele, seinen verständigen, in allen Gefahren und Nöthen standhaften Patriotismus. Er malte den begierig Horchenden die Scene aus, wie Abgeordnete des Kongresses zu Mount Vernon erschienen, um Washington seine Berufung zum Obergeneral anzukündigen, und wie der Erwählte mit Worten einfacher Herzlichkeit seinen Entschluß kundgegeben, die ihm auferlegte unermeßlich schwierige Pflicht auf sich nehmen zu wollen. Da habe er, Raleigh, seiner Mutter und seinem Oheim die Erlaubniß abgerungen, einen Adjutanten des Obergenerals, der in eiliger Sendung nach Massachusetts hinaufging, in den Krieg begleiten zu dürfen, und dort, vor Boston, habe er zum erstenmal in einem Treffen gestanden.

Das sei an jenem denkwürdigen 16. Juni 1775 gewesen,

an welchem Tag die Engländer, geführt von den Generalen Gage, Howe und Pigot, aus Boston rückten, um den von der amerikanischen Miliz während der Nacht leicht befestigten Bunkershügel zu erstürmen. Pralerisch hätten die Rothröcke gesagt, die rebellischen Bauern, schlecht bewaffnet und schlecht disciplinirt, wie sie waren, würden vor ihrem ersten Angriff zerstieben wie Spreu vor dem Winde. Aber die Schlacht, obgleich die amerikanischen Verschanzungen zuletzt den vereinigten und wiederholten Angriffen der englischen Armee und Flotte erlagen, hätte den Feind eines andern belehrt und mit einem furchtbaren Verluste hätte derselbe die Einsicht erkauft, daß es mit der Besiegung der Amerikaner nicht so schnell und leicht gehen dürfte. Raleigh schilderte dann im einzelnen den Gang des Treffens, welches für die Amerikaner die Wirkung eines Triumphes hatte, insofern es ihnen Selbstvertrauen einflößte; er beschrieb das entsetzliche Getöse der Schlacht, den Donner der Geschütze, das Platzen der Bomben, das scharfe Knallen der amerikanischen Rifles, das Geschrei der Kämpfenden. Er wußte als Augenzeuge und Mithandelnder eine Menge heroischer Einzelzüge anzuführen und veranschaulichte seinen Zuhörern die Erscheinung des hochherzigen Bauerngenerals Putnam, wie derselbe in Hemdärmeln, mit einem Hieber, der von seinen muskulösen Schultern herabhing, und mit vom Pulverdampf geschwärztem Gesicht auf dem Kampfplatz umherritt, überall anwesend, wo Gefahr und Noth am größten war. Tiefergriffen schilderte der Erzähler auch den Heldentod des edlen Patrioten Warren, der auf dem Bunkershügel fiel und dessen Verlust als ein allgemeines Unglück empfunden und betrauert wurde. Ein Freund hatte sich bemüht, Warren abzu=

halten, daß er sein kostbares Leben in dieser Stunde aufs Spiel setze; aber der Treffliche habe sich zur Antwort ins dichteste Kampfgewühl gestürzt, mit dem Ausruf des alten Römers: Dulce et decorum est, pro patria mori.

„Ja", sagte Schiller, still erglühend, „ja wohl ist es süß und ruhmvoll, zu sterben fürs Vaterland! Ach, wie unglücklich müssen wir Deutschen bei Anhörung solcher Großthaten uns fühlen. Gegen solches gehalten, wie ärmlich ist auch das beste, was wir thun können. Wir mühen uns ab im Reiche der Träume und kommen nicht dazu, die rettende Brücke zur Wirklichkeit hinüber zu schlagen."

„Nur nicht hoffnungslos!" tröstete Miller. „Auch die Stunde wird und muß einst kommen, wo der Deutsche die hohen Ideale, die er in der Brust trägt, zu verwirklichen anfängt."

„Ich hoffe es", sagte Schubart, „und gewiß alle, die es gut meinen mit dem Vaterlande, hoffen es. Aber, liebe Freunde, verhehlen dürfen wir uns nicht, daß die Sonne einer besseren, freieren und glücklicheren Zeit wohl erst unsern Enkeln und Urenkeln aufgehen wird. Ach, daß uns ein Held und Retter erstünde, welcher den Sumpfdrachen der deutschen Philisterei endlich erschlüge. Dieser Drache ist Deutschlands gefährlichster Feind. Haben ihn die Sonnenpfeile des Genies, welche ein Lessing, ein Goethe auf ihn abdrückten, getödtet? Nein, sie haben dem trägen Ungeheuer kaum den Schuppenpanzer geritzt. Was hab' ich selbst im Kampfe mit dem scheußlichen Gewürm für Leid und Unbill erfahren! Als ich zu Augsburg die ersten Blätter meiner ‚Deutschen Chronik' erscheinen ließ, hatte ich am Schlusse der Anzeige gesagt: ‚Und nun werf' ich mit jenem Deutschen,

als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: Oh England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!‘ Gleich stand der Bürgermeister Kuhn im Senat auf und perorirte: ‚Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit! Nicht eine Nußschale voll soll er haben.‘ Natürlich wurde der Druck meines Blattes sogleich untersagt und mußte ich es in Ulm erscheinen lassen. So war die Freiheit einer freien deutschen Reichsstadt beschaffen. Im übrigen ist das noch eine der mildesten Quälereien, die mir von seiten der deutschen Philisterei widerfahren sind. Ich könnte Dutzende von ärgeren anführen. Aber tiefstes Herzeleid hat mir doch eine Begegnung zu Kirchheim an der Teck bereitet. Damals, als mich der elende Judas, der Klosteramtmann Scholl auf wirtembergisches Gebiet gelockt hatte und ich nach meiner Verhaftnahme in Blaubeuren durch den Major Varnbühler von diesem im Schlitten nach dem Asperg geschleppt wurde, übernachteten wir auf dieser Jammerreise in dem genannten Städtchen. Ich wurde in der Wirthsstube von ledernen Philistern des Ortes bewacht und da raunten sich meine Wächter laut genug einander in die Ohren: ‚Das ist der Schubart, der Malefizkerl! Man wird ihm mal den Grind herunterfegen!‘ Ich sah, daß ihnen mein Unglück ordentlich Freude machte. Und auch für solche Dreckseelen hatte ich gekämpft, gelitten, war ich verfolgt und in Banden!“

Der Münsterprediger, dem die Wendung des Gesprächs nicht recht behagen mochte, schlug vor, auf den Wall hinauszugehen und sich an der berühmten Aussicht von demselben hinab zu erfreuen. Dem sanften Miller war alles gewaltsame zuwider,

denn von den aufgebauschten Tendenzen des Hainbundes war ihm nur mehr die empfindsame geblieben.

Sie gingen hinaus und umwandelten den Wall. Der Anblick des in sommerlicher Fülle zu ihren Füßen sich ausbreitenden schwäbischen Unterlandes war prächtig, doch fehlt der Landschaft das Auge, das Wasser. Die in geringer Entfernung von einander aufgestellten Wachtposten gaben zu dem Wort Festungsfreiheit einen eigenthümlichen Kommentar ab.

Raleigh konnte sich nicht enthalten, zu sagen, er wäre nicht im Stande, täglich von dem Wall hinab die Freiheit da draußen zu erblicken, ohne Leib und Leben an den Versuch zu setzen, sie zu gewinnen.

„Ja, das traue ich Ihnen zu, werther Freund", bemerkte Schubart darauf. „Die Narbe da auf Ihrer Wange gibt Zeugniß, daß Sie etwas, alles sogar wagen könnten, um nicht eine so jahrelange Mißhandlung, wie ich sie erfuhr und erfahre, ertragen zu müssen. Aber was wollen Sie, daß so ein armes Kerlchen von schwäbischem Poeten und Musikus thun soll?"

„Ei", entgegnete Schiller, „ich bin auch nur ein armes Kerlchen von schwäbischem Poeten, lieber Schubart, aber ich glaube fast, ich würde es machen wie mein Freund Raleigh."

„Ja", sagte der Gefangene, „Ihr beide seid jung und Jugend hat hohen Muth. Aber ich? Ich bin ein gebrochener Mann, bin nur noch eine Ruine. — Seht", fuhr er fort und deutete auf den Thurm, in dessen Verließ er zuerst eingekerkert gewesen, „seht, wenn ihr einmal ein Jahr lang da unten gesessen hättet, da würde wohl auch euch das beste Mark in den Knochen vertrocknen. Oh Freunde, ihr wißt nicht und kein

Mensch außer mir kann es ermessen, was alles ich auf diesem verfluchten Fleck Erde gelitten! War ich nicht diesem wunderlichen Pedanten und Despoten, diesem Rieger, auf Gnade und Ungnade preisgegeben? War ich nicht wie ein Klumpen Wachs in seiner gefühllosen Eisenfaust, die den letzten Rest von Männlichkeit aus mir herauspreßte? Ach, man wird schnell, sehr schnell alt und schlecht in einer solchen Hölle, deren Beherrscher zugleich furchtbar und lächerlich war."

Und nun erzählte er in einem aus Ingrimm und Humor seltsam gemischten Tone von dem kürzlich verstorbenen General. Rieger, als Kommandant eines Truppenkorps, in welchem die Desertirlust epidemisch grassirte, war auf allerlei wunderliche Heilmittel dieser Krankheit verfallen. Er hatte den Soldaten täglich im Festungshof zum Tanze aufspielen lassen, bis sie müde zum Umsinken waren; denn, hatte er gesagt, dann lassen sie sich's vergehen, ans Davonlaufen zu denken. Sie mußten aufs Kommando tanzen, gerade wie sie zum Gassenlaufen, Lattenliegen und Krummgeschlossensein kommandirt wurden. Auch zum Komödienspielen richtete Rieger die armen Teufel ab und da wurde denn Schubart zur Verfertigung von allerlei Schau- und Singspielen kommandirt. Es wurde auf dem Asperg eine förmliche Bühne errichtet, deren Schauspieler Soldaten waren. Auch der Herzog wohnte mitunter den Vorstellungen bei, aber nie fiel ein Blick der Gnade auf den unglücklichen Dichter, der in dieser Sklavenfrone sein Talent vergeuden und, immer auf Kommando, den Fürsten und den General in Prologen lobhudeln mußte, während seine geschändete Feder doch lieber glühende Flüche aufs Papier geschleudert hätte. Es fehlte bei diesem Treiben nicht an

wahrhaft unglaublichen grotesken Vorkommnissen. Einmal, zum Geburtstage des Generals, hatte Schubart auf Befehl ein Stück verfertigt, dessen Prolog mit den Worten anfing: „Edler Rieger!“ Bei Anhörung derselben klatschte der General, höchlich erbaut, in die Hände und rief: „Dacapo!“ und abermals mußte der Prologsprecher anheben: „Edler Rieger!“

„Ach, meine Freunde“, sagte der gefangene Dichter, von seiner Erzählung zu wildester Empörung der Seele gestachelt, an die Einfassungsmauer des Walles vortretend, „ach, wenn Flüche, in schlaflosen Nächten auf thränenbenetztem Lager hervorgesprudelt, die Luft verfinstern könnten, wahrlich, ich sage euch, zwischen hier und Stuttgart müßte sie für alle Ewigkeit verfinstert sein. Da hinaus habe ich Verwünschungen gegen meine Verfolger geworfen, die einen Teufel erbeben machen könnten.“

Der gute Münsterprediger faßte den Aufgeregten beschwichtigend bei der Hand, aber Schubart machte sich mit einer Bewegung voll Seelenadel von dem Aengstlichen los, erhob seine Arme und fuhr fort:

„Dir aber, oh mein geliebtes deutsches Land, dir fluche ich nicht, nein, dir nicht! Und wenn mir mit Foltern befohlen würde, dir zu fluchen, die Flüche müßten sich gleich denen Bileams in der Schrift zu Segenssprüchen wandeln. — Oh Vaterland, Gott weiß, ich habe dich geliebt! Noch sind sie nicht alle todt deine freien Biederseelen; aber sie ächzen in den Fesseln des Despotismus, sie jammern über das Verderben ihrer Kinder, sie setzen sich wie Elias unter die Wachholderstaude und sprechen: Es ist genug, so nimm, oh Herr, meine Seele zu dir! — Segen über dich! Wann ich versammelt werde zu meinem Volke — denn

auch nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff' ich euer Mitgenosse zu sein, ihr meine deutschen Brüder — so will ich dort noch flehen für dein Heil. Für alle die unzähligen Freuden, die mir deine Sprache, deine Sitten, deine großen Köpfe, deine weisen Männer, deine sanften Frauen, deine Kinder, deine Berge, deine Thäler, deine Flüsse, deine Luft, deine Städte, deine Dörfer, deine Gärten gemacht haben, nimm meinen tausendfachen Thränendank! Und nun — noch einige Spannen Erde von dir zu meinem Grabhügel — dann leb' ewig wohl!"

Nachdenklich, bewegt, erschüttert verließen die beiden Freunde mit dem Münsterprediger die Festung, jeder damit beschäftigt, die empfangenen Eindrücke sich zurechtzulegen.

Unter der Wölbung des Thores stand Schiller einen Augenblick still, faßte den Freund am Arme und sagte laut und nachdrücklich:

„Was auch kommen möge, hier herein — niemals!"

Zweites Kapitel,

worin auch ein Fluch ausgesprochen wird, aber nicht in der Weise Bileams, und worin einer etwas, ohne es zu fordern, empfängt, was zu empfangen ein anderer sich große Mühe gegeben hätte.

„Regimentsfeldscherer Schiller, Er hat sich heute Abend um vier Uhr im Schlosse zu Hohenheim zur Audienz bei Sr. Durchlaucht zu melden.“

Der Regimentschef, General Augé, sprach das so kalt unfreundlich, wie er sonst dem Dichter gegenüber, den er wohl leiden mochte und dem er manches nachsah, nicht zu sprechen pflegte. Der ominöse Befehl wurde dadurch noch ominöser. Aber vollzogen mußte er werden, da half nun schon nichts dagegen.

So stieg denn Schiller nachmittags die steile Steige nach Degerloch hinauf und wandte sich von diesem Ort aus linkshin nach Hohenheim hinüber.

Seine Stimmung auf diesem Gange war um so düsterer, als er, von den Nachwehen einer heftigen Grippe noch nicht befreit, auch körperlich leidend war. Wir sagen „auch“, denn sein Geist litt noch mehr. Sein Gemüth war voll nagender Unruhe.

Verschiedene Begegnisse hatten ihm in letzter Zeit die Seele verwirrt und getrübt.

Die Abreise Raleighs, der einen Abstecher in die Schweiz machte und von dort nach Amerika heimkehren wollte, hatte eine schwer empfundene Lücke in dem Dasein des Dichters verursacht. Er hatte sich so sehr an den trefflichen Freund gewöhnt, daß ihm jetzt dessen Gegenwart auf Schritt und Tritt mangelte, und das Gefühl dieses Verlustes wurde noch peinlicher dadurch, daß er überzeugt sein mußte, William habe — obgleich derselbe seit jener Scene unter der Klosterlinde von Lorch seine frühere männliche Ruhe und Fassung wieder vollständig gewonnen zu haben schien — eine tiefe Herzenswunde aus dem alten Schwabenlande mitfortgetragen.

Mitten in der schmerzlichen Aufregung über das Scheiden des Freundes hatte er mit Eifer nach einem ihm gebotenen Mittel der Zerstreuung gegriffen. Die Frau von Wolzogen, welche ihm ein mütterliches Wohlwollen bezeigte, hatte den Wunsch geäußert, einer Darstellung der ‚Räuber' beizuwohnen. Auch Schillers Hauswirthin, die Frau Hauptmännin Vischer, wollte mit von der Partie sein, und so wagte er zum zweitenmal, ohne einen Urlaub nachzusuchen, dessen Verweigerung er voraussah, nach Mannheim zu gehen. Diese mit den genannten beiden Damen unternommene Reise hatte ihm viel Genuß bereitet, aber die Nachwirkungen derselben waren nur um so bitterer. Er hatte sich abermals von dem gewaltigen Eindruck seines Stückes auf das Publikum überzeugt und durfte sich ohne Scheu einem erhöhten Selbstgefühl überlassen. Mannheim und die ganze Pfalz hatte ihm bei diesem Besuch noch besser gefallen als beim

ersten. Es schien ihm dort eine mildere Luft zu wehen als daheim. Er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß dort ein Hauch griechischer Lebensheiterkeit die Gemüther durchziehe und sie empfänglich mache für die Offenbarungen des Schönen durch die Poesie. Die Fernen stehen ja stets verklärt. Der Gedanke war in ihm aufgestiegen, die Heimat zu verlassen, welche nun einmal doch seinem Talente weder Licht noch Raum zur Entwickelung gewähren wollte, und sich in der Pfalz eine neue, seinem ganzen Wesen mehr zusagende Existenz zu gründen. Er hatte darüber mit dem Freiherrn von Dalberg, dem Leiter des kurfürstlichen Theaters zu Mannheim, gesprochen. Er hatte demselben seine ganze Lage aufgedeckt, hatte auf sein der Vollendung entgegengehendes zweites Trauerspiel, auf den „Fiesco" hingewiesen, hatte angedeutet, er würde auch seinem Berufe als Arzt mehr Geschmack abgewinnen können, falls er denselben als freier Mann in der Pfalz statt in der soldatischen Zwangsjacke in Stuttgart ausübte. Er hatte in Dalbergs Blicken, in Dalbergs Händedruck reges Mitgefühl und unverhohlene Billigung seiner Absichten zu erkennen gemeint; aber er wußte nicht, daß der Freiherr eine jener schwankenden Gönnernaturen war, deren Eitelkeit es zwar höchlich kitzelt, wenn sie sich den Anschein geben können, ein Talent „entdeckt" zu haben und zu „protegiren", die jedoch sich ängstlich davor hüten, ihre Protektion so weit zu treiben, daß sie sich dadurch irgendwie kompromittiren könnten. Wenn daher Schiller im Drang seiner Seele gegen Dalberg äußerte, er lege sein ganzes Schicksal vertrauensvoll in die Hände desselben, so bewies er eine Naivität, deren hochgespannte Erwartungen bald genug getäuscht werden sollten.

Bei seiner Zurückkunft aus Mannheim, als zu seinen

Sorgen noch körperliches Unwohlsein gekommen war, hatte er mißmuthige Vergleichungen zwischen jener Stadt und Stuttgart angestellt. Dort war er der gefeierte Dichter gewesen, hier war er wieder der unbeachtete oder gar der gehudelte Feldscherer, gegen knappen Sold zum Mitmachen von allerlei militärischer „Alfanzerei“ gezwungen. Ging er nach der Solitude hinauf, so fehlte es von seiten des Vaters nicht an strengen Vorhalten und Verweisen, und wenn er gegenüber der Mutter in seiner Ungeduld ein Wort davon verlauten ließ, daß er sich, koste es, was es wolle, seiner schwäbischen Fesseln entledigen müsse und werde, so verstand zwar die Gute den Mißmuth des Sohnes besser als der Vater, aber sie wußte ihn doch nur unter Thränen zu ermahnen, sich in Geduld zu fassen und ihr nicht dadurch das Herz zu brechen, daß er sich ins Unglück stürze. Am besten wußte das ganze Peinliche seiner Stellung seine gemüthsstarke und tieffühlende Schwester Christophine zu würdigen. Das edle Mädchen, welches dem von ihr gränzenlos geliebten Bruder in Gesichtszügen und Charakter ähnlich war, hatte ihm unlängst zur Antwort auf seine Klagen das muthige Wort gesagt: „Lieber Fritz, die Welt ist weit und ihr Männer habt vor uns den unermeßlichen Vortheil voraus, überall zu Hause zu sein.“ Das war ein besserer Trost gewesen, als er bei den Symposien der „Bande“ im Ochsen holen konnte. Er fühlte sich dem burschikosen Treiben nachgerade entwachsen. Seine Erlebnisse in Mannheim, sein Umgang mit Raleigh und dem Sammetdoktor, sein Ausflug ins Oberland, seine literarische Korrespondenz hatten ihm allmälig den Blick in größere und bedeutendere Verhältnisse geöffnet und bei diesen erweiterten Anschauungen kam ihm das kraftgenialische

Treiben seiner akademischen Freunde mitunter schon recht schal und unersprießlich vor.

Zu alledem gesellte sich noch die mißliche Gestaltung seines Verhältnisses zu seinem fürstlichen Landesherrn und Gebieter, in welchem er gewissermaßen auch seinen Erzieher anerkennen mußte. Die Erziehung des Dichters war allerdings nicht sehr nach den Wünschen des hohen Pädagogen ausgefallen und man konnte auch nicht sagen, daß der Herzog sich sehr angegriffen habe, Schiller bei dessen Austritt aus der Akademie eine Stellung zu verschaffen, welche den Versprechungen entsprochen hätte, die er den Eltern des Dichters seiner Zeit gemacht hatte. Dessenungeachtet ist es wahr, daß Karl dem jungen Stürmer noch einige Zeit nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Theilnahme zusah. Das titanische Genie seines Zöglings konnte und wollte er freilich weder verstehen noch schätzen, aber dennoch schmeichelte es seiner Eitelkeit nicht wenig, daß auch ein Poet aus seiner Akademie hervorgegangen. Hätte sich der arme Poet nur nach der Schnur des herzoglichen Geschmackes ziehen lassen! Aber daß Schiller seine eigenen Wege ging, das mußte dem despotischen Sinne des Fürsten, der für die allwärts sich kundgebenden Freiheitsregungen unter den Völkern weder Auge noch Ohr hatte, ein Gräuel sein. Sein Mißfallen, schon durch die Tendenz eines Stückes, wie die „Räuber“ waren, höchlich erregt, war kürzlich noch gesteigert worden durch verschiedene Gedichte in der Anthologie, die nicht nur die schiller'sche Chiffre Y führten, sondern die volle Signatur vom Geiste des Dichters der „Räuber“ trugen. So hatte insbesondere die zornsprühende Ode „Die schlimmen Monarchen“ dem Herzog wie Hochverrath und Rebellion ge-

klungen. Außerdem hatten allerlei Zuträgereien und Hetzereien den Fürsten mit den zwei ohne Urlaub unternommenen Ausflügen des Dichters nach Mannheim, ins „Ausland", und mit noch anderem bekannt gemacht, was seinen Zorn reizte. Daher meinte er denn, es sei hohe Zeit, einzugreifen und dem jungen Tollkopf von Poeten zu zeigen, wer sein Herr und Meister sei. Um dem Herzog gerecht zu werden, muß man sagen, daß er sich zu solchem Eingreifen nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet glaubte. Er handelte dabei ganz genau nach den Grundsätzen des sogenannten patriarchalischen Despotismus, welcher von den Rechten der Persönlichkeit keine Vorstellung hatte. Zu keiner Zeit noch sind die Forderungen individueller Freiheit und die Ansprüche absoluter Despotie so nahe und unvermittelt neben einander oder einander gegenüber gestanden wie im achtzehnten Jahrhundert. Maßlosigkeit hüben und drüben.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der Gang nach Hohenheim für Schiller ein schwerer war. Er ahnte, was die Vorladung zu bedeuten habe; er sah einen Sturm fürstlichen Zornes und fürstlicher Ungnade voraus und er zeichnete sich ein Benehmen vor, welches die dem Herzog schuldige Ehrfurcht einhalten sollte, aber ohne Selbsterniedrigung. Der Dichter hatte sich schon zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, sein Heimatland mit dem Rücken anzusehen, als daß er gewillt gewesen wäre, sich irgendwie zu erniedrigen, um sich in Wirtemberg eine erträgliche Existenz zu schaffen. Trotzdem ging er der Audienz, zu welcher er kommandirt worden, nicht ohne lebhaftes Bangen entgegen. Wußte er doch, daß Karl in den Paroxysmen seines Jähzorns noch immer der ärgsten Gewaltsamkeiten fähig wäre.

Auf dem stillen Landsitze des Fürsten angekommen, meldete er sich, wie ihm befohlen worden, auf der Adjutantur, erhielt aber aus dem herzoglichen Kabinette den Bescheid: „Soll warten bis zum Abend." Da er so noch mehrere Stunden vor sich hatte, ging er in den Park, welchen Bau- und Gartenkunst im Verein zu einer der großartigsten Anlagen dieser Art in Europa gemacht hatten. Der sinnreichste Wechsel von Erfindungen der Architektur, Skulptur und Hortikultur breitete sich vor der herrlichen Façade des Schlosses auf einer weiten, sanftgeneigten Fläche aus, bis hinüber zu dem Dorfe Plieningen und noch weiter, so weit, daß man sich der Täuschung überlassen konnte, nur die fern herüberblauenden Berge der schwäbischen Alp bildeten die Gränzmarken dieser prächtigen Gärten.

Der Dichter hätte müssen keiner sein und die Elastizität der Jugend schon verloren haben, wenn er nicht im Genusse des schönen Sommerabends in solcher Umgebung die bedrohliche Ursache seines Hierseins so ziemlich vergessen hätte. Er ließ die Reize des Ortes zuletzt ganz unbefangen auf seine Sinne und sein Gemüth wirken. Er fand, daß dieses Hohenheim, welches die Idyllik einer großbäuerlichen Landwirthschaft mit allen Launen fürstlicher Prachtliebe vereinigte, eine sehr eigenthümliche Schöpfung sei, eigenthümlich auch darin, daß alle diese Pracht sich doch gewissermaßen ganz prunklos darstellte und bei Abwesenheit alles höfischen und militärischen Getümmels und Wirrwarrs die Weihe ländlicher Stille und Einsamkeit trug.

In jene vagen Träumereien versenkt, aus deren Nebelhüllen hervor oft plötzlich Gebilde voll Größe oder Anmuth vor das Dichterauge treten, hatte sich Schiller in entferntere Partieen des

Parkes verloren und schon hatte Phöbus, nach dem schönen Ausdruck eines altenglischen Poeten, Lebewohl gesagt an Blatt und Blüthe, als er sich des Zweckes seines Hierseins wieder erinnerte. Die Mondsichel hing silbern im leichten Sommernachtgewölke und machte den Dichter auf die vorgerückte Abendzeit aufmerksam. Er erschrak und ging eilends dem Schlosse zu.

Wie er aber, bei demselben angelangt, die Façade entlang auf das Portal zuschritt, dessen Säulenschäfte den großen, nach den Gärten hinausschauenden Balkon tragen, machten ihn Sprachlaute, welche von dort herabklangen, stillestehen. Er unterschied die Stimme des Herzogs und eine weibliche, die ihm ebenfalls bekannt vorkam. Oder war das nur eine Täuschung? Gewiß, es konnte nur eine solche sein, und doch — eine dritte Stimme, gleichfalls die einer Frau und dem Dichter auch bekannt klingend, mischte sich von Zeit zu Zeit beschwichtigend in den Streit der beiden andern.

Denn um einen Streit handelte es sich.

Der Dichter, von einer natürlichen Neugier getrieben, näherte sich dem Balkon so weit, daß er das Gespräch deutlicher vernehmen konnte.

Der Park lag ruhig in der Mondlichtdämmerung. Im Schlosse war auf der Gartenseite nur da und dort ein Fenster erhellt. Ueberall herrschte Stille, so daß man in den Gärten die Springbrunnen rauschen, die Nachtigallen schlagen, die Grillen zirpen hörte. Aber mit diesem Frieden der Natur schien das Gespräch, welches in dem runden Salon, der auf den Balkon hinausgeht, geführt wurde, nicht zu harmoniren. Es mußte im Gegentheil dort stürmisch hergehen.

Wenn der lauschende Dichter seine Augen über das Blätterwerk von wilden Weinpflanzen erhob, deren Ranken an den Säulen empor sich wanden und droben die steinerne Brustwehr des Balkons unter der grünen Fülle ihres Laubwerkes verschwinden ließen, so konnte er auf den weißen Seidengardinen der hohen Thürfenster einen von dem Kerzenlichte drinnen verursachten schwarzen Schatten hin und her gleiten sehen, wie von einer in dem Gemache heftig auf und ab wandelnden Person. Er hörte auch, denn der Flügel einer der Fensterthüren stand halb offen, den schweren Tritt eines gestiefelten Männerfußes und erkannte darin das Auftreten des Herzogs.

Aber er hörte noch mehr.

„Ich sag', das ist Wahnwitz, purer Wahnwitz!“ rief droben der Fürst aus. „Alberne Romane haben dir den Kopf verrückt, thörichtes Kind! Aber ich werde dafür sorgen, daß du kurirt wirst. Ja, das werd' ich, verlaß dich darauf. Und zum ersten verbiet' ich dir jetzt, weiter zu reden. Ich sag', du schweigst, hörst du?“

„Sie haben mir nichts mehr zu verbieten, noch etwas zu gebieten“, entgegnete eine Altstimme, die, obgleich offenbar im höchsten Affekt sprechend, dennoch seelenvollsten Klanges war. „Sie sind schon lange nicht mehr mein Herr. Die Sklavin hat die Fesseln Ihrer Launen, Ihrer Gunst oder Ungunst zerrissen. — Ich bin frei wie die Luft!“

„Wie eine Närrin, willst du sagen.“

„Oh, ich weiß, man wird immer närrisch gescholten, wenn man den Tyrannen die Wahrheit sagt.“

Ein zorniges Aufstampfen des Herzogs machte den Horcher drunten auf die Gefahr seiner Lage aufmerksam. Wie, wenn

der Fürst einen Blick durch die halboffene Glasthüre warf und den Lauscher bemerkte, der eine so verfängliche Unterredung mitanhörte? Die altwirtembergische Unterthanenangst, noch erhöht durch ein Gefühl der Scham über seine Horcherei, bemächtigte sich des jungen Mannes so gewaltig, daß er auf den Fußspitzen über den freien Rasenplatz vor dem Balkon hinweglief und dann in die erste beste Allee hineinstürmte, geflügelten Laufes, als wäre der Feind hinter ihm.

Während so der Poet durch ein Labyrinth von Bosketten, Alleen, Blumenbeeten, Gewächshäusern, griechischen Tempeln, römischen Bädern, Grotten und Einsiedeleien hinfloh, belauschte nur noch der Mond den Fortgang der eigenthümlichen Scene in dem Balkonzimmer.

Die klangvolle Altstimme sagte wieder:

„Mein Auftrag ist erfüllt. Herzog von Wirtemberg, ich habe die Bestellung, die mir meine arme Mutter hundertmal aufgetragen, die sie mir, als die mörderische Kugel sie getroffen, noch mit röchelnder und im Tode brechender Stimme in die Seele prägte, treulich ausgerichtet. Ich habe den Fluch Ihres Opfers in Ihre Ohren geschmettert und, ich sehe es an Ihrer Wuth, er haftet in Ihrer Brust. Mögen Sie es versuchen, darüber zu lachen, wenn Sie es können. Und wenn Sie es versuchten, von der eisigen Höhe Ihrer eingebildeten Unverletzlichkeit herab, und wenn Sie zu dieser Stunde sich sagten: Die Rachegöttin schläft! — dennoch wird eine andere Stunde kommen, wo sie ihr Erwachen furchtbar Ihnen kundgibt. — Oh, es ist so leicht, im Despotentaumel der Allmacht Frevel auf Frevel zu häufen. Aber früher oder später, in der Helle des Tages oder im Grauen der

Nacht, richtet sich doch das Gewissen, der bleiche Mahner, in lautloser Schrecklichkeit vor dem stolzen Sünder auf und seines gespenstigen Fingers Deuten macht den Rausch der Sicherheit zerstieben. — Ah, das Gewicht meiner Worte erdrückt Sie? Vergeblich ist Ihr Bemühen, mir Ihr Beben zu verbergen. Hinter der rothen Maske Ihres Zorns erblicke ich Ihre blasse Seelenangst. — Oh, meine Mutter, du bist gerächt!"

„Wahnsinniges Geschöpf!" schrie der Herzog wüthend auf. „Was hindert mich, dich zu Staub zu zermalmen?"

Zugleich hörte man ein Geräusch wie von einem gewaltsam zu Boden geschleuderten Geräthe und dann den Ton einer mit wüthender Hast gezogenen Glocke.

In diesem Augenblicke wurde die Balkonthüre aufgerissen.

Eine weibliche Gestalt stürzte heraus, schwang sich mit Gedankenschnelle über die Balustrade, glitt mit der Behendigkeit eines Eichhorns an dem Weinrankengewinde einer der Säulen herab, flog über den Rasenplatz hinweg und hatte sich schon in dem Baumdunkel des Parkes verloren, als der Herzog an die Brustwehr des Balkons voreilte.

„Die Rasende!" rief er mit halberstickter Stimme aus. „He, hollah, Trabanten, Läufer! Wo sind die Leute vom Dienst? Alles soll mit Fackeln in den Park!"

„Nicht so, gnädigster Herr", sagte eine Frau, die hinter den Fürsten getreten war und ihm jetzt beschwichtigend die Hand auf die Schulter legte. „Warum einen Eclat machen? Was sollten die Leute denken? Das offenbar halb verrückte Kind kann Ihnen nicht entlaufen, wenn man in aller Stille den Beamten der umliegenden Bezirke die nöthigen Befehle zukommen läßt."

Der Herzog wandte sich heftig um, aber er sah in die Augen der Gräfin von Hohenheim, die stets einen sänftigenden Zauber auf ihn übten.

„Du hast Recht, Franziska", erwiderte er. „Ich will sogleich die nöthigen Ordres ausfertigen."

Dann fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und fügte fast tonlos hinzu:

„Das war eine üble Stunde. Das Mädchen blickte wie eine Furie — wie — doch, bah, fort damit!"

„Aber warum sich überhaupt weitere Ungelegenheiten mit dem Wildfang machen?" fragte die Gräfin. „Haben Sie, mein theurer Herr und Gebieter, nicht die leidige Erfahrung machen müssen, daß alle Ihre Güte und, ich darf es wohl sagen, auch die meinige an eine Undankbare weggeworfen war? Und nun vollends diese Scene!"

„Ja, es war affreus. Der sinnloseste Undank!"

„Am Ende wäre es das klügste gewesen, sie damals mit dem Venetianer laufen zu lassen."

„Nein und abermals nein! — Sie muß pariren lernen, ich sag', sie muß! Ich will sie bändigen, ich sag', ich will!"

Inzwischen hatte sich Schiller von seinem panischen Schrecken wieder erholt. Indem er sich im Gewinde der Alleen zu orientiren suchte, kam ihm seine Flucht so lächerlich vor, daß er bei sich gelobte, von diesem Abenteuer die „Bande" nichts erfahren zu lassen, denn er glaubte schon Petersens und Kapffs schlechte Witze über sein „Auskneifen" zu hören. Er schlug den Rückweg nach dem Schlosse ein, dessen erleuchtete Mittelfenster in der Ferne durch die dunkeln Baumgruppen schimmerten.

„Es wird die höchste Zeit sein, den Kelch dieser Audienz zu leeren, welcher ja doch kaum an mir vorübergehen dürfte", brummte er in sich hinein und beschleunigte seine Schritte.

Plötzlich stand er überrascht. Beim Heraustreten aus einem dichten Boskett sah er in dem bleichen Mondlicht eine weibliche Gestalt gerade auf sich zueilen.

Ein gegenseitiger Ruf des Erstaunens entfuhr ihm und der Kommenden im gleichen Augenblick.

„Lauretta!"

„Schiller!"

Sie kam rasch auf ihn zu und ergriff seine ihr dargebotene Hand.

Ihre Augen leuchteten, in vom eiligen Gehen losgebundener Ueppigkeit fielen ihre prächtigen Haare an den glühenden Wangen auf die marmornen Schultern und den herrlichen Busen nieder, dessen ungestümes Klopfen seine leichte Hülle verrätherisch halb verschoben hatte.

„Ihnen, mein Freund, muß ich hier noch begegnen?" sagte sie mit geflügelter Zunge. „Was thun Sie hier?"

Er konnte nur sagen: „Ach, Lauretta!" und blickte sie dabei vorwurfsvoll an.

„Ah, ich verstehe Sie", sagte sie hochaufathmend. „Sie zürnen mir, weil ich in Gotteszell nicht auf Ihr und des Ritters aus Atlantis rettendes Erscheinen gewartet habe? Aber das Warten ist nun einmal nicht meine Liebhaberei. Vollends in diesem Augenblicke nicht! Daher nur noch ein Wort. Ich habe so eben eine Mission erfüllt, die ich erfüllen mußte. Jetzt schüttle ich den Staub dieses Landes von meinen Füßen, hoffentlich für

immer. Und Sie, Poet, sollten das auch thun, hören Sie! Hier, unter dieser pedantischen Tyrannei, gedeihen Ihre Ideale nicht. Weg mit dieser garstigen Livree, die Ihre Gestalt verunstaltet, weg mit dem altwirtembergischen Zopf! Sie, gerade Sie, mein Freund, bedürfen der Luft der Freiheit, um zu wachsen. Wollen Sie Ihren Genius unter dem Druck von all diesem ärmlichen Kram verkümmern lassen? Nein! Dem wagenden Sinne gehört die weite Welt und auch dem Dichter gehört sie. Seine wahre Heimat ist überall und nirgends, sein Wohnsitz nur das Universum. Leben Sie wohl und Glück auf!"

Sie zog ihre Hand aus der seinigen und wandte sich, zu gehen.

Aber plötzlich kam sie noch einmal zurück. Von traumhaft seliger Ueberraschung durchschauert, fühlte er ihre Arme um seine Schultern sich schlingen, ihre Brust an der seinigen pochen, ihren Kuß auf seinen Lippen brennen und — weg war sie.

Das war gekommen und gegangen wie ein Blitz.

Er spähte umher, er lauschte, aber der schöne, wilde Flüchtling war spurlos verschwunden und nur die Wasserkünste rauschten eintönig durch die Stille der Nacht und wie drohend befehlend schimmerten die Lichter vom Schlosse herüber.

Drittes Kapitel.

Eine Stunde der Entscheidung. — Fürst und Dichter. — „Er war in die Demoiselle verschossen, Er Hanns Narr?" — Von einem Skandal und von einem Wechselbalg. — Der Genius und die Gewalt. — Herzog Karls Poetik und Politik. — Wie einer nachträglich für einen empfangenen Faustschlag quittirt. — „Schreib' Er keine Komödie mehr, bei meiner Ungnade, bei Festungsstrafe!"

„Soll kommen!" hatte der Herzog dem Offizier vom Dienst gesagt, welcher ihm gemeldet, daß der Regimentsfeldscherer Schiller von Augé's Grenadieren noch immer auf Audienz warte.

„Bös Wetter, schüli*) bös Wetter, Herr Doktor. Nehmen Sie sich in acht!" flüsterte der Hoftürke, Melchior Thut aus Glarus, ein Riese, der sieben Fuß und sechs Zoll hoch in seinen Schuhen stand und ebenso gutmüthig als lang war, unserem Dichter zu, als dieser die prachtvolle Treppe heraufgekommen und in die Vorhalle zum Balkongemach getreten war.

Damit schlug der Koloß vom Fuße des Glärnisch den Vorhang vor der Flügelthüre zurück, öffnete diese und ließ den

*) Abscheulich.

Gewarnten eintreten. Dann schloß er hinter demselben geräuschlos die Thüre und brummte in seinen Türkenbart: „Ein jung hitzig Blut und drinnen der Herr, der einen extraordinäri Zornrabbel hat, bi Gott, das ist wie Stahl und Stein. 's wird Funken geben, bim Eid!“

Es gab Funken.

„Was will Er?“ herrschte dem eingetretenen Poeten Herzog Karl entgegen, der in seiner Aufregung für einen Augenblick vergessen haben mochte, daß er gerade vorhin den Eingetretenen herbefohlen hatte.

Schiller näherte sich seinem Landesherrn ehrfurchtsvoll, aber ohne sklavische Furcht. Der Herzog, man muß es ihm zu seiner Ehre nachsagen, hatte die Zöglinge seiner Akademie gewöhnt, offen und frei mit ihm zu reden. So verblüffte der barsche Empfang den Dichter nur momentan. War doch auch er in hocherregter Stimmung. So that er denn seine drei Verbeugungen ab und entgegnete:

„Gnädigster Herr, ich bin zur Audienz bei Ew. Durchlaucht kommandirt.“

Der Dichter konnte Zeit seines Lebens nie an diese Stunde zurückdenken, die für ihn eine Stunde der Entscheidung war, ohne daß ihm das Herz stärker geklopft hätte. Die Umstände der Audienz prägten sich seinem Gedächtniß in allen ihren Einzelnheiten unverwischbar ein. Er hat dankbar anerkannt, daß insbesondere die Gegenwart der Gräfin von Hohenheim den Muth, welchen er bei dieser verhängnißvollen Unterredung entwickelte, aufrecht erhielt. Wie sie so dasaß auf den rothseidenen Polstern des vergoldeten Kanapees in ihrem weiten Reifrock mit schlanker

Taille, mit ihrer hohen gepuderten Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife wie ein Kanarienvogel klebte, ist ihr Bild mit den anmuthigen und wohlwollenden Zügen seiner Erinnerung nie entschwunden.

Herzog Karl, im einfachen Hauskleid, ging mit auf den Rücken gelegten Händen und heftig auftretend auf dem blanken Parkett des Salons hin und her. Sein Gebärdenspiel war energisch, sein Ausdruck decidirt, wie immer. Aber sein Blick und das ungewöhnlich rasche Herausstoßen der Worte zeigten hinlänglich, daß der Hoftürke Thut guten Grund gehabt, von bösem Wetter zu reden.

„Hör' Er", begann der Herzog nach einer Weile wieder, „ich hab' Ihn herbefohlen, damit Er sich verantworte."

Dabei sah er den Dichter von der Seite an und setzte seinen Gang nicht aus.

„Ew. Durchlaucht", lautete Schillers ehrerbietige, aber feste Antwort, „eine Verantwortung setzt eine Anschuldigung voraus. Wie diese laute, weiß ich nicht, aber ich bin mir keines Unrechts bewußt."

„So? Ei, ja wohl! Er ist wohl so unschuldig wie ein neugebornes Kind, nicht wahr?"

Ein neckischer Dämon mußte seine Hand im Spiele haben, daß sich Schiller ganz unwillkürlich das Wort auf die Lippen drängte:

„Gnädigster Herr, ich erhebe mich nicht: wir sind Sünder allzumalen."

Die Gräfin von Hohenheim entfaltete rasch ihren Fächer und fuhr damit vors Gesicht. Sie mochte ein Lächeln verbergen wollen.

Der Herzog war jedoch nicht in jener Laune, wo er sich einen Scherz gefallen ließ. Er warf dem Dichter einen Blick zu, welcher denselben sehr an seine Stellung erinnerte, und sagte:

„Was da? Ich glaube gar, Er ist impertinent genug, mit mir spaßen zu wollen. Laß Er sich das vergehen, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin. Wir sind jetzt nicht in der Akademie, wo sich in neuerer Zeit ein dummdreist jokoser Ton eingenistet hat, den ich auszufegen wissen werde.“

Was sich doch die Menschen für Illusionen machen, auch die Fürsten. Herzog Karl wußte nicht, daß in seiner Akademie ein Ton großgewachsen, mit dem nicht mehr so leicht fertig zu werden war. Sollte er doch ein paar Jahre später die schmerzliche Erfahrung machen, daß eine Rede im alten Stil, die er an die Karlsschüler hielt, von diesen ihm ins Angesicht förmlich ausgepfiffen wurde.

Den Herzog schien jedoch in diesem Augenblick ein anderer Gegenstand viel angelegentlicher zu beschäftigen als Schillers wirkliche oder angebliche Verschuldigungen. Er durchmaß mit verdoppelt raschen Schritten das Gemach und warf, ohne stillzustehen, dem Dichter plötzlich die Frage zu:

„Hör' Er, hat Er die Demoiselle Lauretta gekannt, die — die in der Ecole sich befand?“

Dem Dichter rieselte es kalt den Rücken herauf. Das Terrain, auf welches der Herzog so mit einmal hinübergesprungen, war ein sehr verfängliches.

„Ew. Durchlaucht“, erwiderte er nach einigem Bedenken, „ja, ich hatte und habe die Ehre, Demoiselle Lauretta zu kennen.“

„Wo und wann hat Er das Mädchen zuletzt gesehen?“

Schiller stand auf glühenden Kohlen. Aber das Wahrheitsgefühl seiner Seele hielt ihn bei dem Entschlusse fest, auch hier, wie bei dieser Unterredung überhaupt, streng bei der Wahrheit zu bleiben, und so versetzte er:

„Vorhin im Park, gnädigster Herr.“

„Vorhin im Park? Wie ging das zu?“

„Ich weiß es selbst nicht. Ich war unbeschreiblich überrascht, Fräulein Lauretta plötzlich zu begegnen.“

„Was sagte sie Ihm?“

„Sie sagte mir Lebewohl, gnädigster Herr.“

„So? — Wie hat Er denn überhaupt die Bekanntschaft der Demoiselle gemacht?“

„Auf einer Redoute, zu welcher ich als Begleiter des Fräuleins kommandirt zu werden die Ehre hatte.“

„Und daraus leitete Er das Recht ab, der Demoiselle ins Ausland nachzustreichen, nach Gmünd?“

„Ew. Durchlaucht, dies that ich aus Freundschaft für William Raleigh aus Amerika. Auch hatte ich Urlaub von meinem Regimentschef.“

„Er wollte am Ende gar Seinem Freunde, dem Amerikaner, das Mädchen entführen helfen, nicht wahr? Wußte Er denn nicht, daß die Demoiselle auf meinen Befehl in Gotteszell sich befand?“

„Ich wußte es, gnädigster Herr, aber —“

„Aber?“

„Ich kannte die Redlichkeit der Absichten meines Freundes.“

„Dieser Herr Raleigh beabsichtigte, der Demoiselle einen Heiratsantrag zu machen?“

„Ja, gnädigster Herr.“

„Erzähl' Er mir diese ganze Geschichte, doch nehm' Er sich in acht, daß ich Ihn auf keiner Lüge ertappe.“

Schiller entsprach dem Befehl, und nachdem er seine Erzählung beendigt, sagte der Fürst in etwas milderem Tone als bisher:

„Ich sag', Er ist wenigstens kein Lügner, und das freut mich. — Er weiß also nicht, was es mit dem Verschwinden des Mädchens aus Gotteszell für eine Bewandtniß hatte?“

„Nein, Ew. Durchlaucht.“

„Wohl, sein Bericht stimmt mit dem, was mir dieser sonderbare Mensch von Amerikaner mittheilte, als er mir vor einigen Tagen hier seine Aufwartung machte. — Was hält Er von diesem Raleigh?“

„Oh, gnädigster Herr, das ist ein trefflicher Mann! Ich achte ihn hoch und liebe ihn sehr!“

„So? — Und was hält Er von der Demoiselle Lauretta?“

„Durchlaucht“, antwortete Schiller, von dem ruhigen, fast gütigen Ton, womit diese Frage gestellt wurde, verleitet, der Wärme seiner Empfindung freien Ausdruck zu geben, „Fräulein Lauretta ist ein wunderbares Geschöpf, schön wie ein Engel, voll Geist und Humor, ein verkörperter Dichtertraum!“

„Ei, Er poetisirt ja mächtig, Er fingerfertiger Verseschmied! Er hat wohl auch die Gedichte an Laura gemacht, die in der geschmacklosen Scharteke stehen — Anthologie, glaub' ich, heißt sie?“

„Gnädigster Herr, ich gestehe, Fräulein Lauretta schwebte mir vor —“

„Und da hat Er mit seinen Schwarbeleien den Wirbelkopf des Mädchens noch wirbeliger gemacht? — Er war in die Demoiselle verschossen, Er Hanns Narr, nicht?“

Schiller merkte, daß das Gespräch eine bedenkliche Färbung annahm. Der Ton des Herzogs war schon nicht mehr so mild wie vorhin. In seiner Beklemmung warf er einen bittenden Blick zu der Gräfin hinüber, der nicht wirkungslos blieb.

„Gnädigster Herr“, sagte Franziska, „bitte, sehen Sie doch, in welche Pein Sie den jungen Menschen versetzen. Es kann nicht angenehm sein, daran erinnert zu werden, daß man seine poetische Glut vergeblich aufgewandt hat.“

„Ei was, mein Schatz“, gab der Herzog zur Antwort, „der Schiller ist da, daß ich ihm den Kopf zurechtsetze, in allem und jedem und ein- für allemal. Sag' Er, hat die Lauretta Seine tollen Phantasieen ermuntert?“

„Gnädigster Herr, ich flehe Sie an, mich nicht weiter damit zu quälen. Es war eine Illusion, von Enttäuschungen gefolgt, die schmerzlich genug für mich gewesen sind.“

„Er meint, die Demoiselle habe Seine — Seine — nun, Seine Huldigungen unbeachtet gelassen?“

Diese Frage empörte den Dichterstolz des jungen Mannes.

„Das nicht, gnädigster Herr“, versetzte er.

„Wie? Er bildet sich am Ende gar ein, die Demoiselle sei auch in Ihn verschossen gewesen? Da müßte sie einen guten Geschmack gehabt haben, in der That!“

Und um diese Worte noch kränkender zu machen, maß der Herzog, auf seinem Gange innehaltend, den armen Feldscherer mit höhnischen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle.

Schillers Wangen brannten, aber die erlittene Kränkung drückte ihn keineswegs zu Boden. Im Gegentheil, in eben dem Maße, in welchem der Fürst ihn wegwerfend behandelte, wuchs seine innere Würde und verlieh auch seinem Aeußeren eine Haltung, die den Fürsten, wenn er dafür Augen gehabt, hätte aufmerksam machen müssen, daß er es mit einer Natur von edlem Metalle zu thun habe. Der Dichter fühlte, daß eine einläßliche Erörterung seines Verhältnisses zu Lauretta hier weggeworfen wäre, und so begnügte er sich zu sagen:

„Gnädigster Herr, die souveräne Macht der Schönheit wirkt auf jeden und jeder hat nach Maßgabe seiner Empfänglichkeit das Recht, ihr zu huldigen."

„Phrasen! — Ich sag' Ihm, statt von Rechten zu sprechen, hätte Er lieber Seiner Pflichten eingedenk sein sollen. Statt Verse zu schmieren, hätte Er Seine Nase in Seine medizinischen Bücher stecken, und statt den Galan machen zu wollen, hätte er Seine Grenadiere im Lazareth fleißiger besorgen sollen. — Was aber das andere dumme Zeug angeht, so sag' ich, Er sollte sich schämen, in Seinem Alter Seine Zeit mit Liebeleien zu vernutzen."

Schiller drückte ein bitteres Lächeln zurück, welches ihm auf die Lippen treten wollte bei dem Gedanken, was alles in Sachen der Liebe der Herzog schon durchgemacht hatte, als er in seinem Alter stand.

Mehr und mehr in Aerger und Zorn sich hineinredend, fuhr Karl fort:

„Er weiß wohl, daß ich es gut mit Ihm vorhatte, schon Seinem Vater zu lieb, der mir stets ein treuer Diener gewesen.

Aber wie hat Er meinen guten Absichten entsprochen? Schlecht, sag' ich Ihm, undankbar —"

„Oh nein, Ew. Durchlaucht, das nicht! Es wäre mir schmerzlich, glauben zu müssen, daß mein Fürst mich für undankbar halten könnte."

„So, das wäre Ihm schmerzlich? Und warum hat Er nicht darnach gehandelt, Mußje?"

„Gnädigster Herr, ich beklage es, wenn der Erfolg meinem guten Willen nicht entsprach. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß ich mich bemühte, meine Anlagen so auszubilden, daß sie Ew. Durchlaucht zur Ehre gereichen möchten."

„Wirklich? Ei, ja wohl! Er gereicht mir zur Ehre, das muß ich sagen! Zur Schande gereicht Er mir, mir und meinem Lande, weiß Er das?"

„Nein, gnädigster Herr!"

„Er will sich wohl gar noch sperren und spreizen? Aber nehm' Er sich wohl in acht! Ich bin Sein Herr, versteht Er mich? Sein Herr ganz und gar! Und ich sag,' ich will dem Unwesen, das Er treibt, ein Ende machen. Habe diesem Unwesen ohnehin schon zu lange zugesehen. Hätte bälder eingreifen sollen. Wäre dann das Skandal nicht passirt, daß ein Zögling meiner Akademie — versteht Er mich? meiner Akademie — ein Monstrum von Komödie schreibt und drucken läßt, über welche alle verständigen und redlichen Leute im deutschen Reiche vor Aergerniß die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

„Ew. Durchlaucht —"

„Schweig' Er! Wie hat Er sich unterstehen können, ohne Vorwissen Meiner, der ich in allen Dingen Sein natürlicher

Herr und Gebieter bin, das affreuse Stück drucken zu lassen? War es nicht genug, mehr als genug, dasselbe geschrieben zu haben? Und auch mit dem Drucke war's dem Mußje von Poetaster noch nicht gethan. Die Komödie mußte auch noch auf die Bühne, zu rechtem Skandal und Aerger. Weiß Er, was Ihm da Seine knabenhafte Eitelkeit für einen Streich gespielt? Weiß Er, daß ich Ihm wegen Felonie den Prozeß machen lassen könnte, weil Er sich ohne Vorwissen Meiner mit dem Ausland eingelassen? Und weiß Er, daß Er eigentlich nicht nur ein schlechter Poete, sondern auch ein Deserteur ist, ein Fahnenflüchtiger? Hat Er sich nicht zweimal nach Mannheim begeben, heimlich wie ein Dieb in der Nacht? Hatte Er auch zu diesen Ausflügen Urlaub?"

„Nein, Durchlaucht; aber ich glaubte, mein Fürst würde zu groß denken, um einen Vater deßhalb zu strafen, weil er sich sehnte, sein Kind, sein Schmerzenskind zu sehen."

„Flausen! Komm' Er mir nicht mit Redensarten! — Ein sauberes Kind, diese Räuberkomödie! Ich sag', ein ungeheuerlicher Wechselbalg ist Sein Stück. Weiß Er auch, was Er damit für eine Mord- und Brandfackel in die Welt geschleudert? Weiß Er, daß das abominable Ding nach Hochverrath und Rebellion stinkt von der ersten Seite bis zur letzten? Und wenn Er sich nicht fürchtete, darüber vor Seinem Landesherrn sich verantworten zu müssen, wo wollte Er die Todsünde gegen den guten Geschmack verantworten, welche Sein Stück ist?"

„Vor dem Richterstuhl der Leidenschaft und der poetischen Wahrheit, vor welchem der große Brite Shakspeare seinen Richard und Macbeth, seinen Jago und Othello verantwortete."

Der Herzog blieb stehen und blickte den kühnen Feldscherer wie überrascht an.

Schillers Gestalt hatte sich aus ihrer ehrerbietigen Haltung zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und es war etwas in seinem Auge, was Achtung einflößen konnte. Man möchte sagen, der Genius lüftete seine Schwingen, um über die ihn bedrohende Gewalt triumphirend sich zu erheben.

Der Fürst rüstete sich zu einer zornigen Erwiderung, aber da passirte es ihm, wie oft geschah, daß ihn der Schulmeister in den Nacken schlug.

„Shakspeare und immer Shakspeare", sagte er docirend. „Das ist nun so ein Stich= und Modewort, womit ihr einfältigen jungen Leute alles ausrichten zu können glaubt. Auch Er beruft sich auf diesen Shakspeare, den wollte er nachahmen? Weiß Er nicht, daß Er sich da das unglücklichste Muster auserwählte? Kennt Er die vortrefflichen Verse nicht, worin Michaelis die Anfänger vor ihm warnt:

Ein Shakspeare, Freund, taugt für den Schüler nicht!
Sein Leben war so kühn wie sein Gedicht.
Der kleinste Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
Er wird zu groß für kleine Wissenschaften
Und sieht zu spät, es glücklich zu bereu'n,
Für große sich im Alter einst zu klein.

„Aber ich sag' Ihm", fuhr der fürstliche Docent fort, „Sein Shakspeare war überhaupt nur ein wilder Querkopf, der keine Idee von gutem Geschmacke besaß. Weiß Er nicht, daß Voltaire den Briten als einen betrunkenen Wilden charakterisirte und daß König Friedrich von Preußen mit wohlgerechtfertigtem Abscheu von den abominablen Piècen desselben sprach?"

„Durchlaucht wollen mir zu Gnaden halten, ich bewundere Friedrich den Einzigen als Regenten und Feldherrn —"

Oh weh, das war ein arger Mißgriff! Schiller hätte sich erinnern sollen, daß der große Fritz seinem vormaligen Mündel und Zögling Herzog Karl im siebenjährigen Krieg gar übel mitgespielt hatte.

„Was, was?" fuhr Karl erzürnt heraus, wieder hin und her gehend, daß das Parkett krachte. „Er will sich am Ende gar erfrechen, über gesalbte Häupter Seine Meinung zu sagen? — Sag' Er mir, wie ist Er dazu gekommen, Sein zugleich albernes und böswilliges Stück zu schreiben?"

„Durchlaucht", entgegnete der Dichter, mehr und mehr empört über die Mißhandlung, welche er zu erdulden hatte, „ich schrieb die ‚Räuber' als ein Gefangener, der mit seinen Ketten klirrte."

„Was soll das?"

„Sie meinten es gut mit mir, Durchlaucht, ich weiß es, und könnten Sie in meinem Herzen lesen, so würden Sie finden, daß auch die Härte, die ich zu dieser Stunde ertragen muß, das Gefühl der Dankbarkeit dort nicht austilgen kann. Aber Sie fragten mich und ich muß antworten, komme, was da wolle. Ich war ein Gefangener in der Akademie, ja. Eine wohlgemeinte, aber unerträgliche Disciplin, ein meinem innersten Wesen widersprechendes Studium brachten mich zur Verzweifelung. — Es war mein Ideal und, ach, die Lebenshoffnung meiner geliebten Mutter gewesen, daß ich Prediger werden sollte. — Sie wollten es anders, Durchlaucht —"

„Allerdings, Mußje, und ich sag', die Disciplin in der

Akademie muß noch lange nicht streng genug gewesen sein, wenn sie Ihn nicht einmal zu der Einsicht bringen konnte, daß ich und nur ich zu wollen habe und ihr andern zu gehorchen und nur zu gehorchen habt. Ich bin der Herr und ihr seid die Unterthanen, meine Unterthanen. Merk' Er sich das!"

„Gnädigster Herr, ich fühlte in mir den Drang erwachen, meine Gefühle und Gedanken in poetische Form zu bringen."

„Dagegen hätt' ich an und für sich nichts einzuwenden. Aber warum hat Er sich nicht an die rechten Muster gehalten? Warum hat Er nicht Seinen Boileau, Seinen Corneille, Racine und meinetwegen auch Seinen Voltaire studirt? Die hätten Ihn den rechten Weg führen und Ihm zeigen können, daß Gesetz, Regel und guter Geschmack die Schönheit machen."

„Durchlaucht, die Franzosen befriedigten mich nicht. Ich ahnte, daß die Poesie eine tiefere und reinere Quelle haben müsse als Konvenienz und formale Regelmäßigkeit. Die neuen Welten, welche unsere vaterländischen Dichter, ein Klopstock und Wieland, ein Lessing und Goethe aufschlossen, erhoben meine Ahnungen zur Gewißheit. Shakspeare's Einfluß — verzeihen Sie mir — kam dazu. Ich erkannte an der Hand dieser Führer, daß nicht die kalte Regel, wie der nüchterne Verstand sie lehrt, nein, Phantasie und Leidenschaft, Freiheit und Wahrheit das Wesen der Dichtkunst ausmachen und daß das Amt des Dichters sei, die Völker zu erleuchten und zu zünden mit der Rede Feuerbränden. Und ich war jung, Durchlaucht, und in meiner Brust schlug ein glühendes Herz, vielleicht zu glühend, aber, das darf ich sagen, nie schlug es für Gemeines. Ich legte die Maßstäbe meines an den Autoren der Alten, an der Heldenwelt Griechenlands und

Roms genährten Idealismus an meine Zeit, an meine Umgebungen und so — schrieb ich die ‚Räuber‘.“

„Ja, Er Abstraktor und Wolkenwandler, Er schrieb diese Komödie, die eine Welt in Brand stecken würde, wenn mit Druckerschwärze beklexte Papierfetzen zünden könnten. Und dieses wüste Produkt nennt Er einen Ausfluß Seines Idealismus? — Was ist überhaupt dieser Idealismus, von welchem jetzt ein so großes Geschrei erhoben wird? Kindische Phantastik, welche einen bösen Geist der Widersetzlichkeit und strafbarster Unbotmäßigkeit als Bastardkind in die Welt setzt. — Muß ich es denn in meinen alten Tagen noch erleben, daß alles verrückt und toll wird? Glaubt Er denn, Er, der doch nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, das sogenannte Ideale lasse sich in dieser Welt jemals verwirklichen?“

„Nicht geradezu verwirklichen, aber einwirken, wohlthätig und segensreich einwirken auf die Wirklichkeit wird das Ideale, in immer bedeutenderem Maße, wenn die Menschheit nicht stillstehen soll auf ihrer Bahn.“

„Ei, ja wohl! Ich sag', Er gibt sich ja ganz das Air eines Propheten.“

„Oh, mein Fürst, spotten Sie meiner nicht! — Ich weiß nicht, welch ein Geist mich treibt, so kühn mit Ihnen zu reden, aber ich glaube, es muß ein guter sein. — Ihr Scharfblick, Durchlaucht, ist zu groß, als daß Sie die Zeichen nicht sähen, welche rings um uns her das Anbrechen einer neuen Epoche ankündigen. Es ist der Menschheit zu enge geworden in ihren alten Formen; nach Luft und Licht ringend schickt sie sich an, diese Formen zu zerbrechen. Ein neuer schöpferischer Geist ist auf allen

Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit erwacht. Von jenseits des Weltmeers kam ein wunderbarer weltgeschichtlicher Anstoß nach vorwärts. Die Gemüther athmen auf und die Völker regen sich, in dem Kampf der alten Satzungen mit den neuen Ideen Partei zu ergreifen."

„Die Völker!" entgegnete der Herzog mit dem Ausdruck unsaglicher Verachtung. „Was weiß Er von den Völkern! Ich will Ihm sagen, wozu sie da sind. Sie sind dazu da, um von uns, die wir von Gottes- und Rechtswegen ihre Herren sind, regiert zu werden, zu ihrem eigenen Besten. Was aber den neuen Geist betrifft, von dem Er faselt, den Geist der Schwindelei und Rebellerei, so soll derselbe nicht aufkommen, solange ich lebe, wenigstens im Lande Wirtemberg nicht. Versteht Er mich? — Weil Er jedoch so große Stücke auf die Völker hält, so sag' Er mir, warum Er sich's beigehen ließ, in seinem wüsten Räuberstück ein fremdes Volk so gröblich zu beschimpfen?"

„Ein Volk? Ich?"

„Ja, Er, Mußje. Hat Er nicht das Land Graubünden ein Spitzbubenklima, ein Athen der Gaunerei genannt? Weiß Er, was Er mir dadurch für Ungelegenheiten zugezogen? Soll es mir etwa lieb sein, daß man im Ausland glauben kann, ich habe solche impertinente Leute zu Unterthanen, ich ziehe sie gleichsam groß? Weiß Er, daß zu meinem tiefen Aerger die dumme Sache so in öffentlichen Blättern verhandelt wird? Weiß Er, daß der churer Magistrat durch Vermittelung meines Garteninspektors Walter in Ludwigsburg eine Beschwerde an mich hat gelangen lassen?"

„Durch Vermittelung des Garteninspektors Walter?"

„Ja.“

„Durchlaucht, ich habe gute Gründe, zu glauben, daß dieser Walter mir persönlich abgeneigt sei und daß er daher die Sache absichtlich übertrieben und verhetzt habe.“

„Was, was? Er untersteht sich, einen treuen und eifrigen Diener bei mir anschwärzen zu wollen? Ich sag', es ist hohe Zeit, daß ich Ihm Seinen Herrn und Meister zeige. Nehm' Er sich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, ein abschreckend Exempel an dem Schubart.“

„Oh, mein Fürst, Gnade für den unglücklichen Mann! Wenn Ew. Durchlaucht wüßten, was der Arme gelitten —“

„Was geht das Ihn an? Er hätte wahrhaftig Ursache genug, für sich selbst um Gnade zu bitten. Ich sag' Ihm, mit meiner Nachsicht ist's zu Ende. Und jetzt hör' Er! Ich befehl' Ihm, Er schreibt von nun an nichts mehr, gar nichts mehr, läßt auch nichts mehr drucken, als was in Sein Berufsfach einschlägt, medizinische Sachen also — versteht Er mich?“

Das war ein Keulenschlag.

Wäre Schiller weniger aufgeregt gewesen, als er es war, so hätte ihm die bedrohliche Veränderung auffallen müssen, welche schon seit einer Weile im Ausdrucke des Herzogs vorgegangen. Karl sprach nicht mehr heftig, brausend, wie zuvor, sondern im Tone eines kühlen, aber unbeugsamen Despotismus.

Der Dichter stand verstummt. Ihm sagen, er müsse aufhören zu dichten, hieß ihm sagen, er müsse aufhören zu leben.

Es gibt aber, mit einem großen Geschichtschreiber zu reden, keine Macht auf Erden, sie mag so groß sein, wie sie will, welcher es gestattet wäre, das innerste Gefühl der Menschen zu mißhan=

deln; unter der Macht der Faust kann wohl der Mund der Gemißhandelten schweigen, aber ihre Mienen reden unwillkürlich.

Auch Schillers Mienen sprachen so laut, daß es, wenn auch keineswegs den Herzog, so doch die Gräfin Franziska erbarmte und zu einem Vermittelungsversuch bewog.

„Gnädigster Herr“, sagte sie, „sollte man nicht dem jungen Manne Gelegenheit geben, von seinen Irrthümern zurückzukommen? Ist das Verbot, poetische Sachen zu schreiben, nicht zu hart für ihn? Heißt das nicht dem Vogel das Singen verbieten? Wie wäre es, wenn er Sie, Durchlaucht, unterthänigst bäte, sein Lehrmeister im guten Geschmacke zu sein? Wenn er Ihnen zu diesem Ende seine Gedichte vor Veröffentlichung derselben zur Durchsicht und Genehmigung vorlegte?“

„Was meint Er dazu?“ fragte der Fürst.

In dem Dichter kämpfte es einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick.

„Gnädigste Frau“, sagte er dann, „genehmigen Sie, ich bitte, daß ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank für Ihr schönes Wohlwollen zu Füßen lege. Aber ich darf nicht unwahr sein gegen meinen Fürsten, gegen Sie und gegen mich selbst; ich darf nicht etwas versprechen, was ich nicht halten kann. Das Schaffen des Dichters, soll es überhaupt ein solches sein, kann nur ein freies, muß ein freies sein! Fesseln, seien sie von Eisen oder von Gold, erdrücken und ersticken die Muse. Ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen, gnädigste Frau.“

Der Herzog sah die Gräfin an, als wollte er sagen: Siehst du, er ist unverbesserlich.

Dann wandte er sich mit einem Blick gefrorenen Zornes zu Schiller und sagte:

„Er ist der Fürsprache einer so illustren Dame gar nicht würdig. Er ist also ein fertiger Rebell? Ich sag' Ihm aber, ich will schon mit Ihm und seiner Rebellion fertig werden. Er geht von hier aus immediat auf die stuttgarter Hauptwache, übergibt dem wachthabenden Offizier Seinen Degen und meldet sich bei demselben als Arrestant auf vierzehn Tage. Da hat Er Zeit, über all das thörichte und freche Zeug, was Er heute vorgebracht, nachzudenken. Jetzt geh' Er und nehm' Er zum Andenken und zur Beherzigung noch das Wort von Seinem Herrn mit sich: Ich sag' Ihm, bei Kassation und Festungsstrafe schreibt Er keine Komödie mehr!"

So endigte die Audienz des Dichters bei dem „Philosophen von Hohenheim".

Viertes Kapitel,

welches darthut, daß der Käfig nicht immer den Adler zähmt, sowie, daß der Sammetdoktor zuweilen bedenkliche Novellen in seinem Neuigkeitskasten hatte.

Die Schwüle eines Hochsommertages brütete auf dem Thalkessel von Stuttgart und machte sich auch unserem Dichter drückend fühlbar, welcher in dem Arrestantengelaß der Hauptwache lässig auf der harten Pritsche ausgestreckt lag. Die vierzehn Tage seines Arrestes gingen aber mit heute zu Ende und so verscheuchte die Aussicht auf baldige Erlösung aus dieser niederdrückenden Lage einigermaßen die schwermüthigen Gedanken, welche Gefängniß und Einsamkeit in dem jungen Mann wachgerufen hatten.

Er sprang auf, trat an das offene Fenster und blickte durch das Eisengitter in den stillen Hofraum hinaus. Dort zwischerten Sperlinge und wühlten sich, die Federn sträubend, in den Staub des Bodens ein, als wollten sie, da ihnen das Wasser fehlte, ein Sandbad nehmen, wie die Araber in der Wüste.

„Glückliche Vögel!“ seufzte Schiller. „Wer Flügel hätte wie ihr! — Aber habe ich denn nicht wenigstens Seelenflügel?

— Oh, heilige Poesie, holde Trösterin, wie dank' ich dir! Wie überallhin, bist du mir auch an diesen abscheulichen Ort gefolgt und hast mir das kummervolle Herz geschweigt und in süße und stolze Träume gewiegt. Und dich möchte ein herzlos tyrannischer Wille von mir trennen? Nein, das soll, das darf, das wird nie geschehen! Rüste dich, brutale Gewalt, mit allen deinen Schrecken, ich verachte dich und biete dir Trotz! — Oh, meine gute Christophine hat recht und Lauretta — wo mag das arme wilde Kind jetzt umirren? — hat ebenfalls recht. Der heimatliche Boden weigert meinem Talent das Gedeihen. Vielleicht, falls ich mir eine so stolze Hoffnung gestehen darf, werden kommende Generationen meiner Landsleute dereinst geneigt sein, anzuerkennen, ich wäre nicht unwerth gewesen, daß das alte Schwabenland mich milder gepflegt hätte. Aber jetzt — nicht nur dieser Raum da mit seinen kahlen schmutzigen Wänden, ganz Wirtemberg kommt mir wie ein Gefängniß vor und sein Himmel wie eine eherne Decke, die mich zu erdrücken droht. Ich will und muß fort!"

Er ging eine Weile hastig auf und ab, trat dann zu dem mit Papieren bedeckten Tisch und durchlas nachdenklich ein großes Blatt, welches er mit den raschen Schriftzügen seiner Hand angefüllt hatte.

„Ja", sagte er, „so ist's recht! Sie haben mir Zeit und Muße — Kerkermuße — zum Nachdenken gegeben, wohlan, sie sollen erfahren, daß ich dieselbe gut benutzte. Sie sollen erfahren, daß es nicht immer ungestraft bleibt, einen Poeten willkürlich einzukerkern. Ich bin kein wankelmüthiger, gebrochener Schubart, der schmeichelnd die Hand leckt, welche ihn schlägt. Zum ab-

schreckenden Exempel sollte ich mir den Gefangenen vom Hohenasperg nehmen, befahl der Herzog. Ja wohl, ich thue es, aber in meinem Sinne. Ich will nicht an Geist und Charakter bankrott werden wie dieser unglückliche Mann. Sie werden von mir nie einen Prolog zu hören bekommen, welcher anhebt: Unsterblicher Karl! oder: Edler Rieger! — In diesem Drama, dessen Plan die Kerkermuße mich aussinnen ließ, will ich sie zeichnen, wie sie sind, alle, alle! Ich will dich zeichnen in deiner Nichtigkeit, Verderbtheit und Gemeinschädlichkeit, kriechendes, schmarotzendes, kabalirendes Hofgewürm! Man soll mit Fingern auf euch deuten können. Und auch du, liebwerther Monsieur Walter, tückischer Zuträger, sollst mir nicht entgehen. Ich will euch zeigen, daß der Dichter nicht allein, wie ihr glaubt, dazu da ist, seine Zeitgenossen zu amüsiren, sondern auch und vielmehr, sie zu richten und der ganzen Sippschaft und Wirthschaft der Tyrannei, Bosheit, Dummheit und Niederträchtigkeit ein unvergänglich Brandmal auf die Stirne zu drücken. Du aber, schuldvolles und doch so edles Weib, du sollst finden, daß die grausame Demüthigung, welche mir in deiner Gegenwart widerfahren, dennoch das Gefühl der Dankbarkeit nicht in mir erstickte. Du hast mir eine Regung frauenhafter Güte bezeigt in jener furchtbaren Stunde der Prüfung, ich setze dir dafür dankbar ein Denkmal. Wenn es in einer Kothlache steht, so ist das nicht meine Schuld; aber ich will Sorge tragen, daß in den Zügen meiner Lady Milford die Menschen die deinigen erkennen und mit Theilnahme, Nachsicht und Mitleid betrachten sollen. Ah, mein Herr Herzog von Wirtemberg, du hast mich einen Abstraktor und Wolkenwandler gescholten; gut, du sollst finden, daß ich die

allerwirklichsten Steine vom Boden der Wirklichkeit aufgelesen, um sie dem Despotismus ins Angesicht zu schleudern. Ich habe in Fiesko die Tyrannei in der Vergangenheit gebrandmarkt, jetzt will ich sie in der Gegenwart brandmarken. Ein Gemälde meiner eigenen Zeit soll mein neues Drama sein. Wird es ein lichtloses Nachtstück, was kann ich dafür? Läßt nicht Shakspeare seinen Hamlet mit Recht sagen, der wahre Zweck des Schauspiels sei, der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen? — So mir je die Muße günstig gewesen, sei sie es mir jetzt, damit die, welche nach uns kommen, sagen können: Ja, so war jene Zeit, so waren sie, von denen unsere armen Väter tyrannisirt wurden. Oh, möchten unsere Söhne und Enkel — wie heiß wünsche ich es! — hinzufügen können: Es ist anders geworden, besser, freier und menschlicher!“

Nach diesem leidenschaftlichen Selbstgespräche durchflog der Dichter noch einmal Schema- und Personenverzeichniß seines neuen dramatischen Entwurfes. Dann nahm er rasch die Feder, strich den Titel „Luise Millerin“, welcher an der Spitze des Blattes stand, und schrieb dafür: „Kabale und Liebe — ein bürgerliches Trauerspiel.“

Er malte sich das Thema, welches er in dem Stücke dramatisch gestalten wollte — das vergiftende und verderbliche Hereingreifen einer verrotteten, selbst in ihren besten Tendenzen unheilvoll wirkenden vornehmen Welt in die Kreise ehrbar bürgerlicher Sitte, die Darstellung der Konflicte idealischer Neigungen und Leidenschaften mit den gemeinen Gelüsten und lichtscheuen

Ränken einer herz- und sittenlosen Beamten- und Höflingswelt — in Gedanken weiter aus und konnte eine unwillige Regung nicht unterdrücken, als das Zurückschieben des Riegels an der Thüre eine Störung von draußen ankündigte.

In der Thüre erschien aber ein Freund, der Leutnant Scharffenstein, welcher heute auf Wache war.

„Ich denke“, sagte er, „mein lieber Arrestant wird nichts dagegen haben, wenn ich ihm die Langeweile durch Einführung eines Besuches verkürze. Eigentlich geht's gegen das Reglement, aber da der visitirende Hauptmann schon seine Runde gemacht hat, so will ich's in Gottesnamen auf mich nehmen.“

„Ja, nehmt's in Gottesnamen auf Euch, wilder Kriegsmann und berühmter General in spe“, sagte die Stimme des Sammetdoktors auf dem Gange draußen. „Einstweilen aber macht Platz, damit anständige Leute hanc in speluncam eintreten können.“

Scharffenstein trat beiseite und ließ den alten Herrn eintreten, welcher von einem blonden, schüchtern blickenden und schüchtern auftretenden jungen Manne begleitet wurde.

„Unterhaltet euch nur hübsch ohne Lärm, damit ihr mich in keine Schwulität bringt“, ermahnte der Leutnant. „Du weißt, Freund Schiller, seit einiger Zeit ist der große Brummbär droben in Hohenheim in brummigster Laune und da glauben ihm alle die kleinen und kleinsten Bären hier unten unterthänigst nachbrummen zu müssen.“

„Das ist der Lauf der Welt, edle Seele im Leutnantsrock“, sagte der Doktor. „Seid Ihr nie eines Sommerabends an einem Fröschetümpel vorbeigegangen? Wenn da so ein alter, großer,

vom souveränen Gefühl seiner Froschheit aufgeblasener Frosch sein Brekekekex anstimmt, gleich fallen alle die kleinen und kleinsten Frösche mit ihrem Koaxkoax ein. Die Moral von dieser naturgeschichtlichen Parabel ist, daß dermalen alle Philistäer und Philistäerinnen von Stuttgart, deren Zahl, Gott weiß es, ungefähr gerade so groß ist wie die Einwohnerzahl unserer löblichen Residenzstadt, ihr schadenfrohes Koaxkoax über einen gewissen Poeten nomine Friedrich Schiller anstimmen, maßen sie vernahmen, der Hauptfrosch des Pfuhls habe ein ungnädiges Brekekekex über besagten Poeten verlauten lassen."

Scharffenstein zog sich zurück, um den gefangenen Freund und seine Besucher beizeiten von etwaigen Störungen benachrichtigen zu können, und jetzt that der Sammetdoktor erst in aller Form seine Begrüßung ab und präsentirte dem Dichter seine Dose mit Spaniol.

„Ihr sprecht von dem verdammten Geklatsche unserer Philister und Fraubasen, Doktor", sagte Schiller; „aber was geht das mich an? Wüßte ich nur, ob der Brief, worin ich die Meinigen über die mir zugestoßene Fatalität zu beruhigen suchte, die gewünschte Wirkung gethan. Meine gute Mutter —"

„Läßt ihren Fritz schön grüßen", fiel der alte Herr ein.

„Wie?"

„Ja seht, lieber Sohn, ich duselte heute früh so meinen Morgenspaziergang den Hasenberg hinauf, und weil der Morgen so frisch war, ging ich immer vorwärts durch den Wald und ohne zu wissen wie war ich mit einmal auf der Solitude. Da sah ich ganz zufällig Eure Mutter und das gescheide Mädchen, Eure Schwester Christophine, und da es gerade so mein Humor war,

tröstliche Dinge zu reden, so that ich's und es ist mir nicht übel gerathen, denk' ich."

„Dank Euch, mein alter, mein treuer Freund! Aber sprecht mir nicht davon, daß Ihr bloß zufällig nach der Solitude gekommen. Ihr wolltet meiner Mutter Trost bringen, Doktor — ich dank' Euch von Herzen!"

„Bah, bah, hat sich was zu danken'! Aber, Donner und Doria! wie neuestens die Bande zu schwören pflegt — ach, lieber Schiller, ich fürchte, nebenbei gesagt, mit der Bande hapert's und sie wird sich wohl auflösen — der Hauptmann fehlt ihr und überhaupt scheint hier alles aus dem Leim gehen zu wollen — das kommt daher, daß die jungen Genies sich flügge fühlen und die Flügel probiren möchten. Hm, ja, was wollt' ich sagen? Richtig! Daß ich der unhöflichste Mensch von der Welt sei. Entschuldigen Sie mich, meine Herren. Ich beeile mich, meine Ungeschliffenheit möglichst gutzumachen."

Und mit der Förmlichkeit eines Ceremonienmeisters stellte er die beiden jungen Männer einander vor, indem er sagte:

„Mein lieber Sohn, ich habe die Ehre, Euch hier einen jungen Künstler, Herrn Andreas Streicher, zu präsentiren, welcher Eure werthe Bekanntschaft zu machen wünscht. Er ist Musiker von Beruf und ein Mensch von Ingenium. — Herr Streicher, ich beehre mich, Ihnen meinen Freund Schiller vorzustellen, den Dichter der ‚Räuber', nebenbei Regimentsmedikus bei Augé's Grenadieren und praesenti momento Arrestant."

Schiller blickte, dem jungen Musiker die Hand gebend, in ein sanftes, intelligentes und dabei echtschwäbisches Gesicht, denn es fehlte demselben der launige Zug um den Mund nicht.

Streicher seinerseits erwiderte voll Herzlichkeit den Handdruck des Dichters, vermochte aber dessen freundliche Begrüßung nur mit abgebrochenen Worten zurückzugeben.

„Ah“, sagte der Sammetdoktor lachend, „ich sehe, wie es steht. Der gute Streicher erwartete, in dem Verfasser der ‚Räuber‘ einen wilden Kerl, ein ungeheuerlich aussehendes Kraftgenie zu finden, und kann sich nun vor Erstaunen nicht fassen, einen so civil und manierlich sich darstellenden Regimentsmedikus vor sich zu haben. Ist's nicht so?“

Der Dichter lächelte. Streicher wurde roth wie ein verschämtes Mädchen. Dann faßte er sich und sagte:

„Ich gestehe, ich hatte mir von der Persönlichkeit Herrn Schillers eine andere Vorstellung gemacht. Ich konnte mir nicht denken, daß man noch so jung und doch schon so berühmt sein könne.“

Das war, Schiller fühlte es, mehr als ein gewandtes Kompliment: es war der herzliche Ausdruck des naiven Enthusiasmus einer jungen Künstlerseele.

Der Dichter kam der treuherzigen Annäherung des Musikers mit offenem Wohlwollen entgegen. Er fühlte aus dem Gespräch über Poesie und Musik, welches sich jetzt entspann und in dessen Fortgang ihm Streicher mittheilte, daß er sich zu einer Reise nach Hamburg vorbereite, um dort unter dem Sohne des großen Bach, dem bekannten Karl Philipp Emanuel Bach, die Komposition zu studiren, aus diesem Gespräche fühlte er mit sicherem Instinkte heraus, daß ihm in dem jungen Künstler ein neuer und treuer Freund sich genähert habe.

Und so war es. Der Jüngling, welcher ihn im Gefängniß

aufgesucht hatte, um ihm seine Huldigung darzubringen, sollte ihm in den trübsten vielleicht und jedenfalls ruhelosesten und sorgenvollsten Tagen seines Lebens ein lieber Genosse werden.

Als der junge Musiker erst seine mädchenhafte Befangenheit gegenüber seinem neuen Bekannten, welcher nur um ein paar Jahre älter als er selbst und doch „schon so berühmt war", überwunden hatte, gab er Schiller Gelegenheit, mit Vergnügen der Ausdrucksweise dieses reinen und enthusiastischen Gemüthes zu horchen. Der gute Andreas verhielt sich zu seiner Kunst wie Schiller zu der seinigen, aber da ihm noch in vollem Maße die jugendliche Sorglosigkeit zu eigen war, so erfaßte er das Leben mit einem Idealismus, an welchem gleichsam noch der Thau des Schöpfungsmorgens hing, den der rauhe Wind der Erfahrung schon von der Seele des Dichters geschüttelt hatte.

Schiller erhielt im Verlaufe des Gespräches nicht nur zum erstenmal eine klarere Vorstellung, was die großen Tondichter Bach und Händel, Benda und Hiller, Haydn und Gluck für die deutsche Kunst gethan und was Mozarts Genius gegenwärtig für sie thue, sondern er gewann auch die Ueberzeugung, daß ihm hier ein Freund zugeführt sei, dessen ideale Natur höchst wohlthuend und anregend auf die seinige wirken werde. Hat er doch das Bedürfniß der Anregung von gleichgestimmter Seite her sein Lebenlang lebhaft empfunden und diese Empfindung unlange nach der hier geschilderten Scene in den Worten ausgesprochen, auch der feurigsten Phantasie und der thätigsten Schöpfungskraft sei eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und darin erhalten müsse, und die Maschine werde noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibe, ohne aufgezogen zu werden.

Dem Schicksal dankbar für eine Gunst, welche er zu dieser Stunde doppelt empfand, benahm sich der Dichter gegen den neuen Freund mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihm verliehen war. Der junge Künstler wurde förmlich bezaubert und faßte für Schiller eine schwärmerische Zuneigung. Daß der Dichter viel und oft eine solche Anhänglichkeit einflößte, daraus sproßten die tröstlichsten Rosen seiner dornenvollen Lebensbahn. Es hat vielleicht wenige Menschen gegeben, die von ihren Freunden, Männern und Frauen, so innig geliebt wurden, wie Friedrich Schiller es wurde.

Auch der Sammetdoktor erwies sich theilnahmevoll, in seiner Art freilich, die es liebte, mitten in pathetische Stimmungen plötzlich ein humoristisches Kapriccio hineinschnurren zu lassen.

Als man sich endlich trennen mußte, fragte der alte Herr den Dichter noch, ob Raleigh seit seiner Abreise nichts von sich habe hören lassen, und da der Gefragte verneinte, sagte er:

„Ja, der wird jetzt in den schweizerischen Alpen so viel herrliches zu schauen haben, daß ihm die Lust vergeht, an die stuttgarter Misère zurückzudenken. Ich lobe das; man muß dem Augenblicke voll und ganz zu leben wissen. Vielleicht begegnet er auch in jenem wundervollen Lande seiner treulosen Flamme wieder. Ich meine so eine entfernte Andeutung von dieser Möglichkeit in einem dieser Tage von Lavater an mich eingegangenen Briefe gefunden zu haben."

„Wie, Doktor, was sagen Sie?"

„Nun, nun, lieber Schiller, nur nicht so hitzig! Es ist nur eine unklare Vermuthung von mir, weiter nichts. Aber was ich

Euch noch sagen wollte, lieber Sohn — halt, lassen Sie mich doch gefälligst ganz kollegialisch Ihren Puls fühlen. — Hm, ich möchte Euch freundschaftlichst eine baldige, eine recht baldige Luftveränderung anrathen — aus puren Gesundheitsrücksichten, versteht sich. — Unser Freund Streicher da streicht auch demnächst ab und er thut wohl daran. Junge Leute, absonderlich Poeten und Musiker, müssen die Welt sehen. Sie sind auch, die Poeten und Musiker nämlich, ganz passende Kumpane, um mitsammen eine Reise zu thun, vermuth' ich. — Ja, und wißt Ihr auch schon, Herr Kollega, dessen Puls ich bedenklich aufgeregt finde, die große Neuigkeit? Vielleicht wird dadurch die seit einiger Zeit merkwürdig schlechte Laune unseres allergnädigsten Landesherrn wieder verbessert. Er erwartet seinen Bruder Friedrich Eugen und dessen Tochter, seine Nichte, die Großfürstin Maria Feodorowna, mit ihrem Gemahl Paul, dem künftigen Kaiser von Rußland, zu Besuch. Es werden ungeheure Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herrschaften getroffen. Es soll bei dieser Gelegenheit hoch hergehen, ganz wieder im alten Prachtstile Herzog Karls. Eine Unzahl von Gästen wird erwartet. Es wird ein Getümmel, Getreibe und Gelärme geben, daß einem poetischen Gemüthe, vermuth' ich, angst und bang werden könnte, bis zum — Davonlaufen. — Ja, und, halt' mal, auch das noch! Denkt Euch, lieber Schiller, der Schubart, der närrische arme Kerl hat, hört' ich, dieser Tage hierher geschrieben, der Herr General von Scheler habe ihm gesagt, es sei wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich, daß er, Schubart nämlich, bald einen Bruder in Apollo auf dem Asperg begrüßen würde, zu längerem Beisammensein daselbst. Der Herzog habe ihm, dem General, das eigen=

mündig mitgetheilt. — So, jetzt ist mein Neuigkeitskasten geleert. — Adieu, lieber Schiller, und nehmt meinen Glückwunsch, daß Ihr morgen aus dieser verwünschten Spelunke loskommt. Es wohnt sich häßlich hinter vergitterten Fenstern und — es lebe die Freiheit!"

Fünftes Kapitel.

Der Flüchtling, ein verwirklichtes Gedicht.

„Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne hoch in die seligen, purpurnen Wolken empor“ — hat ein genialster und unglücklichster Sohn des alten Schwabenlandes von Stuttgart gesungen, als er die Stadt eines sonnigen Herbsttages in ihrem Prachtbette von Reblaub daliegen sah. In Wahrheit, wer zur Herbstzeit von der Höhe der feuerbacher Haide oder noch besser auf der entgegengesetzten Seite von der Höhe der alten eßlinger Steige herab auf die Stadt blickt, dürfte jenen Ausruf kaum zu überschwänglich finden. Etwas unbeschreiblich Wohliges, Heimeliges ist dann dem alten Stuttgart eigen, wenigstens in den Augen des Schwaben, und ein echter wird sich dieses Bild der Stadt in der Ferne nie zurückrufen, ohne daß ihm leises Heimweh die Seele rührte.

Ja, Stuttgart zur Herbstzeit ist schön, umringt von seinen in den feurigsten Tinten prangenden Rebhügeln. Aber im September 1782 war ein übriges geschehen, um der Stadt auch im Innern ein recht stattlich Aussehen zu verleihen. Wenn die

Fürsten Besuch bekommen, putzen sich die Residenzen kokett heraus. Ein Schalk, wie der Sammetdoktor, würde sagen, das geschehe, damit die Fürsten den fremden Potentaten dadurch beweisen könnten, wie wohlhäbig glücklich und schönheitsinnig ihre Unterthanen seien.

Die erwarteten hohen Gäste waren eingetroffen mit einem zahlreichen Gefolge und Stuttgart und Ludwigsburg hatten sich mit gegen fünfhundert fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Besuchern gefüllt, die von nah und fern gekommen, den in Aussicht gestellten Festen anzuwohnen. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. Im Herzog Karl war wieder einmal die alte Prunkliebe in voller Stärke erwacht. Der Gedanke schmeichelte ihm, dem Gemahl seiner Nichte, Rußlands künftigem Czaren, zu zeigen, wie ein Herzog von Wirtemberg fürstliche Gäste zu bewirthen im Stande sei, und er hatte demzufolge seine Anstalten getroffen. Die Paläste der beiden Residenzen sowie die Lustschlösser Solitude und Hohenheim öffneten ihre weiten Prachträume, welche, in Verbindung mit den herzoglichen Gärten und Wildparken, einer Reihe rauschender Feste zu Schauplätzen dienten. Jagden, Bankette, Koncerte, Opern und Bälle, die in wohlberechnetem Wechsel sich ablösten, erzeugten einen Rausch von Zerstreuung und Vergnügen, welcher zwei Wochen lang währte. Die Krone der Festlichkeiten sollte eine Hirschjagd in den Umgebungen der Solitude bilden. Aus allen Revieren des Landes hatte man zu diesem Zwecke sechstausend Hirsche in den Forst zusammengetrieben, welcher das Jagdhaus am Bärensee, das sogenannte Bärenschlößchen, umgibt. Tausende von fronenden Bauern mußten den Wald Tag und Nacht umzingelt halten,

um die Thiere am Durchbrechen zu verhindern. Die Jagd war darauf angelegt, schließlich den ungeheuren Hirschrudel eine steile Anhöhe hinab und in den See zu jagen, wo die edlen Thiere dann von einem eigens zu diesem Zweck erbauten Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit aller Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Auf dieses fürstliche Vergnügen sollte am Abend, während die Herrschaften im Festsale der Solitude bankettirten, eine allgemeine prachtvolle Illumination des Schlosses und seiner Gärten folgen.

Aber wir haben die festbeschreibende Kurialfeder des dicken Bibliothekars Uriot nicht geerbt nnd müssen daher darauf verzichten, ein Bild dieser pomphaften Hoffeste dem geneigten Leser vorzumalen. Mag er uns nicht ungerne zu stilleren Scenen folgen!

Wir führen ihn nach dem kleinen Graben, in die ihm schon bekannte „Höhle", wo es heute in der That noch höhlenmäßiger unordentlich aussah als gewöhnlich und auch noch leerer, so daß es schien, es müsse da eine Art Ausräumung kürzlich stattgefunden haben. Auf dem Stubenboden lagen Papierfetzen und sonstiger Trödel umher und auf dem Tische sah man gar ein Paar Pistolen, die aber bei näherem Betrachten nicht sehr gefährlich erschienen, denn der einen dieser Waffen fehlte die Zündpfanne, der anderen das beste Stück vom Hahn.

Der Dichter, in seiner Feldscheretuniform, lehnte am Schreibpult, von wo aus er durch das Fenster auf die stille Gasse sah. Denn still war sie, still wie die ganze Stadt, die man für ausgestorben halten konnte. Alles, was Beine hatte oder wenigstens seine Beine in beliebiger Richtung in Bewegung setzen

konnte, war den Hasenberg hinauf nach der Solitude geströmt, um je nach Stellung oder Gunst des Zufalls etwas von dem großen Jagdfest, das heute da droben im Gange war, abzubekommen.

In der Frühe des Tages war Schiller auch droben gewesen. Er hatte dem Vater gegenüber, dem er verhehlen wollte und mußte, was er der Schwester schon früher mitgetheilt hatte und jetzt auch der Mutter mitzutheilen sich gedrungen fühlte, eine peinlich bange Stunde verlebt. Zum Glück war der Hauptmann Schiller in Dienstgeschäften abgerufen worden, noch bevor er mit Aufzählung aller der Herrlichkeiten, welche heute die Solitude zum geräuschvollsten Ort im deutschen Reich machen sollten, zu Rande kam, und so hatte der Dichter mit den beiden Frauen ungestört noch eine schmerzlich süße Stunde verleben können. Als der gute Streicher, der seinen Freund begleitet hatte, endlich die Bemerkung machen mußte, es sei jetzt Zeit, nach der Stadt zurückzukehren, da waren in der bescheidenen Wohnung der schiller'schen Familie heiße Thränen geflossen und nicht nur aus weiblichen Augen.

Jetzt war es Abend und über den Gassen der stillen Stadt schwebte schon jenes bleiche Licht, welches in Städten eintritt, sobald die Sonne zur Rüste geht.

Der einsame Dichter ist, nach einem an widerwärtigen Sorgen und Aufregungen reichen Tage, jetzt damit beschäftigt, eine Rhapsodie zu Papier zu bringen, deren Idee ihm aufgegangen, als er vormittags mitten durch das Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern hindurch, welches sich nach der Solitude wälzte, vom Hasenberg in den stuttgarter Thalkessel herabgestiegen.

Bald wirft er eine Strophe aufs Papier, bald geht er, von innerer Unruhe verzehrt, hastig in der Stube hin und her.

Eben hatte er die Verse hingeschrieben:

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und schnauben und knirschen und stampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral —

als es an der Thüre klopfte und auf sein ungeduldiges Herein! die ungeschlachte Figur des Fourierschützen Kronenbitter erschien.

„Nun, was soll's?“

„Hab' dem Herrn Doktor zu melden, daß der Koffer zu der Wittfrau Streicherin geschafft ist und daß selbige Wittfrau den Herrn Doktor zum Vesperbrot erwartet.“

„Gut.“

„Hab' ferner zu melden, daß mir der Herr Leutnant Kapff in der Rothenbildstraße begegnet ist und dem Herrn Doktor sagen läßt, er solle machen, daß er bald nachkomme. Die andern seien schon nach der Solitude voraus.“

„Freilich, freilich. Aber du, Kronenbitter? Möchtest du nicht auch gerne hinauf, das Spektakel zu sehen? Ich hab' dich heute nicht mehr nöthig.“

„Sehr wohl. Aber 's ist halt wägerle 'ne leidige Sach', wissen's, Herr Doktor. Wenn ich 'nen Berg hinaufgehe, krieg ich justement immer einen ganz erschrecklichen Durst und — und — hm — ja, 's ist 'ne leidige Sach'.“

„Aha, ich verstehe“, sagte der Dichter, zog den Geldbeutel und gab dem Fourierschützen ein Stück Geld.

Der Bursch riß die Augen weit auf, dankte und drehte sich mit einem unbeschreiblichen Kratzfuß zur Thüre hinaus.

Der Dichter machte eine Bewegung, ihn noch einmal zurückzurufen, denn er empfand das Bedürfniß, dem Burschen all dem Aerger zum Trotz, welchen ihm derselbe verursacht hatte, noch ein gütiges Wort zu sagen; aber er besann sich und ließ ihn gehen.

Er schüttete den Inhalt der Börse, die er noch in der Hand hielt, auf den Tisch aus und zählte das Geld.

„Dreiundzwanzig Gulden!“ sagte er mit einem Seufzer. „Mein ganzes Vermögen! Und dazu haben die Mutter und das arme Phinele ihren letzten Sparpfennig gesteuert. Streicher wird ungefähr gerade so viel haben — hm, eine hübsche Kriegskasse, um den Feldzug gegen das Schicksal zu eröffnen!“

Die Kehrseite seines Vorhabens wandte sich in ihrer ganzen Bedrohlichkeit seinem inneren Auge zu. Er durchmaß unruhig das Zimmer, trat zum Schreibpult, ergriff die Feder, warf sie wieder weg, faßte sie dann abermals und schrieb unter die vorhin mitgetheilte Strophe diese beiden weiteren:

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgebärde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säus'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt!

Morgen — ach, du röthest
Eine Todtenflur,
Ach, und du, o Abendroth, umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

Mit diesem Schluß steht das Gedicht unter dem Titel „Der Flüchtling" in der Sammlung von Schillers Werken. Es ist nur ein Bruchstück ohne alle Einheit: es gibt abgerissene, in klagenden Molltönen verhauchende Klänge einer leidenschaftlichen Stimmung. Hast und Unruhe sprechen aus jeder Zeile.

Der Dichter wollte weiter schreiben, aber es ging nicht mehr. Der Gedanke, welcher ihn zu dieser Stunde am meisten quälte, wurde laut, als er jetzt vor sich hinmurmelte:

„Nein, was ich auch immer dem Herzog zutraue, das traue ich ihm doch nicht zu, daß er es meinen Vater entgelten lassen werde. Es wäre schnöder Undank von mir, wenn ich den Fürsten für so gemein halten wollte. Nein, nein, und — im Nothfall kann ja der Vater sein Ehrenwort geben, mit dem besten Gewissen von der Welt, daß er von meinem Vorhaben nichts gewußt habe —"

Es klopfte wieder draußen, aber Schiller war so in seine sorgenvollen Gedanken vertieft, daß er es überhörte.

„Richtig!" sagte der eintretende Streicher. „Da haben wir's! Er ist an seinem Schreibpult, das heißt auf dem Parnaß, und hat meiner Mutter Vesperbrot und die späte Stunde und den Kutscher und alles vergessen. Dacht' ich mir's doch!"

„Ah, Sie sind's, lieber Freund? Entschuldigen Sie meine Nachlässigkeit. Haben Sie sich hinsichtlich der Thorwache vergewissert? Wie ist's mit Scharffenstein?"

„Alles in Ordnung. Er hat die Wache. Aber wir müssen uns sputen.“

„Gut. Sie sehen, ich bin völlig bereit. Will nur noch meine Brieftasche und die Pistolen da einstecken. So, jetzt ein Lebewohl dir, alte Räuberhöhle!“

Um zehn Uhr abends rollte eine Haudererchaise, auf deren Rückbret zwei bescheidene Koffer gepackt waren, dem eßlinger Thore zu, über welches die Stadt seither weit hinausgewachsen ist, denn der Platz, wo es in der Nähe des Waisenhauses stand, ist jetzt so zu sagen der Mittelpunkt von Stuttgart oder wenigstens von demselben nicht weit abgelegen.

Der Soldat vom gablenzischen Infanterieregiment, welcher unter der Thorwölbung auf Posten stand, trat, um nach damaligem Brauch die Abreisenden anzuhalten, dem Wagen entgegen und rief den Korporal heraus.

„Wer sind die Herren?“ fragte dieser, an den Schlag tretend.

„Doktor Ritter und Doktor Wolff“, klang es in ziemlich schüchternem Ton aus dem Wagen.

„Wohin?“

„Nach Eßlingen.“

„Passirt!“

„Higg!“ machte der Kutscher, seine Pferde antreibend.

Während sie langsam anzogen, glitt auf der dem Stehpunkt des Korporals und des Soldaten entgegengesetzten Seite des Wagens eine männliche Gestalt rasch an den Schlag, steckte den Kopf hinein, flüsterte die geflügelten Worte: „Glück und Segen über dich, theurer großer Fritz, und vergiß draußen nicht ganz

deiner Freunde daheim!“ und huschte wieder rasch in das Offizierswachtzimmer zurück, woher sie gekommen.

Als der Wagen das Thor hinter sich hatte, fuhr er noch eine Strecke weit auf dem Wege nach Eßlingen hin. Dann schaute der Hauderer vorsichtig rückwärts und lenkte sofort das Gefährt linkshin auf einen Feldweg. Es währte nicht sehr lange, bis die Reisenden wieder glatteren Chausseeboden unter den Rädern fühlten.

„So“, sagte der Hauderer rückwärts in den Wagen hinein, „das ging ja wie geschmiert. Da sind wir auf der ludwigsburger Straße.“

Auf dieser rollte der Wagen, nachdem erst der jähe „Stich“ der Galgensteige überwunden war, rasch in die Nacht hinein.

Nachdem es etwa eine Stunde oder mehr so fortgegangen, hielt der Hauderer seine Pferde an und sagte:

„Sehen Sie doch, meine Herren, da droben ist’s wie im Himmel!“

Ein bewunderndes Ah! schallte aus dem Wagen und zwei jugendliche Männerköpfe bogen sich heraus.

Links droben brannte der Gipfel des Waldberges, von welchem die Solitude in die Ebene schaut, in dem Lichtmeer einer feenhaften Illumination. Die edlen Linien des Schlosses hoben sich von dem dunkeln Hintergrund in voller Klarheit ab. Es schien in der Luft zu schweben und das blendende Licht, welches von ihm ausstralte, übergoß den ganzen Scheitel der Anhöhe mit märchenhaft zauberischen Reflexen.

„Das ist wundervoll!“ sagte der eine der beiden Reisenden, mit kindlicher Fröhlichkeit in die Hände klatschend. „Wir können uns einbilden, das alles sei uns zu Ehren veranstaltet.“

Sein Reisegefährte gab keine Antwort, sondern blickte unverwandt hinauf, aber nicht nach dem Mittelpunkt des prächtigen Bildes, nicht nach dem Schlosse, sondern nach einem der kleinen weißen Häuschen, die hell aus dem Schatten mächtiger Linden und Kastanienbäume hervortraten.

„Oh, meine Mutter!“ seufzte er dann tiefbewegt auf und schlug die Hände vors Gesicht. Halberstichtes Schluchzen hob seine Brust und zwischen den seine Augen bedeckenden Fingern rollten große Thränen hervor.

Mit dem sicheren Takt liebevollen Zartgefühls unterließ es der andere, diesen Moment des Schmerzes durch einen Trostversuch zu stören. Er versagte es sich sogar, dem Gefährten die Hand zu drücken, wie er doch gar zu gerne gethan hätte, und gab nur dem Hauderer ein leises Zeichen, die Pferde wieder in Gang zu bringen.

So fuhr der Wagen weiter und im Flammenschein versank die Heimat hinter dem fliehenden Dichter.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

Schiller

kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern.

Band II.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Schiller.

Kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern

von

Johannes Scherr.

. . . . Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Karlos 3, 10.

Neudurchgesehene und verbesserte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Winterasyl des Flüchtlings. — „Don Karlos." — Rückblick. — „Die Qual erlahme an meinem Stolz!" — Ein Gang über den Schnee.

Die bleiche Sonne eines hellen Wintertages lugte durch das Fenster der Hinterstube eines bescheidenen Landhauses, welches etwas abseits von den zerstreuten Häusergruppen des Dörfchens mitten in einem großen, tiefverschneiten Garten lag. Vielleicht wunderte sie sich, die Sonne, in dem zu dieser Jahreszeit gewöhnlich einsam stehenden Hause einen fremden Gast vorzufinden, der freilich nicht viel Geräusch machte, sondern in den stillen Räumen ein recht anachoretisches Leben führte, seit Wochen schon. Und ob er gleich ein noch ganz junger Einsiedler war, erfüllte ihn doch die winterliche Einsamkeit mit einem gewissen Behagen. Ihm war zu Muthe wie einem, der sich aus den Gefahren einer stürmischen See in den Hafen gerettet fühlt, und wäre es auch nur ein Nothhafen.

Hochherzige Fürsorge mütterlicher Freundschaft hatte dem Flüchtling, den wir aus Stuttgart entweichen sahen, fern von der Heimat eine gastliche Zufluchtsstätte bereitet. Nach den Auf-

regungen, Nöthen und Sorgen eines unstäten Wanderlebens in den Main- und Rheingegenden konnte er sich hier ausruhen und zu neuen Geistesthaten sammeln. Die Stille seiner Zufluchtstätte that ihm wohl, die Einsamkeit stumpfte den Stachel bitterer Erinnerungen, das Gefühl der Sicherheit milderte die Ueberspannung der Saiten seiner Seele. Um so mehr, da er wußte, daß ihm in den Umgebungen seines ländlichen Asyls neuerworbene Freunde lebten, auf deren Zuneigung er sich verlassen konnte. Wie in früheren und späteren Perioden seines Lebens, erfuhr der Dichter auch in dieser die schwerwiegende Gunst des Schicksals, edelgesinnte Freunde zu besitzen.

Jene schöne Pietät, welche, wünschen wir, die Deutschen festhalten mögen als eine der hellsten Lichtseiten ihres Nationalcharakters, hat in neuester Zeit das von unserem Dichterflüchtling unter dem Namen eines Doktor Ritter bewohnte Zimmer wieder in seiner damaligen Gestalt hergestellt. Der zum Kultus des Genius sich bekennende Wallfahrer erblickt in dieser Hinterstube, die jetzt nach ihrem einstmaligen Bewohner genannt ist, das bescheidene Möbiliar aus jener Asylzeit des großen Mannes, hauptsächlich bestehend aus einem Lehnstuhl und einem Tische, der auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruht.

Heute hatte sich der Dichter Tisch und Stuhl an das Fenster gerückt, von welchem die Sonne die Eisblumen weggeschmolzen, so daß der Ausblick auf die nahen Fichtenwälder frei war. Doch schien die Außenwelt den Poeten nicht sehr zu reizen. Er warf nur von Zeit zu Zeit einen zerstreuten Blick durch die kleinen runden Scheiben und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu. Bald flog die Feder mit jenen energisch deutlichen Zügen, welche

Schillers Handschrift charakterisiren, über das Papier, bald griff er aus dem unordentlich durcheinanderliegenden Büchervorrath, womit der Tisch belastet war, einen Band heraus, um eine ihm sich aufdrängende Idee auf den Prüfstein historischer Nachweise zu bringen, bald auch legte er die Feder für eine Weile weg und warf sich in den Lehnstuhl zurück, um mit über der Brust gekreuzten Armen nachzusinnen.

Diese nachdenkliche Stellung des jungen Mannes zeigte das Gewinnende in seiner Physiognomie recht deutlich auf. Die ideale Welt, in welcher er, ganz in sich zurückgezogen, zu dieser Stunde lebte, prägte sich gleichsam in seinen Zügen aus. Wer ihn so gesehen und seine jetzige Erscheinung mit seiner früheren als Regimentsfeldscherer auf dem stuttgarter Paradeplatz verglichen hätte, konnte nur seinem Jugendfreunde Petersen beipflichten, wenn derselbe sagte, Schillers Geist scheine aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu sein; er habe sich in seine Gesichtszüge ergossen und allmälig diese, sowie die ganze Körpergestalt, vortheilhaft verändert. In diesem Augenblick war Schiller schön. Die Schöpferfreude hatte seine blassen Wangen mit einem zarten Roth überhaucht, die feinen Adern an den hohen weißen Schläfen traten deutlich hervor, in seinen zwischen Blau und Lichtbraun spielenden, von starken blonden Brauen überwölbten Augen leuchtete ein sanftes Feuer und um seine halbgeöffneten Lippen schwebte ein anmuthiges Lächeln, als fühlten sie den Kuß der Muse. Der ganze Ausdruck dieses sinnenden Kopfes war ein zugleich kindlicher und genialer.

Während Schiller sich wieder nach dem Tisch vorbeugt, um zu schreiben, begehen wir eine jener Indiskretionen, wie sie dem

Novellisten erlaubt sind. Wir sehen zwar dem arbeitenden Dichter nicht zudringlich über die Schulter, aber wir sind neugierig genug, folgendes Fragment eines Briefes zu lesen, welcher, frischgeschrieben und zum Zusammengelegtwerden bereit, auf einer Ecke des Tisches liegt:

„... Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, hab' ich beide bis auf weiteres zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Karlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. — Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes als enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes, und so gestehe ich Ihnen, lieber Freund, daß ich meinen Karlos gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius von Tarent abmessen, nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben, nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' Julius und den Puls — von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer

Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, an die Seele stoßen — —"

So wissen wir denn, was die Gedanken des Dichters in seiner winterlichen Einsamkeit hauptsächlich beschäftigte. Es waren die Vorarbeiten zu jenem berühmten Trauerspiel, mit dessen Schöpfung Schiller den Uebergang von der ersten Phase seiner Dichtung zur zweiten vollzog. „Don Karlos" wurde für ihn, wie jedermann weiß, die Brücke von der naturalistischen Sturm- und Dranggenialität hinüber zur bewußten Künstlerschaft. Indem er diese Brücke überschritt, wurde er dem großen Princip, welches all sein Leben und Dichten beseelte, nicht abtrünnig: — es war dies für ihn überhaupt eine Unmöglichkeit. Aber während die Freiheitsidee in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend himmelan brandete, begann sie im „Don Karlos" als ein klarer Schönheitsstrom dahinzufließen. An die Stelle des schrankenlosen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen trat die ruhige Macht und Größe des Humanitätsgedankens. Was aber später der eigentliche Inhalt von Schillers ganzer Thätigkeit wurde, die Ueberzeugung, daß des Dichters höchste Mission sei, die Menschheit mittels der Schönheit zur Freiheit zu erziehen, das verdrängte, wenn auch vorerst noch nicht zu völliger Reife gediehen, allmälig den unsicher tastenden kraftgenialen Ungestüm aus seiner Seele und er begann einzusehen, daß der Vorschritt der Gesellschaft weit mehr, unendlich weit mehr durch die stille, aber unwiderstehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den subjektiven Weltverbesserungsdrang einzelner Individuen bedingt sei.

Ein solcher Läuterungsprozeß des Geistes geht aber nicht

ohne Schmerzen vor sich, um so weniger, wenn er sich inmitten äußerlicher Bedrängnisse vollziehen muß. Diese hatten dem Dichter seit seiner Flucht aus der Heimat wahrlich nie gefehlt. Schon das zweideutige Benehmen des Freiherrn von Dalberg, auf welchen er ein so großes Vertrauen gesetzt und welcher den Flüchtling ängstlich von sich ferngehalten hatte, hätte hingereicht, einer minder energischen Seele die Hoffnung auf die Zukunft zu rauben. Aber die Federkraft von Schillers Geist bewährte sich unter dem Drucke der Noth, die mitunter zu gänzlicher Entblößung sich gesteigert hatte. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ hatte der Dichter in den „Räubern“ seinen Karl Moor sprechen lassen: er fand jetzt Gelegenheit, diesen Satz zur Wahrheit zu machen, und er that es. Während seines flüchtigen Weilens in Mannheim, Frankfurt, Worms, Oggersheim hatte er den „Fiesko“ für die Bühne umgearbeitet und „Kabale und Liebe“ vollendet. Damit war Schillers erste Dichterperiode abgeschlossen und, wie Zelter viele Jahre nachher treffend an Goethe schrieb, das Chaos der schiller’schen Schöpfungen überwunden. Der durch Schwan in Mannheim unternommene Druck des „Fiesko“ hatte dem Dichter die spärlichen Mittel geliefert, seine Verbindlichkeiten in Oggersheim zu tilgen und von da, nach schmerzlichem Abschied von dem treuen Streicher, die Reise nach dem gastlichen Winterasyl zu unternehmen, wo wir ihn wiedergefunden, einsam, in Studien versenkt, deren Resultate unter dem Titel „Don Karlos“ später so unzählige Herzen rühren, erschüttern und erheben sollten.

Aber die Sonne langte immer schmeichelnder an die Fensterscheiben, drang herein, malte zitternde Goldkringeln auf Bücher und Papiere und lockte stummberedt:

„Laß die Arbeit ruhen und komm' heraus zu mir!"

Nun stehen, wie männiglich bekannt, Sonne und Dichter in ganz eigenen freundschaftlichen Beziehungen zu einander. Die Allbeleberin ist den Poeten keineswegs ein „seelenloser Feuerball", sondern noch immer, wie in den Tagen Homers und Pindars, das Symbol des Musengottes. Kein Wunder daher, daß Schiller der schmeichelnden Lockung folgte und, zu einem weiteren Spaziergang gerüstet, hinaustrat in den schönen Wintertag.

Es war einer jener Januartage, wo der Winter seine ganze Strenge, aber zugleich auch seine ganze Majestät entfaltet, wo er nicht stürmt und wüthet, sondern lächelt, wie eben der Winter lächeln kann. Ein klingender Frost hatte den Boden mit einer festen, von Milliarden Diamanten blitzenden Schneebahn überzogen, über welche der Dichter leicht hinwegschritt, mit Wohlbehagen die herbe, aber reine und stählende Luft einathmend.

Er ging, nachdem er in einem halben Bogen das kleine Dorf umschritten, dem Bergwald zu, welcher in einem fast regelmäßigen Kreise die Thalmulde umschloß. Hinter den fichtenbedeckten Hügeln stiegen ringsum höhere Berge empor und so erhielt die kleine Landschaft den Charakter tiefer Abgeschlossenheit.

Auf einem Vorsprung am Saume des Waldes stillestehend betrachtete sie der Dichter. Gerade unter sich sah er die zerstreuten Häuser des Dörfchens und dort funkelte im Sonnenschein das Fenster, hinter welchem er schon so manche Nacht einsam gesonnen und geträumt, geforscht und gedichtet. Aus den Rauchfängen stieg der Rauch kerzengerade in die Luft und zerfloß oben in röthliche Wölkchen. Die Fichtenwälder legten einen dunkeln Kranz um die dörfliche Feldmark und von diesem Kranze schnitten

sich die dahinterliegenden Berge scharf ab, schimmernd in ihrem blendenden Schneeschmuck. Ueber dem ganzen Landschaftsbild lag die klare, blasse Himmelsbläue, an den Rändern des Horizonts von jenem Roth angehaucht, welches zu dieser Jahreszeit schon um Mittag das Kommen eines harten Nachtfrostes verkündigt.

Der einsame Wanderer wurde tief bewegt von der feierlichen Stille rings um ihn her. Hatte er doch erst während seines Aufenthalts in dieser Abgeschiedenheit die Natur so recht verstehen und lieben gelernt. Aber je mehr er mit ihr vertraut geworden, nur um so weniger war er in weichliche Naturschwelgerei versunken. Sein wesentlich philosophischer Geist trieb ihn an, die Erscheinungen des Naturlebens stets mit etwas Höherem, mit dem Menschen, in Beziehung zu setzen, und so bildete sich in ihm jene eigenthümliche Naturbetrachtung aus, die später in einem seiner schönsten Gedichte, im „Spaziergang", so herrlich sich manifestirte.

Auch jetzt schon, auf diesem Gang über den Schnee wurden in einem Selbstgespräche des Dichters Anklänge dieser Art und Weise, die Natur aufzufassen, laut.

„Bewundernswerth", sagte er, „ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach gesehen von Millionen Geschöpfen und von denselben Geschöpfen wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt alles in todter Ruhe um uns her und nichts lebt als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer

Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wiederfordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserem Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei unserer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen."

Unser gestriges Selbst! Der Dichter hatte Mühe, im Spiegel der Vergangenheit die eigenen Züge wiederzuerkennen. So kräftig und nachhaltig waren die wechselnden Eindrücke gewesen, welche die Erlebnisse der letzten Monate anf ihn hervorgebracht hatten. Sein Zusammenleben mit dem wilden Kapff, die burschikosen Symposien der „Bande" im Ochsen zu Stuttgart, die kraftgenialische Unbändigkeit seiner Erstlingsdichtungen, das alles kam ihm schon recht fremde vor, das alles lag wie Schlacken hinter ihm. Mit größerer Theilnahme dachte er der gewaltsamen Lösung seines Verhältnisses zu Herzog Karl, welchem seine große Seele Gerechtigkeit widerfahren zu lassen um so mehr geneigt war, seit er wußte, daß der Fürst keineswegs kleinlich genug gedacht hatte, seine Eltern die Flucht ihres Sohnes irgendwie entgelten zu lassen. Mit Wärme erinnerte er sich seines transatlantischen Freundes und des bizarren, einst so geliebten Wesens,

welches ihm zuletzt zu Hohenheim im mondbeglänzten Parke so plötzlich erschienen und entschwunden war.

„Seltsam“, sprach er bei sich, „ich dachte, die weite Erde könnte nur ein solches Geschöpf beherbergen, und doch sollt' ich es erleben, daß mir so bald ein zweites begegnete. Diese Doppeltgängerin Lauretta's! Meine Augen sagen mir, daß sie nicht halb so schön ist wie jenes wunderliche, wunderbare Kind, und doch geht von ihr ein fast noch größerer Zauber aus. In den Augen dieser Frau ist Lauretta's Blick. Ich meine, er müsse auf den Grund meines Herzens dringen und dort eine zitternde Unruhe wahrnehmen. Ist sie ein Ideal, und wenn ein solches, ist sie das meinige? Wer mir die richtige Antwort, wer mir Gewißheit gäbe! Oh, meine Mutter, ich bin deiner Warnungen, deiner liebevollen Lehren nicht uneingedenk; aber, du Gute, hast keine Ahnung von der Magie, welche ein solches Frauenauge auf eine Dichterseele übt. Ob sie mich wohl heute erwartet, die Fee im verschollenen Schloß? Gleichviel, ich will zu ihr!“

Er lenkte die Schritte waldeinwärts und verfolgte rüstig einen schmalen Holzschlittenpfad, der höher und höher klimmend das Hügelgewinde des verschneiten Forstes hinaufführte.

Zweites Kapitel.

Von einem verschollenen Schloß und einer verschollenen Prinzessin darin. — Baronesse Lolo, die Titanide. — „Gehen Sie an keinen Hof!" — Von Memoiren. — Berührung einer unheilbaren Wunde. — Eine fürstliche Mutter des achtzehnten Jahrhunderts. — Mann und Weib. — „Du solltest nicht da sein!" — Die Welt in einer Silbe.

Ueber mannichfaltig gestaltete Anhöhen und durch kleine Thaleinschnitte, über eisbedeckte Bäche hinweg und durch verworrenes Steingeschiebe hin führte unsern Wanderer nach fast zweistündigem Gange sein Weg an den Fuß einer Einbuchtung der Berghalde, von welcher herab ein alterthümliches schloßartiges Gebäude über den Hochwald hinblickte.

Vordem, aber es war schon lange her, hatten die Mauern dieses abgelegenen Bergwaldschlosses zur fröhlichen Herbstzeit die Hornfanfaren fürstlicher Jagden widergehallt. Damals hatte droben in den Erkerzimmern lustiger Becherklang gelärmt und hatten drunten in den Lauben des Gartens, der seine Verwilderung jetzt mit einer dicken Schneedecke verhüllte, Küsse geflüstert und verliebte Scherze gekichert.

Jetzt war es hier so öde und still, als hätte der Winter da

seinen Lieblingssitz aufgeschlagen, oder vielmehr, als bedürfte es nicht einmal des Winters, um dem Schloß den Charakter gänzlicher Weltverlorenheit zu verleihen. Der Dichter hatte es ein verschollenes genannt und das war es. Es sah, obgleich erst zur Zeit der Renaissance erbaut, unbeschreiblich verwahrlos't, traurig, fast gespenstig aus. Nur das Mittelgebäude und auch dieses nur theilweise schien noch in wohnlichem Zustande sich zu befinden. Die beiden Seitenflügel waren kläglich verwittert und die Eckthürme, in welche sie ausliefen, hatten der Zeit und dem Wetter so sehr ihren Tribut bezahlt, daß ihre Kuppeln geborsten, ihre Balkone zerbröckelt, ihre Ornamente abgefallen waren. Es hatte den Anschein, als müßte der nächste Winternachtsturm, welcher gegen diese fensterlosen Thürme anbraus'te, dieselben mit leichter Mühe zu Boden werfen. Früher hatten aus den Erdgeschossen der Seitenflügel leichtgeschwungene Freitreppen in den Garten herabgeführt, aber sie lagen jetzt in Trümmern. Trotzig aufrecht hielt sich nur noch das hohe Eisengitter, welches, mit einer Einfahrt in der Mitte, den vor dem Mittelflügel liegenden Hof umschloß. Das Einfahrtsthor stand aber weit offen, als wollte sich niemand mehr die überflüssige Mühe geben, seine Flügel auf den rostzerfressenen Angeln zu drehen. Stand man unter dem Einfahrtsthor, so konnte man, rückwärts blickend, hinten im verschneiten Thalgrund eine Kirchthurmspitze aufragen sehen. Allein dieser Beweis von der Nähe eines bewohnten Ortes schwächte kaum merkbar den Eindruck der Verlassenheit, der Verschollenheit des einsamen Jagdschlosses, welches schon lange kein solches mehr war, sondern nur der ruinenhafte Wohnsitz einer verschollenen Unglücklichen.

Der Dichter ging den nothdürftig gebahnten Weg hinauf, welcher von dem Schlosse ins Thal hinabführte, durchschritt den Hof, ließ die große Pforte, von deren vier Säulen nur noch die Hälfte aufrecht stand, zur Rechten liegen und wandte sich linkshin zu einer kleinen Seitenthüre. Er hatte aber nicht nöthig, die Glocke zu ziehen, denn die Thüre wurde ihm von einem alten Diener geöffnet, welcher sein Kommen bemerkt haben mochte und der ihn mit Freundlichkeit und mit der ausgesuchten, etwas ceremoniösen Höflichkeit eines greisen Domestiken begrüßte.

„Kann ich die Ehre haben, der durchlauchtigen Prinzeß aufzuwarten?“ fragte Schiller.

„Oh gewiß“, entgegnete der Alte, der eine altfränkische, verschossene Livree trug, aber eine tadellose Taubenflügelfrisur mit einem weit den Rücken hinabreichenden Zopf, „oh gewiß, mein Herr Doktor. Ihro Durchlaucht, meine gnädigste Gebieterin, wird eine große Freude haben. Ich eile, Sie zu melden, und werde mir dann die Ehre geben, meinem geehrten Herrn Doktor mit seiner Erlaubniß eine Tasse heißen Thee zu präsentiren, welche sich gefallen zu lassen nach einem weiten Gang in so kalter Luft nicht unrathsam sein dürfte.“

Der Dichter folgte dem redseligen Alten eine Hintertreppe hinauf und legte Ueberwurf, Hut und Stock in einer Art von Vorsal ab, während der Diener den Besuch bei seiner Gebieterin meldete. Er trat dann in den weiten Korridor hinaus, der sich eirund um das große Treppenhaus herzog und auf welchen die Thüren der Gemächer des Mittelflügels mündeten. Da war viel verblichene Pracht zu sehen; aber das Marmorgeländer der Treppe war schadhaft, in den Wandnischen standen statt der

Statuetten lauter Torsos und von dem großen Deckengemälde, welches vor Zeiten den Raub der Sabinerinnen dargestellt, hatten Schimmel und Moder nur noch einige wildblickende Römerköpfe und zerstreute Beine, Arme und Busen von sabinischen Mädchen übriggelassen. Man fröstelte ordentlich beim Anblick all dieser Vernachlässigung und Zerstörung.

Schiller hatte aber jetzt keinen Sinn für diese traurige Umgebung. Sein Auge und Ohr waren auf eine Thüre gerichtet, hinter welcher eine kunstfertige Hand die altersschwache Verstimmung eines Spinetts zu bewältigen suchte. Nicht ganz mit Erfolg. Aber der Lauscher überhörte völlig die Mißklänge des verwahrlos'ten Instruments, als jetzt eine sonore Frauenstimme drinnen ein Lied dazu sang — das Lied Amalia's in den „Räubern“:

„Willst dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeakiden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deine Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?“

Inzwischen kam der alte Diener mit der Meldung, daß seine Gebieterin den Gast willkommen heiße und erwarte, und so mußte der Dichter widerwillig der Thüre den Rücken kehren, die sein Interesse so lebhaft erregt hatte. Während er den Korridor hinaufging, verklang hinter ihm die von der unsichtbaren Sängerin mit ganz eigenthümlich energischem Ausdruck vorgetragene Halbstrophe seines Liedes:

„All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!“

Wir finden ihn wieder in einem Gemache voll verlebter Eleganz, neben einer Dame von hohem Alter auf einem Kanapee sitzend, das, wie das ganze Mobiliar, so aussah, als hätte es vor vierzig oder fünfzig Jahren gegründeten Anspruch gehabt, für modisch zu gelten.

Die alte Dame, in ihrer grauseidenen Robe von einem Schnitt, wie er zur Zeit Kaiser Karls VI. und Friedrich Wilhelms I. bräuchlich gewesen, paßte vollkommen zu ihrem Wohnsitz. Sie war eine Ruine unter Ruinen, aber eine Ruine, die keinen mißfälligen Anblick bot. Welche Stürme auch über diese gebeugte Gestalt hingegangen — und daß es heftige gewesen sein mußten, das sagte der tiefe Schmerzenszug um den blassen Mund — sie hatten auf der Stirne der Greisin nicht den Ausdruck der Verbitterung, sondern den einer stillheitern Resignation zurückgelassen, welche zugleich mit der Hoffnung schon lange auch die Furcht verlernt hatte. Das weiße Antlitz war fast mumienhaft vertrocknet, aber die unter schneeigen Brauen mit unendlicher Sanftmuth, Güte und Milde hervorblickenden blauen Augen, deren Iris ihren Glanz bewahrt hatte, ließen errathen, daß sie vor Zeiten die Züge einer Schönheit erleuchtet und belebt hätten.

Schiller benahm sich gegen diese Frau mit einer Ehrfurcht, wie er sie keinem König oder Kaiser in der Fülle ihrer Macht gezollt hätte, und nur das freundliche Drängen seiner Wirthin hatte ihn vermocht, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wie gut es von Ihnen ist, lieber Freund“, sagte die Greisin, „daß Sie dem Frost und den Waldsteigen trotzten, um zu der verschollenen Einsiedlerin zu kommen. Doch“, fuhr sie

mit einem gütigen Lächeln fort, „ich b in trotz meines Alters nicht egoistisch genug, zu glauben, daß ich der ziehende Magnet gewesen. Sie brauchen nicht zu erröthen, brauchen mir Ihre Ungeduld nicht verbergen zu wollen. Aber beruhigen Sie sich, Lolo wird sogleich erscheinen."

„Durchlaucht —" versetzte der Dichter, verlegen darüber, daß die alte Dame die Blicke bemerkt hatte, welche er erwartungsvoll nach der Thüre richtete.

Er konnte aber seinen Satz nicht vollenden, denn in diesem Augenblicke ging die Thüre auf und ließ eine junge Dame eintreten, welche mit Lebhaftigkeit den Gruß des ihr entgegengehenden Gastes erwiderte. Er küßte ihr die Hand, geleitete sie zu dem Kanapee und nahm auf einen Wink der Schloßherrin auf einem Stuhl mit unendlich hoher Rücklehne den Damen gegenüber Platz.

Baronesse Lolo, wie wir die jüngere Dame nennen wollen, war eine eigenthümliche Erscheinung. Noch in der schönsten Blüthe des Lebens — sie stand in den ersten Zwanzigern — hatte sie etwas wunderbar erregtes, begeistertes, wir möchten sagen, etwas elektrisches in ihrem ganzen Wesen. Vielleicht aber auch etwas krankhaftes, denn die fieberhafte Unruhe ihrer Seele gab den Bewegungen ihres Körpers etwas unstätes, hastiges. Aus ihren großen schwarzen Augen blickte ein feuriger Geist und die Pracht und Macht dieser Augen wurde noch erhöht durch den seltsamen Kontrast, den ihre Farbe zu der des Haares bildete. Dieses Haar, in unzählige natürliche Locken und Löckchen sich rollend, hatte nämlich einen blaßrothen Goldglanz. Die mittelgroße Figur der Dame war schlank, aber die Büste voll, fast

üppig, und auf schlankem Hals wiegte sich ein charaktervoller Kopf, auf dessen Stirne Nachdenken und Leid Spuren zurückgelassen hatten, während auf den vollen, hochrothen Lippen stets Worte der Leidenschaft zu schweben schienen.

So war die Frau, welche noch zwölf Jahre später Jean Paul Friedrich Richter eine Titanide nannte und von der er schrieb: „Sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie ist ein Weib wie keins, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich —"

Man trank Thee, man plauderte vertraut und gemüthlich. Der Dichter empfand diesen beiden Frauen gegenüber wieder einmal so recht das Bildende und Wohlthätige des Umgangs mit edlen weiblichen Wesen. Er hat das sein Lebenlang viel und oft erfahren, und wenn die unsterblichen Huldigungen, die er den Frauen dargebracht, an Hochsinn und Zartheit nicht ihresgleichen haben, so ist nur billig, zu sagen, daß er wie wenige wußte, wie sehr diese Huldigungen verdient waren.

Die Damen sprachen vom „Fiesko", welchen der Dichter seinen Freundinnen gedruckt, von „Kabale und Liebe", welches Stück er ihnen handschriftlich mitgetheilt hatte.

Oh, mein werther Freund", sagte im Verlaufe des Gesprächs die Prinzessin, „ich gestehe, wenn ich nicht längst gewohnt wäre, Welt und Leben als etwas von mir fernabliegendes anzusehen, so hätten mich Ihre glühenden Dichtungen gewaltsam aufregen, ja erschrecken müssen. Wie muß es draußen in der Welt aussehen, wenn die Jugend sich gedrungen fühlt, solche flammende Predigten ihren Zeitgenossen ins Angesicht zu schleudern. Ich leugne es nicht, ich vermag mich in diese Poesie

nicht recht zu finden, ich kann sie bloß anstaunen. Zu meiner Zeit war man gewohnt, die Dichtkunst nur als einen artigen Zeitvertreib zu betrachten, als einen spielerischen Luxusartikel mehr. Jetzt aber, wie Ihre Stücke mir zeigen, führt die Muse die Stimme des Donners, des Gerichts. Mir war, als mir Lolo diese Trauerspiele vorlas, als vernähme ich ein prophetisches Brausen in der Luft, welches eine ungeheure Naturkatastrophe anklündige."

„Sagen Sie eine gesellschaftliche, eine geschichtliche Katastrophe, verehrte Freundin", bemerkte die Baronesse. Und in ihrer aphoristischen, vulkanisch stoßweisen Art zu reden fuhr sie fort: „Der Gedankenlosigkeit mag es gestattet sein, nicht zu bemerken, daß in diesem gealterten Europa alles aus Rand und Band gehen will. Aber klaffen nicht überall die Spalten und Risse? Zerbröckelt nicht alles? Wo noch tritt unser Fuß auf festen Boden? Oh, über die Thoren, oder sag' ich lieber, oh, über die Glücklichen, deren Nervenfühlfäden grob genug sind, daß sie das Kommen des Sturmes nicht vorausempfinden. Wäre er nur erst da! Warum sollte diese Welt voll Jammer nicht in Trümmer gehen? In einem Traum der letzten Nächte sah ich den Donnergott unserer germanischen Altvordern, wie er seinen zermalmenden Miöllnir erhob, um dieses Gebäude zu zertrümmern, dessen Fundament die Lüge, dessen Dach die Heuchelei. Er schla ge zu!"

„Ums Himmelswillen, liebe Lolo", sagte die Greisin begütigend, welch finstere Phantasieen! Ich bedaure fast, Ihr freundliches Anerbieten, den Winter in meinem alten Eulenneste mit mir zu verleben, angenommen zu haben; denn ich sehe, die Einsamkeit macht Sie melancholisch."

„Nicht doch, Verehrteste. Diese Einsamkeit thut mir wohl. Es ist eine ganz andere als jene auf Kalbsried bei meinem Schwiegervater, der mich alle die Stunden, wo ihn die Gicht nicht plagt, mit dem Wiederkäuen unserer ewigen Familienprozesse peinigt. Doch lassen wir das. Ich wollte Ihnen sagen, lieber Schiller, daß Sie ungerecht gegen sich waren, wenn Sie fürchteten, man würde Ihrer neuen Tragödie anmerken, daß Sie die Menschen und insbesondere die Menschen der Höfe nur durch das Fernrohr kennten. Oder das Fernrohr, durch das Sie schauten, ist ein vortreffliches. Jene Thoren und Sünder, welche Sie in Ihrer Luise Millerin geschildert, sie sind wirklich. Glauben Sie mir das; aber mein Freund, gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof und dergleichen. Halten Sie sich hoch und vermeiden Sie alle diese Gelegenheit. Es kommt nichts gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere, endlich Reue. Die Leute dort achten nur den, der sie entbehren kann. Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren macht. Warum? Es ist nicht möglich, daß es dort anders ist, als es ist. Ihre Luise Millerin — ich liebe sie — ist keine Satire. Es ist das geschmolzene, rothglühende Metall der Wahrheit, auf Schurkenseelen geträufelt. Ob es sie zu Asche brenne? Schwerlich, aber was thut das? Sie haben Ihre Pflicht gethan. Und nun, wie stehen Sie mit Ihrem Infanten von Spanien?“

„Auf ziemlich gutem Fuß, hoffe ich.“

„Prächtig! Aber beharren Sie darauf, auch dieses Werk in Prosa zu schreiben?“

„Bis jetzt halte ich in der That diese Form für die passendste, meine Gnädige.“

„Bitte, thun Sie es nicht. Wahrhaft idealischer Gehalt verlangt auch eine idealische Form. Götter und Selige haben stets nur in Versen gesprochen. Und auch die Dämonen."

Vielleicht gedachte Schiller dieser Worte der Titanide, als er später den in Prosa angelegten „Don Karlos" in die metrische Form umgoß. Für jetzt jedoch antwortete er ausweichend, denn sein angeborener Takt sagte ihm, daß die Erörterung so einer ästhetischen Specialität die greise Prinzessin jedenfalls nicht interessiren könnte. Er lenkte daher, indem er flüchtig von den Vorstudien zu seinem neuen Trauerspiel sprach, die Unterhaltung auf die Memoirenliteratur, für welche er bei der alten Dame einige Theilnahme voraussetzen konnte. Er hatte sich nicht geirrt. Wenigstens sagte die Greisin:

„Ich habe vor Zeiten, das heißt, als ich noch nicht in die Periode der Versteinerung eingetreten war, diese Art von Büchern sehr geliebt. Ich weiß freilich nur von französischen, erinnere mich aber, einen gelehrten Mann sagen gehört zu haben, daß eigentlich nur die Franzosen im Stande seien, Memoiren zu schreiben."

„Oh freilich", bemerkte Lolo. „Und das kommt daher, weil nur die Franzosen eitel genug sind, auch dem lumpigsten Schlafrock den Anschein eines historischen Mantels geben zu wollen. Sie verstehen die Kunst der Drapirung: sie sind geborene Kammerdiener, Friseure, Komödianten. Eine Menge von jämmerlichen oder verworfenen Leuten unter ihnen schreibt ihre sogenannten Denkwürdigkeiten und versteht es, diesen Klatsch in den Tempel Klio's einzuschmuggeln. Ich für meine Person, ich mag die Memoiren nicht. Mir scheint, diese ganze Literatur

macht nur den Versuch, die große Welttragödie der Geschichte in eine sinnverwirrende Menge elender und schmutziger Vorzimmer- und Boudoirhistörchen aufzulösen."

„Ihr Widerwille macht Sie doch wohl etwas ungerecht, verehrte Freundin", warf Schiller ein. „Geschichtliche Denkwürdigkeiten, welche diesen Namen wirklich verdienen, sind zur genauen Kenntniß der Historie geradezu unerläßlich. Sie geben nicht die großen, aber die kleinen Züge der Geschichte wieder und gerade die letzteren dienen in sehr vielen Fällen zur Erklärung der ersteren. Das geistige und materielle Kulturleben, die Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, kurz, die eigentliche Lebensführung und Weltanschauung einer geschichtlichen Periode, das alles wird uns weniger durch die Lapidarschrift Klio's als vielmehr eben durch die persönlichen Denkwürdigkeiten klar. Ich gebe es zu, die Memoirenschreiber bezwecken zunächst, oft sogar ausschließlich, ihre eigene liebwerthe Person zu illustriren; aber indem sie dieses thun, illustriren sie mit oder wider Willen auch ihre Zeit. Ich gestehe offen, daß ich nicht im Stande wäre, einen Don Karlos zu schreiben, wenn mich nicht die reiche Memoirenliteratur, womit mein trefflicher Freund, der Bibliothekar Reinwald, aus der nahen Stadt mich zu versorgen die Güte hatte, mit den Einzelnheiten des Lebens und Treibens an König Philipps Hof und überhaupt mit den Ansichten und Stimmungen jener Zeit bekannt gemacht hätte."

„Wunderlich!" sagte Lolo. „Und Sie empfinden keinen deprimirenden Eindruck von den Kleinlichkeiten dieser Lektüre?"

„Zuweilen doch. Man muß sich da allerdings geduldig durch viel werthlosen Quark hindurcharbeiten; aber dann eröffnen

sich auch wieder weite Aussichten und wir halten unsere Schritte gerne an, um rührende oder erschütternde Scenen und hochkomische oder tieftragische Episoden zu betrachten. Von letzterer Art ist mir erst gestern eine aufgestoßen, die mich mit Grauen erfüllte."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Es ist eine südländische Geschichte voll wilder Leidenschaftlichkeit."

„Desto besser. Ist es doch doppelt reizend, in unserm kalten nordischen Nebelland, wo den Menschen die Gefühle in der Brust und die Gedanken im Gehirne gefrieren, von Glut und Leidenschaft zu hören. Oh, was wäre das Leben ohne die Kontraste!"

„Meine Geschichte handelt von einer Mutter und einer Tochter am spanischen Hof. Die Mutter setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihre arme schuldlose Tochter zu verderben —"

Lolo warf einen sonderbar fragenden Blick auf den Dichter, welchen dieser nicht verstand, und sah dann die greise Prinzessin an.

Diese hatte den Kopf erhoben und streckte die Rechte wie bittend abwehrend gegen den Dichter aus. Ihr Gesicht war noch bleicher als sonst und ihre blutlosen Lippen bebten.

„Was ist das?" fragte sich Schiller. Aber bevor er eine Antwort finden konnte, sagte die Greisin tonlos vor sich hin:

„Es gibt solche Mütter."

Dann stand sie auf, winkte dem Dichter gütig mit der Hand und verließ, auf Lolo's Arm gestützt, das Gemach.

„Was bedeutet das?" fragte Schiller bestürzt, als die Baronesse allein zurückkam.

„Was das bedeutet, mein Freund? Daß Sie eine alte Wunde berührt haben, welche nie geheilt ist.“

„Ich verstehe Sie nicht, theure Lolo.“

„Sie kennen also die Geschichte der Prinzessin nicht?“

„Wie sollte ich? Auf einem Waldgang von einem Schneesturm überfallen, verirrte ich mich und gelangte zufällig in dieses Schloß und zu der Ehre, die Bekanntschaft der erlauchten Greisin zu machen. Bei meinem zweiten Besuch hatte ich das Glück, Sie hier zu finden, und dieser Umstand ließ mich weiter nicht daran denken, um das Räthsel der verschollenen Existenz unserer Wirthin mich zu kümmern.“

„Sie sagen, es war ein Glück für Sie, mich hier zu finden, Friedrich?“

„Wie können Sie so fragen, Lolo? Wüßten Sie nur, was ich empfand, als ich vorhin das Lied meiner Amalia von den Seelenlauten Ihrer Stimme getragen hörte!“

„Das Lied Ihrer Amalia? Ja, ich liebe es. Ach, wir armen Frauen erfahren ja alle das Leid Andromache's, daß der geliebte Hektor hinauszieht, um nicht wiederzukehren.“

„Aber, theure Lolo, hätte Andromache Hektor lieben können, wenn er nicht Glück und Leben für Ilium eingesetzt?“

„Sophisterei des Ehrgeizes! Und doch, Friedrich, haben Sie recht und Klopstock hat recht. Wissen Sie? ‚Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton.‘ Oh, mein Freund, den schönsten Kranz, den je eines Menschen Stirne getragen, möchte ich um die Ihrige legen. Und ich weiß, sie wird einen tragen, dessen Blätter nimmer verwelken. Wie glücklich seid ihr Männer! Ihr dürft, ihr könnt wenigstens kämpfen. Wir Frauen können nur

dulden, leiden, schweigen, zuletzt versteinern wie unsere arme Freundin.“

„Ich habe ihr wehgethan und beklage es tief, aber es geschah —“

„Unwissentlich? Gewiß. Die Gute nahm es auch so. Sie trug mir einen Gruß an Sie auf und bittet Sie, bald wieder zu kommen. Daß sie erschüttert werden mußte, werden Sie begreifen. Hören Sie nur. Vor langen, langen Jahren war die Prinzeß als junges Mädchen am Hofe ihres Vaters, des Markgrafen, die gefeierte Schönheit, geliebt von allen, nur nicht von ihrer leiblichen Mutter. Diese sehr galante Dame war eifersüchtig auf die Schönheit der Tochter und verfolgte dieselbe mit dem ganzen Haß der Eifersucht. Und um so schwerer wuchtete dieser Haß, da einestheils die Prinzeß in ihrer Sanftmuth keine Waffen dagegen fand, anderntheils die Markgräfin ihren schwachen, fast blödsinnigen Gemahl vollständig beherrschte. Die Tochter fand bei dem Vater keinen Schutz gegen den Grimm der Mutter. Diese hatte schon mehrere passende Gelegenheiten zu einer Heirat der Prinzessin vereitelt. Endlich fand sich ein hartnäckiger Freier ein, der sich durch die gewöhnlichen Künste der Markgräfin nicht von seinem Vorhaben abwendig machen ließ. Die Prinzeß war ihm gewogen. Da beschloß die Furie ungeheures, unerhörtes. Sie versprach einem elenden Wichte von Kammerherrn die Summe von viertausend Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu entehren.“

„Abscheulich!“

„Ja, aber es kommt noch besser. Der Schändliche und seine Helfershelferin hatten umsonst alle Ränke erschöpft. Da mußte Gewalt das Werk der Hölle vollenden. Die Mutter verbarg

ihren Spießgesellen in dem Schlafzimmer der Tochter. Die Nacht kam. Die Domestiken der Prinzessin waren entfernt, die Thüren zu ihren Zimmern von außen verschlossen worden. Die verzweiflungsvollen Hilferufe der Jungfrau verhallten unbeachtet. Das Opfer erlag der Brutalität —"

„Unmöglich!"

„Und doch! Mehr als möglich, gewiß, unzweifelhaft. Die Folgen kamen mit der Zeit. In einem Zustande halben Wahnsinns gebar die Prinzessin Zwillinge. Die Markgräfin trug die Kinder im Schlosse umher und zeigte sie triumphirend jedermann als lebendige Beweise der Schande ihrer Tochter. Glücklicherweise starben die armen Geschöpfe bald nach ihrer Geburt. Sobald die Prinzessin ihrer Sinne und ihrer Glieder wieder mächtig war, entfloh sie, um am Hofe der Kaiserin Maria Theresia Schutz zu suchen. Dort lebte sie, beklagt und geachtet, bis die Teufelin von Mutter nach einer langen Laufbahn des Lasters gestorben war. Dann zog sie, um ihr Leben so schändlich betrogen, hierher in dieses einsame Schloß, um in und mit demselben langsam zu verwittern."

„Aber das ist ja gräßlich, haarsträubend! Wird das kommende Jahrhundert es glauben können, daß in dem unserigen, in dem Jahrhundert der Aufklärung ein solcher Gräuel geschehen konnte?"

„Mein Freund, das kommende Jahrhundert wird es glauben müssen, um so mehr, als es selber der Gräuel genug sehen wird. Solange es Menschen gibt, wird die Macht des bösen in ihnen stärker sein als die des guten."

„Das ist ein schrecklicher Glaube, Lolo. Warum wollen

Sie sich nicht zu dem tröstlicheren bekehren, daß der Sieg der Vernunft, der Wahrheit, des Rechtes zuletzt doch kommen müsse?“

„Weil die Weltgeschichte ein höhnisches Nein sagt. Was ist sie mehr als ein schrecklicher Knäuel von Irrthum und Gewalt? Und dann“ —

„Dann?“

„Weil ich nur eine Frau bin. Wir Frauen besitzen nicht die Fähigkeit wie ihr Männer, uns leicht in die Aetherhöhen der Abstraktion zu erheben. Wir denken mit dem Herzen. Das Herz verlangt nach Wirklichkeiten. Selbst die rauhesten Dornen derselben vermögt ihr Dichter mit dem Blätterschmuck und den Rosen des Ideals lindernd und verhüllend zu umkleiden. Wir nicht. Wir müssen hoffen dürfen, lieben können, geliebt werden, um zu leben. Und, ach, es gibt Enttäuschungen, die wir nie wieder verwinden. Ihr Männer verwindet sie und das ist euer Glück und Vorzug. Ihr könnt in der Zukunft, wir müssen in der Gegenwart leben. — Ich habe zu frühe, viel zu frühe zu leiden angefangen, mein Freund.“

Er faßte theilnehmend ihre Hand. Sie fuhr fort:

„Als ich geboren wurde — so hat man mir erzählt — rief mir die Großmutter die Worte entgegen: ‚Du solltest nicht da sein!‘ Das war und blieb die verhängnißvolle Signatur meines Lebens. Ich war überflüssig, unwillkommen von vornherein. Man hatte statt meiner einen Knaben erwartet, von dessen Geburt der Bestand der Besitzverhältnisse meiner Familie abhing. Nun war ich aber einmal da und allmälig lernten mich Vater und Mutter doch lieben. Aber sie starben mir weg, bevor ich acht

Jahre alt geworden. Jetzt warfen mich Oheime und Tanten wechselweise von einer Hand in die andere, als ein Spielzeug, bis sie desselben wieder satt waren. Sie nannten das mich erziehen. So lebt' ich, heranwachsend, in protestantischen und katholischen, in devoten und frivolen Kreisen, im Grunde immer mir selbst überlassen. Nirgends Plan, Regelung, liebevolle Leitung. Die ungeheure Masse wechselnder Eindrücke schichtete in meinem Innern ein Chaos von Gefühlen und Ansichten auf. Schon vor meiner Konfirmation durfte ich lesen und las Racine, Voltaire, Rousseau, Shakspeare, den Koran, Klopstock, Gerstenberg, Wieland, alles bunt durcheinander. Was Wunder, daß ich zwischen überschwänglichster Schwärmerei und bitterster Skeptik hin und her gezogen ward? Kommt es mir doch oft wunderbar vor, daß ich nicht verrückt wurde. — Und während es so in mir gährte, wogte, stürmte, folgten sich draußen Familienmißgeschicke Schlag auf Schlag. Ich mußte erleben, daß mein geliebter einziger Bruder in einem Duell getödtet wurde, dessen Ursache eine unglückliche Liebe war. Ich mußte es mitansehen, daß Wilhelmine, meine ältere Schwester, aus jenen meist unsaglich jämmerlichen Motiven, welche man Familienrücksichten nennt, an einen ungeliebten Mann verkuppelt, ohnmächtig am Brautaltar niedersank und besinnungslos in den Wagen getragen wurde, der sie in die Flitterwochen führen sollte. In die Flitterwochen, gerechter Gott! Sie starb in ihrem ersten Wochenbette, die Arme, glücklicher wenigstens als Leonore, meine jüngere Schwester, die, ebenfalls aus Familienrücksichten, an einen Niederträchtigen geschmiedet ward, der, falls es eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, längst Galgen und Rad verdient

hätte. Und ich selbst? Nun, der Tag sollte kommen, wo auch ich auf dem Altar des Familienmoloch geopfert wurde. Die Herren Vettern, die Frau Basen kamen überein, mir von fernher einen Mann zu verschreiben, wie man sich ein Möbelstück verschreibt, einen Mann, der mich eigentlich gar nichts anginge, wenn er eben nicht zufällig mein Mann wäre. — Warum ich mich zwingen ließ, ihn zu nehmen? lese ich in Ihren Augen, mein Freund. Doch nein, Sie sind nicht so grausam, diese Frage zu thun. — Ich that, wie man wollte — aus Apathie, aus Schwäche, wenn Sie wollen. Nach allen den herben Verlusten und bitteren Erfahrungen, einsam und allein, wie ich war, der Gleichgiltigkeit gegen das Leben voll, ohne Muth und Hoffnung für die Zukunft, in dumpfer Ermattung — so wurde ich mit dem Major verbunden."

Der Dichter saß tief bewegt. Es klangen aus dieser hastig hervorgesprudelten Beichte seelenvolle Klagelaute, die ihm ins Herz griffen. Er konnte nur die weiche, feine, feuchte Hand drücken, die noch immer in der seinigen lag, und dazu sagen:

„Arme Lolo!"

Sie neigte sich sanft gegen ihn, streifte mit ihren Lippen seine Stirn und sagte:

„Oh, seien Sie mein Freund, theurer Friedrich! Sie wissen nicht, welchen Frühling Ihre Erscheinung in diesem, in meinem Winter mir aufgehen ließ. — Da drinnen in meiner Brust war alles so starr, so eisig. Ihre Poesie, Ihr Blick, Ihr Wort schmolzen das Eis. Mir ist, als hört' ich es Stück für Stück klingend zerbrechen. Ach, wenn ich glauben dürfte, daß

aus dem Boden, den ich schon als für immer durchfroren und verödet ansah, noch Blumen sprossen könnten!"

Es dunkelte in dem Gemache, denn der Abend war hereingebrochen.

Die Baronesse stand auf und zog den Freund an's Fenster, von welchem aus man die Sterne hell über den von Abendreif angeflogenen Wäldern funkeln sah.

„Wie sie da oben leuchten, die ewigen Lichter", sagte sie. „Ewig klar, ewig schön, ewig unberührt von all dem Jammer und Wirrwarr hier unten. Wer da wüßte, ob es ein Leben über den Sternen gibt!"

„Ja, wer das wüßte, Theuerste! Damit wären alle Räthsel unseres Daseins gelös't. Aber hätte dann dieses Dasein auch noch einen Werth? Nicht die Gewißheit, sondern das Streben und Ringen nach ihr bildet und baut die Welt."

„Aber warum dieser rastlose Trieb unserer Seele nach Glückseligkeit, wenn uns nie die Erfüllung werden soll?"

„Frage die Sterne!"

„Sie geben keine Antwort."

„Wer gibt sie?"

„Unser Herz — vielleicht —"

„Vielleicht, ja. Aber ob auch die richtige?"

„Oh, mein Freund, muß denn die Menschenseele verdammt sein, immer in der Wüste des Zweifels zu wandern?"

„Es scheint mir so. Aber gibt's denn in dieser Wüste nicht köstliche Oasen, wo Palmen schatten und silberne Bronnen rauschen?"

„Oh doch, und mir ist, als sei auch dieses verschollene Steingetrümmer zur Oase geworden."

„Siehst du? Was also quälst du dich? Ruhe dich aus im Schatten der Palmen und trinke Labung aus dem reinen Quell."

Sie lehnte sich an ihn, sah ihn groß an und sagte tief erregt:

„Du sagen Sie, theurer Freund? Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Oh, eine Welt liegt in dieser Silbe. Das du ist einer ewigen Verbindung Siegel!"

Einer ewigen? — Arme Lolo!

Drittes Kapitel.

Der verirrte Dichter und der Hund Epikur. — Das Sanssouci des Waldphilosophen. — „Beim Sankt Lukretius!“ — Die Geschichte eines Freidenkers.

Die Freundin hatte beim Abschiede den Dichter ängstlich und dringend gewarnt, auf den nächtlichen Waldwegen sich nicht zu verirren.

„Seien Sie unbesorgt, theure Lolo“, hatte er erwidert. „Ihre guten Wünsche begleiten mich ja, geleitende Genien. Wie sollte ich da fehlgehen können?“

Das war nun gesprochen, wie ein Poet zu sprechen pflegt, vielleicht wie ein liebender. Aber der Idealismus zog auch hier wieder gegen die Realität den Kürzeren. Mochten immerhin den Dichter die guten Wünsche der Titanide als schützende Genien geleiten, er ging doch fehl.

Und das hätte auch einem begegnen können, der aufmerksamer auf die mancherlei Verschlingungen der verschneiten Steige geachtet hätte, als Schiller, denn das vereinte Licht des Mondes und der Sterne war nicht kräftig genug, das Dunkel der schweren Fichtenschatten genugsam zu erhellen.

Es war jedoch heute nicht zum erstenmal, daß der Dichter um diese Zeit von dem verschollenen Schlosse heimwärtsging, und seines Weges sicher, wie er glaubte, überließ er sich sorglos seinen Gedanken.

Womit diese sich beschäftigten, brauchen wir kaum erst zu zu sagen.

Lolo hatte sich ihm heute mehr geoffenbart als bei früheren Begegnungen mit ihr und der Eindruck ihrer genialischen Persönlichkeit auf den Dichter war ein dieser Offenheit entsprechender.

„Sie ist eine große, sonderbare weibliche Seele", sprach er bei sich, „ein wirkliches Studium für mich. Sie könnte einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben. Mit jedem Vorschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen an ihr, die mich entzücken, wie schöne Partieen in einer Landschaft."

Uns will scheinen, in diesem kurzen, aber charakteristischen Selbstgespräche wehte nicht so fast der heiße Odem der Leidenschaft als vielmehr der kühle Zugwind der Reflexion. Vielleicht täuschte sich der Dichter selbst, indem er die Sprache des Kopfes oder höchstens die der Phantasie für die Sprache des Herzens nahm. Wir meinen sagen zu dürfen, die Baronesse sei für Schiller mehr ein psychologisches Problem als ein Gegenstand leidenschaftlicher Neigung gewesen.

Er mußte jetzt aber lange über eine Stunde gegangen sein und noch immer wollte der Wald kein Ende nehmen. Er fühlte sich ermüden; in dem bitterkalten Nachthauch hing sich schwerer Reif an seine Kleider und Haare und mit nicht geringem Schrecken fand er sich zuletzt in einem Gewirre von Schnee, Baumstämmen und Gestrüppe, welches ihm verrieth, daß er von seinem Weg

abgekommen sein müsse. Er suchte sich zurechtzufinden, aber um so vergeblicher, als der inzwischen untergegangene Mond den Wald in schwärzeren Schatten zurückgelassen hatte. Er drang vorwärts auf dem hartgefrorenen Schnee, kam aber nur tiefer in krausverschlungenes Brombeergeranke hinein. Er blickte zu den Sternen auf, wie um sich bei ihnen Raths zu erholen. Aber sie schimmerten nur kalt und kümmerlich durch die dunkeln Wipfel und gaben, wie Lolo heute Abend gesagt hatte, keine Antwort. Das Gefühl der Gefahr drang sich dem Dichter unwiderstehlich auf, und wer jemals in seiner Lage sich befunden, wer jemals in einer bitterkalten Winternacht im wilden Forste sich verirrt hat, wird begreifen, daß dieses Gefühl ein lähmendes sein mußte.

Zum Glück währte die peinliche Situation nicht lange.

Seitab in geringer Entfernung schlug ein Hund an.

Der Dichter, im Glauben, dieser ermunternde Ton komme aus seinem Dorfe, machte sich mit neuem Muth daran, aus der Schlucht, in welche er hineingerathen war, hinaus zu kommen. Mühsälig klomm er eine jähe Wand hinan und hatte eben die Höhe erreicht, als er in dem Gestrüpp vor sich etwas rascheln hörte. Im Augenblicke darauf sah er sich von einem großen Hund angesprungen, aber nicht in feindlicher Absicht, und voll Freude rief er aus:

„Ah, Epikur, du bist's! Willkommen, hochwillkommen, mein gutes Thier!"

Der Hund mit dem philosophischen Namen umsprang wedelnd und die Freudenlaute seiner Hundesprache ausstoßend den Verirrten, der sich liebkosend zu ihm niederbeugte. Dann zottelte er

mit der Klugheit seiner Rasse dem Dichter vorauf, welcher seinem Führer ungesäumt folgte.

Nachdem er so ein paar hundert Schritte gegangen, schimmerte ihm beim Umbiegen um eine Felsengruppe zwischen den Baumstämmen hindurch Licht entgegen.

„Richtig, da ist ja die Siedelei meines Waldphilosophen", sagte Schiller. „Heute mag sie auch mir mit Recht ein Sorgenlos heißen. Brr, ein häßliches Gefühl, das Verirrtsein! Hätte ich doch ahnen können, daß ich mich einer befreundeten Stätte so nahe befände!"

Er ging über einen Steg, der ob dem unter seiner Eisdecke erstarrten Bache hing, und sah sich dann einem Holzhause gegenüber, welches, mit dem Rücken an die Halde gelehnt, recht gemächlich zwischen zwei Felsblöcke sich eingebettet hatte.

Unter der offenen Thüre stand, mit einer Lampe in der Hand, ein alter Mann, über dessen Schulter das Gesicht einer alten Frau neugierig blickte. Der Greis hielt die eine Hand schützend vor die Flamme der Lampe und so fiel das Licht derselben voll auf seine jovialen Züge, auf seine hohe, in eine Glatze sich verlierende Stirne, auf schneeweiße, buschige Brauen und den stattlichen Silberbart, welcher auf ein braunes Lodenwams herabfiel.

„Was Sie sind's, Herr Doktor?" rief er dem Kommenden freundlich entgegen. „Bei so später, nachtschlafender Stunde? Beim Sankt Lukretius, das hätte ich mir nicht träumen lassen, als mein alter Hund vorhin merken ließ, daß jemand um den Weg sein müßte."

„Ich verdanke Ihrem guten Thiere vielleicht das Leben,

mein alter Freund", entgegnete der Dichter, die dargebotene Hand des Greises drückend. „Ich hatte mich völlig verirrt, als mich Epikur fand und hierher leitete."

„Ja", sagte der Alte, „es ist Philosophie in dem alten Geschöpf. Nicht umsonst trägt es den Namen des weisesten aller Weisen. Aber willkommen in meinem Sanssouci, herzlich willkommen. Nur schnell herein! Sie werden Wärme und Stärkung nöthig haben, werther Freund."

Und zu der alten Magd hinter ihm gewendet, welche das Alter taub gemacht, erhob er seine Stimme und befahl: „Heda, Anne Kathrine, Feuer angeschürt und sorge dafür, daß unser Gast bald die flüssigen Flammen, gemeiniglich Punsch genannt, zu kosten kriege."

Anne Kathrine sputete sich und bald saß der Gast mit seinem Wirth in der holzgetäfelten Stube der Siedelei bei dem erwärmenden Getränke. Sie saßen so bis spät in die Nacht hinein unter lebhaften Gesprächen. Die alte Magd war, nachdem sie dem Dichter sein Lager bereitet, zur Ruhe gegangen. Aber der Hund Epikur saß auf seinen Hinterbeinen gravitätisch den Männern gegenüber, als verfolgte er ihre Reden mit großem Interesse.

Die Stube unterschied sich im allgemeinen nicht von den Bauerwohnungen der Gegend, wohl aber im besonderen. Denn sie war, wie überhaupt die ganze Siedelei, welcher ihr Eigenthümer und Bewohner den Namen Sorgenlos gegeben hatte, mit einem über bäuerliche Ansprüche jener Zeit weit hinausgehenden Behagen eingerichtet. Es fehlte da nicht an einem plüschüberzogenen Kanapee und im Winkel des großen Kachelofens stand

ein sehr bequemer, ledergepolsterter Sorgenstuhl. An der Wand neben der Kukuksuhr ragte ein schmaler Bücherkasten auf, der nicht leer war. Hart vor einem der drei kleinen Fenster aber war eine Drechselbank angebracht und neben dieser ein mit allerlei Instrumenten bedeckter Werktisch. Diese Abtheilung der Stube bildete die Werkstätte des alten Mannes. Hier verfertigte er die zierlichen Beinschnitzereien und schliff er die kunstreichen optischen Gläser, welche mitsammen ihm sein reichliches Auskommen verschafften.

„Aber Sie müssen doch gestehen, lieber Herr Eberhard, daß die quietistische Weltanschauung, zu welcher Sie sich bekennen, am Ende wenig tröstliches hat. Sie läuft, bei Licht betrachtet, auf nichts anderes hinaus als auf die Vorstellung, der höchste Endzweck des Menschen sei, ein Pflanzenleben zu führen.“

„Und wenn, lieber Doktor?“ entgegnete auf diese Bemerkung seines Gastes der Alte. „Das sollte untröstlich sein? Beim Sankt Lukretius, meinem Schutzpatron, ich läugne es. Gibt es eine ruhigere, schmerzlosere, frommere, friedlichere Existenz als die der Pflanzen? Mit nichten. Wie spricht Epikur, der Weise? ‚Freisein vom Schmerz ist das höchste Gut.‘ Wie erreicht man es? Dadurch, daß man sich, wie seiner Leidenschaften und Begierden, so auch seiner Einbildungen entäußert. Glücklich der, welchem diese Entäußerung gelingt. Er weiß, daß dieser störende Traum in der seligen Ruhe des Nichts, genannt Menschenleben, eben weiter nichts ist als ein Traum, bestimmt, zuletzt einem ewigen Schlafe zu weichen.“

„Das gerade nenne ich untröstlich. Ihr Lebenstraum wäre ja gar nicht der Mühe werth, geträumt zu werden.“

„So ist es in der That. Er ist nicht der Mühe werth.

Glücklich daher die Pflanzen, welche dieses Traumes gar nicht bewußt werden; aber auch glücklich der Mensch, welcher sich über die tausend Widersprüche seines Bewußtseins mittels des Humors hinwegzuhelfen weiß. Lassen Sie uns anstoßen, werther Freund. Es lebe der Humor, der den weisen Sokrates inspirirte, zu sagen, er wisse nur, daß er nichts wisse."

„Und Sie fühlen sich also wohl und glücklich bei Ihrer Philosophie des Nichts?"

„Ei freilich. Sehen Sie mich doch einmal an! Bin ich nicht gesund, rüstig und heiter, meinen fünfundsiebzig Jahren zum Trotz?"

Das lachende, von Gesundheit strotzende Gesicht des alten Mannes bezeugte die Wahrheit seiner Worte.

„In der That", sagte Schiller, „Sie sehen glücklich und zufrieden aus. Aber dennoch, ich kann mir nicht vorstellen, wie der Mensch leben kann, ohne zu streben und zu ringen."

„Das begreife ich", versetzte der Alte. „Sie sind jung, voll Feuer, Geist, Phantasie. Sie sind ein Poet. Ich kenne das, wenn ich auch nie Verse gemacht habe. Da wird einem in der eigenen Haut zu enge. Man klagt wie Hiob, man empört sich wie Prometheus. Aber was hilft es? Wir sind Dickhäuter, wir können nicht hinaus. Ist es daher nicht das Klügste, sich in seiner eigenen Haut möglichst bequem einzurichten, bis die Stunde kommt, wo man schlafen geht — für immer?"

Der Dichter sah eine Weile nachdenklich in sein Glas. Dann sagte er:

„Sie müssen viel erlebt haben, werther Freund. Man kommt, scheint mir, nicht auf den gewöhnlichen Lebenswegen zu

Ueberzeugungen, wie Sie haben. Wenn es nicht unbescheiden wäre, möchte ich Sie wohl bitten, mir Ihre Geschichte zu erzählen. Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Ihre Lebenserfahrungen ein gutes Stück der Geistesgeschichte des Jahrhunderts enthalten."

„Meine Geschichte wollen Sie hören, Doktor? Hm, es ist lange Jahre her, seit ich mit irgend einem Menschen darüber gesprochen. Ich möchte auch nicht mit dem nächsten besten davon reden. Aber Sie haben mir ein lebhaftes Interesse eingeflößt, schon gleich, als Sie zum erstenmal mein Sorgenlos betraten. Wohl, Sie sollen meine Geschichte haben; aber Sie dürfen nicht erwarten, einen spannenden Roman zu hören. Es ist nur die einfache, wenn auch nicht ganz gewöhnliche Geschichte eines Theologen, der aus einem Fanatiker ein Freidenker wurde."

„Aus einem Fanatiker?"

„Ja, so sagt' ich. Ich war freilich kein Fanatiker im Stil der spanischen Inquisition, aber ich war fanatisirt für die Bibel, für das Lutherthum, für die augsburger Konfession."

Schiller blickte neugierig fragend den Alten an. Dieser füllte die Gläser aufs neue mit dem dampfenden Naß und begann also zu erzählen:

„Vor fünfzig Jahren und zwei war ich Prediger einer der Gemeinden, welche in den Alpenthälern eines süddeutschen Erzstiftes dem Lutherthum zugewandt waren. Orthodox bis zum Zelotismus, war ich rastlos in der Erfüllung dessen, was ich für meine Pflicht ansah, und es gelang mir, meine Gemeinde mit dem nämlichen Feuereifer, welchen ich selber hegte, für den Bibelbuchstabendienst zu erfüllen. Wir waren echte Lutheraner, das heißt, gerade so hochmüthig und gegen Andersdenkende unduldsam

wie der Mönch von Wittenberg, welcher ja in seiner theologischen Unfehlbarkeit die Reformation, Deutschland, Europa um einer Silbe willen, um eines „Hoc est“ willen unbedenklich aufs Spiel gesetzt haben würde. Wir sollten indessen bald erfahren, wie Unduldsamkeit thut. Doch ließ ich für meine Person wenig davon mich anfechten; im Gegentheil, ich hieß die Verfolgung willkommen, ich würde mich in meinem bornirten Fanatismus für glücklich gehalten haben, wenn mir die Blut- oder Feuertaufe des Martyriums zu Theil geworden wäre. So weit kam es indessen nicht, obgleich ich es an Veranlassungen von meiner Seite nicht fehlen ließ. Man scheint aber die Ausbrüche meines Eifers für Anwandlungen von Verrücktheit genommen zu haben und da hatte man wahrlich nicht unrecht.

Ein neuer Erzbischof hatte den Thron des Erzstiftes bestiegen, der Freiherr Leopold Anton von Firmian. Er war seinem Glauben eifrig zugethan und meinte unbedenklich alles thun zu müssen, was ihm zur Verherrlichung seiner Kirche zu gereichen schien. Ich spreche, indem ich dieses erzähle, ohne alle Bitterkeit von dem Prälaten. Er war ohne Zweifel von seinem guten Recht vollständig überzeugt. Thun sich doch, so glaube ich, die Menschen überhaupt weit mehr aus Irrthum und Unverstand als aus bösem Willen all das tausendfache Leid an, worunter die Kreatur seufzt. Der Erzbischof hatte in einer Stunde der Aufregung den Schwur gethan, er wollte die Ketzer aus dem Lande haben und sollten auch auf den Feldern nur noch Dornen und Disteln wachsen. Dieser Schwur wurde redlich gehalten, denn es fehlte nicht an Leuten, welche den Fürsten an die Heiligkeit seines Gelübdes erinnerten. Nachdem eine Reihe von

Bekehrungsmitteln, uns in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen, erfolglos geblieben, begann eine Reihe von Bedrückungen, die zuerst einzelne über die Gränze trieben, dann, in gesteigertem und umfassenderem Maße angewandt, der gesammten protestantischen Bevölkerung nur die Wahl ließen zwischen Abfall und Auswanderung. Sie wählte die letztere.

Wenn dreißigtausend Menschen plötzlich Haus, Hof und Heim verlassen und aufs ungewisse in die Fremde hinausziehen müssen, so kann das nicht ohne viel Jammer und Elend abgehen, vollends gar, wenn ein solcher erzwungener Auszug zur Winterszeit statthat. Ich mag von jenen Leiden nicht im einzelnen reden, obwohl ich zu Klagen berechtigt wäre, da ich persönlich meinen redlichen Antheil daran hatte. Mein junges Weib, das ich so sehr geliebt hatte, als nur immer ein Zelot außer seiner fixen Idee etwas lieben kann, starb auf der Flucht, nachdem sie in einer elenden Sennhütte mit einem todten Kind niedergekommen. Noth, Kummer und Angst hatten die Katastrophe veranlaßt. Als ich die Gute, Liebevolle, in deren Gemüth nie der Schatten eines unreinen Gedankens Eingang gefunden und die jetzt so kläglich hatte enden müssen, starr und stumm vor mir liegen sah, als ich ihr in der Oede ein Grab grub, da fiel der erste Blitz des Zweifels in meine wahnummachtete Seele. Warum sollen wir sein, wenn wir nur sind, um zu leiden? Diese Frage wurde der erste Ring einer Gedankenkette, die mich nicht fesseln, sondern befreien sollte. Der Prozeß meiner Emancipation fing mit dem verzweiflungsvollen Schmerz eines Hiob an und endigte mit der heiteren Ruhe des Weisen von Gargettos. Aber er vollzog sich nur sehr allmälig.

Sobald wir Emigranten die Gränzen des Erzstiftes hinter uns hatten, wurde unsere Lage erträglicher. Unsere Glaubensbrüder im Reiche nahmen uns mit herzlicher Gastlichkeit auf. Protestantische Städte und Fürsten, voran der König von Preußen, wiesen den um ihres Glaubens willen Vertriebenen Stätten an, wo sie eine neue Heimat sich bereiten konnten. Die Abenteuer unseres Zuges, der sich nach und nach zertheilte, wie eben größere oder kleinere Genossenschaften da und dort Gelegenheit zur Niederlassung fanden, waren mannichfaltige. Selbst am Reiz des Wunderbaren fehlte es nicht. Wenigstens waren wir, die wir unsern Auszug mit dem des Volkes Israel aus Aegyptenland zu vergleichen liebten, leicht geneigt, manche überraschend günstige Wendung unserer Geschicke für ein Wunder zu nehmen. Später konnte ich nur mit einem Lächeln auf diese Wundersucht zurückblicken. Dagegen ist mir eine anmuthige Episode unserer Wanderschaft in freundlicher Erinnerung geblieben. Ein schönes und braves Mädchen, eine Waise, war in unserem Zuge. Diese sah, als wir durch das Oettingische zogen, eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl und faßte eine lebhafte Zuneigung zu ihr. Er trat sie an und fragte sie, wie es ihr da zu Lande gefalle, und als sie zur Antwort gab: Gar wohl, fragte er weiter, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wollte. Sie bejahte und versprach, treu und fleißig zu dienen. Der Bürger von Altmühl war aber schon lange in seinen Sohn, der sein einziger war, gedrungen, daß er sich verheiraten sollte. Jetzt sagte der Sohn dem Vater, er habe sich eine Braut gewählt, eine Emigrantin. Gefiel jedoch diese Wahl dem reichen Manne schlecht und suchte er daher mit Beihilfe des Ortspredigers dem

Sohn die Grille, wie er es nannte, auszureden. Der Sohn aber beharrte und bat, daß der Vater das Mädchen wenigstens sehen möchte. Und er holte die Fremdlingin herbei, die aber von der wahren Absicht des jungen Mannes noch nichts wußte, sondern glaubte, man verlangte sie nur zur Magd. Der Vater hinwieder war des Glaubens, sein Sohn hätte ihr schon sein Herz eröffnet, und da ihm die Schönheit ihres Antlitzes und die Sittsamkeit und Bescheidenheit ihres Betragens wohlgefielen, so that er an sie die Frage, ob ihr denn sein Sohn so anstünde, daß sie ihn zum Manne haben wollte. Der Jungfrau klang das wie Scherz und Spott. Sie sagte, es sei unfreundlich, sie zu foppen. Man hätte sie zur Magd verlangt und als solche wollte sie redlich ihre Pflicht thun; aber zum Gefopptwerden glaube sie sich zu gut. Und sie wollte ihr Bündelchen wieder aufnehmen und weggehen. Doch der Alte, dem dies Bezeigen baß gefiel, blieb dabei, es sei seine Frage ganz ernst gemeint gewesen, und nun sagte ihr auch der Sohn, daß er sie in sein elterlich Haus gebracht, weil er ein herzliches Verlangen trage, sie zum Weibe zu haben. Das Mädchen stand eine Weile nachdenklich, blickte mit Erröthen auf den wackeren Jüngling und sagte endlich, falls es wirklich sein Ernst wäre, so sei sie hochzufrieden und sie wolle ihn halten wie ihren Augapfel. Darauf gab es eine fröhliche Verlobungsfeier und ich war auch dabei. Die Geschichte ist, wie ich später erfuhr, aufgeschrieben und weitum bekannt geworden."

Der Erzähler hielt inne, um seine Lippen anzufeuchten. Dem Dichter aber ging diese in ihrer Einfachheit so rührende Episode aus der salzburger Emigrantengeschichte zu Herzen. Jahre nachher, als sein großer Freund Goethe diesen idyllischen

Stoff mit Verlegung desselben in die Revolutionszeit zu dem unübertrefflichen epischen Gedichte von Hermann und Dorothea gestaltete, kam ihm diese Winternachtstunde in dem einsamen Waldhause Sorgenlos lebhaft wieder zu Sinne.

Der Alte nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf:

„Da am Ende jeder von uns Emigranten sehen mußte, wie er unterkam, so zersplitterte sich natürlich unser Zug immer mehr. Ich wurde von meinen Wandergenossen getrennt und nach mancherlei Versuchen, mir irgendwo eine feste Existenz zu gründen, ins Sachsenland verschlagen. Ich führte das Leben eines wandernden Predigtamtskandidaten und Informators, mitunter auch das eines Handwerkers, denn ich hatte Gelegenheit gehabt, mir in meinen Jugendjahren eine nicht gemeine Geschicklichkeit in den Arbeiten der Drechselbank und im Schleifen optischer Gläser anzueignen. Endlich machte ich die Bekanntschaft des berühmten Protektors der Herrnhuter, des frommen Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ich ging mit Eifer auf seine Ansichten ein, denn meine starre Orthodoxie war allmälig sehr brüchig geworden. Das verknöcherte Dogma des Lutherthums erschien mir jetzt in einem ganz andern Lichte als damals, wo ich es für die höchste Ehre gehalten hatte, dafür zu leiden. Ich hatte inzwischen die Lehre Speners kennen gelernt und war dadurch zum Pietismus bekehrt worden. Stand derselbe doch damals so recht in seiner Blüthe und gegenüber dem hölzernen Joche des lutherischen Buchstabendienstes war diese Bewegung gewiß vollauf berechtigt; daß sie in unklarste Gefühlsamkeit verlaufen und den ganzen Wirrwarr separatistischer Schwärmerei hinter sich herziehen mußte, lag freilich von Anfang an in ihrem Wesen.

Hat man erst seinen gesunden Menschenverstand auf dem Altar der Sektirerei geopfert, so kann es nicht ausbleiben, daß man mit Begierde an die konfusesten Strebungen sich anschließt. Zinzendorf zeigte mir das Ideal des Urchristenthums in seiner Stiftung zu Herrnhut, und gänzlich verblendet über den Unverstand, inmitten unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein urchristliches Leben aufrichten zu wollen, ward ich ein enthusiastisches Mitglied der Brüdergemeinde. Ja, eine Zeit lang ließ ich mich als ein rechtes Närrlein mit anderen Närrlein vom Bruder Ludwig am herrnhutischen Strick herumleiten. Zinzendorf besaß ganz unzweifelhaft eine lebhafte Ueberzeugung von seiner Mission und vollführte sie mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit, mit einer außerordentlichen Energie. Aber ich machte die Bemerkung, daß diese Ueberzeugung eine fatale Unterlage hatte, nämlich eine gränzenlose Eitelkeit, wie sie eben bei Schwärmern viel weniger selten ist, als man gemeiniglich glaubt. Zinzendorfs Sucht nach Auszeichnung war unbändig und den Grafen konnte er vollends gar nie vergessen. Das ward mir ganz klar bei einer Scene, an die ich nie ohne Heiterkeit mich erinnern kann. Ich hatte den frommen Grafen schon auf mehreren seiner Missionsreisen als demüthiger Gehilfe begleitet, als ich mit ihm nach Tübingen kam, wo er sich, in Hoffnung auf eine protestantische Prälatur in Wirtemberg, in die Reihe der Predigtamtskandidaten aufnehmen ließ. Bei seiner ersten Predigt vergaß er nun der apostolischen Einfachheit so sehr, daß er im schwarzen Sammetkleide mit langer Mantelschleppe, mit Ordensband und Stern auf der Kanzel erschien und sich durch einen Heiducken die Bibel nachtragen ließ. Ach, wie war das komisch! Damals schlug

mich der Humor zum erstenmal in den Nacken, aber der Schlag war noch nicht kräftig genug, um mir alle Schuppen von den Augen fallen zu machen.

Die Missiönlerei in Sachen des Herrnhuterthums jedoch hatte ich gründlich satt. Es war mir unter diesem ewigen Gesüßel der Lämmleinbrüderlichkeit doch gar so elend zu Muthe geworden. Was noch Gesundes in mir war, empörte sich gegen diese anempfundene Kränklichkeit. Ich trennte mich von Zinzendorf, begann wieder auf eigene Hand zu wandern und erhielt zunächst eine Informatorstelle in einem berühmten holsteinischen Grafenhause, welches mit dem frommen Adel in Norddeutschland, in der Wetterau, in Sachsen und Schlesien vielfach verbunden war. Beim Sankt Lukretius, wenn ich jetzt daran denke, wie sauer es sich alle diese Leute mit der Scheinheiligkeit werden ließen, könnte mir noch jetzt angst und bange werden. Das Leben dieser Menschen war um so mehr eine peinliche Selbstquälerei, als das gemüthliche Element, welches der Pietismus in seiner Ursprünglichkeit kultivirt hatte, bereits auch seinerseits in leeres Gepränge und todtes Formelwesen ausgeartet war. Wäre es nach diesen Leuten gegangen, so müßte die ganze Welt ein Karthäuser- oder Trappistenkloster geworden sein. Alle Fröhlichkeit, selbst die harmloseste, rechneten die strengen Pietisten unter die sündlichen Adiaphora und sie zählten zu diesen ‚Mitteldingen' besonders Gesang, Spiel und Tanz, Schauspiele, Gastgebote, Scherzreden, das Lesen von weltlichen Gedichten, ja sogar von Zeitungen. So ein echter und gerechter Pietist mußte bei jedem Schritt, den er machte, sich ängstigen, ob er auch nicht unversehens in ein ‚Mittelding' hineinträte. Eine fromme Fürstlich-

keit hörte ich in jener Zeit sagen, das Leben sei nur dazu da, um die Sterbekunst zu studiren. In meinem Grafenhause verband sich das kopfsteifste Adelsbewußtsein mit der frömmelnden Heuchelei zu einer recht wunderlichen Mischung. Die kynischen Sonderbarkeiten der Gräfin machten das Ding noch ärger. Es war unverbrüchliche Hausordnung, daß uns der Graf, bevor man zu Tische ging, eine unendliche geistliche Ermahnung vortrug; aber dabei galt es oft, auf die Zähne zu beißen, wenn man unterdessen die zwei Eichhörnchen, welche die Dame vom Hause stets bei sich trug und in ihrem Busen wohnen ließ, beständig aus dem Mieder hervor und wieder in dasselbe zurückschlüpfen sah. Auch hatte der Schoßhund der Dame, ein garstiger Mops, das Recht, während des Essens auf der Tafel umherzugehen und die Speisen zu beschnobbern und zu kosten."

Schiller lachte laut auf über diese Mops- und Eichhörnchengeschichte.

„Beim Sankt Lukretius!" fuhr der Alte fort, „Sie haben recht, zu lachen. Aber man mußte das steifceremonielle und zugleich ängstlich andächtige Leben in jenem Hause selber mitgemacht haben, um die ganze Lächerlichkeit dieser und ähnlicher Vorkommnisse zu fühlen. Ich hielt es nicht lange dort aus und folgte, schon wankend in allen meinen bisherigen Ueberzeugungen, aber doch noch zu muthlos, frischweg mit denselben zu brechen, gerne der Einladung des Oberhauptes der Separatisten in Frankfurt am Main, Andreas Groß, und seines Freundes, Friedrich Haug, an dem großen Bibelübersetzungswerk theilzunehmen, welches damals zu Berleburg in der Wetterau, dieser Hochschule separatistischer Grübelei und Schwärmerei, im Gange war. Auf

meiner Reise dahin war ich in Frankfurt Augenzeuge mancher sonderbarlichen separatistischen Ausschreitung. So badeten auf einer Mainfahrt der Sekte Männer und Frauen gemeinsam, sangen aber dazu ein geistliches Lied, welches Bruder Groß anstimmte. Im übrigen muß ich den Sektirern jener Zeit, der Wahrheit gemäß, das Zeugniß geben, daß sie sich von geschlechtlichen Verirrungen frei hielten. Wenigstens sah ich nichts dergleichen. Auch in Berleburg nicht, wo es doch sonst an Unsinn aller Art nicht fehlte. Da wimmelte es von wunderlichen Heiligen und Inspirirten. Alle die Sekten, die sich allmälig aus der protestantischen Kirche herausgebildet hatten, waren an diesem Ort und in der Umgegend zu finden. Die Besitzungen des wetterauischen Adels, besonders das gräflich wittgenstein'sche Gebiet, waren ein Asyl für alle Schwärmer im weiten deutschen Reiche. Was gab es da für Erweckte! Einer toller als der andere. Aber am widerlichsten war mir der gleich einem Propheten verehrte Friedrich Rock aus Wirtemberg, der, wenn die Inspiration ihn packte, unter krampfhaften Zuckungen und pythischer Verdrehung des Kopfes seine apokalyptischen Orakelsprüche von sich gab.

Damals lebte auch ein Johann Christian Edelmann, der nachmals als Erzketzer vielverrufene eifrige Wahrheitssucher, in Berleburg. Er war ebenfalls Mitarbeiter am Bibelwerk, aber gleich mir gerieth auch er bald in verdrüßliche Händel mit dem schlauen Haug, welcher für möglichst viele Arbeit möglichst wenig bezahlen wollte. Wir waren rasch Freunde geworden und zogen uns, nachdem wir mit Haug gebrochen, mitsammen in ein einsam stehendes Häuschen zurück, wo wir eine sehr idyllische, aber auch

sehr arme Wirtschaft führten. Wir schliefen auf Laubpfühlen, genossen die einfachste Kost und tauschten auf einsamen Waldgängen unsere Gedanken aus. Edelmann arbeitete damals an seiner Hauptschrift: ‚Moses mit aufgedecktem Antlitz‘, an welcher Juden und Christen ein so gewaltiges Aergerniß nehmen sollten. Ich meinestheils griff wieder zum Drechseln, Beinschnitzen und Gläserschleifen und ließ der innern Umwandelung Zeit, sich zu bewerkstelligen. Edelmanns Freunde von nah und fern versahen ihn mit einem reichlichen Büchervorrath und so fehlte es auch mir nicht an geistiger Nahrung. Indessen merkte ich bald, daß ich in Sachen des Glaubens zu viele Enttäuschungen erlebt hätte, um überhaupt noch im Glauben Beruhigung finden zu können. Ich las die englischen Freidenker, aber ihr Deismus war im Grunde doch nur eine religiöse Wassersuppe, ungesalzen, ungeschmalzen. Sie gingen mit kritischem Geknurre um den heißen Brei des Vorurtheils herum; denselben auszuschütten wagte keiner. Auch Freund Edelmann wagte das nicht. Er konnte nur dies und das kritisiren, höchstens verspotten; aber der Hauptfrage ging er scheu aus dem Wege.

Nun sucht' ich Lösung meiner Zweifel an einem ganz andern Orte, bei den mittelalterlichen Mystikern. Ich las, was mir von den Schriften eines Tauler, eines Suso, eines Heinrich von Nördlingen, eines Nikolaus von Basel nur immer zu erlangen möglich war, und diese Gottesfreunde, wie sie zu ihrer Zeit genannt wurden, leiteten mich auf den rechten Weg. Sie, die tieffrommen, edelgesinnten Männer, hatten in ihrem erhabenen Abscheu vor den Kämpfen der Eigenliebe und Parteisucht, in ihrer rastlosen Sehnsucht als das höchste und allein erstrebens-

werthe die selige Ruhe in dem ewig sich selbst Gleichen gesetzt, in Gott.

Die ungestörte selige Ruhe — das war das Gesuchte! Ich warf forschende Blicke um mich her und erkannte leicht, daß die Menschen weiter denn je von diesem Ideal entfernt wären. Diese Welt voll Gier, Neid und Haß nahm den Traum vom Leben so ernsthaft, als ob er, statt eine Spanne lang zu sein, ewig währte. Ein unbeschreibliches Gefühl der Verachtung wandelte mich an, wenn ich bedachte, um welcher Thorheiten und Nichtigkeiten willen die Menschen sich zerfleischten wie wilde Thiere. Aber bald gewöhnte ich mich, diesen wüthenden, nie von einem Waffenstillstand unterbrochenen Krieg aller gegen alle nur noch vom Standpunkte des Humors aus anzusehen. Glauben Sie mir, mein Freund, für jeden, der sich auf diesen Standpunkt zu erheben vermag, ist das Leben, die Gesellschaft, die Weltgeschichte weiter nichts als ein unterhaltendes Gaukelspiel. Man kann aber müde werden, vor der Bühne zu sitzen, denn unter anderen Namen wiederholt sich immer die alte Fabel des Stückes. Auch ich wurde des Schauens und Lachens müde. Ich wollte des täglichen Anblickes sinnloser Scenen überhaupt enthoben sein, und da mir die Gegend hier bei einer früheren Durchreise um ihrer Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel willen sehr gefallen hatte, zog ich hierher in den Wald, erkaufte mir ein Stück desselben und erbaute mir darauf mein Sorgenlos. Seither habe ich die Gränzen des Forstes niemals wieder überschritten, denn die alte Anne Kathrine reicht vollkommen aus, meinen wenigen Verkehr mit der Welt zu vermitteln."

Da der Alte schwieg, fragte Schiller:

„Also Ihre religiösen Kämpfe hörten auf mit der Aneignung des beschaulichen Quietismus der mittelalterlichen Mystiker?“

„Meine Kämpfe, ja. Denn die völlige Beruhigung vollbrachte sich ohne Leidenschaft. Nachdem ich einmal Gott als die Allruhe begriffen, hatten die Wahngebilde aller Sekten keine Bedeutung mehr für mich. Aber noch faßte ich die Gottheit als ein außerweltliches, jenseitiges. Zwei fromme Männer des vorigen Jahrhunderts, Jakob Böhme und Angelus Silesius, brachten mich weiter. Der tiefsinnige görlitzer Schuster hatte als Resultat seines theosophischen Ringens, alle Gegensätze in Gott zu vereinigen, bekanntlich den Satz gewonnen, das Weltall sei ein göttliches Leben, ein Offenbaren Gottes in allen Dingen. Angelus Silesius führte in seinem ‚Cherubinischen Wandersmann‘ diesen Pantheismus weiter aus oder faßte ihn wenigstens klarer.

Seine Anschauung wurde für mich die Brücke zur völligen Befreiung. Ich fand sie im Lukrez, dem genialsten Denker Roms, dem beredsamen Dolmetscher der Lehre des großen Weisen von Gargettos, von dem er so einzig schön gesagt:

Als darnieder er sah das Dasein liegen der Menschheit
Jammervoll auf der Erd’, erdrückt von der lastenden Gottfurcht,
Die vom Himmelsgewölb’ ihr Antlitz offenbarend,
Schauerlich anzusehn, hinab auf die Sterblichen drohte,
Wagt’ es ein griechischer Mann zuerst, das sterbliche Auge
Ihr entgegenzuheben, zuerst ihr entgegenzutreten.
Und die muthige Macht des Gedankens siegte; gewaltig
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls
Und der verständige Geist durchschritt das unendliche Ganze.“

„Die Verse sind schön“, bemerkte der Dichter, „aber ich kann nicht absehen, wie sie zur Beruhigung des Gemüthes bei-

tragen sollten. Sie scheinen mir mehr ein Ausfluß titanischer Empörung als beschaulicher Indifferenz zu sein."

„Sie vergessen, lieber Freund", entgegnete der Alte, „daß man die Weltanschauung des Epikuros, wie sie Lukretius darlegt, im Zusammenhange fassen muß. Was sagt der große Poet von den Göttern?

— Sie müssen durch sich und ihrer Natur nach
In der seligsten Ruh' unsterbliches Leben genießen,
Weit von unserem Thun und unseren Sorgen entfernet.
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,
Selbst sich in Fülle genug, nicht dürftig unseres Beistands,
Rührt sie nicht unser Verdienst, noch reizet sie unser Vergehen."

„Das ist", meinte Schiller, „nur eine leichte Verhüllung des nackten Atheismus, eine Aufhebung aller Religion. Denn Religion ist die Beziehung des Menschen zu Gott und umgekehrt. Diese Wechselbeziehung läugnen, heißt sagen: alle Frömmigkeit ist nur ein Wahn."

„Und ist denn die Frömmigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Menschen etwas anderes? Dreht sie sich nicht um den gemeinen Angelpunkt des Nutzens und Schadens? Ist nicht das liebe egoistische Ich ihr unverrückbarer Mittelpunkt? Wie erleuchtet dagegen ist die Frömmigkeit, welche Lukretius predigt! Wie sagt er?

Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülletem Haupte sich oftmals
Rund um den Stein zu drehn und jeden Altar zu bestürmen;
Hin sich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,
Vor den Bildern der Götter; mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu besprengen; Gelübd' an Gelübde zu reihen;
Sondern: beruhigt im Geist hinschauen zu können auf alles."

„Aber", warf Schiller lebhaft ein, „was sollte bei diesem absoluten Gleichmuth, nein, bei dieser trägen Gleichgiltigkeit herauskommen? Die völlige Versumpfung der Menschheit ohne Zweifel. Dazu aber kann sie doch wohl nicht da sein. Die Existenz der Gesellschaft ist vielmehr ein unaufhörlicher Entwickelungsprozeß. Sie entwickelt sich, im guten und im schlimmen, weil sie muß, das heißt, weil sie einem unlösbar mit dem Dasein des Menschen verknüpften Gesetz der Thätigkeit gehorcht. Sie muß ihre Bahn wandeln, wie die Erde, wie die Gestirne die ihrigen rastlos gehen. Stillstand wäre Erstarrung, Versteinerung, Tod."

„Sagen Sie vielmehr Ruhe, Schmerzlosigkeit, Seligkeit. —

Oh, unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!
In welch finsterer Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dies Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für sich so heiß nichts fordert, als daß wir,
Ist der Körper von Schmerzen befreit, des Geistes genießen,
Frohen Gefühls, entfernt von Furcht und jeglicher Sorge."

Nachdem der alte Freidenker dieses Citat im Tone ruhiger Ueberzeugung vorgebracht, stand er auf und sagte mit gutmüthigem Lachen:

„Kommen Sie, junger Freund, wir wollen schlafen gehen, denn eine weitere Fortsetzung unseres Gespräches könnte mich am Ende gar in den Verdacht der Proselytenmacherei bringen. Nichts kann mir jedoch ferner liegen, denn ich lasse, wie der große Fritz, gerne jeden nach seiner eigenen Façon selig werden."

Der Dichter, obgleich gastlich gebettet, schlief diese Nacht wenig. Die Erlebnisse des Tages, die Gespräche mit Lolo und

mit dem Alten hatten ihn aufgeregt. Auch der Bernhardspater fiel ihm ein und er mußte ihn unwillkürlich mit seinem heutigen Wirthe vergleichen. Dieser suchte die Ruhe im Nichts, jener in Gott; aber beide Greise waren gleich menschen- und weltmüde und gebrauchten am Ende wohl nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Sache. Unser Freund jedoch war weder von dem Gläubigen noch von dem Ungläubigen zum Quietismus bekehrt worden und sein Herz schlug voll und tapfer den Kämpfen des Lebens entgegen.

Viertes Kapitel.

Ein Brief, woraus der Leser erfährt, daß es hartnäckige Träume und starke Zauber gibt, worin ferner vom Sankt Lavatus gehandelt und schließlich ein Stück Alpenwelt aufgerollt wird.

Spät am andern Tage schied der Dichter von dem alten Freidenker und Humoristen. Konnte er auch die Denkweise desselben im ganzen und großen nicht theilen, ja widerstrebte sie entschieden dem warmen Enthusiasmus seiner Seele, so ward er doch auch wieder angenehm berührt durch die humane Jovialität des greisen Epikuräers, der hier in Waldeinsamkeit seiner Auflösung in die Elemente oder, wie der Mann sich ausdrückte, seinem Erwachen aus dem wunderlichen Lebenstraume mit gleichmüthiger Heiterkeit entgegensah.

Beim Nachhausekommen fand er ein Briefpaket vor, welches der Freund in der nahen Stadt, der seine ganze Korrespondenz vermittelte, geschickt hatte. Da war nun große Freude in der stillen Dichterklause. Ein Brief von der Schwester Christophine wurde zuerst geöffnet. Alle auf der Solitude waren wohlauf. Der Vater habe, schrieb Christophine, den „Fiesko" gelesen und sich den Anschein gegeben, als müßte er über manches darin be=

denklich den Kopf schütteln. Tags darauf habe er aber gelegentlich verlauten lassen, es sei doch wohl was an seinem Jungen, dem Fritz.

Beruhigt über die Zustände im elterlichen Hause, öffnete Schiller einen dickleibigen Brief, dessen Adresse die Hand des Sammetdoktors verrieth. Der alte Herr schrieb aber nur kurz, Stuttgart stehe noch immer auf dem alten Flecke, Petersen und Kapff seien noch immer gleich durstig, auch habe sich, soviel er wisse, keine Madame und keine Mamsell um des entwichenen Poeten willen weder im Nesenbach noch im Neckar ertränkt. Das beigeschlossene Schreiben, hieß es weiter, habe ihm Scharffenstein zur Besorgung übergeben.

Nach diesem beigeschlossenen Schreiben griff der Dichter mit freudiger Hast. Es war von William Raleigh und aus Genf datirt. Das Datum war aber schon mehrere Monate alt.

Der Amerikaner schrieb:

„Der Traum ist zerstoben, der Zauber gebrochen. Sagte ich, theurer Freund, nicht so zu dir, damals unter der Klosterlinde von Lorch? Wohl, ich erinnere mich auch, daß ich daran glaubte. Wie sich doch die Menschen belügen! Wenn ich dir sage, daß der Traum zurückgekehrt und der Zauber mit verstärkter Macht wirksam geworden, wirst du vielleicht mit geheimer Befriedigung an die selbstgefällige Art und Weise zurückdenken, womit ich mir einst, euch deutschen Träumern gegenüber, auf meine Männlichkeit und transatlantische Verständigkeit etwas zu gute that.

Triumphire immerhin. Ich gestehe dir, ich war ein Thor, daß ich mich selber belügen wollte. Und wisse: ich lasse mich

dahintragen von der Flut der Leidenschaft, ungewiß, wohin sie mich reißen wird.

Ein Wort erklärt dir alles: ich habe Lauretta wiedergesehen!

Du weißt, in welcher widerwärtigen Stimmung ich das alte Schwabenland verließ. Ich wollte mir womöglich diese Stimmung mittels einer Wanderung durch die Schweizeralpen, deren Schönheit mir Freund Sammetdoktor so verlockend geschildert hatte, aus der Seele wischen, um dann in Gottesnamen als der alte ruhige Mensch über den Ocean heimzukehren. Aber es sollte anders kommen. Man entgeht seinem Schicksal nicht. Das ist sehr trivial, aber sehr wahr.

In Zürich angekommen, ließ ich es mir, begierig nach Zerstreuung, angelegen sein, die größte Merkwürdigkeit des Ortes kennen zu lernen, den berühmten Lavater. Ich hatte in Deutschland von der Thätigkeit und Wirksamkeit dieses Exemplar-Christen, der zugleich ein Intimus Goethe's war, so viel gehört, daß es mich drängte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ach, mein Freund, ich fürchte fast, es geht uns mit den berühmten Menschen wie mit den gothischen Münstern eurer Städte. Aus der Ferne gesehen, erfüllen uns diese das gemeine Häusermeer weit überragenden Kolosse mit dem Gefühle der Ehrfurcht. Kommen wir ihnen aber näher und zuletzt ganz nahe, so finden wir gewöhnlich diese Riesenbauten aufs häßlichste verunstaltet durch an sie angeklebte schmutzige Trödelbuden und übelriechende Butiken.

Sankt Lavatus hat mich leider auch an diese Erfahrung erinnert. Er steht jetzt in der Blüthe seiner Jahre und seine

feinen Gesichtszüge, seine liebenswürdigen Manieren sind sehr gewinnend. Er ist ein bedeutender Mensch, keine Frage, und seine Thätigkeit ist wirklich eine mirakelhafte, wenn auch in anderer Beziehung, als er sich einbildet. Wunderbar nämlich ist es, woher er die Zeit nimmt, das alles zu thun, was er thut. Er steht seinem Amte vor, betheiligt sich an gemeinnützigen Bestrebungen seiner Mitbürger, macht Verse, schreibt erbauliche und andere Bücher, treibt physiognomische Studien, briefwechselt mit halb Europa und ist bei alledem höchst zugänglich und gesellig. Aber — nun, du weißt, Abkunft, Erziehung und Ueberzeugung haben mich zu einem Christen gemacht, das heißt, ich lebe des festen Glaubens, daß die Grundlehren des Christenthums, allen dogmatischen und hierarchischen Verunstaltungen zum Trotze, groß und wirksam genug seien, um alle Stürme dieser und kommender Tage zu überdauern — aber das Christenthum von Sankt Lavatus, bei aller Warmbrüderlichkeit und scheinbaren Toleranz des Mannes, ist mir viel zu ausschließlich und engherzig. Ich meine wahrgenommen zu haben, daß der berühmte Mann hinter der Maske des Humanisten immer wieder den Theologen sehr deutlich hervorblicken lasse. Zweifelsohne ist es ihm in Wahrheit unbegreiflich, daß, wie er sich ausdrückte, ein Mensch leben und athmen könne, ohne ein Christ zu sein, aber warum auch anderen diese Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt aufdringen wollen? Sobald ein Mensch in die fixe Idee verfällt, Gott habe ihn ganz specifisch zum Gefäß der Wahrheit gemacht, wird er sich nicht lange von dem Hochmuth aller derer freihalten können, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen persönlichen Ueberzeugung abhängig glauben. So auch Lavater. Zudem hat ihn

der Weihrauch, welcher, namentlich von Frauenhänden, tagtäglich mündlich und brieflich vor ihm angezündet wird, völlig berauscht. Seine Eitelkeit ist geradezu enorm und erschien, mir wenigstens, um so widerlicher, je koketter sie den Mantel der Demuth umhängt. Man hat ihn so lange einen Apostel und Propheten genannt, bis er sich alles Ernstes für einen solchen hielt. Im übrigen hat er sich, wie ich glaube, den ersten Theil des evangelischen Spruches: ‚Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!‘ sehr gut gemerkt. Daher mag auch, vermuth' ich, seine Wundersucht keineswegs so ganz naiv sein, wie sie sich zu geben versteht. Das hinderte jedoch nicht, daß er von mehr als einem Koryphäen der mystischen Geheimnisselei unserer Zeit gräulich mystificirt wurde, ohne sich dadurch von seinem Verkehr mit allen Wundermännern und Charlatanen, an denen die Gegenwart so reich ist, abwendig machen zu lassen.

So ein Wundermann hatte auch kurz vor meiner Ankunft in Zürich diese Stadt besucht und unserem Sankt Lavatus den größten Respekt eingeflößt. Er, der Wundermann, hieß es, sei ein sizilianischer Graf von den außerordentlichsten Kenntnissen in der Magie und nebenbei von ungeheurem Reichthum. Er habe viel mit Lavater verkehrt, diesen aber zuletzt sehr wegwerfend behandelt und zu ihm gesagt: ‚Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht.‘ Dessenungeachtet konnte Lavater nicht müde werden, von dem Abenteurer — denn ein solcher ist der Mensch sicherlich — zu sprechen und ihn zu preisen.

Das geschah an Lavaters Tisch, in großer Gesellschaft. Zufällig hatte ich zum Nachbar einen Mann, der nicht mysterien=

süchtig genug war, um des gesunden Menschenverstandes zu ermangeln. Er theilte daher, wie er mir sagte, keineswegs die Meinung Sankti Lavati über den Magier aus Sizilien. Die Beschreibung der Person desselben machte mich aufmerksam. Ich fragte mit größter Spannung nach mehr und immer mehr Einzelnheiten, und was ich erfuhr, beseitigte in mir jeden Zweifel. Der Sizilianer war kein anderer als jener südländische Gesell, welchen wir, weißt du? damals in der blauen Ente zu Gmünd gesehen haben und der am selben Tage, wo Lauretta aus Gotteszell verschwand, die alte Reichsstadt verließ.

Und sie, sie — Lauretta, war mit ihm in Zürich gewesen — als seine Tochter!

Begreifst du etwas von diesem Räthsel, theurer Freund? Ich nicht. Aber das ist mir klar, daß sich das wunderbare Kind damals von dem Sizilianer aus dem Kloster entführen ließ. Sollte er wirklich Lauretta's Vater sein? Aber das ist ja demzufolge, was du mir früher über die Herkunft des Mädchens angedeutet hast, kaum möglich. Oder ist er sonst ein Verwandter von ihr? Lauretta stammt ja mütterlicherseits auch aus Sizilien.

Sie war mit dem Sizilianer häufig in Lavaters Hause gewesen und hatte den züricher Propheten völlig bezaubert. Seiner Beschreibung nach konnte nur sie es sein, mußte sie es sein. Es lebt kein zweites solches Wesen. Außerdem hatte er einen Schattenriß von ihr genommen und sie für seine physiognomische Portraitsgalerie zeichnen lassen. Er sprach von ihr mit einem Enthusiasmus, der mich alle Schwächen des Mannes vergessen ließ. Ich beachtete kaum die aufgespannte, gesalbte, orakelnde Manier, womit er Lauretta's Schönheit und Gaben pries, ich

lauschte mit angehaltenem Athem und — da merkte ich, daß ich das Mädchen noch immer gränzenlos liebe.

Mein rationalistischer Nachbar äußerte sich weniger überschwänglich über dieses Thema. Er gestand zwar auch, er habe nie etwas reizenderes gesehen als dieses junge Mädchen, aber zugleich meinte er, das Kind sei leichtfertig genug, den Sizilianer bei den Wunderkünsten, womit derselbe gläubige Thoren äffe, zu unterstützen, und wäre es auch nur aus muthwilliger Freude an Possen und Schabernack. Dies sagte er mir, um den begeisterten Herrn vom Hause nicht zu ärgern, ganz leise; ich aber war thöricht genug, mich darüber noch heftiger zu erbosen, als es Lavater gethan haben würde. Und doch zischte es wie ein Stral eisigen Wassers in meine Glut, als mir der rationalistische Schweizer noch den Umstand mittheilte, der Sizilianer habe in Zürich die Bekanntschaft des excentrischen Herzogs Emil von S. G. gemacht, von dessen Sonderbarkeiten ich schon in Deutschland gelegentlich dies und das gehört hatte. Der Fürst, auf einer Schweizerreise begriffen, habe sich ganz auffallend gnädig gegen den Sizilianer und noch gnädiger gegen Lauretta erwiesen. In seinem Gefolge seien die beiden nach den inneren Gegenden der Schweiz abgereist.

Ich will dich, lieber Schiller, mit Schilderung meiner Gemüthsbewegungen verschonen, welche aus dieser bedenklichen Neuigkeit entsprangen, und gebe dir im weiteren nur eine einfache Darstellung meiner Reiseerfahrungen. Sie sind dir, dem Dichter, vielleicht nicht ganz unwillkommen. Aber Bruderherz, du solltest dieses wunderbare Land selber sehen. Inmitten dieser Lieblichkeit, Pracht und Majestät habe ich die deutsche Naturseligkeit, wie

sie aus Goethe's Werther blüht und duftet, erst recht verstehen gelernt.

Ich verließ Zürich noch am Abend des Tages, wo ich im Hause Lavaters die erwähnten Aufschlüsse erhalten, natürlich auf der Route, welche der Herzog von S. G. mit seiner Reisegesellschaft eingeschlagen. Ich ging über den Albis. Oh, was thut sich dem Auge für eine Herrlichkeit auf, wenn man den südlichen Abhang dieses Bergzuges, welcher längs dem anmuthvollen Zürichsee aufragt, hinabsteigt. Der See von Zug ist wie die Expositionsscene des erhabenen Alpenschauspiels. Als der erste Akt mag der unvergleichliche Vierwaldstättersee bezeichnet werden. Auf diesem Boden da begreift man den Schwur im Rütli und Tells Schuß.

Von der paradiesischen Landzunge von Weggis aus bin ich auf den Rigiberg hinaufgestiegen, welcher nach der Versicherung meines Gastwirths in Luzern eine großartige Rundsicht bieten sollte. Freund, das ist ein Punkt, wie es vielleicht keinen zweiten auf Erden gibt. Als ich mit meinem Führer bei der Sennhütte nahe dem Gipfel oder Kulm, wie sie ihn nennen, angelangt war nach mehrstündigem Steigen, neigte sich die Sonne gerade dem Untergange zu und goß über das grandiose, vor meinen Augen entrollte Panorama ihren goldrothen Scheidegruß aus, über diese zahllosen Seen und Ströme, über die kolossalen Kuppen und Firne vom Säntis im Osten bis zur Jungfrau im Süden, über die Kette des Jura im Westen, über den Schwarzwald und die Felsenkegel des Hegau im Norden. Das grünte, glühte, leuchtete, funkelte allum — prachtvoll! glorios! Und der Zauber verschwand nicht mit der Sonne: die Dämmerung machte die

Scene noch erhabener, noch feierlicher, und besonders war die Partie der glarner Alpen wundervoll. Ein rosenrother Duft wallte über die Schneefelder des Glärnisch, des Tödi und der Klariden hin, verschwamm langsam in den Aether und dann ragten die Bergkolosse weißgleißend, ungeheuren Gespenstern gleich in die Nacht empor, die sich mälig über die Lande lagerte.

Meine Seele war noch voll von dem Geschauten, als mich nach kurzem Schlafe das Alphorn zum Sonnenaufgang weckte. Hinausgeeilt in die Morgenkühle, sah ich einige Minuten lang die Welt noch chaotisch dämmernd tief, tief unter mir liegen. Jetzt rührte sich's im Osten — ein blasses Leuchten sprang auf am Saume des Himmels, verstärkte sich, wurde weißlich, gelb, grünroth, und nun kam mit einmal die Sonne in purpurner Majestät zwischen dem Säntis und dem Mürtschenstock herauf, ließ ihre rothen Stralen wie lohende Feuerpfeile von Kuppe zu Kuppe, von Firn zu Firn, von Gletscher zu Gletscher schießen und dann allmälig, wie sie selber höher stieg, an den Fels- und Schneewänden niedergleiten, bis endlich Land und Wasser, Berge und Thäler, Felder und Wälder in lachendem Morgenglanze dalagen, gebadet in Licht und Glorie.

Bruderherz, wenn ich jemals dahin kommen sollte, an Welt und Leben zu verzweifeln, so will ich mich dieses Sonnenaufgangs auf dem Rigi erinnern. Ein Dasein, das solche Entzückungen bietet, ist am Ende unter allen Umständen werth, gelebt zu werden.

Ich fand zu Brunnen am Vierwaldstättersee Spuren der Reisegesellschaft, die ich suchte. Sie deuteten nach dem Gotthard zu. Ich beschleunigte meine Fahrt. In Amsteg, am Fuße des

berühmten Passes, erfuhr ich, daß die Gesuchten kaum eine Stunde vor meiner Ankunft daselbst von dort aufgebrochen seien. Nacheilend beachtete ich kaum die Schönheiten meines Weges, bis mich oberhalb Wasens beim Eintritt in die sogenannten Schöllenen die wilde Erhabenheit der Umgebung den Zweck meiner Hast fast vergessen ließ.

Der Saumpfad hat dich im Zickzack in eine ungeheuere, finstere Schlucht geführt. Ringsher scheint die Welt mit Granit vermauert. Du mußt den Kopf weit in den Nacken zurücklegen, um droben ein Stückchen Himmel zu erblicken. Zu deinen Füßen schäumt, rauscht, wüthet die Reuß. Du fragst dich: ist das der Eingang zu Miltons Hölle? Doch du biegst noch um eine Felsecke und dort schwingt sich vor dir der rettende Steg, die Teufelsbrücke, über den tobenden Abgrund.

Ich aber schrak freudig zurück.

Denn auf der Brücke stand Lauretta und sah über das schmale Geländer hinweg in den brodelnden Schlund.

Es ging gegen Mittag zu und da bricht das Sonnenlicht mit Macht herein in diese Höllenschlucht. In gewaltigen Stürzen wirft sich der Bergstrom von Fels zu Fels. Weiß von Schaum, blitzen die Strudel aus der Tiefe und der aufdampfende Wasserstaub wölbt, vom Sonnenstral getroffen, prachtvolle Regenbogen über dem wilden Getobe.

Aber das sah ich nur so wie im Traum. Ich beachtete auch nicht die zwei Begleiter Lauretta's, nicht das Gefolge, welches jenseits der Brücke mit den Saumpferden hielt — ich sah nur sie.

Oh, wie war sie so schön und hold! Sie war die Sonne, welche die Höllenschlucht mit Himmelsglanz erfüllte

Doch verzeihe, theurer Freund, diese Phantasterei dem Liebenden. Erinnere dich der Zeit, wo du die Laura-Oden dichtetest. Freilich, ich bin kein Dichter, aber steht nicht geschrieben, zuweilen breche die Poesie aus jedem hervor wie die Thräne aus der Rebe im Lenz?

Nur ein Rest von Mannesstolz hatte mich abgehalten, auf sie zuzueilen und ihr zu Füßen zu stürzen wie ein Toller. Als ich in gemessenerem Tone, aber gewiß verworren genug, meine Begrüßung vorgebracht hatte, sah sie mich lange an, so wenig Ueberraschung blicken lassend, als verstände sich mein Kommen ganz von selbst. Ihre Antwort auf meine Ansprache klang nicht gerade abweisend, aber auch nicht einladend, kurz, sie empfing mich wie eine Königin den Unterthan empfängt, welcher an die Stufen des Thrones tritt, ihr zu huldigen. Und ich ließ mir das ganz gerne gefallen. Glaubte ich doch bei alledem in Lauretta's Miene den Ausdruck eines gewissen Vertrauens zu mir wahrzunehmen.

Sie stellte mich als einen alten Freund — und das Wort Freund betonte sie so liebenswürdig, daß es mich entzückte — den beiden Herren vor, welche mit ihr auf der Teufelsbrücke gestanden hatten. Während wir den Steig zum Urnerloch emporstiegen, betrachtete ich mir die beiden und so thaten sie mit mir, der ihnen wahrscheinlich nicht sehr willkommen war.

Der Herzog von S. G. ist ein hochgewachsener, blonder, blasser Mensch, denn ich kann nicht Mann sagen, da sein Gesicht mit dem außerordentlich feinen Teint und den nebelhaft blaßblauen Augen ein entschieden weibisches ist. Er ging in einer wunderlichen, halborientalischen Tracht, deren seiltänzerische Barockheit gar

nicht zu seinen sentimentalen Zügen stimmte. Ueberhaupt scheint er aus den tollsten Kontrasten zusammengewürfelt, wie denn auch seine langen, starkknochigen, muskelstarken Gliedmaßen gar nicht zu seinem weibischen Gesicht und seiner weichlichen Haltung passen. Er nahm einen Anlauf, mich sehr von oben herab zu behandeln, da ich ihn aber deutlich merken ließ, daß ich nicht der Mann sei, so etwas unterthänig hinzunehmen, wurde er sehr artig, fast übertrieben. Lauretta bemerkte es und ihre Unterlippe zog sich verachtungsvoll zusammen. Dann lachte sie und sagte: ‚Durchlauchtiger Herr, das ist ein widerhaariger Republikaner von jenseits des Oceans, der sich nicht so leicht in die Ehrfurcht hineinfindet, welche Ihre angestammten Unterthanen von rechtswegen vor Ihrer erlauchten Person empfinden. Sie müssen ihm das schon zu gute halten.‘ — ‚Madonna‘, entgegnete der Fürst, ‚Ihre Winke sind stets Befehle für mich.‘ Nicht nur aus dieser Antwort, sondern auch aus dem ganzen Benehmen des Herzogs gegen Lauretta konnte ich unschwer den Schluß ziehen, daß sie ihn beherrschte, wie sie von jeher ihre Umgebung beherrscht hatte.

Der Conde Fenix — welch ein abenteuerlicher Name! — war eben der Italiener aus der blauen Ente und brauche ich ihn dir also nicht erst zu schildern. Mir fiel um so mehr auf, daß ihn der Herzog mit größter Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung behandelte, da der Mann den Stempel der Gemeinheit so entschieden auf der Stirne trug. Lauretta ihrerseits benahm sich gegen ihn mit souveräner Königlichkeit, falls du mir diese Wortbildung gestatten willst. Er redete sie stets respektvoll mit Signora an, sie dagegen nannte ihn kurzweg Monsieur, mitunter auch Conde,

aber dieser Titel klang in ihrem Munde nur wie eine Verhöhnung desselben. Scharfen Blickes hatte der Wundermann bemerkt, daß Lauretta wollte, ich sollte zuvorkommend behandelt werden, und so überschüttete er mich mit Zudringlichkeiten in seinem sizilisch-französischen Kauderwelsch. Er machte auch wiederholt das Maurerzeichen, aber ich fand nicht für gut, es zu verstehen. Der Mensch war mir im höchsten Grade verdächtig und widerlich.

‚Ah, welche Ueberraschung!' rief Lauretta aus, als wir, aus dem Urnerloch hervorgetreten, plötzlich das reizende Urserenthal im hellen Sonnenscheine vor uns liegen sahen.

In der That, der Anblick dieses grünen, von blendenden Schneekuppen überragten Hochthals, durch welches sich die Reuß, bevor sie sich häuptlings in den Schöllenenschlund stürzt, sanften Laufes schlängelt, ist eine der lachendsten landschaftlichen Ueberraschungen, die man sich denken kann. Wir verbrachten den Rest des Tages an diesem anmuthigen Orte, dessen reine Luft man mit Wollust einschlürft. Lauretta unterhielt sich fast ausschließlich mit mir, behandelte mich wirklich als einen Freund und war unbeschreiblich heiter und liebenswürdig. Aber gerade diese Liebenswürdigkeit verleitete mich zu einer großen Dummheit.

Du begreifst leicht, lieber Schiller, daß mir viel daran liegen mußte, wenigstens einigermaßen über das Verhältniß Lauretta's zu dem Grafen und dem Herzog ins klare zu kommen. Aber ich griff es sehr ungeschickt an, indem ich damit begann, zu ihr zu sagen: ‚Mein theures Fräulein, in welcher Gesellschaft mußte ich Sie wiederfinden!' — Sie sah mich stolz an und versetzte: ‚Was geht es Sie an, mein Herr, wenn ich mir meine

Gesellschaft wähle, wie es mir beliebt?' Von diesem Augenblicke an war alle Vertraulichkeit zu Ende und Lauretta wies alle weiteren Annäherungsversuche von meiner Seite entschieden zurück.

Wir übernachteten in Andermatt. Von einer ganz ungewöhnlichen, bleiernen Müdigkeit befallen, suchte ich am Abend mein Lager und erwachte am andern Morgen erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Lauretta und ihre ganze Reisegesellschaft war schon in aller Frühe fort, wie man mir sagte. Und sie hatte kein Wort, kein Zeichen für mich zurückgelassen. Der Kopf schmerzte mir, ich fühlte mich halb krank. Ein schlimmer Verdacht stieg in mir auf. War meine gestrige Müdigkeit, mein ganz ungewöhnlich langer und tiefer Schlaf vielleicht nicht ganz natürlich gewesen?

Der Wirth konnte oder wollte mir über die Richtung der Reisegesellschaft Lauretta's keine Auskunft geben. Aber es konnte dieselbe, da sie nicht zurückgegangen, nur zwei Richtungen eingeschlagen haben, aufwärts zum Gipfel des Gotthard und von dort abwärts nach Italien oder aber das Urserenthal entlang dem Furkapasse zu. Im Dorfe Hospenthal scheidet sich der Weg. Dort sagte mir der Wirth, die Reisenden, nach welchen ich mich angelegentlich erkundigte, hätten den Weg nach Realp eingeschlagen, um von da über die Furka und Grimsel zu gehen. Wahrscheinlich hab' ich dem Manne ein zu voreiliges Vertrauen geschenkt. Schon die Beeilung, womit er mir ein frisches Saumpferd antrug, hätte mich stutzig machen können. Aber ich ward es nicht, um so weniger, als Lauretta tags zuvor davon gesprochen, daß sie das berner Oberland besuchen wollte.

So zog ich denn weiter, über Realp, die Furka hinan, hinein in die eigentliche Gletscherregion. Bei meinem Vorrücken in derselben ist es mir sonderbar ergangen. Enthält die Luft, die man auf jenen den Dunst und Quark des Alltagslebens so hoch überragenden Höhen athmet, wirklich ein Element der Befreiung, das einem die Leidenschaften in der Brust schweigt und Schmerzen und Kummer von der Seele lös't? Ich muß es wohl glauben. Die Größe, die erhabene Stille dieser Natur läßt auch das größte Menschenleid klein, so unbeachtenswerth klein erscheinen und weis't den lärmenden Tumult unserer Gefühle und Wünsche nicht rauh gebieterisch, aber dennoch unwiderstehlich zur Ruhe. Als ich das Urserenthal verließ, haderte ich mit Gott und der Welt und mit mir selber und fühlte mich höchst unglücklich. Nachdem ich einen Tag in der wundervollen Wildniß gewandert, kam ich mir vor wie über alles, was mich quälte, wie über mich selbst hinausgehoben.

Ich stieg von der Höhe der Furka hinab zum Rhonegletscher, dessen ungeheure Massen vom Galenstock herabstürzen, eine im Sturze erstarrte Flut. Die kaum geborene Rhone überschreitend, klomm ich die jähe Maienwand hinan, ging über die beschneite Grimsel und herbergte im Grimselhospiz. Sieh, Lieber, das ist ein Sarg aus Granit, Eis und Schnee, der keinen Ausgang zu bieten scheint. Da ist das Leben erstarrt und der Winter sagt verächtlich zum Sommer: Hier biet' ich dir Trotz — komm' an!

Folgenden Tages hinab mit dem jungen Aarestrom in das Haslithal, das wie eine ungeheure schwarze Furche zwischen himmelhohen Bergkolossen sich hinwindet. Bei der Handeck donnert die Aare hinab in einen schwarzen Felsentrichter, in

dessen Schlund der Blick schwindelnd sich verliert. Und von seitwärts her wirft sich der wilden Tochter der Finsteraarhorn- und Schreckhorngletscher der silberhelle Aerlibach in den Abgrund nach, daß ihre Wasser im Sturze sich vermischen, bis sie an den Felszacken zu Atomen zerstäuben. Ist das nicht wie Liebe, wie meine Liebe? Eile ich nicht mit Hast einem Wesen nach, wild, launisch, strudelnd wie die junge Aare, um vielleicht an ihm und mit ihm zu Grunde zu gehen? Ach, einlullen wohl kann die Natur die Dämonen in der Menschenbrust, aber sie tödten nimmer!

Bei Meyringen, wo von allen Höhen Sturzbäche rauschen, spinnt auch der gloriose Reichenbach sein gewaltiges Silbertau aus einer Schlucht hervor, daß es blendend in der Luft hängt. Dort hinauf zum Rosenlauigletscher mit seinen wunderbar gestalteten blaugrünen Eisgrotten. Dann hinab nach Grindelwald. Auf dieser Scene, deren gigantische Kulissen das Wetterhorn, die Viescherhörner, der Eiger und zwei bis zur Thalsohle herabsteigende Gletscherströme bilden, erlebte ich das unbeschreibliche Schauspiel eines Gewittersturmes in den Hochalpen. Laß mich schweigen darüber. Ich sage nur: mir klangen bei diesem Erlebniß die Donnertöne des 29. Psalms bebend in der Seele nach.

Von Grindelwald aus wieder bergauf zur Wengernalp. Aus den Abgründen kochten die Morgennebel auf und zerschellten an den Eisstirnen der Bergriesen. Die Sonne brach triumphirend hervor, als ich oben bei der Scheideck angelangt. Sie hatte sich entschleiert, die Königin der Alpen, und da stand sie vor mir, über allen Ausdruck klar und herrlich in ihrer ewigen Schönheit, die Jungfrau! Ein Bild, das, einmal in seiner ganzen Vollpracht gesehen, nie wieder in der Seele erlöschen kann. Du stehst

geblendet, starrst entzückt, staunend, sprachlos hinüber auf die Silberhörner und bläulichen Gletschergehänge, da horch, ein Donner! Und doch ist der Himmel rein und wolkenlos. Strenge dein Auge an. Siehst du dort aus einer der Eisschluchten des Berges ein silbernes Gestäube hervorbrechen? Ist es ein Sturzbach, der thalwärts geht? Er verschwindet — er stäubt weiter niederwärts wieder hervor — ein Donnerschlag, dumpfnachrollend — aus hundert Klüften antwortet der Widerhall wie der Chor einer äschyleischen Tragödie — du hast eine Lawine fallen gesehen und donnern gehört!

Du mußt dich endlich mit Gewalt losreißen, um niederzusteigen ins Thal von Lauterbrunnen. Ja wohl, lauter Brunnen! Wie das plätschert und stürzt und klingt von allen Berghalden! Beim gastlichen Pfarrherrn des Thales hielt ich Rast. Sein Haus steht der schwindelnden Felswand, von welcher der Staubbach herabflattert, gerade gegenüber. Da war wenige Tage vor mir ein Reisender aus Dänemark eingekehrt und hatte in das Gedenkbuch des Predigers eine Schilderung des Staubbaches in deutschen Versen geschrieben. Sie ist nach meinem Gefühl vortrefflich. Ich schrieb sie für dich ab und hier hast du sie:

Wie wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums
Vielgeschlängelt, in wechselndem Schwung das Wipfel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel,
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs,
Immer wenn kaum es die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt es zurück, flammt schollernd empor und flattert am Himmel:
Also schwebt in der wehenden Luft der ätherische Gießbach
Mannichfaltig bewegt, vom Rande der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hierhin und dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweif zu berühren.

Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk und unten ein weißlicher Nebel;
Dann in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Lös't sich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets und droht in dem Hersturz
Alles mit reißender Flut zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wuth und er netzt staubregnend das Hüglein,
Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn.

Aber so Großes und Prächtiges mir auch die Alpen schon gezeigt, ich war noch lange nicht von ihrer Schönheit gesättigt. Ich dürstete, ihre geheimsten Reize zu erblicken, die sie fernab vor den Blicken derer birgt, welche nur die gewohnten Touristen=pfade treten. Mich verlangte nach einer echten und gerechten Gletscherfahrt. Zwei Gemsjäger, nachdem sie mich prüfenden Blickes gemustert, ob meine Gliedmaßen so einem Gange auch gewachsen seien, erboten sich, mich wohlbehalten über das Eismeer zu bringen, welches zwischen dem lauterbrunner und dem Kan=dernthal lastet.

Noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir in der Morgenfrühe von Lauterbrunnen aufbrachen. Am Schmadribach=sturz vorbei, einem der herrlichsten der Schweiz, geht es bergan, mälig, dann steiler, bis zur Moräne des unteren Tschingelgletschers. Weißt du, wie es einem wird, wenn man zum erstenmal über einen Gletscher wandert und über die grünblau klaffenden Schründe springt, in welchen tief unten die Gletscherbäche in der Finsterniß tosen? Es ist einem zu Muthe, als wandelte man über einen gefrorenen Orkan. Anfangs gar nicht sehr heimelig. Du mußt dich erst mit diesen ungewohnten Tönen, mit dem Gekrache des Eises, mit dem hohlen Gebrause der darunter

strömenden Wasser befreunden. Dein Auge muß schwindelfrei, dein Fuß fest sein, dann hat es, bei hellem Wetter und mit einem zuverlässigen Führer an der Seite, keine große Gefahr.

Wie mit einem ungeheuren Schwung wirft der obere Tschingelgletscher seine Eismassen auf den untern herab. Da galt es, einige tausend Fuß hoch eine völlig senkrechte Felswand emporzuklimmen. Das ist der Tschingeltritt. Ich erklärte das Unternehmen für unmöglich. Dennoch zeigten mir meine Führer die Möglichkeit. Das Klimmen begann. Bei allen Göttern! glaube mir, lieber zehn Schlachten mitmachen, als noch einmal dort hinanklettern. Da hängst du zwischen dem Himmel droben und dem grün heraufblitzenden schneelosen Eisspiegel drunten. Schaue nicht hinunter, du schaust in den Tod. Und doch kannst du nicht anders. Aber lege deine ganze Willenskraft in Füße und Alpstock, stemme dich fest an — ein Fehltritt und kein Gott hält deinen zerschmetternden Sturz auf.

Als wir den Rand des obern Tschingelgletschers, dessen kolossale, wildbizarr auf einander geschichteten Eisblöcke vom Staub des von den Winden zerriebenen Gesteins schwarz gefärbt waren, erreicht hatten, ruhten wir aus und schauten uns um. Wie glühten sie prachtvoll in der Morgensonne, die Kuppen des Tschingelhorns, des Breithorns, der Jungfrau und alle die herrlichen Kolosse! Tief ergriff mich die Poesie in dem Ausdruck des ältern Führers, das seien die Leibgrenadiere des Herrgotts.

Weiter, weiter hinein ins Allerheiligste der Wildniß! Du bist darin, wenn du über den Blümlisalpgletscher hinschreitest. Sanft abgedacht, steigt er in einer Länge von etwa drei Stunden hinan. Frischer Schneefall hatte seine Eismassen mit einem

blitzenden Weiß überzogen. Die Blendung der von der Schneedecke zurückprallenden Sonnenstralen vermag die Sehnerven zu lähmen. Schlage daher das schleierartige Tuch vor das Gesicht und lüfte es nicht zu oft, um immer und immer wieder die Prachtsäulen dieses Riesendomes, welchen du durchwandelst, anzustaunen. Aber du kannst nicht anders. Du mußt dir das unbeschreibliche Bild von erhabener Wildheit und einsamer Majestät in die Seele prägen, welches zwischen der Blümlisalp, dem Gspaltenhorn, Doldenhorn, Zackhorn, Schildhorn, Balmhorn und Altels deinen Blicken aufgerollt ist.

Auf der Höhe des Gletschers standen wir zehntausend Fuß hoch und drüber ob dem Meeresspiegel. Berge, die von drunten angesehen den Himmel zu tragen scheinen, lagen ganz unansehnlich unter uns, indem sie kaum mit ihren höchsten schneebekrönten Spitzen über den Gletschervorhang aufragten. Was für Strapazen hatte es gekostet, so hoch zu klimmen! Aber die stahlkräftige Luft hier oben, welche die Lungenflügel bis zum bersten weitet, läßt keine Ermattung aufkommen. Du fühlst dich so leicht, so froh und frei wie die Gemsheerde, welche dort drüben an der Wand des Zackhorns mitten zwischen Eis und Schnee einen Grasplatz gefunden hat. Ganz eigenthümlich imponirend und ergreifend ist die Stille, das erhabene Schweigen dieser Regionen. Nur zuweilen wird es unterbrochen durch einen heiseren Schrei und aufblickend siehst du einen Adler oder Lämmergeier majestätischen Flügelschwunges über die prachtvolle Oede hinstreichen.

Meine Führer machten mich noch auf einen schmalen Grat aufmerksam, von dessen Scheitel man hinaussehe nach Deutschland und Frankreich. Ich kletterte mühsälig hinan. Der

von der Mittagssonne aufgeweichte Schnee löſ't sich bei jedem Tritt unter den Füßen, rollt mit wachsender Schnelle abwärts, ballt sich, schiebt immer größere Massen vor sich her, und wenn du dir getraust, in die gähnenden Schlünde zu blicken, siehst du drunten die donnernde Lawine auf Eisblöcken zerschellen. Droben sah man wirklich weit hinaus in die Lande. Die dunkeln Streifen dort seien der Schwarzwald und die Vogesen, sagten meine Begleiter. Aber von solcher Höhe herab gesehen, verschwimmen Formen und Farben zu grauen und braunen Massen. Oh, wie so tief und weit lag die Welt unter mir! Sie muthete mich an wie eine halbvergessene Melodie, wie ein Lied, von welchem man nur noch einzelne Worte und Klänge in der Seele hat.

Der wildverworrene Eissturz, welcher zwischen das Doldenhorn und Zackhorn eingeklemmt ist, bildet die Gränzscheide des Blümlisalp- und des Kanderngletschers. Seitlängs des letztern stiegen wir, nachdem wir den ganzen Tag in der Gletscherwelt verbracht, wieder zu Thale, hinab nach Kandersteg. Von da machte ich an den folgenden Tagen noch Ausflüge in das Gasternthal, in dessen lieblichst grüne Matten herab ringsher aus vergletscherten Felswänden silberne Bäche springen, wie aus Himmelshöhen, und in das Oeschinenthal, in dessen mit allem Zauber heiligster Bergeinsamkeit geschmücktem See Doldenhorn und Blümlisalp ihre Schnee- und Eisfelder spiegeln. Dann ging ich über den Gemmipaß ins Wallis hinüber und hinab an den schönen Leman.

Es ist sehr seltsam! In dem Maße, in welchem ich mich wieder den Wohnstätten der Kultur näherte, regte sich auch wieder mehr und mehr die Leidenschaft in mir. Ich hatte in Montreux

und Vevey, auf meinem Wege nach Lausanne, Spuren von Lauretta und ihrer Reisegesellschaft gefunden. Sie mußten, vermuthete ich, vom Urserenthal aus zwar über die Furka, aber nur bis zum Rhonegletscher und von dort das Wallis hinabgereis't sein. Ich verfolgte die aufgefundenen Spuren mit brennender Sehnsucht. Sie leiteten mich hierher nach Genf. Das Resultat meiner Nachforschungen ist, daß Lauretta unzweifelhaft hier war. Aber wo ist sie jetzt? Der Faden ist wieder gerissen.

Eine sehr unsichere Vermuthung läßt mich annehmen, die Gesuchte sei das Arvethal hinauf nach Chamounix gegangen. Ich werde mich heute noch dahin auf den Weg machen, denn ich will und muß sie noch einmal sehen, und wäre es zuletzt auch am Hofe des Herzogs von S. G.

Nenne mich einen Thoren, theurer Freund, aber laß mir die Hoffnung, daß ich Lauretta wiederfinden werde. Ach, ich kann nicht, wie ihr Dichter thun könnt, über meine Leidenschaft mich erheben, indem ich sie zu einem künstlerischen Objekt mache, ich muß sie durchleben, weil ich wie ein einfacher Sterblicher darin befangen bin. Ob meine Beharrlichkeit vergeblich sein wird? Es kann, es darf nicht sein! Steht nicht geschrieben, daß die Liebe alles überwinde? Die Götter geben's!"

Fünftes Kapitel,

worin das alte und doch immer neue Thema vom Scheiden und Meiden wieder einmal variirt wird.

Ueber den Wäldern glühte der Abendhimmel eines heißen Julitages. Golden schimmerte es im Westen und die mälig niedersteigende Sonne warf zwischen den Wipfeln und Stämmen hindurch rothfunkelnde Lichter auf das üppige Moos- und Epheugrün des Bodens.

Es ist um diese Jahreszeit sehr still im Walde. Die junge Vögelbrut hat das Singen noch nicht gelernt und die älteren Waldsänger ruhen sich von den Sorgen und Nöthen der Begründung und Erhaltung eines Haushaltes aus. Sie haben das Ihrige gethan, ihre Jungen sind flügge, sie können sich daher jetzt mit stiller Beschaulichkeit dem Federnwechsel, genannt Mauser, überlassen. Das ist in der Welt der Vögel die Bade- und Kursaison, weßhalb man ihnen die Vernachlässigung ihrer musikalischen Pflichten zu gute halten muß.

Ueber das Moos glitt ein reizender Frauenfuß, welcher gemeinschaftlich mit seinem Zwillingsbruder die anmuthige Gestalt

Lolo's trug. Sie war von dem verschollenen Schlosse herabgestiegen, nachdem sie der greisen Freundin mit einer Resignation, die nicht ganz natürlich war, gesagt hatte: „Ich gehe, um Abschied zu nehmen."

Sie verfolgte einen auf dem weichen Moose kaum sichtbaren Pfad, welchen sie schon oft gegangen sein mußte, denn sie war über die Richtung nie einen Augenblick im Zweifel. Mit der einen Hand den Saum ihres langen weißen Kleides emporhaltend, schritt sie rasch dahin und gelangte zu einem jener traulichen Waldverstecke, wie der Instinkt der Liebe sie so leicht und häufig findet.

Ein von Brombeer- und Epheuranken übersponnener kleiner Bach umzog im Halbbogen eine Anschwellung des Bodens, welche von malerisch geformten Felsblöcken eingefaßt war. Zwischen dem Gestein wuchsen wilde Haselsträuche, Birken und Buchen und schlossen so das Plätzchen mit seinem üppigen Moosteppich von der Welt ab, das heißt von der Waldwelt, denn eine andere gab es weitum nicht.

Auf dieser heimlichen Stelle angekommen, ließ Lolo die großen dunkeln Augen suchend umhergehen. Sie fand sich aber ganz allein in der Stille. Kein Lüftchen regte die Wipfel. Nur zuweilen klang fernab der Schrei eines Hähers oder das Schnabelgepoch des Spechtes oder der kurze surrende Pfiff des Eichhorns.

Lolo hatte sich am Ufer des Baches niedergesetzt, wo er, unter seiner grünen Laubhülle hervorkommend, klar über braune Kiesel hinmurmelte, als wollte er sagen: Kühle dich!

Sie verstand die Einladung und hielt zunächst die Hände in das helle Naß. Dann entledigte sie sich der Schuhe und

Strümpfe und plätscherte mit den allerliebsten weißen Füßchen träumerisch in dem kühlen Wasser.

Das war allerliebst anzusehen. Aber die innere Unruhe ließ sie des kindlichen Spieles bald wieder satt werden. Wer sie beobachtet hätte, wie sie Schuhe und Strümpfe hastig wieder anzog, hätte seine Freude daran haben können, denn alle ihre Bewegungen verriethen jene jungfräuliche Züchtigkeit, welche ein edles Weib auch in tiefster Einsamkeit stets bewahrt und welche sich so schön von jener bewußten, wo nicht kokett zur Schau gestellten Sittsamkeit der Prüderie unterscheidet.

Lolo verließ ihren Sitz am Bache und setzte sich weiter oben auf einen mit Moos und Ephеu bekleideten niedrigen Fels, den die Natur in einer von ihren tausend Launen so gestaltet hatte, daß er wie gemacht schien, nicht einer, sondern zwei Personen zum Ruheplatz zu dienen.

Sie lauschte gespannt über den Bach hinüber, als hätte sich dort der Fußtritt des nahenden Freundes geregt. Aber es war für jetzt eine Täuschung.

Nun zog sie ein Papier aus dem Busen und durchflog die darauf geschriebenen Verse. Sie kannte dieselben längst auswendig, aber ihr Auge wollte sich an den geliebten Schriftzügen weiden.

Sie las das Gedicht zu wiederholten Malen, erst leise, dann laut, als müßte ihre Aufregung sich Luft machen.

Es waren glutvolle Strophen, welche nicht in den Werken des Dichters stehen, obgleich sie ursprünglich zu einem dort mitgetheilten Gedichte gehören:

Des wollustreichen Geistes voll — vergessen,
Vor was ich zittern muß,
Wag' ich es, stumm an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren
Wie schnell, Geliebte, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut, die heißersehnte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem nassen Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke
Und — ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang?
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein, unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut."

Lolo hielt inne, ließ das Papier fallen und sagte mit einem bitteren Lächeln:

„Eine Phantasie, was weiter? Er hat mich stets nur mit der Einbildungskraft geliebt. Lange verbarg ich es mir vor meinen innersten Gedanken, ich Thörin, aber die Wahrheit schrie doch zuletzt so laut in mir — und in ihm, daß der Selbstbetrug nicht mehr vorhielt. Jetzt geht er, seinem Geschick entgegen, seinem

Ruhm — wie dürft' ich ihn halten wollen? Der Frühlingsblüthentraum ist verwelkt in der Sommerschwüle und vor meinen Ohren klingt wieder das alte, ewige Entsagungslied, daß wir Frauen nur da seien, zu lieben, zu leiden und zu schweigen."

Sie barg das Antlitz in den Händen, versank in eine schmerzliche Träumerei und beachtete es nicht, daß jenseits des Baches das Gebüsch raschelnd auseinander gebogen wurde und in der Oeffnung Schiller erschien.

Erst als er, das Wasser überschreitend, sie begrüßte, schaute sie auf und wurde seiner gewahr.

Sie stand auf und trat ihm mit jener äußerlichen Fassung entgegen, unter welcher gerade leidenschaftliche Frauen den Sturm ihrer Gefühle vor einem weniger tief dringenden Auge oft glücklich zu verbergen wissen.

Der Dichter war freudig bewegt.

„Wie schön Sie sind in diesem grünen Versteck, theure Lolo!" sagte er. „Wenn ich Sie so ansehe, fühle ich erst recht, was ich verlieren soll. Wie neidisch ist doch das Schicksal! Aber ich kann weder noch darf ich seinem strengen Willen widerstehen. Es ist heute ein zweiter Brief von Dalberg eingelaufen. Die Bedenklichkeiten des Freiherrn hinsichtlich meiner unglücklichen Beziehungen zu dem Herzog von Wirtemberg sind endlich gehoben. Er fordert dringend, daß ich meine Abreise beschleunige. In Mannheim erwarten mich Freunde, erwarten mich Erfolge, erwartet mich eine angemessene Thätigkeit. ‚Fiesco', sowie ‚Kabale und Liebe' sollen aufgeführt werden. Mein ‚Don Karlos' rückt vor und noch eine Masse anderer Ideen und Pläne fordern rüstige Handanlegung."

Lolo schwieg und so hatte Schiller Zeit, sie genauer zu betrachten und das gewaltsam Gehaltene in ihrem Wesen zu bemerken. Der frische, heitere Muth, womit er auf eine neu vor ihm aufgethane Lebensbahn blickte, verletzte sie. Der Freund, meinte sie, nahm es doch mit der Trennung von ihr gar zu leicht. Sie sah ihn fast böse an.

Er schaute betreten zu Boden und seine Blicke hafteten mechanisch auf dem Papier, welches noch dort lag.

Lolo bemerkte es und einem unwillkürlichen Affekt nachgebend stieß sie es mit der Fußspitze verächtlich beiseite und sagte:

„Es ist nur ein welkes Blatt, das vor dem Herbste abgefallen.“

Aber schon im nächsten Augenblick bückte sie sich hastig, raffte das mißhandelte Gedicht auf, küßte es und barg es an ihrem Herzen.

So verrieth sich dem Dichter die heftige Spannung ihrer Stimmung, jene Turbulenz der Affekte, welche ihm die Nähe der Freundin selbst bei traulichstem Zusammensein oft so unheimlich gemacht hatte. Dieses unglückliche Gemüth war unfähig, Ruhe und Frieden zu finden, selbst in der Freundschaft, selbst in der Liebe. Von einem unklaren, nicht zu bändigenden Titanismus getrieben und gestachelt, kannte diese Frau nur das Streben nach Glück, nie das Glück selber. Sie hätte es daher auch in dem Herzensbund mit Schiller nicht gefunden, und zwar, wäre derselbe ein dauernder gewesen, nur um so weniger. Daher war es für den Dichter eine unberechenbare Gunst des Schicksals, daß er frühe genug erkannt hatte, die Titanide vermöge weder glücklich zu sein, noch glücklich zu machen.

Trotz alledem war seine Situation zu dieser Stunde peinlich genug. Das Benehmen der Freundin am Tage zuvor, wo er ihr in dem verschollenen Schlosse droben die Wendung seines Geschickes angezeigt, hatte ihn hoffen lassen, daß dieses Verhältniß ruhig und schön sich lösen würde. Aber diese Hoffnung schien nun eine sehr voreilige gewesen zu sein. Er hatte nicht bedacht, daß es im Frauenherzen Saiten gibt, die, auch noch so vorsichtig und sanft berührt, dennoch nur tiefschmerzlich vibriren können.

Jetzt drang sich ihm diese Wahrheit auf und er suchte daher nach schonenden Worten, um das reizbar gespannte Gefühl der Freundin nicht zu verletzen. Aber selbst dem begabtesten Menschen kommt in solchen Momenten nicht immer das gerade Passende zu Sinne und so konnte er nur sagen:

„Theure Lolo, ich hoffte nach dem, was wir gestern mitsammen sprachen, Sie heute ruhiger und gefaßter zu finden. Warum das Unvermeidliche uns noch mehr verbittern? Sie waren doch mit mir einverstanden, daß es sich nicht mit meiner Ehre vertrüge, die Gastfreundschaft meiner mütterlichen Gönnerin noch länger zu mißbrauchen. Um so weniger, da meine Beschützerin nicht ohne Grund fürchtet, daß ihre Wohlthat, falls sie bekannt würde, das freundliche Verhalten des Herzogs von Wirtemberg zu ihrer Familie leicht stören könnte. Es gibt in der menschlichen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, einen Zwang der Verhältnisse —“

Lolo unterbrach ihn ungestüm. Die kochende Lava ihrer Seele strömte über, aber, und das ist charakteristisch, vom persönlichsten wurde sie alsbald zu allgemeineren Anschauungen fortgerissen.

„Zwang, sagen Sie?“ rief sie aus. „Zwang? Das ist die ewige monotone Litanei! Möchte ich sie nie wieder hören! Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen! Aber, ach, die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Liebe bedürfte gar keines Gesetzes. Doch was ist Liebe? Euch Männern ein Spiel. Und uns Frauen? Kennen wir sie, dürfen wir sie kennen und bekennen? Nein. Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph, bis unser Ideal kommt; sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Goethe und noch mehr als Goethe: Unter Millionen ist nicht einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt.“

Sie sprach das im Ton einer Sibylle. Aber die Erhebung über das eigene Leid konnte nicht lange währen. In dieser reichen und doch so armen Frauenseele machte die angeschlagene Saite des Stoicismus stets die hart daneben liegende sentimentale mittönen. Die Pythonissa war schon zum flehenden Weibe geworden, als sie mit einem plötzlichen Uebergang oder vielmehr ohne einen solchen fortfuhr:

„Oh, mein Freund, kann es, darf es Ihnen Ernst sein mit unserer Trennung? Wissen Sie denn, was ich dadurch verliere? Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich mir selbst bekannt, wie öde

meine Vergangenheit. Das Leben hat Sie mir gesandt und Sie wollten unsern Bund trennen? Momente nur sind uns im reinen Sein gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? Oh, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Friedens vertilgendem Feind!"

„Theure Lolo", versetzte er, von dem Schwung ihrer Worte mitbeflügelt, „seien Sie nicht ungerecht gegen mich und gegen sich selbst. Ja, gegen sich selbst, denn wenn je der Funke der Ruhmesliebe in mir gelegen, Sie und nur Sie haben ihn zur hellen Flamme angeblasen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet. Ihre Gegenwart, theure Freundin, gab mir eine Begeisterung, die ich früher nicht gekannt. Vor allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; sie ist die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie du dieses Sehnen nie trüben, nie seinen Glanz entweihen kannst. Du kennst nicht meine Trauer um dich. Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und wäre immer dein, hätte ich — den Muth für diese Liebe. Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich entzückt, aber auch — ängstigt."

Sie sah ihn an mit einem Ausdruck ihrer schwarzen, Flammen sprühenden Augen, der es völlig rechtfertigte, daß Schiller später von dieser Frau sagte, ihre Leidenschaftlichkeit habe sie

manchmal hart an die Gränzen des Wahnsinns geführt; ihr Athem flog, ihr Busen ging hoch und mit ausgestrecktem Arm sagte sie schneidend:

„So geh' denn, Feigling!"

Der Dichter richtete sich hoch auf. Seine Wangen brannten und ein hartes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Aber er schluckte es hinunter, und nachdem er sich bemeistert, sagte er sanft:

„Lolo, sollen wir so scheiden?"

Der Ton traf ihr Herz. Der Wahnsinn der Leidenschaft verflog. Der Freund wollte ihre Hand fassen, aber schon lag sie an seiner Brust und ihre Augen lächelten ihn durch Thränen an.

So empfing und erwiderte sie seinen Abschiedskuß und hielt ihn noch lange umfaßt, ihr Antlitz an seinem Herzen verbergend, um das krampfhafte Schluchzen ihrer Brust vorübergehen zu lassen.

Dann richtete sie sich in seinen Armen auf, machte sich sanft los und sagte mild und fest:

„Wir scheiden, Friedrich, aber wir behalten uns doch. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie!"

„Nie, du sagst es, Lolo! Wenn wir uns wiedersehen — und ich weiß, es wird geschehen — werden wir Freunde sein."

„Sei es! Aber jetzt — du sollst mich nicht begleiten, mir nicht nachsehen — mein Herz erträgt nicht ein zweites solches Scheiden — jetzt nur noch das eine Wort: Erfülle deine hohe Mission, geliebter Freund! Welche Pfade sie dich auch führen mag, immer wird mein Gedanke dir zur Seite gehen und sprechen: Glück auf! Und so lebe wohl!"

Sie trat rasch zurück, winkte ihm mit der Hand, ging rasch am Bache hinauf und waldeinwärts, bis sie wie ein gleitender Schatten hinter den Fichtenstämmen verschwand.

Er mußte sich Gewalt anthun, um ihr trotz ihres Verbotes nicht zu folgen und ihr noch ein liebes Wort zu sagen. Das Herz war ihm schwer und er starrte ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Gewandes in dem dunkelnden Grün verschwunden war. Dann wandte er sich quer durch den Wald, um nach dem Sorgenlos seines philosophischen Freundes zu gelangen, dem er noch Lebewohl sagen wollte. Aber er hatte Mühe, den oft betretenen Pfad nicht zu verfehlen, denn die Augen standen ihm voll Thränen.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Zwei neue Residenzwunder, von denen jedes noch über das Bohnenlied geht. — Drei Excellenzen. — Der Mandarin-Herzog oder China in Deutschland. — Zwei Excellenzen und ein Pastor, welcher vom Berge Sinai kommt, aber ein starrer Rationalist ist.

„Das geht noch über das Bohnenlied!“ ist eine landläufige Redensart im südlichen Deutschland und zweifelsohne auch im mittleren, denn hier wurde sie eines schönen Märzmorgens des Jahres 1785 sehr häufig gehört, und zwar in einer herzoglichen Haupt- und Residenzstadt.

Die Bewohner derselben hätten freilich im Laufe der Regierung des Herzogs Emil, das heißt seit einigen Jahren, ausreichende Gelegenheit gehabt, gegen überraschende Eindrücke sich abzuhärten. Es waren seither genug Wunder oder wenigstens Wunderlichkeiten geschehen. Aber der Vorrath schien noch lange nicht erschöpft zu sein und die „Genialität“ des Fürsten sorgte dafür, daß es an angemessener Steigerung nicht fehlte.

Der Begriff des modernen Staats hat in Deutschland erst in unserem Jahrhundert sich zu entwickeln angefangen und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß diese Entwickelung noch jetzt

im Flügelkleide der Unschuld einhergeht, wenigstens unter den Massen. Viele in ihrer Art große Leute halten auch dafür, besagtes Flügelkleid sei überhaupt das passendste Gewand der Staatsidee, was wir dahingestellt sein lassen. Thatsache ist, daß zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, die moderne Staatsidee den Deutschen noch keine Sorge machte. Freilich hatten Friedrich II. und Josef II. schon das ominöse Wort gesprochen, daß der Fürst nur der erste Diener des Staates sei, aber zwischen so einer revolutionären Theorie und der Praxis liegt doch immer eine tiefe Kluft. Faktisch stand der sogenannte patriarchalische Despotismus noch in voller Blüthe. Da, wo der siebenjährige Krieg mit rauher Hand den Deutschen ihren mittelalterlichen Schlummer aus den Augen gerieben, hatte dieser Despotismus die Gestalt des sogenannten erleuchteten angenommen. Aber erleuchtet oder unerleuchtet, überall war die Willkür das Staatsgrundgesetz.

Die Unterthanen des Herzogs Emil wußten davon zu erzählen. Während jedoch das schlechtregierte Land verarmend darunter seufzte, hatte die Hauptstadt wenigstens den Trost, daß ihr der Stoff zu residenzlichem Klatsch nie ausging. Das ist aber, wie jedermann weiß, eine der Grundbedingungen hauptstädtischer Zufriedenheit und so lag denn in dem Ausruf: „Das geht noch über das Bohnenlied!“ womit die Bewohner der Residenz den heutigen Morgen begrüßten, viel mehr der Ausdruck wohlgefälligen Erstaunens als unzufriedenen Tadels. Der Landesherr hatte für eine neue Ueberraschung gesorgt — was konnte er mehr thun?

Der Thorschreiber an dem zum herzoglichen Lustschloß Er=

mitage hinausführenden Thor hatte diesen Ruf zuerst angestimmt. Von dort war er die lange Straße bis zum fürstlichen Palais hinaufgelaufen. Die Mägde am Brunnen, die Handwerker in ihren Werkstätten, die Jungen, welche zur Schule gingen, die Kanzlisten, welche nach ihren Schreibstuben schlenderten, die Krämer in ihren Buden, alle hatten ihn laut wiederholt. Auch auf dem Schloßplatze wurde er von den Lakaien und Leibgardisten gehört, aber etwas weniger laut.

Er war nicht ohne Grund. Die heutige Ueberraschung war wirklich überraschend.

Zu dem bezeichneten Thore herein war nämlich ein Wagen gerollt, dessen Viergespann von Stallbedienten in der herzoglichen Livree gelenkt wurde. Zwei Mohren in weißen Kaftans und rothen Turbanen standen hinten auf. Doch das war alltägliches. Das Ungewöhnliche bestand in dem Wagen selbst, der in Form und Farbe einen kolossalen Todtenkopf darstellte. So etwas war nicht nur in der getreuen Residenz, sondern wohl überhaupt noch nie gesehen worden. Das ging in der That über das Bohnenlied.

Der Todtenkopfwagen hielt im inneren Schloßhofe vor der Mittelpforte der Hofburg. Einer der Mohren öffnete den Schlag und beide verbeugten sich bis auf den Boden vor dem kleinen, dicken, breitschulterigen Herrn, welcher ausstieg und seine schwarzen, rastlosen Augen über den Hof und die Schloßfenster entlang rollen ließ, bevor er in die Vorhalle trat und die große Treppe hinaufstieg.

Dieser Herr, welcher in weißen Atlasschuhen mit rothen Absätzen ging und unter einem kostbaren Zobelpelz einen goldgestickten Galarock von weißem Sammet trug, sowie von Ringen,

Ketten und Diamanten förmlich funkelte, ist uns schon flüchtig begegnet: an jenem Morgen, wo Schiller in der blauen Ente zu Gmünd der gebildeten Wirthstochter den Hof machte, und dann in dem Briefe Raleighs an seinen Freund.

Es war der Sizilianer, welcher unter dem Namen eines Conde Fenix am herzoglichen Hofe dermalen einen großen Stand hatte, nachdem ihn Herzog Emil von seiner Reise nach der Schweiz und nach Italien mit heimgebracht.

Der ungeheuerliche Wagen blieb unter der Einfahrt halten und gab der Schloßdienerschaft Gelegenheit, ihre Glossen auszutauschen, bis sie beiseite treten mußte, um drei herankommenden Equipagen Platz zu machen.

Drei Excellenzen stiegen aus, der Herr Hofmarschall, der Herr Oberschenk und der Herr Generalleutnant, welcher dem Militärwesen des Landes vorstand.

Auch sie erblickten den riesenhaften Todtenkopf auf seinen vier Rädern mit Erstaunen.

„Quelle bizarrerie!“ zischelte der Hofmarschall.

„Quelle folie!“ brummte der Oberschenk.

„Was, zum Teufel, soll das sein?“ rief der General aus.

Zugleich richteten sich ihre Blicke fragend auf den Adjutanten du jour, welcher eilig die Treppe herabkam.

Der junge Offizier verbiß ein Lächeln, indem er leise sagte:

„Meine Herren, ich weiß nur, daß dieses Ungeheuer von Wagen, welches wie ein Triumphvehikel für Freund Hein aussieht, nach den Angaben Serenissimi draußen in der Ermitage gebaut worden. Wahrscheinlich hat das Ding eine thaumaturgische Bedeutung. Wenigstens hat es so eben unsern großen

Magier und Geisterbeherrscher zu Hofe gebracht. Im übrigen, meine Herren, habe ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß das geheime Konsilium bereits begonnen hat, und ganz im Vertrauen füge ich hinzu, daß Sie droben im Konferenzsal ein blaues oder vielmehr ein blaurothgelbes Wunder sehen werden."

Damit eilte der junge Mann über den Hof nach dem herzoglichen Marstall hinüber und die drei Würdenträger stiegen die Marmortreppe hinauf. Weil ihnen jedoch das blaurothgelbe Wunder des Adjutanten mitsammt dem Todtenkopfwagen sehr in den Köpfen herumging, blieben sie auf einem Absatz der Treppe noch einen Augenblick stehen und da sagte der alte General, welcher unter dem großen Fritz gedient hatte, unwirsch:

„Möchte wissen, was für eine verdammte Schnurre wieder im Werke ist."

„Bst, Excellenz", flüsterte der Hofmarschall, „Se. Durchlaucht, unser gnädigster Herr, richtet keine Schnurren an. Er hat nur geistreiche Einfälle, genialische Ideen —"

„Ei was", unterbrach der derbe Oberschenk den Sprecher, ohne auf das ironische Mienenspiel desselben zu achten, „ei was! Es wird immer toller, und wenn es so fortgeht, so müssen, sag' ich, die Agnaten des herzoglichen Hauses einschreiten. Wir werden ja zum Gespötte vor dem ganzen römischen Reich. Keine Woche vergeht mehr ohne ein neues Skandal. Und jetzt vollends dieser Lump von Italiener, der den Herzog so gewiß beschwindelt, als sein Grafentitel falsch ist."

„Hol' ihn der Henker!" sagte der General. „Ich kann den gelben Kerl nie sehen, ohne zu wünschen, ihm alle Knochen im

Leibe zu zerbrechen. Der ein Graf? Wenn er nicht ein verkleideter Bedienter ist, will ich Spießruthen laufen."

„Bst, bst!" mahnte der Hofmarschall wieder. „Bedenken Sie, meine Herren, daß hier nicht der Ort ist, einem, wie ich zugebe, allerdings nicht unbegründeten Mißvergnügen Worte zu leihen."

Die Sitzung des geheimen Konsiliums, wie hier zu Lande der Staatsrath hieß, war nach zwei Stunden zu Ende. Da wurde es im Schloßhofe sehr lebendig. Vor den Todtenkopfwagen waren jetzt sechs Pferde geschirrt, prächtige Goldfüchse. Vorreiter standen, zum Aufsitzen bereit, neben ihren Rossen und ein Piket Leibhusaren war aufgeritten. Die wichtige Nachricht: „Se. Durchlaucht fährt nach der Ermitage!" ging von Mund zu Mund. Von der Vorhalle bis zu dem wunderlichen Wagen bildeten Hofchargen eine Hecke. „Serenissimus kommt schon die Treppe herab", sagte der erste Piqueur und bestieg sein Pferd, um sich an die Spitze des Zuges zu setzen.

Aber was war denn das?

In der That, ein blaurothgelbes Wunder.

In diese Farben gekleidet, kam nämlich ein chinesischer Mandarin, auf den Arm des Conde Fenix sich stützend, langsam und gravitätisch aus der Vorhalle heraus. Nichts fehlte dieser seltsamen Erscheinung, um einen echten Chinesen vorzustellen, und doch steckte in dieser Verkleidung ein deutscher Fürst.

Wir versichern dem Leser ausdrücklich, daß wir von einer historischen Thatsache sprechen. Freilich bildet der Umstand, daß ein deutscher Herzog in chinesischer Mandarinentracht am hellen Tage seinem Staatsrath vorsaß, eine der bizarr-

sten Episoden unserer Sittengeschichte, wenn nicht die bizarrste überhaupt.

Herzog Emil schien es nicht zu bemerken, daß sein Hofstaat große Mühe hatte, die gereizte Lachlust hinter der gewohnten Ehrfurcht zu verbergen. Er erwiderte die ehrerbietigen Verbeugungen rechts und links mit gnädiger Grandezza, bestieg dann den Todtenkopf und winkte dem Sizilianer, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Die Schloßwache trat ins Gewehr, die Tambours schlugen ihren Wirbel, die Vorreiter sprengten dem Wagen voran, die Leibhusaren hinterdrein und der Zug brauste zum Hofe hinaus und die Straße hinab.

War die Redensart: „Das geht noch über das Bohnenlied!" vorher von der Stadt zum Schlosse hinaufgelaufen, so lief sie jetzt umgekehrt vom Schlosse zur Stadt hinab. Und sie war auf allen Lippen.

Selbst auf denen eines so ernsten Mannes und altgedienten Hofherrn, wie der Kanzler des Herzogthums einer war.

Diese greise Excellenz kam mit einer andern greisen Excellenz, dem Herrn Kammerpräsidenten und Obersteuerdirektor, langsam über den Schloßhof daher und sah sehr nachdenklich aus.

Die beiden alten Herren mochten das Bedürfniß fühlen, sich auszusprechen, denn als sie das Gitter des Hofraums hinter sich hatten, lenkten sie ihre Schritte nach dem Schloßgarten, der um diese Tageszeit von Besuchern leer war. Indem sie eine einsame Allee, an deren Zweigen das erste schüchterne Grün schimmerte, hinabgingen, brach der Kanzler das Schweigen mit den Worten:

„Das ist unerhört! Nicht nur das höchste Regierungskollegium seines Landes, sondern auch seine eigene Würde als

Mann und Reichsfürst durch eine alberne Maskerade verhöhnen, als Chinese dem Staatsrath eines deutschen Herzogthums vorsitzen — da hört alles auf. Ich meinte, der Schlag müßte mich rühren."

„Mir erging es nicht besser", versetzte der Kammerpräsident. „Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes stupéfait, wie die Franzosen sagen. Und doch hätte uns die heillose Komödie kaum überraschen sollen. Erinnern Sie sich denn nicht, werthgeschätzter Freund, daß Serenissimus vor etwa zwei Jahren einmal von der tollen Caprice angewandelt wurde, als Frau gekleidet, die entblößten Schultern mit einem Kaschmirshawl halb verhüllt, vom ganzen Hofe die Cour anzunehmen?"

„Ich war damals abwesend, hörte zwar davon, nahm es aber für eine Faschingsposse. Solange diese Wunderlichkeiten unseres Herrn im Hofkreise sich ausließen, berührten sie im Grunde uns Geschäftsleute wenig. Nun aber scheint es, soll der Tollrausch alles in seinen sinnverwirrenden Wirbel hineinziehen. Ist es da nicht unsere geschworene Pflicht, beizeiten uns die ganze Gefährlichkeit der Sachlage klar zu machen, um überall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen?"

„Was meinen Sie, Excellenz?"

„Ich meine, Excellenz, daß wir langjährige Kollegen und Freunde seien und daß es unsere Schuldigkeit sei —"

„Serenissimo treuunterthänigste Vorstellungen zu machen?"

„Was richten Vorstellungen da aus?"

Die beiden Excellenzen maßen sich mit forschenden Blicken.

„Ich errathe Ihre Intention nicht, hochgeschätzter Freund und Gönner", sagte der Kammerpräsident. „Sollten Sie viel-

leicht den Gedanken haben, daß wir an den kaiserlichen Reichshofrath in Wien —"

„Bah", unterbrach ihn der Kanzler, „bis der Reichshofrath die Sache bereinigt hätte, könnten Land und Leute zweimal zu Grunde gehen. Zudem sind wir nicht die Leute, ein ohnehin schon großes Skandal noch größer zu machen. Hübsch in der Stille gearbeitet! Das ist mein Wahlspruch. Aber gearbeitet, etwas gethan muß werden."

Der Kammerpräsident nahm mit Bedacht eine Prise aus seiner goldenen Dose, schnippte mit den feinen langen Fingern den Tabaksstaub vom Spitzenjabot, nahm eine sehr kluge Miene an, sah sich vorsichtig um und sagte dann, indem er mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Deckel der Dose in seiner Linken tippte:

„Wenn ich den heutigen Aufzug Serenissimi bedenke, wenn ich ferner den ganz inkonvenablen Umstand ins Auge fasse, daß unser allergnädigster Herr heute geruhte, den Conde Fenix, welchen ich, im Vertrauen gesagt, weniger für einen Grafen und großen Magier als vielmehr für einen Chevalier, nämlich d'industrie, und großen Charlatan halten muß, ohne weiteres in das geheime Konsilium einzuführen, wenn ich endlich in Betracht ziehe, daß Se. Durchlaucht die Gnade hatte, uns durch besagten hergelaufenen Menschen in einem wunderlichsten Kauderwelsch eine Vorlesung über schwarze und weiße Magie, Kabbala, Nekromantie, Magisterium und andere dergleichen schöne Sächelchen halten zu lassen, so muß ich, hochgeschätzter Herr Kollega und liebwerthester Freund, zu dem Schlusse kommen, daß wir uns in einer Situation befinden, wo es heißt: Caveant consules."

„Ja wohl. Es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit."

„Und unser Vortheil."

„Auch das, denn in unserem Alter, werthgeschätzter Herr Kollega, ist man der jugendlich thörichten Schwärmerei ledig, mehr an andere als an sich selbst zu denken. Es handelt sich vor allem darum, diesen Italiener zu entfernen. Sein Einfluß auf unsern durchlauchtigsten Herrn ist geradezu erschreckend. Er scheint mit seinem vorgeblichen geheimen Wissen Serenissimo den Kopf vollständig verdreht zu haben, so daß alles Ernstes zu befürchten steht, Se. Durchlaucht — hm — Sie verstehen mich —"

„Ich denke wohl. Ein Landesherr, von welchem es so zu sagen notorisch, daß er — daß er — nun ja, daß er mente captus, könnte leicht Veranlassung geben, daß —"

Und der Herr Kammerpräsident vervollständigte diesen fragmentarischen Satz durch eine in sehr sprechend diplomatischer Weise zur Nase gebrachte Prise. Der Herr Kanzler verstand diese Schnupferpantomime recht gut.

„Sie wollen andeuten", sagte er, „daß gewisse Leute den in Rede stehenden Fall zu benutzen wissen würden? Ganz auch meine Meinung. Sie wissen, Serenissimus hat nur ein Kind, ein Töchterlein. Die kleine Prinzeß ist mit dem Erbprinzen des Nachbarlandes verlobt —"

„Sie brauchen, Excellenz, entschuldigen Sie gütigst, das bedrohliche nicht weiter auszumalen. Ich weiß, wir sind am Hofe des wunderlichen alten Herrn, des künftigen Schwiegerpapas unserer kleinen Prinzeß, nicht gut angeschrieben, und daher liegt es in unserem Interesse, daß die Regierung des

Landes nicht vorzeitig nach jener Richtung hinfalle. Ergo müssen wir trachten, unsern jetzigen allergnädigsten Herrn möglichst lange zu behalten. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, daß Serenissimi durchlauchtige Extravaganz — sit venia verbo — wieder die frühere harmlosre Richtung nehme. Ergo muß der welsche Charlatan fort."

Sie sind, Werthester, noch immer der klare und bündige Logiker wie vor Zeiten, wo Sie Professoren und Studenten im alten lieben Halle durch Ihre Schlagfertigkeit als Disputator entzückten. Ihre Ansicht ist vollkommen richtig. Unser Werk dürfte übrigens nicht so gar schwierig sein, denn wir haben den ganzen Hof für uns, von dem jüngsten Jagdjunker an bis hinauf zu Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin."

„Ah, die Frau Herzogin! Ihre Durchlaucht hat wahrlich guten Grund, auf diesen Italiener und seine Tochter böse zu sein."

„Freilich, aber ich glaube nicht, daß das seltsame Mädchen die Tochter dieses Menschen ist."

„Was denn? Etwa seine —"

Nein, außer Sie wollten das Wort Maitresse dem strikten Wortsinne nach mit Herrin übersetzen."

„Wie?"

„Dieses Mädchen beherrscht den Sizilianer vollständig. Er kriecht ordentlich vor ihr, während sie ihn augenscheinlich mit gränzenloser Verachtung behandelt."

„Und wie behandelt diese schöne Signora — denn schön ist sie, wunderschön — unsern durchlauchtigen Herrn?"

„Gerade so wie den Sizilianer."

„Sie setzen mich in Erstaunen.“

„Ja, die Sache ist räthselhaft genug. Dieses Mädchen ist entweder die kühnste Abenteurerin oder die muthwilligste Künstlernatur von der Welt. Ich fand Gelegenheit, bei dem letzten Hofball in der Ermitage mit ihr zu verkehren, und ich fand sie stolz wie eine Göttin und von unnahbarer Jungfräulichkeit.“

„Was Sie sagen! Aber wie kommt sie dann in die Gesellschaft dieses Charlatans?“

„Da bin ich überfragt. Uebrigens was kümmert das uns? Die Signora muß fort zugleich mit dem Signor, denn ihr Einfluß auf den Herzog ist noch mehr zu fürchten als der ihres angeblichen Vaters.“

„Gut, aber was rathen Sie?“

„Ich möchte vor allem Ihren Rath vernehmen. Unsere Interessen sind so lange Jahre her dieselben gewesen. Sie sind es, schmeichle ich mir, auch heute noch.“

„Wahr und freundschaftlich gesprochen, Excellenz. Würden Sie es nicht für zweckdienlich erachten, zu versuchen, Serenissimum bei seiner schwachen Seite fassen zu lassen? Sie wissen, er wurde streng lutherisch erzogen. Wie wäre es, wenn wir protestantische Skrupel in ihm zu erwecken suchten? Etwa durch den Herrn Oberhofprediger?“

„Mein werthgeschätzter Freund, ich muß mir erlauben, Sie zu fragen: Wo hatten Sie in letzter Zeit Ihre Augen? Wo blieb Ihr Scharfblick, Ihr Scharfsinn? Uns an den Oberhofprediger wenden? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß am ganzen Hofe dieser geistliche Würdenträger der einzige ist, welcher für den Sizilianer Partei genommen?“

„Doch, ich habe es bemerkt, legte aber der Sache keine Wichtigkeit bei.“

„Mit Unrecht, sehr mit Unrecht.“

Und nachdem sich der Herr Kanzler umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Erinnern Sie sich nicht der seltsamen Gerüchte, welche schon vor längerer Zeit über den Herrn Oberhofprediger umgingen?“

„Daß er ein Abtrünniger sei?“

„Ja. Ich legte früher so wenig Gewicht darauf wie Sie selber. Aber seither ist mein Verdacht rege geworden. Sollte es Ihnen entgangen sein, wie sonderbar sich unser Bruder Oberhofprediger manchmal in der Loge benommen hat?“

„Nicht so ganz. Seine heftige Opposition gegen den Illuminatismus fiel mir auf, aber ich vermuthete, er führe sie vom Standpunkte der protestantischen Orthodoxie aus.“

„Das glaubte ich früher auch, jetzt nicht mehr. Wer war es, der den Conde Fenix in unsere Loge einführte und dessen Reception bewirkte?“

„Allerdings der Oberhofprediger.“

„Und wer arbeitet unablässig daran, daß die Loge das sogenannte ägyptische System der Maurerei adoptire, welches dieser Sizilianer predigt?“

„Wieder der Oberhofprediger.“

„Sehen Sie nun, daß hier eine Intrike im Gange ist, welche noch ganz andere Zwecke verfolgt als den, unsern Herzog mittels Geisterbeschwörungen und Goldmacherei um Geld zu prellen?“

„Sie erschrecken mich. Am Ende wäre es da gar auf Proselytenmacherei und dergleichen Skandal abgesehen?“

„Ich fürchte es. Der Oberhofprediger ist ein gefährlicher Mann. Seine Verbindungen reichen weit. Wie sehr doch haben wir es in dieser fatalen Situation zu beklagen, daß der frühere Oberhofprediger seine Stelle vorzeitig niederlegte, um sich auf eine Landpfarre zurückzuziehen."

„Freilich, freilich. Der wackere Stahlherz war mit seinem etwas polternden Rationalismus zwar manchmal ziemlich unbequem, aber hier wäre er zuversichtlich ganz am Platze. Doch wie, sehe ich recht? Kommt der Pastor nicht eben dort die Allee herauf?"

„In der That, wie gerufen, ganz wie ein deus ex machina. Sehen Sie nur, wie rüstig unser alter Freund ausschreitet. Er trägt seine Jahre leichter als wir."

Die beiden Excellenzen gingen dem Herannahenden entgegen und bald fand zwischen ihnen und dem Pastor eine freundschaftliche Begrüßung statt.

„Wie gut sich das trifft, liebwerther Freund", sagte der Herr Kanzler. „Eben sprachen wir von Ihnen. Wo weht Sie denn der Wind her?"

Der alte Herr, eine hohe, sehr hagere Figur mit strengen, intelligenten Zügen, nahm seinen großen Dreimaster ab, wischte sich, vom raschen Gehen erhitzt, den Schweiß von der gefurchten Stirne, stieß dann den langen Rohrstock auf den Boden und erwiderte mit einer Art verbissener Lustigkeit:

„Woher ich komme, meine gnädigen Herren und Freunde? Je nun, direkt vom Berge Sinai."

„Was?" riefen die beiden Excellenzen zu gleicher Zeit.

„Ja, es ist schon so“, sagte der Pastor und ehemalige Hofprediger.

„Sie scherzen.“

„Keineswegs. Mittelbar komme ich von meinem Dorfe unweit der Ermitage, aber unmittelbar vom Berge Sinai. Das nimmt Sie wunder, meine Herren? Und doch gehen dermalen hier zu Lande so wunderbare Sachen vor, daß einem von rechtswegen gar nichts mehr wunderlich vorkommen sollte.“

Der alte Rationalist aus der wolf'schen Schule sprach das mit einer Entrüstung, die sich umsonst bemühte, humoristisch auszusehen.

„Wir verstehen Sie nicht, werther Freund“, sagte der Kanzler.

„Nun, so will ich Sie aufklären“, versetzte der Prediger, „denn ich liebe noch immer die Aufklärung in allen Dingen, obgleich sie jetzt, scheint es, aus der Mode gekommen, um der Verfinsterung Platz zu machen. Haben Sie denn, meine Herren, wirklich noch nichts von dem Berge Sinai gehört, welcher draußen im Park der Ermitage im Aufbau begriffen ist?“

„Sie meinen den bizarren neuen Hügelpavillon?“

„Ei freilich. Ich hörte von meinen Dörflern schon lange die ungeheuerlichsten Dinge inbetreff dieses Bauwerkes. Da hab' ich mir's denn im Vorbeigehen mal angesehen. Und was sah ich? Ein Werk des Unsinns und Betrugs. Der Architekt, der sich, beiläufig gesagt, schämen sollte, sich einen Bruder Maurer zu nennen, erklärte mir die heillose Schnurre und meinte mir damit einen Gefallen zu erweisen. Der Hügel, welcher aufgethürmt wurde, um den Bau zu tragen, heiße Sinai, der

Pavillon selber Sion. Auch von einem Gemache, das den Namen Ararat führen soll, war die Rede und sonst noch von allerlei verrücktem Zeug. Ich sagte dem Baumeister meine Meinung, ja, so that ich, und ich kam hierher, sie auch diesem welschen Hausnarren und Hauptgauner, dem Lügengrafen, sowie dem Herzog selber zu sagen."

„Da haben Sie einen vergeblichen Gang gemacht, Bruder Stahlherz", bemerkte der Kammerpräsident. „Serenissimus ist mit dem Conde Fenix gerade vorhin nach der Ermitage hinausgefahren. Sind Sie dem herzoglichen Wagen nicht begegnet?"

„Nein, ich kam den Fußweg durch die Wälder. Aber ein vergeblicher soll mein Gang doch nicht ganz sein. Wohl, ich sah also den Berg Sinai, welcher der Sitz einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei werden soll, womit dieser sizilianische Schelm unser Land beglücken will, um es dem Teufel, will sagen dem Aberglauben und der Sittenlosigkeit, in den Rachen zu jagen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ich frage Sie, als Maurer zu Maurern sprechend: Wollen Sie es dulden, daß die Loge dieser Stadt, welche so lange ehrenvoll dastand im deutschen Reiche, zu einem Tummelplatze dunkelmännischer Arglist verwandelt werde?"

„Lieber Bruder", entgegnete der Herr Kanzler, „so weit ist es noch nicht. Der Conde Fenix empfiehlt zwar das ägyptische System —"

„Welches kein anderes ist als das der strikten Observanz", fiel der Pastor lebhaft ein.

„Das mag sein. Indessen dürfte doch auch berücksichtigt werden, daß den Conde Fenix in seinen Bestrebungen, hier zu

Lande eine ägyptische Mutterloge zu stiften, ein sehr namhafter Geistlicher der Landeskirche eifrig unterstützt."

„Wer?"

„Ihr Nachfolger, der Oberhofprediger."

„Der? — Ich dachte es mir. Noch mehr, ich war längst überzeugt, daß die Volksstimme, welche den Heuchler als heimlichen Apostaten bezeichnete, Gottes Stimme gewesen ist. Aber ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in acht, meine Herren! Ich will nicht noch einmal von Ihren Pflichten als Maurer reden, aber Sie sind Minister dieses Landes. Retten Sie den unglücklichen Herzog, der, ohne es zu merken, am Rande des Abgrundes taumelt, und retten Sie das Herzogthum. Die alte Schlange rührt sich wieder mit Macht in diesen Tagen. Eine höllische Kabale ist im Werke. Noch einmal soll es versucht werden, die Fürsten und Völker deutscher Nation in das alte Lügennetz zu verstricken."

„Sie sehen die Dinge wohl zu schwarz, hochgeschätzter Freund", bemerkte der Kammerpräsident. „Indessen ist nicht zu läugnen, daß verschiedene Inkonvenienzen an diese mystischen Spielereien, in welche Serenissimum hineinzuziehen gelungen ist, sich knüpfen dürften."

„Inkonvenienzen? Ei, ja wohl!" entgegnete der alte Prediger heftig. „Sie werden schlimmeres erfahren als Inkonvenienzen, meine Herren, wenn Sie die Sache so leicht nehmen. Ist erst diese ägyptische Maurerei, das heißt die ägyptische Finsterniß, hier im Flor, so werden Sie vom „Eques a penna rubra" Befehle erhalten. Sie staunen, woher ich das alles weiß? Erinnern Sie sich, meine Herren, unseres alten Freundes und Bruders Armbruster, welcher dermalen in Stuttgart lebt? Die-

ser weise Mann und treffliche Mensch hat mir durch den Mund eines jungen Bruders, eines Amerikaners, welcher dermalen mein Gast ist, das ganze Gewebe des Luges und Truges enthüllt, dessen Maschen sich um uns zusammenziehen sollen. Ich weiß zwar wohl, unsere Kraftgenies drüben in Weimar machen sich in Versen und Prosa waidlich lustig über die ängstlichen Finsterlingeriecher in Berlin, wie sie den wackeren Nikolai und dessen Freunde spöttisch zu nennen pflegen; aber falls nicht bald umfassende Maßregeln getroffen werden, das üppig wuchernde Unkraut auszurotten, so dürften unsere Kinder und Enkelkinder zu ihrem Schaden erfahren, daß Nikolai's Riechorgan nur allzu gut organisirt gewesen sei und daß man daher besser gethan hätte, seine Worte zu beherzigen, als ihn zu verhöhnen. Freilich, der Mann ist kein titanisches Genie, kein furibunder Obenhinaus, allein ein Mensch von gesundem Menschenverstand ist er und solche sind in Deutschland leider Gottes immer selten gewesen. Es stünde sonst besser um uns."

Der alte eifrige Rationalist war auf ein Gebiet gerathen, wohin ihm zu folgen die beiden Excellenzen keine Lust hatten. Sie wollten sich mehr an Zunächstliegendes halten.

„Sie erwähnten Armbrusters, Werthester", sagte der Kanzler, „und ich erinnere mich des kaustischen Doktors als eines klugen und welterfahrenen Mannes recht gut. Aber sagen Sie, hat er Ihnen nur allgemeine Warnungen vor dem Treiben der sogenannten ägyptischen Maurer zukommen lassen oder gingen seine Bedenken ins Specielle?"

„Ins Specielle und Speciellste, Ihnen zu dienen", versetzte der Prediger.

„Ah", bemerkte der Kammerpräsident, „am Ende wußte der alte Schalk, der übrigens ein eifriger Maurer und Illuminat war, genaueres über unsern Wundergrafen?"

„So ist es. Er hält ihn für einen durchtriebenen Gauner, aber dennoch im ganzen mehr nur für einen betrogenen Betrüger. Mit andern Worten, für einen Sendling der Propaganda, der aber bei Gelegenheit auch auf eigene Hand schwindelt. So urtheilt mein amerikanischer Gast, den mir Armbruster warm empfahl, ebenfalls."

„Ist dieser Amerikaner ein Mann von Stand?"

„Ein Mann von Stand und Bildung, ein Ehrenmann, welcher die Ehre hatte, an Washingtons Seite als dessen Adjutant zu fechten."

„Wie kommt er aber in Beziehungen zu dem Conde?"

„Er steht in keinen Beziehungen zu diesem, aber er hat sich an dessen Fersen geheftet, um der jungen Dame nahe zu sein, welche mit dem Herzog und dem Sizilianer hierher oder vielmehr nach der Ermitage kam."

„Wie, er ist in die Tochter oder Maitresse des Abenteurers verliebt?"

„Das Mädchen, behauptet er, sei weder die Tochter noch die Maitresse des Schwindlers. Er ist der jungen Dame allerdings mit einer tiefen Neigung zugethan und hat mir ihre seltsame Geschichte erzählt."

„Sie reizen unsere Neugier."

„Kann sie aber vor der Hand nicht befriedigen, meine Herren, denn was ich weiß, hat mir mein Gast im Vertrauen mitgetheilt. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß der junge Mann,

obgleich seine Bewerbung bislang keinen Erfolg hatte, entschlossen ist, alles aufzubieten, um das Fräulein von dem Lügenpropheten loszumachen."

„Gott segne seine Bemühungen!" sagte der Kanzler lachend.

„Ja wohl", bekräftigte der Kammerpräsident. „Das wäre ein Trumpf, ein Hauptmatador in unserem Spiel. Ohne die Signora ist der Signor ein pures nichts."

„Jetzt erkenne ich wieder meinen scharfblickenden Herrn Kollegen", sagte der Kanzler. „Ich bin, unter uns gesagt, überzeugt, daß Se. Durchlaucht, unser Herr, die magischen Gaukeleien des Conde stets nur wie einen seiner andern barocken Zeitvertreibe betrachtete. Die wahre Magie steckte und steckt in den Augen der Signora. Ist dieser Zauber weg, so wird, ich wette darauf, der Herzog den frechen Charlatan mit Schimpf und Schande vom Hofe jagen."

„So?" fragte der ehrliche Prediger verblüfft. „Sie meinen, hinter dem mystischen Schwindel stecke nicht mehr und nicht weniger als eine gemeine und sündhafte Kuppelei?"

„Gewiß meine ich das", versetzte die Excellenz. „Aber nun kommen Sie, Herr Kollega, und auch Sie, Freund Pastor, es wird Zeit sein zum Diner. Sie müssen beide mit mir speisen, damit wir mitsammen überlegen können, wie diesem vortrefflichen Amerikaner bei seinem Unternehmen unter die Arme zu greifen sei."

Zweites Kapitel.

Ein Spinnwebfaden von Hoffnung. — „Sie wollen mir also schlechterdings beweisen, daß es Treue auf Erden gebe?“ — Von einem fürstlichen Sonderling.

„Sie haben also das Fräulein gesehen, mein Bester?“ fragte der Prediger, welcher am Abend desselben Tages, große Rauchwolken aus seiner Meerschaumpfeife blasend, seinem Gaste zur Seite im Pfarrgarten hin und her wandelte.

„Gesehen und gesprochen“, gab William Raleigh zur Antwort.

„Darf ich erfahren, wo?“

„Bei dem japanischen Tempel, am Eingang zur Fasanerie. Der schöne Lenzmorgen hatte sie in den Park hinausgelockt, ich trat sie an. Sehen Sie, dort!“

Und so sprechend trat Raleigh an den Gartenhag und deutete mit der Hand thalwärts.

Die ländliche Predigerwohnung mit ihrem Garten lag an der Mittagsseite einer Halde, die aus dem Wiesengrunde sanft zu waldbekrönten Höhen anstieg. Kirche und Pfarrhaus bildeten

die höchsten Punkte des Dorfes, dessen unregelmäßige Gassen sich drunten weit in die Niederung vorstreckten. Die Feldmark der Gemeinde wurde durch einen schönen Fluß getheilt, dessen geschlängelten Lauf man vom Pfarrgarten herab weit in die Ebene hinaus verfolgen konnte. Ließ man dort droben die Blicke den Fluß aufwärts gleiten, so sah man ihn aus einem Thale hervorkommen, welches von in malerischen Formen aufragenden, mit kühnen Felspartieen geschmückten Waldbergen umringt war. Die Thalsohle hatte man in einen Park nach englischem Geschmack umgewandelt, welcher allmälig in Deutschland über den französischen den Sieg davongetragen. Der kleine, aber lebhafte Fluß durchzog diesen Park und speis'te mit seinem Wasser einen See, dessen Spiegel die Kuppen der herzoglichen Villa Ermitage zurückwarf.

Von da, wo der Prediger und sein Gast standen, übersah man den ganzen Park und so konnte Raleigh seinem Wirthe leicht die Stelle bezeichnen, wo sich auf einer Hügelterrasse ein thurmartiges, über und über mit grellen Farben bemaltes, orientalisch aussehendes Gebäude erhob.

„Ah, dort, bei dem Berge Sinai?" fragte der Pfarrer mit bitterem Lächeln.

„Berg Sinai? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, der geschmacklose Thurm dort, den Sie für einen japanischen Tempel ansahen, heißt ja so; doch davon später. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Zusammenkunft mit dem Fräulein. Sie wissen, meine Neugierde wird durch meine Theilnahme für Sie einigermaßen entschuldigt."

„Vollkommen, mein verehrter Freund. Hören Sie denn!

Fräulein Lauretta hat mich freundlicher empfangen, als ich hoffen konnte. Ich bemerkte, daß sie, obgleich immer frisch und schön wie die jüngste der Rosen, nachdenklich aussah, um nicht zu sagen traurig, und ich glaubte zu bemerken, daß meine plötzliche Erscheinung nichts mißfälliges für sie hatte. Etwas wie stille Würde lag über sie gebreitet, etwas, das verbot, daran zu denken, daß man diesem edlen Geschöpf dereinst den Namen Turbinella gegeben. Und doch blitzte dann auch wieder plötzlich der kecke und unstäte Humor, die launische Unruhe von früher in den Augen des Mädchens auf. Sie hatte mich kaum erblickt, als sie, auf das Buch deutend, welches sie in der Hand trug, lebhaft sagte: Sehen Sie, ich lese ‚Kabale und Liebe' — zum wie vielten mal! Unser theurer Freund Schiller hat mit diesem Drama, soviel ich davon verstehe, einen bedeutenden Vorschritt gemacht. Ach, wie hat er darin die Sünder unserer Zeit gebrandmarkt! Aber sagen Sie, wo ist der Dichter und wie geht es ihm? — Ich konnte nur antworten, daß mein edler und berühmter Freund noch immer in Mannheim lebe. — Und hat er, fragte Lauretta weiter, noch keine passende Lebensgefährtin gefunden? Ich verneinte und setzte hinzu, Doktor Armbruster oder, wie er in Stuttgart heißt, der Sammetdoktor hätte mir geschrieben, daß er den Dichter neulich in Mannheim besuchte. Da habe ihm Schiller geklagt, seine Stellung als Theaterdichter sei eine höchst mißliche und verdrüßliche, denn es sei mit dem Schauspielervolke nicht auszukommen. Zudem werde er von einer Leidenschaft gepeinigt, die er als eine miserable bezeichnen müsse, ohne sich doch davon losmachen zu können. So sehne er sich denn sehr nach einer Veränderung seiner Lage. — Armer Schiller! sagte Lauretta und tief bewegte mich das innige

Gefühl, womit sie dies sprach und die Worte hinzufügte: Die gewaltsame Spannung der Seelensaiten unseres theuren Freundes wird nicht eher nachlassen, bis eine geliebte Frauenhand lind und beschwichtigend darüber fährt. Aber es muß ein seltenes Wesen sein, das ihn wirklich und dauernd beglücken soll: ein sanftes, anspruchsloses, im höchsten Grade aufopferungsfähiges Weib und doch so feinorganisirt und hochgebildet, daß es dem hohen Fluge dieses großen Geistes mit liebevollem Verständniß folgen kann."

„Aus diesen Aeußerungen, lieber Freund, blickt selber ein feinorganisirtes, gebildetes und edelfühlendes Wesen", bemerkte der Prediger. „Sie steigern mein Interesse für die junge Dame."

„Oh, Sie sollten Lauretta erst selber sehen und reden hören! Es ist dann geradezu unmöglich, ihre Stellung zu dem Abenteurer oder gar zu dem Herzog in schiefem Lichte zu erblicken."

„Immerhin jedoch —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, und kann es keinem, welcher Lauretta nicht genau kennt, verargen, wenn ihm ihr Betragen leichtfertig und unweiblich vorkommt. Ich aber war heute so glücklich, einen tiefen Blick in ihre Seele thun zu dürfen, und weiß jetzt, daß mein Vertrauen auf ihre Reinheit ein ebenso wohlbegründetes als unwandelbares war. Mir scheint, sie ist zum Bewußtsein ihres glänzenden Elends gekommen, und ich glaube, sie hat einsehen gelernt, daß es nicht gut thue, den launenhaften Eingebungen einer überreichen Phantasie nachzuleben. Lauretta hat mir aus freien Stücken, mit einem Zutrauen, welches mich beglückte, die Geschicke ihrer Kindheit mitgetheilt.

Es ist eine trauervolle Geschichte. Haß gegen den Mann, in welchem sie zugleich ihren Vater und den Verderber ihrer Mutter erblicken mußte, und eine gewisse rebellische Originalitätssucht, wie sie ja überhaupt zur Signatur unserer Zeit gehört, das waren die bewegenden Motive dieses Mädchenlebens. Wäre Lauretta ein Mann gewesen, so würde sie vielleicht ein großer Poet oder Künstler, vielleicht aber auch ein großer Verbrecher wie Karl Moor geworden sein. So jedoch gab sie nur dem unglückseligen Hange nach, das Imaginäre, das Poetische, das in ihr trieb und gohr, verwirklichen zu wollen, und ließ sich durch ihren Trotz gegen ihr Schicksal oder gegen die Menschen, die sie nicht verstand oder verachtete oder haßte, auf die Abenteuerbahn werfen."

„Eine gefährliche Bahn, doppelt gefährlich für ein junges und schönes Mädchen."

„Allerdings. Und doch hat sie sich mit dem Schmutz derselben nicht einmal die Fußsohlen beschmutzt. Das ist ein Wunder, aber ein thatsächliches."

„Hm, an Wunder kann ich nicht glauben."

„Glauben Sie in diesem Fall immerhin daran, verehrter Freund. Es gibt nun einmal Naturen, an welche der gewöhnliche Maßstab nicht gelegt werden kann."

„Und weiter?"

„Wir plauderten lange mitsammen. Wie gerne hätte ich ihr gesagt, was mich bewegte, wie ich ihre Lage beklagte, wie es mich glücklich machen würde, sie diesen abnormen und unglückseligen Verhältnissen entreißen zu dürfen. Aber ich wußte aus Erfahrung, wie vorsichtig man auftreten mußte, wollte man

ihren Stolz nicht verletzen. Ich mochte nicht Gefahr laufen, sie durch ein wohlgemeintes, aber unzeitiges Wort wieder von mir zu jagen. Lauretta ihrerseits fühlte wahrscheinlich, was mir auf dem Herzen lag; aber während ich schwieg in dem Glauben, meine Anwesenheit schon müßte ihr meine Gesinnungen für sie deutlich genug dolmetschen, schien sie, wie damals an der Teufelsbrücke auf dem Gotthard, diese Anwesenheit durchaus nicht auffällig zu finden. Wir sprachen von dem und diesem. Von dem bizarren orientalischen Bauwerk zum Beispiel, vor welchem wir standen. Lauretta nannte es ein Ausrufungszeichen im Buche der Thorheit unserer Tage. Der Charlatanismus, sagte sie, hat es angegeben, die Unvernunft hat es ausgeführt. Nun suchte ich die Rede auf den Conde Fenix und auf den Herzog zu lenken und sie ging ganz unbefangen darauf ein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß sie die Bekanntschaft des Sizilianers im Sprechzimmer von Gotteszell gemacht. Der Mann habe sie amüsirt. Sie bezeichnete ihn als einen Menschen, der es im Lügen so weit gebracht, daß er selber an seine Lügen glaube, wenigstens mitunter. Was den Herzog betreffe, so sei derselbe für gewöhnlich ein Stumpfsinniger und zuweilen ein Narr, welcher, indem er das Original spiele, allen Menschen das Wohlgefallen am Originellen gründlich verleiden könnte. Im Verlaufe des Gespräches warf sie die Aeußerung hin, sie erinnere sich, daß der Sammetdoktor einmal zu der Frau Intendantin von Seeger gesagt, das Glück bestehe darin, daß man sich fest gewöhne, das Leben als eine Komödie zu betrachten, die einem zuliebe aufgeführt werde, jedem zuliebe, wenn man nur die rechten Augen und Ohren dafür habe. Aber, fügte sie bei, die meisten Menschen spielen

ihre Rollen so schlecht, daß das Stück langweilig wird. Auch der Conde und der Herzog seien im Grunde klägliche Spieler und daher beginne die Posse sie zu langweilen. Nur der Oberhofprediger sei ein taktfester Komödiant."

„Ja freilich", rief der alte Rationalist zornig aus. „Der infame Schleicher fällt nicht aus der Rolle, bis man ihm die schnöde Larve vom Gesichte reißt."

„Lauretta", fuhr Raleigh fort, „fühlt, wenn mich nicht alles täuscht, das Bedürfniß, aus dieser nichtigen und gefahrvollen Scheinexistenz herauszukommen. Darauf deutete mir ihr Wort, das Leben sei am Ende überhaupt kein Spiel, sondern bitterer Ernst, welcher ernsthaft angefaßt sein wolle. Ich begriff, wie wichtig es sei, diese Stimmung des geliebten Mädchens zu benutzen, und suchte eben nach passenden Worten, um sie über ihre Stellung klar zu machen, als sie mich plötzlich fragte: Aber, Herr Raleigh, was wollen Sie denn eigentlich an diesem Ort? — Wie können Sie so fragen, Fräulein? entgegnete ich. Sie sind ja hier! — Aber wie kamen Sie denn hierher? — Auf Ihren Spuren, Fräulein, die ich vom Gotthard nach Genf, von Genf nach Mailand, von Mailand nach Venedig, von Venedig nach Wien, von Wien hierher verfolgte. Sie erröthete und blickte mich mit einem Ausdruck an, der mich besorgen ließ, die Erklärung, welche in meinen Worten lag, habe sie erzürnt. Dann umflog ein reizend schelmisches Lächeln ihre Lippen und halblaut sang sie die Strophe aus einer altenglischen Ballade:

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,

Ueber die Fluten und Seen,
Ueber der Abgründe Steg,
Ueber Felsen, über Höhen
Findet Liebe den Weg.

Ich vermag nicht zu sagen, verehrter Freund, welches Entzücken und welche Pein zugleich für mich in den süßen Tönen einer Stimme lag, die so rein aus der schönen Brust emporstieg. War der alte Geist des Spottes wieder in dem Mädchen erwacht? Hörte ich Lauretta, die mir ein Zeichen der Anerkennung meiner Beharrlichkeit geben wollte? Oder hörte ich die Turbinella, welche diese Beharrlichkeit verhöhnte? Mein Herz schnürte sich zusammen, aber der Kampf lös'te sich glücklicher Weise bald. Lauretta sah mich lange und forschend an. Aber in diesen großen, wunderbaren Augen kicherte jetzt kein Spott; es wollte mir sogar scheinen, ihr stralender Glanz sei von einem feuchten Fluidum halb verhüllt. Sie wollen mir also schlechterdings beweisen, daß es Treue auf Erden gibt? sagte sie lächelnd zu mir. — Ja, entgegnete ich, das will ich und mir ist, als könnte ich nie müde werden, es zu wollen. — Sie zog den Handschuh aus, reichte mir ihre Hand und sagte sanft: Dank, oh viel Dank! Nach so vielen Enttäuschungen, wie thut das wohl! — Dann zog sie ihre Hand langsam aus der meinigen und sagte mir Lebewohl. — Auf Wiedersehen, theures Fräulein? fragte ich. — Ja, wenn Sie wollen, auf Wiedersehen, mein Freund, erwiderte sie. So trennten wir uns und nun werden Sie begreifen, daß ich Ihnen sagen konnte, ich sei ein Hoffender. Mein Verstand möchte mir freilich einreden, meine Hoffnung sei nur ein Spinnwebfaden, aber dennoch —"

„Dennoch", fiel der Prediger ein, „hängt Ihr Herz an

diesem Spinnwebfaden, als wäre er ein Ankertau. Und warum nicht? Ich bin auch einmal jung gewesen und weiß, wie stark solche Hoffnungsfäden sind. Allein auch nicht mit den Augen eines Liebenden angesehen, scheint mir die Sachlage so übel nicht. Sie haben, so viel ist klar, durch Ihre Ausdauer, welche in unserer Zeit — wenngleich diese ein so überschwängliches Buch wie den Werther entstehen sah — gewiß sehr selten ist, das Interesse des Mädchens erregt. Das ist schon viel, alles vielleicht. Die junge Dame wird nicht umhin können, mit den Männern, welche sie bis dahin kennen lernte, einen zu vergleichen, der so treulich, redlich und beharrlich um sie warb, so zu sagen wie Jakob um Rahel. Außerdem besitzt, Ihren Schilderungen zufolge, Fräulein Lauretta neben Schönheit und Geist auch eine gute Dosis gesunden Menschenverstandes. Sie hat daher sicherlich einsehen lernen, daß das Glück einer Frau nicht in der Phantastik einer Laufbahn bestehen könne, welche, und würde sie auch rein nur aus artistischer Laune verfolgt, unter allen Umständen zuletzt die weibliche Würde höchlich gefährden muß. Ja wohl, das Leben ist kein leichtes Komödienspiel, sondern schwerer Ernst. Sei dieses Wort Ihrer Erkorenen uns ein Zeichen, daß das deutsche Blut in ihren Adern über das welsche den Sieg davongetragen und daß die einfache Sprache Ihrer Neigung den Weg zu einem Herzen gefunden habe, welches offenbar ein besseres Loos verdient als das, von romantischen Grillen ruhelos hin und her geworfen zu werden. Also nur muthig vorwärts! Sie dürfen das für Sie erregte Interesse der jungen Dame nicht wieder erkalten lassen. Durch die Gefälligkeit meiner Freunde in der Stadt besitzen Sie jetzt ja ein Mittel, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht sich Ein-

gang in den Park und die Ermitage zu verschaffen. Und lassen Sie sich noch sagen: indem Sie sich selber dienen, erweisen Sie auch diesem Lande einen großen Dienst. Wenn Sie das Fräulein für sich gewinnen, so entreißen Sie dem Sizilianer den Magnet, mittels dessen er den unglücklichen Fürsten an sich fesselt. Mit dem Verlust dieses Magnets endigt die Macht des falschen Magus."

„Und Sie glauben, daß der Herzog wieder auf einen besseren Weg gebracht werden könne?"

„Leider nein, aber doch auf einen weniger gefährlichen. Wenigstens kann erreicht werden, daß die Thorheit des Fürsten wieder eine harmlosere Richtung nehme."

„Er ist also eine vollständig zerrüttete Natur?"

„Ja, das ist das rechte Wort. Jugendsünden, Jugendsünden, lieber Freund, die Rasereien ebenso toller als vorzeitiger Ausschweifungen haben, wenn auch nicht seinen starken Körper, so doch sein Gemüth unheilbar zerrüttet. Sein Vater war ein roher Despot, der an der Verwilderung des Sohnes seine Freude hatte. So war der Prinz, als er zur Regierung gelangte, schon auf jener tiefen Stufe der Verderbtheit angekommen, wo der Unterschied von gut und böse aufhört. Mit einem Wort, er war und blieb das, was die Franzosen einen Blasé nennen. Ihm ist alles zum Ekel geworden, und indem er sich selbst verachten muß, glaubt er die Menschen zu verachten. Vielleicht hätte er in diesem Lebensüberdruß still dahinvegetirt, wenn nicht von Zeit zu Zeit seine Blasirtheit plötzlich wieder in die wildeste Begierde umspränge und wenn sich ihr nicht häufig die ungeheuerste Eitelkeit, die ungemessenste Großmannssucht gesellte. Jener Umstand hat satanische

Orgien zur Folge, dieser die tollsten Extravaganzen und grotesken Bizarrerien, wie erst gestern die Hauptstadt wieder eine solche sah. Was hat er nicht alles schon angestellt in seiner krankhaften Sucht nach dem Seltsamen! Er erschien öffentlich als Frau wie Nero, er trug heute eine schwarze und morgen eine rothe Perrücke, er ließ seine Tafel mit Fleischspeisen und Vegetabilien besetzen, die in allen Graden der Fäulniß sich befanden, er goß kölnisches Wasser an den Salat und beging hundert dergleichen Verrücktheiten mehr."

„Aber warum sperrt man den Menschen nicht ins Narrenhaus? Bei uns in Amerika würde er keine drei Tage regieren."

Der Prediger blies langsam eine gewaltige Rauchwolke in die Luft und sagte:

„Mein lieber junger Freund, vergessen Sie nicht, daß Sie sich dermalen unter einem Volke befinden, dessen Geduld erst acht Tage nach der Ewigkeit zu Ende gehen wird."

Raleigh lächelte. Der alte Rationalist zuckte die Schultern und fuhr fort:

„Seit einiger Zeit scheint es auch mit der körperlichen Gesundheit des Herzogs übel zu stehen. Er ist ein Schlafwandler geworden. Aber auch wachend erhebt er sich, wie mir der alte Kastellan der Ermitage schaudernd mitgetheilt hat, oft vom nächtlichen Lager und durchwandelt die Gemächer und Korridore des Schlosses, entsetzliche Flüche und wilde Klagerufe ausstoßend, wie von den Furien gepeitscht. Es soll herzzerreißend mitanzusehen sein. Schreckliche Visionen suchen ihn heim und der Hofmaler mußte solche Gesichte nach des Herzogs Angaben in der großen Galerie der Ermitage malen, schöne Frauenleiber, welche in

Schlangen auslaufen, Männer mit grünen Haaren, den Triumphzug des Todes über die ganze Erde, Engelsköpfe auf Dämonenkörpern und dergleichen Eingebungen einer kranken Phantasie mehr. Wo es aber einmal mit der leiblichen und geistigen Gesundheit aus ist, da fängt überall die Schwärmerei an, da ist allem Unsinn Thüre und Thor geöffnet, da können sich Magnetismus, Geisterseherei, ägyptisches Maurerthum und Goldkocherei breit machen, da wachsen reiche Ernten für die Charlatane."

Drittes Kapitel,

worin seine Durchlaucht der Herzog Emil — sowie auch der geneigte Leser — allerlei erstaunliche und geradezu unbegreifliche Dinge erfahren.

Der Magus war heute so recht im Zuge.

Er stand in seinen weißen Atlasschuhen mit rothen Absätzen, beringt, bekettet wie das Schaufenster eines Juweliers, im Kabinette des Herzogs und sprach in seinem schlechten Französisch mit seiner rollenden Stimme auf den Fürsten hinein, welcher, in seinen türkischen Schlafrock gehüllt, auf einer Ottomane lag.

Das rothbraune angespannte, lauernde Gesicht des Sizilianers mit den blitzenden schwarzen Augen kontrastirte seltsam mit dem schlaffen, graubleichen, verblasenen des Herzogs, der mit geschlossenen Lidern dalag. Zuweilen öffnete er sie und dann erschien in seinen Augen, welche Raleigh in dem Schweizerbriefe an Schiller ganz richtig als nebelhaft blaßblaue bezeichnet hatte, ein mattes Leuchten, von welchem schwer zu sagen gewesen wäre, ob es ein schwärmerisches Interesse an den Mittheilungen des Conde oder aber Spott darüber ausdrückte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Fürst den Redefluß des Magiers, um eine Frage zu thun oder eine Bemerkung hin=

zuwerfen, welche mit dem verhandelten Thema oft nur in einem losen oder in gar keinem Zusammenhang stand. Der Conde ließ sich aber dadurch nicht aus dem Texte bringen, sondern fuhr immer fort, sein System vorzutragen.

„Als eine Anstalt zur Erlangung der Vollkommenheit", sprach er, „war die ägyptische Freimaurerei durch Enoch und Elias gestiftet worden. Aber sie hatte im Verlaufe der Jahrhunderte ihren ursprünglichen Glanz vollständig eingebüßt, war bei den Männern verunreinigt und gefälscht, bei den Frauen, die man nicht mehr in die Logen zuließ, gänzlich verschwunden. Da trat ich als Regenerator auf, ich, der Groß-Kophta."

„Ein wunderlicher Titel, Meister."

„Durchlaucht, sagen Sie ein geheiligter."

„Wohl, Meister, es gibt ja auch wunderliche Heilige."

„In der ägyptischen Maurerei liegt Anfang und Ende aller Erkenntniß. Die Vorstufe zu ihr ist die gewöhnliche Freimaurerei. Die Mitglieder der letzteren, welche zur heiligen Mystik, zu den höheren Graden der ersteren bestimmt sind, werden von den geheimen Oberen unausgesetzt beobachtet, um zu erkennen, ob sie für die höheren Zwecke des Ordens brauchbar seien. Die drei Hauptvorsteher unseres Erdballs sind auch zugleich die vollkommensten Maurer und die geheimen Oberen der ägyptischen Maurerei. Von ihnen hat der Groß-Kophta sein Wissen und seine Macht empfangen —"

„Meister, mir fällt ein, mein hochseliger Herr Papa hat sich einst den Spaß gemacht, einer seiner Odalisken, welche sich weigerte, Schönpflästerchen zu tragen, dieselben vermittelst heißen Siegellacks in das schöne Gesicht zu kleben. Ob das wohl amü-

sant war? Oh, ein neues Vergnügen, Meister, ein neues Vergnügen! Mir ist zu Sinne, wie jenem Helden Klingers. Ich möchte mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Oh, könnt' ich im Raume eines Pistols existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte!"

„Der Groß-Kophta ist einer von den zwölf Adepten, welche, zu verschiedenen malen durch den Tod geläutert, immer wieder aufleben. Dieses Geheimniß birgt sich unter dem allegorischen Bilde vom Vogel Phönix. Verstehen Sie nun, gnädigster Herr, warum ich mich Conde Fenix nenne? Die Adepten sind im Besitze des Lebenselixirs und des rothen Pulvers, das heißt, sie besitzen die Kunst, das Leben ins unendliche zu verlängern —"

„Eine abscheuliche Kunst, Meister. Wozu diese Langeweile, genannt Leben, verlängern? Der Todesschlummer muß so süß sein. Aber nur nicht ins Grab zu den Würmern! Wie garstig dieser Würmergedanke ist! Ich mag nichts davon hören. Wissen Sie, was ich thun werde? Ich will mir auf der einsamen Insel im Park ein Mausoleum erbauen. Da in einem unterirdischen, prachtvoll ausgeschmückten Gemach, dessen Plafond den Sternenhimmel darstellen soll, muß man mich beisetzen, auf einem Sopha ruhend, in meinen gewöhnlichen Kleidern, als wäre ich über einem Buche eingeschlafen."

„Die Adepten —"

„Was ist ein Adept?"

„Ein Inhaber des höchsten Grades der ägyptischen Maurerei. Sie besitzen, wie ich gesagt, das Geheimniß des philosophischen Steins, welches auch das Magisterium oder das Geheimniß der Projektion heißt, wie das Lebenselixir auch den Namen

aurum potabile führt. Durch Jahrtausende herab ist das Wissen der Adepten durch mündliche Tradition fortgepflanzt worden; aber die Einweihung kann bloß im Orient, in den Katakomben Aegyptens oder in den Tempelruinen Palmyra's erlangt werden. Denn der unheilige Golddurst der Großen, welcher erwachte, als der große Alchymist und Rosenkreuzer Raimundus Lullus, der eben auch ein Adept war, dem Könige Edward II. von England eine ungeheuere Menge jener Goldstücke, genannt Rosenobles, fertigte, dieser unheilige Golddurst hat die Adepten vermocht, sich in die Einsamkeiten des Morgenlandes zurückzuziehen. Dort lebt noch jetzt der große Nikolas Flamel, der im 14. Jahrhundert aus Paris flüchtete, weil er die Universalmedizin und den Stein der Weisen durch die sündhaften Gelüste seiner Zeitgenossen nicht profaniren lassen wollte."

„Diese Adepten können also ewig leben?"

„Ja, Durchlaucht, sie können es, aber bei ihrer Weihung müssen sie schwören, nicht länger leben zu wollen, als es Gottes Wille ist. Im übrigen sterben sie eigentlich nicht, denn wenn ihre irdische Laufbahn vollendet ist, werden sie gleich Elias lebendig gen Himmel erhoben."

„Und die Adepten verstehen also Gold zu machen?"

„Ja; im Besitze der Quintessenz vermögen sie alle Metalle zu Gold reifen zu lassen."

„Eine hübsche Kunst, Meister. Alle Menschen umtanzen ja anbetend das goldene Kalb. Wie erlangt man aber die Quintessenz oder das Magisterium?"

„Durchlaucht, man muß die Weihung zum höchsten Grade der ägyptischen Maurerei erhalten haben, um gefahrlos in den

Besitz des Steins der Weisen gesetzt werden zu können. Das Geheimniß einem Ungeweihten mittheilen, heißt ihn augenblicklich tödten. Wenn Sie mir befehlen, zu sprechen, werde ich es thun, aber nur in alchymistischen Bildern."

„Ich höre."

„Mit der untergehenden Sonne muß man beginnen, wann der rothe Mann und die weiße Frau im Lebensgeiste sich vereinen, um in der Liebe und in der Ruhe zu leben, genau im Verhältniß von Wasser und Erde. Vom Westen begib dich durch die Finsterniß gen Norden; störe und trenne den Mann und die Frau zwischen Winter und Frühling, verwandle das Wasser in schwarze Erde und erhebe dich durch verschiedene Farben gegen den Osten, wo sich der Vollmond zeigt. Nach der Reinigung erscheint die Sonne weiß und glänzend; es ist der Sommer nach dem Winter, der Tag nach der Nacht. Die Erde und das Wasser haben sich in Luft verwandelt, die Finsterniß ist zerstoben, das Licht erschienen. Der Westen ist der Anfang der Praxis und der Osten ist der Anfang der Theorie. Das Prinzip der Zerstörung ist erfaßt zwischen dem Osten und dem Westen."

Der Herzog gähnte.

„Und die Adepten", fragte er dann, „vermögen sie auch Geister zu beschwören?"

„Durchlaucht, ich habe Ihnen hierfür den Beweis geliefert."

„Ja, Meister, Sie haben mir Geister citirt. Der Dampf von Ihren Räucherungen war freilich so stark, daß die Erscheinungen nur sehr schattenhaft sichtbar wurden. Aber sagen Sie, sind die Adepten auch im Stande, den Teufel zu citiren?"

„Sie sind es, aber hierbei läuft der weiße Magier große

Gefahr, zu einem schwarzen zu werden, und dann ist er auf ewig verloren."

„Meister, ich möchte aber doch einmal den Satan sehen. Wie sieht er aus?"

„Unheimlich, aber nicht gerade abschreckend."

„Welches Geschlecht hat er?"

„Er ist geschlechtslos wie alle Engel, auch die gefallenen."

„Ob er wohl auch Hühneraugen hat? Hühneraugen sind ja eine wahre Höllenpein."

„Durchlauchtiger Herr, ich flehe Sie an, wenden Sie sich ab von den finstern Gebieten der schwarzen Magie! Ihre erhabene Bestimmung ist es, die Vollkommenheit zu erlangen, jene Vollkommenheit, welche die Herrschaft über die Kräfte der Natur und die Geisterwelt verleiht. Ist das nicht ein großes, ein größtes Ziel?"

„Gewiß, aber wie erreicht man es?"

„Mittels der Meisterschaft in der weißen Magie."

„Und diese?"

„Mittels der physischen und moralischen Wiedergeburt. Die Stätte dazu ist bereitet, der Berg Sinai, der Thurm Sion, das Gemach Ararat. Die moralische Wiedergeburt muß der physischen vorangehen. Dreizehn Meister schließen sich in den Thurm Sion ein. Vierzig Tage bleiben sie dort. Sechs Stunden jeden Tages sind der beschaulichen Betrachtung, drei dem Gebete, neun der Zubereitung des jungfräulichen Blattes aus dem Fell eines jungen Hammels und anderer mystischer Instrumente, sechs endlich der Erhaltung der erschöpften Kräfte gewidmet. Vom dreiunddreißigsten Tage an werden die Meister des Umgangs mit den sieben reinsten Geistern, Anael, Michael, Ra=

phael, Gabriel, Uriel, Zobachiel und Annachiel, gewürdigt. Diese Engel graben ihre Namenszüge und ihr Siegel in das jungfräuliche Blatt ein. Sowie dieses geschehen, wird der Geist der dreizehn Meister von göttlichem Feuer voll, ihr Leib so rein wie der eines neugeborenen Kindes, ihre Erkenntniß schrankenlos, ihre Macht unbegränzt. Um jedoch diese Macht üben zu können, ist erforderlich, daß der moralischen Wiedergeburt die physische sich zugeselle. Der Weg zu dieser geht durch eine Art Quarantäne, denn die Verjüngung des Körpers hat eine körperliche Kur zur Voraussetzung. Der moralisch wiedergeborene Meister der ägyptischen Maurerei zieht sich, begleitet von einem bereits physisch und moralisch wiedergeborenen Bruder, in das Gemach Ararat zurück und zwar zur Maizeit, zur Stunde, wo die Mondscheibe voll wird. Siebzehn Tage lang darf er nichts genießen als zarte und kühlende Kräuter und Regenwasser, das im Mai gefallen, muß sein einziges Getränke sein. Am siebzehnten und dann wieder am zweiunddreißigsten Tage unterzieht er sich einem Aderlaß. Am dreiunddreißigsten Tage, nachdem er zu Bette gebracht worden, gibt ihm der wissende Bruder den ersten Gran der Quintessenz, der materia prima, des flüssigen Goldes, des Urstoffes ein, welchen Gott geschaffen hat, um die Menschen unsterblich zu machen, wovon aber die Kenntniß mit dem Sündenfalle Eva's verloren gegangen war, bis die echte, das ist die ägyptische Maurerei sie wiedergefunden hat —"

„Wunderbar! Aber, weiser Meister, wie und wo bewahrte denn Mutter Eva den Urstoff auf? Sie trug ja vor dem Sündenfall keine Kleider."

„Durchlaucht, hüten Sie sich, das Heilige zu karikiren.

Wehe den Zweiflern und Ungläubigen! Ein Neophyt der weißen Magie muß gläubig sein wie ein Kind."

„Vollkommen wahr, weiser Meister."

Der Magus that, als fühlte er den Stachel des Sarkasmus, welcher aus dieser Aeußerung des Fürsten hervorzuckte, nicht im geringsten, und fuhr mit beneidenswerther Sicherheit fort:

„Kaum hat der Kandidat des Adeptismus den ersten Tropfen des Urstoffes eingeschlürft, so verlassen ihn seine Sinne. Er verfällt in Zuckungen und ein ungeheurer Schweiß scheint seine Auflösung herbeiführen zu wollen. Nachdem er wieder zum Bewußtsein gekommen, wird er auf ein frisches Lager gebracht und erhält eine stärkende Kraftbrühe —"

„Bei Lucifers Schweif, die kann er nach so einer Hungerkur wohl brauchen!"

Der Magier rollte höchst unwillig die Augen, ließ aber seinen Faden nicht fallen, sondern redete weiter:

„Am folgenden Tag erhält er den zweiten Gran Urstoff, worauf Fieber und Delirium eintritt. Während desselben fallen ihm Haut, Haare und Zähne ab und aus."

„Ich will nicht hoffen!"

„Am fünfunddreißigsten Tage nimmt er ein laues Bad, am folgenden schlürft er den dritten und letzten Gran Quintessenz, worauf er in einen sanften Schlaf verfällt. Während desselben wachsen ihm Haut, Haare und Zähne neu."

„Gottlob!"

„Am achtunddreißigsten Tage nimmt er ein Salpeterbad und am vierzigsten ist die Wiedergeburt vollendet."

„Viktoria! Aber, Meister, haben Sie den Grafen Saint-Germain gekannt?“

„Durchlaucht, alle Adepten kennen sich.“

„Saint-Germain war ein Adept?“

„Er war einer.“

„Und er hat auch die Quarantäne im Gemach Ararat durchgemacht?“

„Jeder Wiedergeborene hat das gethan.“

„War der unermeßliche Schatz von Diamanten, womit Saint-Germain am Hofe Ludwigs XV. erschien, echt?“

„Er war es.“

„Und er hatte diese Diamanten selbst verfertigt?“

„Ja, aus Kieseln vermittelst der Projektion.“

„Er war im Besitze des Lebenselixirs, das heißt unsterblich?“

„Natürlich.“

„Aber er ist doch vor Jahresfrist zu Schleswig in den Armen des Prinz Karl von Hessen gestorben?“

„Er wurde, weil es ihm so gefiel, gen Himmel entrückt. Das nannten die Nichtwissenden sein Sterben.“

„Sind Sie von Saint-Germain in die Magie eingeweiht worden?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Mein Einweiher war mein Lehrer, der weise Althotas, welcher mich in Mekka und Medina und in der großen Pyramide am Nil erzogen hat.“

„Mysteriös!“

„Nur dem Ungeweihten. Wann Sie, Durchlaucht, zur

Vollkommenheit gelangt sein werden, wird es für Sie keine Mysterien mehr geben."

„Gut. Wann soll die Prozedur meiner Wiedergeburt beginnen?"

„Sobald Sie zum Grad eines Meisters der ägyptischen Maurerei befördert sein werden."

„Was ist dazu erforderlich?"

„Vor allem unverbrüchliche Verschwiegenheit und die Leistung des furchtbaren Eides, den geheimen Oberen unbedingt in allem zu gehorchen."

„Und dann?"

„Die Oeffnung einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei."

„Eröffnen Sie dieselbe! Der Berg Sinai ist ja fertig."

„Es gilt leider noch andere Schwierigkeiten zu überwinden.

„Welche?"

„Den Widerstand der Maurerloge Ihrer Residenzstadt, in welcher der Geist der Indifferenz, des Unglaubens, der schwarzen Magie herrscht."

„Ich werde befehlen und man wird mir gehorchen, denn ich bin der Herr. Aber was verleiht die ägyptische Meisterschaft?"

„Erkenntniß."

„Worin besteht sie?"

„In verbis, in herbis, in lapidibus, sowie in den Geheimnissen der drei heiligen Namen Helion, Melion, Tetragrammaton."

„Ist das etwas?"

„Unermeßlich viel. Es liegt darin die Möglichkeit der Wiedergeburt."

„Wie geht die Beförderung zum ägyptischen Meistergrad von statten?“

„Sobald die Loge eröffnet ist, macht der Bruder Venerable, welcher ich sein werde, die Inspiration der Waise wirksam. Die Waise oder Taube ist ein Jüngling oder noch besser ein Mädchen, welches sich noch im Stande der Unschuld befindet. Vor dem Sündenfall hätte ein solches Wesen die Macht besessen, den sieben reinen Geistern zu gebieten. Jetzt ertheilt ihm der Venerable diese Macht. Nach einem inbrünstigen Gebet aller Brüder wird die Waise in ein weißes Gewand gehüllt und mit einer blauen Binde und einer rothen Schnur gegürtet. Dann haucht der Venerable sie an und verschließt sie in ein Tabernakel, das von innen weiß ausgeschlagen und mit einer Thüre und einem Fenster versehen ist. Im Innern steht ein Fußschemel und ein Tisch mit drei brennenden Kerzen. Auf dem Schemel knieend beschwört die Waise die sieben reinen Geister. Hat sie dem Venerable angezeigt, daß die Geister erschienen sind, so befiehlt er ihr, sie kraft der dem Groß-Kophta verliehenen Gewalt zu fragen, ob der zum hammerführenden Meister Vorgeschlagene dieser Ehre würdig sei. Lautet die Antwort bejahend, so wird der Kandidat sofort auf dem Meisterstuhl installirt.“

„Ihre Waise wird Signora Lauretta sein?“

„Sie wird es sein.“

Nach einer Pause sagte der Herzog langsam:

„Sie ist sehr schön.“

„Sie sagen es, Durchlaucht.“

Der Fürst richtete sich halb auf und fixirte den Magier mit einem seltsamen Blick. Dann sagte er:

„Meister, besitzen Sie auch das Geheimniß, den Diamant zu schmelzen, den Marmor zu beleben und das Eis glühend zu machen?"

Im Gesicht des Sizilianers zuckte es und er bedachte sich einen Augenblick, bevor er erwiderte:

„Durchlaucht, ein Weib ist nicht Eis, nicht Marmor, nicht Diamant, das Weib ist nur die ewige Eva."

„Und Eva sucht ihren Adam?"

„Von dem geschrieben steht: er soll des Weibes Herr sein."

„Ah!" machte der Herzog und seine dünnen Lippen kräuselte ein boshaftes Lächeln. Dann winkte er dem Magus mit der Hand seine Entlassung zu, und während derselbe mit drei tiefen Verbeugungen rückwärts nach der Thüre ging, ließ sich der Fürst auf sein Lager zurückfallen und murmelte zwischen den Zähnen:

„Oui, il faut finir."

Viertes Kapitel.

In einer Fensternische. — Die Zauberlaterne des Oberhofpredigers versagt den Dienst. — Ein wandelnder Höllenbreughel. — Die Magnetiseuse. — Verrathen! — Gerettet! — „Nur fort von hier!"

Der Herr Oberhofprediger war zum Souper nach der Ermitage befohlen worden, hatte aber mißfällig bemerkt, daß seine anerkannt bedeutende Unterhaltungsgabe heute ihrer gewöhnlichen Wirkung auf den Herzog verfehlte. Der Fürst blickte zerstreut, gab unzusammenhängende Antworten und zog sich bald zurück, worauf der würdige Geistliche, welchem das Seelenheil des Hofes anvertraut war, mit dem Conde Fenix in eine Fensternische des Speisesales trat.

Dort entspann sich zwischen den beiden Herren ein flüsternd geführtes Gespräch.

„Mein lieber Graf", sagte der Hofprediger, „Se. Durchlaucht scheint in mißlicher Stimmung zu sein. Haben Sie bemerkt, daß er zu wiederholten malen mit dem Ausdruck der Ungeduld nach dem leergebliebenen Platz sah, wo Signora Lauretta an der Tafel zu sitzen pflegt?"

„Ich habe es bemerkt, das heißt, ich bemerkte nicht erst jetzt, daß der Fürst seiner Geduld überhaupt müde ist.“

Ein Blick, welchen der Hofprediger wohl verstand, kommentirte diese Worte des Sizilianers.

„Es ist noch nicht Zeit“, sagte der Geistliche. „Wo es sich um die Erreichung eines so großen Zweckes handelt, werden sich wohl Mittel ausfindig machen lassen, einer vorzeitigen Ungeduld Schranken zu setzen.“

„Ich zweifle“, versetzte der Conde achselzuckend.

„In diesem Falle müssen wir uns auf die Klugheit und Festigkeit der Signora verlassen. Wie kam es, daß sie nicht zum Souper erschien?“

„Sie erschien auch nicht zum Diner. Ihre Laune ist überhaupt seit gestern Morgen unerträglich. Sie hielt sich heute den ganzen Tag in ihr Zimmer verschlossen und weigerte sich, mich zu sprechen.“

„Wie? Sie beunruhigen mich ernstlich, mein Lieber. Sie wissen, was diese Ziffer in unserer Rechnung zu bedeuten hat.“

„Gewiß, aber —“

„Aber?“

„Ich fürchte, der Herzog hat den Entschluß gefaßt, die Rechnung in seiner Weise abzuschließen.“

„Das soll, das darf nicht sein! Unser ganzer Plan stände auf dem Spiele. Und Sie wissen, die Befehle unserer Oberen sind sehr bestimmt.“

„Ich weiß es, allein wenn ich die Sachlage genau überlege, will mir scheinen, man sollte den Herzog gewähren lassen.“

„Wie, Sie meinen?“

„Ich meine, je heftiger der Ausbruch eines Vulkans ist, desto größer ist nachher seine Erschöpfung.“

„Ich verstehe, indessen —“

„Indessen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß der Herzog dermalen zu sehr aufgeregt ist, um so willenlos zu sein, wie wir ihn wünschen müssen.“

„Sie wollen doch nicht sagen, er sei stutzig geworden?“

„Allerdings will ich das sagen, mein lieber Bruder. Aufgestachelt aus seiner gewöhnlichen Erschlaffung, ist dieser Mensch wahrhaft unberechenbar. Als ich heute mühsam daran arbeitete, unser Netz fester um ihn herzuziehen, durchbrach er es jeden Augenblick mit Aeußerungen, die mich befürchten lassen, sein Geist sei noch lange nicht umnebelt genug. Das wilde Thier in ihm ist erwacht. Solange es nicht seinen Willen gehabt, wird der Herzog an unserem Gängelbande nicht dahin sich leiten lassen, wo wir ihn haben wollen.“

„Sie könnten recht haben“, sagte der Hofprediger nachdenklich.

„Ich habe recht“, versetzte der Conde mit hochmüthiger Entschiedenheit.

„Aber wenn an dieses — an dieses Intermezzo unseres Stückes eine Katastrophe sich knüpfte?“

„Desto besser. Die Schlangenpeitsche der Gewissensfurie ist ja solchen Naturen gegenüber in geschickten Händen ein wirksamstes Werkzeug. Wir werden es bei Gelegenheit schon zu handhaben wissen. Ich, lieber Bruder, ich wünsche eine Katastrophe, denn ich bin überzeugt, sie und nur sie wird uns sicher und rasch zum Ziele führen.“

„Wenn es sein muß, sei es!“

„Gut. Werden Sie hier im Schlosse übernachten?“

„Warum?“

„Weil ich wünsche, sehr lebhaft wünsche, daß Sie sobald als möglich mit der Signora sprächen. Ihre Störrigkeit muß beseitigt werden, sonst spielt sie uns am Ende noch einen Spuk. Sie wissen, Lauretta hört Sie gerne plaudern. Plaudern Sie ihr Dinge vor, die geeignet sind, sie wieder in bessere Laune zu versetzen. So, wie sie sich heute anstellte, könnte sie uns leicht um irgend eine günstige Gelegenheit bringen und doch ist die Zeit so kostbar.“

„Allerdings, um so mehr, da die Machinationen unserer Gegner von der Loge immer bedrohlicher werden. Am Ende suchen und finden die Führer des gegen uns angezettelten Komplotts eine Stütze an den Agnaten des herzoglichen Hauses. Schon ist das Gerücht im Lande und außerhalb des Landes verbreitet, der Herzog sei gar nicht mehr zurechnungsfähig, folglich auch nicht mehr regierungsfähig.“

„Sehen Sie, wir müssen uns eilen; der Boden hier beginnt mir unter den Füßen zu brennen und — der Herzog ist sehr ungeduldig. Ich wiederhole es, sprechen Sie mit der Signorina. Es hängt alles davon ab, sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade geschmeidig zu machen. Aber, lieber Bruder, hüten Sie sich, ihr auch nur den hundertsten Theil eines Blickes hinter den Vorhang zu gestatten. Ihr rasender Stolz würde alles in Frage stellen.“

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber. Die Signora soll nicht hinter, sondern nur auf den Vorhang blicken. Aber ich werde denselben so glänzend bemalen, daß sie kein Weib sein müßte,

wenn sie nicht geblendet werden sollte. Das Hauptbild, welches meine Zauberlaterne auf den besagten Vorhang werfen wird, soll eine Herzoginkrone sein."

„Ob Sie die Sache nicht zu leicht nehmen? Vergessen Sie nicht, daß wir es mit ein paar Augen zu thun haben, welche schärfer, viel schärfer blicken als die eines gewöhnlichen Weibes —"

„Die aber dennoch nicht scharf genug sein werden, zu bemerken, ob das Gold der erwähnten Krone echtes oder nur Katzengold sei."

„Wer weiß? Ich gestehe, dieses seltsame Wesen beginnt mir Furcht einzuflößen, und deßhalb —"

„Sie stocken?"

„Deßhalb muß die erste beste Gelegenheit, ein Ende zu machen, beim Schopfe gefaßt werden."

„Wohl, aber mit Vorsicht! Was wir zu vermeiden haben, ist Geräusch und Lärm. Ein unzeitiger Ausbruch könnte unsere ganze Berechnung zu Schanden machen. Was meinen Sie, wenn ich versuchte, die junge Dame noch heute zu sprechen? Es ist ohnehin noch gar nicht sehr spät."

„Machen Sie immerhin den Versuch — die Zeit drängt."

Die Herren standen auf und der Oberhofprediger winkte einen der Diener herbei, welchem er den Auftrag ertheilte, in seinem Namen Signora Lauretta um eine Unterredung zu bitten.

„Ich besorge, es ist vergeblich", sagte der Conde, als der Diener weggegangen.

„Vielleicht doch nicht", entgegnete der geistliche Würdenträger. „Ich schmeichle mir, bei der jungen Dame einen Stein im Brete zu haben."

Das kluge Gesicht des im besten Mannesalter stehenden Theologen trug gewöhnlich den Ausdruck einer heiteren Würde, gepaart mit einem Lächeln, das jedem gewinnend vorkommen mußte, welcher noch nicht wußte, daß es ein stereotypes, ein gefrorenes war. Als er die angeführte zuversichtliche Aeußerung that, wurde jedoch für einen Augenblick um seinen wohlgeformten Mund ein Zug von Selbstbewußtsein, um nicht zu sagen von Selbstgefälligkeit sichtbar, welche den Sizilianer zur Seite blicken machte, um ein flüchtiges Hohnlächeln zu verbergen.

Er hatte jedoch unrecht, denn nach kurzer Frist kehrte der abgeschickte Diener zurück, mit der Meldung, die Signora promenire in der großen Galerie und erwarte daselbst Se. Wohlehrwürden.

Die große Galerie war ein prachtvoller Sal in länglichter Form und auf beiden Seiten mit korinthischen Säulen von weißem Marmor besetzt. Die Wandflächen hinter diesen Colonnaden, sowie der gewölbte Plafond, waren über und über mit Fresken bedeckt, in welchen ein trefflicher Künstler seine Pinsel dazu hergegeben hatte, die Ausgeburten einer wahnwitzigen Phantasie in Farben zu verkörpern. Es waren da die Malereien, von denen der Pastor Stahlherz zu seinem Gaste gesprochen. Die Decke nahm der Triumphzug des Todes ein und hier, wie in den Wandgemälden, war alles Groteske, Wilde, Ungeheuerliche vereinigt, was nur je eine fratzenhafte Einbildungskraft à la Höllenbreughel ersinnen konnte. In der taghellen Beleuchtung, womit ein mächtiger Kronleuchter die Galerie überströmte, traten diese monströsen Bildungen widerwärtig grell hervor.

An diesem Orte fand die Unterredung zwischen Lauretta

und dem Oberhofprediger statt, von welcher wir nur den Ausgang mitzutheilen haben.

Es hieße dem geistlichen Würdenträger großes Unrecht anthun, wollte man läugnen, daß er ein vollendeter Weltmann und Höfling war. Das, was die Diplomaten Contenance nennen, das ist die vollständige Beherrschung der Mienen, des Blickes, der Stimme und der Gebärden, ist niemals vollkommener gesehen worden als bei dem Oberhofprediger. Dennoch aber mußte er sich ganz ungewöhnlich zusammennehmen, um durch die Ueberraschung, welche ihm die Stimmung der jungen Dame bereitete, sich nicht außer Fassung bringen zu lassen. Diese Laune, — wenn es eine war — kannte er nicht an ihr. Er hatte für dieses Gespräch Ironie, Witz und prickelnde Phantastik bereitgehalten und nun konnte er von allen diesen schönen Dingen keinen Gebrauch machen. An dem ruhigen Ernste Lauretta's glitten alle seine Fechterstreiche wirkungslos ab und mit den Phantasmagorien, welche er aus seiner Zauberlaterne hervorgehen ließ, haperte es so bedeutend, daß er insgeheim seine ungeschickte Hand verwünschte. Besonders mißlich mußte es mit der Erscheinung der fraglichen Herzoginkrone zugegangen sein, denn Lauretta hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, einen Blick darauf zu werfen.

Sei es, daß er in der Verwirrung darüber deutlicher mit der Sprache herausgegangen, als er eigentlich gewollt, sei es, daß Lauretta jetzt nur aussprach, was sie längst wußte, sie sagte zuletzt:

„Das Facit Ihrer Rechnung, mein würdiger Herr, ist also: Sie wollen den Herzog dieses Landes zum Abtrünnigen machen."

„Signora, Ihrem Scharfblick bleibt nichts verborgen.“

„Oh, mein Herr, die Fäden Ihres Puppenspiels sind so dick, daß auch ein weniger scharfes Auge sie sehen muß. Was aber mich betrifft, so bin ich gerade zwei Tage zu alt, um eine Rolle in Ihrer Komödie zu übernehmen.“

„Zwei Tage zu alt? Was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts anderes, als daß ich seit gestern zu der Einsicht gelangte, es gäbe Dinge, womit der Mensch nicht spielen soll.“

„Und dieser kleinbürgerlichen Ansicht wollten Sie die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer glänzenden Zukunft opfern?“

„Mein Herr, ich will sagen, ich verstehe Sie nicht, um Ihnen die Beschämung zu ersparen, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie ein wehrloses Mädchen beleidigen.“

So sprechend deutete sie dem Hofprediger durch eine Verbeugung an, daß sie das Gespräch für beendigt ansähe, als mit einmal die in der Galerie herrschende Stille durch einen lauten Tumult unterbrochen wurde.

Die Flügelthüre am oberen Ende das Sales ward aufgerissen und der Sizilianer stürzte herein, höchst aufgeregt und mit dem Ausdruck des Grauens rückwärts schauend.

„Der Herzog hat seinen Anfall!“ flüsterte er hastig. „Es überfiel ihn, als ihn der diensthuende Kammerdiener entkleiden wollte. Um des Himmels willen, Signora, erproben Sie Ihre magnetische Kraft an ihm! Horch, er kommt!“

Und der fürstliche Nachtwandler kam wirklich.

Langsam schritt er die Galerie herab, während sich dieselbe im Augenblick mit erschrockener Hofdienerschaft füllte.

Es war eine unheimliche Scene.

Schlürfenden Trittes, mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen vor sich hinstierend, ging der Herzog vorwärts, gerade auf die Stelle zu, wo Lauretta mit dem Hofprediger und dem Conde stand. Sein vornüber gebeugter Körper schlotterte unter krampfhaften Zuckungen. Das gelös'te Haar flatterte wild um das blasse Gesicht. Er trug einen Rock von Rosasammet, eine Weste à l'avenant von Drapd'or, kostbare Spitzen, Schuhschnallen von Brillanten, blitzende Ringe an den Fingern; aber der Reichthum dieses Anzugs kontrastirte höchlich mit der Unordnung desselben. Alles hing nur so an der hagern, schlotternden Gestalt, welche in dem hellen Licht des Sales um so gespenstiger aussah.

Man hätte glauben können, eine der Höllenbreugheleien an den Wänden sei plötzlich lebendig geworden.

Der Nachtwandler ging immer zu, ohne auf die rechts und links aus seinem Wege Weichenden im geringsten zu achten. Seinen zuckenden Lippen entquoll ein unartikulirtes Gemurmel.

Als er die entgegengesetzte Flügelthüre der Galerie erreicht hatte, stieß er einen markdurchschneidenden Klageschrei aus und verschwand in der Thüröffnung.

„Wir müssen ihm folgen, Signora", sagte der Sizilianer dringend. „Sie müssen ihm die Hände auflegen. Sie wissen ja, wie beruhigend das immer auf den Unglücklichen wirkt."

„Es ist ein gräßlicher Anblick!" entgegnete Lauretta. „Mir graut davor."

„Aber, Fräulein", bemerkte der Hofprediger, „Sie werden doch zum Dank für gewährte Gastlichkeit einem armen Kranken Ihre Hilfe nicht entziehen wollen? Das wäre ja wie Mord."

Er bot ihr den Arm. Sie schlug denselben aus, ließ sich aber mit einer zustimmenden Gebärde von den beiden Herren hinausbegleiten.

Der Herzog war die große Treppe hinabgestiegen, hatte die Vorhalle durchmessen, schritt unter den Säulen des Portikus hinweg auf den Perron hinaus, ging die Stufen desselben hinab, über den Pleasure Ground und betrat die Allee, welche am Ufer des kleinen Sees hinauf in den Park führte.

Es war eine stürmische Märznacht. Der Wind fuhr pfeifend durch die Baumwipfel und zerriß von Zeit zu Zeit die schwerfällig am Himmel dahintreibenden Wolken, wo dann für kurze Momente die halbvolle Mondsichel ihr bleiches ungewisses Licht durch die Nebeldünste herabrieseln ließ.

Die Dienerschaft eilte mit Windlichtern und Laternen herbei, aber der Sizilianer winkte die Leute, welche ihrem Herrn folgen wollten, gebieterisch zurück, indem er sagte, es bedürfte bloß der Signora.

Damit legte er Lauretta vorsorglich einen Mantel um die Schultern, nahm ein Windlicht zur Hand und trieb zum Vorwärtsgehen.

Lauretta zögerte einen Augenblick, den Fuß in die unwirthliche Nacht hinauszusetzen, dann stieg sie mit ihren beiden Begleitern entschlossen die Freitreppe hinab.

In die Allee eingetreten, sahen sie die Gestalt des nachtwandelnden Fürsten bald vor ihnen herwanken.

Lauretta ging muthig voran.

In diesem Augenblick näherte der Sizilianer seinen Mund

dem Ohre des Hofpredigers und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Der Hofprediger nickte bejahend, worauf der Conde laut sagte:

„Die Signora wird heute alle ihre magnetische Kraft nöthig haben. Der Anfall ist, wie mir der Kammerdiener des Herzogs mittheilte, stärker als irgendeiner der früheren. Augenscheinlich ist die höchste Gefahr für das Leben des Fürsten vorhanden."

„Meinen Sie wirklich, lieber Graf?" fragte der geistliche Herr.

„Gewiß. Aber sehen Sie, der arme Herzog biegt von der Allee ab. Wohin will er?"

Lauretta blieb stehen und sagte über die Schulter zurück:

„Ihre Besorgnisse scheinen mir sehr übertrieben, Monsieur. Ein Todkranker hat nicht die Kraft, so weit zu gehen, und —"

„Signora", unterbrach sie der Sizilianer lebhaft, „ich muß Ihnen des bestimmtesten widersprechen. Solche epileptische Zufälle enden leicht mit Starrkrampf und Apoplexie, kurz, die materia vitae —"

„Lassen Sie die kunterbunten Phrasen, von denen Sie, vermuthe ich, gerade soviel verstehen wie ich."

Der Hofprediger verbiß ein Lächeln über diese Zurechtweisung des Magus und sagte:

„Eilen wir, Sr. Durchlaucht Hilfe zu bringen. Dieser bedarf er jedenfalls, ob nun sein Zustand mehr oder weniger gefährlich sei. Sehen Sie, er tritt in den kleinen Pavillon, welchen man, glaub' ich, den Pavillon der Flora heißt."

Das in Rede stehende Gebäude, rechter Hand von der großen

Allee inmitten eines dichten Boskettts gelegen, hatte in seinem Aeußeren die Form eines griechischen Tempels und in seinem Inneren nur ein einziges Gelaß, welches, zur Abhaltung vertraulicher Cirkel in der Sommerzeit bestimmt, mit großer Pracht und Ueppigkeit eingerichtet war. Draußen lief rundherum ein Säulengang. Die Fenster reichten bis zum Boden herunter, verschwanden aber hinter den niedergelassenen Gardinen von blauer Seide. Tapeten vom nämlichen Stoff, gelb, mit silbernen Arabesken, bedeckten die Wände. In der Mitte des Zimmers erhob sich über einem großen, von exotischen Blüthen schimmernden Blumentisch die Statue der Frühlingsgöttin. Den Hintergrund nahm ein mächtiger Divan ein, nach orientalischer Weise aus mit blaßrothem Atlas überzogenen Polstern aufgebaut.

Eine vor dem Blumentisch von der Decke herabschwebende silberne Hängelampe verbreitete ein gedämpftes Licht in dem traulichen Raume, der so angenehm durchwärmt war, als wäre das Feuer im Kamin so eben erloschen. Hatte dieser einsame Ort noch so spät Besuch erwartet?

Nicht gerade diese Frage, aber doch etwas wie leiser Argwohn fesselte beim Eintreten den Fuß Lauretta's nahe bei der Thürschwelle an den Boden. Sie schlug die Kapuze des Mantels, welche ihren Kopf verhüllt hatte, zurück und warf einen durchdringenden Blick auf den Hofprediger, welcher denselben ruhig aushielt.

Ein röchelndes Aechzen kam von dem Divan her.

„Hören Sie den unglücklichen Mann?“ flüsterte der Geistliche. „Eilen Sie, Fräulein, die hilfreiche Kraft auf ihn wirken zu lassen, womit der Himmel Sie gesegnet hat.“

Lauretta mußte wohl an diese Kraft glauben, da sie mittels derselben schon zu verschiedenen malen die Nervenkrämpfe des Herzogs gestillt hatte. Sie näherte sich mit ihrem Begleiter dem Divan, auf welchem sich der Kranke hin und her warf. Er fieberte am ganzen Leibe, seine Glieder zuckten, Schweiß stand auf seiner Stirne und von seinen halbgeschlossenen Augen war nur das Weiße sichtbar. Sein Athem ging pfeifend und vermischte sich mit einem schrecklichen Stöhnen, das ihm die Brust sprengen zu wollen schien.

Bei diesem Anblick lebte in Lauretta's Seele nur noch das Mitleid, jenes himmlische Erbarmen, welches mit dem ersten Weibe geboren wurde und nur mit dem letzten sterben wird.

Sie überwand Verachtung und Abscheu und hob ihre Manipulationen an, wie der Sizilianer sie dieselben gelehrt hatte. Sie näherte die Flächen ihrer erhobenen Hände dem Gesicht des Kranken bis auf einen kleinen Zwischenraum und führte so die sogenannten magnetischen Striche aus.

Die wohlthätige Wirkung zeigte sich fast augenblicklich. Die ungestümen Bewegungen des Patienten ließen nach, die Zuckungen verminderten sich, der Athem ging leichter, das schreckliche Aechzen hörte auf.

Lauretta fuhr in ihrer mitleidigen Verrichtung fort.

Aber was machte sie plötzlich innehalten?

Ihr Blick war zufällig in den großen Spiegel über dem Divan gefallen und der zeigte ihr, wie so eben der Hofprediger und der Conde das Gemach verließen und die Thüre hinter sich zuzogen.

War das nicht auch das leise Geräusch des Schlüssels, welcher von draußen im Thürschloß gedreht wurde?

Wie ein vernichtender Blitz schoß ihr der Gedanke durch die Seele:

Ich bin verrathen!

Das war ein lähmender Moment.

Aber er ging noch vorüber. Der Muth Lauretta's beschwichtigte ihren Instinkt der Gefahr. Sie erinnerte sich, daß die magnetische Manipulation früher den Herzog immer in einen tiefen Schlaf versenkt hatte, und so machte sie sich mit angehaltenem Athem wieder an ihr Werk.

Es schien den gewohnten Erfolg haben zu wollen, denn der Patient ward immer ruhiger.

Schon durfte sie hoffen, daß der panische Schrecken von vorhin ein eitler gewesen sei, als der Herzog plötzlich halben Körpers sich aufrichtete, die Augen aufschlug und sie mit einem Blick ansah, der ihr das Blut in den Adern stocken machte.

Es frohlockte eine dämonische Bosheit in dem fahlen Bleiglanz dieser Augen, während um die dünnen blutlosen Lippen des Mannes, zwischen welchen spitze Zähne sichtbar wurden, ein faunisches Grinsen spielte.

Dieses Gesicht hatte nichts menschliches mehr: es war das des wilden Thieres, welches sich auf seine Beute werfen will.

Aber noch hielt ihr Stolz Lauretta aufrecht. Sie richtete sich zur vollen Höhe ihrer schönen Gestalt auf und schleuderte dem Herzog einen niederschmetternden Blick zu. Dann wandte sie sich, um mit einem Sprunge die Thüre zu erreichen.

Aber es war zu spät.

Die muskulösen Arme des Herzogs preßten sich um ihren

Leib, er riß sie zu sich nieder, bedeckte ihre Wangen mit wüthenden Küssen und zischelte ihr mit heiserem Lachen ins Ohr:

„Endlich, süßes Täubchen, bist du mein!“

Sie rang den Verzweiflungskampf der Gazelle in den Klauen des Tigers und ein Schrei, welcher die Decke des Pavillon sprengen zu sollen schien, stieg jählings aus ihrer Brust empor:

„William Raleigh zu Hilfe!“

War das Bild des Mannes, welcher ihr bewiesen, daß es Treue auf Erden gab, in diesem schrecklichen Moment plötzlich vor ihre Seele getreten? Oder war es nur eine zufällige Eingebung der Agonie?

Aber wie? Gab von draußen der Sturm Antwort auf den verzweifelten Hilferuf? Fuhr er so wüthend gegen das Fenster dort?

Ein Stoß — ein Krachen der Fensterrahmen — ein Klirren der zertrümmerten Scheiben — der Herzog stutzt — Lauretta stößt ihn mit einem wilden Aufschwung ihrer Kraft zurück, sie entschlüpft seiner Umschlingung, springt auf und muß es für eine Täuschung ihrer Sinne halten, daß der Gerufene zwischen ihr und dem Fürsten steht.

Und ein größeres Wunder, als die Erscheinung Raleighs war, ging in diesem Moment in Lauretta selber vor. Sie blickte zum erstenmal mit dem Auge, womit das Weib den Mann ansieht, auf Raleigh. Er erschien ihrer Schwäche und Schutzbedürftigkeit, deren sie heute zum erstenmal und so furchtbar innegeworden, schön wie ein Held.

Und wirklich, der junge Mann war schön und heldisch anzusehen in der Blässe seines Zornes, wie er so dastand, mit der

linken Faust den entsetzten Herzog auf die Polster niederdrückend und mit der Rechten den blanken Degen erhebend.

„Soll ich den Elenden tödten, Lauretta?“ fragte er.

Sie klammerte sich an ihn. Ihre Erschütterung machte sich in einem Schluchzen laut, welches sie vergebens zu verhalten suchte.

„Nein, mein Freund, mein Retter!“ erwiderte sie, mühsam nach Fassung ringend. „Er ist nicht werth, von Ihrer Hand zu sterben. Oh, fort von hier, nur fort!“

„Und wohin?“

„Wohin Sie wollen. Nur fort!“

Raleigh beugte sich zu dem Herzog nieder und sagte mit einem Ausdruck, der nicht mißzuverstehen war:

„Eine Bewegung, ein Laut, und du hast den kalten Stahl zwischen den Rippen!“

Dann hüllte er mit der Sorgfalt eines zärtlichen Vaters Lauretta in ihren Mantel und reichte ihr den Arm. Als er aber bemerkte, daß die Geliebte auf ihren Füßen wankte, hob er sie leicht auf seine Arme.

Sie ließ es geschehen und verbarg den Kopf an seiner Brust. Er warf noch einen drohenden Blick nach dem Divan und schritt mit seiner theuren Last durch die Oeffnung des zertrümmerten Fensters hinaus in den Säulengang und von da weiter in die stürmische Nacht.

Der Herzog, von dessen Charakterzügen die Geschichte auch den aufgezeichnet hat, daß er kein Gewehr abfeuern hören und wie König Jakob I. von England keinen Degen entblößt sehen konnte, lauschte, bis das leichte Geräusch von Raleighs Fuß-

tritten sich verloren hatte. Dann taumelte er auf, reckte und dehnte sich, stieß ein tolles Lachen aus und sagte:

„Diable, die Entwickelung der Farce hat der Exposition und Knotenschürzung nicht entsprochen, sehr nicht. Aber ein veritabler Theatercoup war's immerhin, c'est vrai. Wer nur dieser Orlando furioso ist, der da plötzlich vom Himmel oder vielmehr so plump in meine Schäferstunde hereinfiel? Er hat übrigens seine Sache gar nicht übel gemacht, c'est vrai. Das verteufelte Mädchen! Sie hat uns doch alle bis zuletzt artig trompirt, c'est vrai. Es muß da ein ganzer Roman dahinter stecken und ich will ihn selber schreiben, diesen Roman. Ja, ein Autor will ich werden — das ist was neues. Ein Herzog von S. G. gedruckt, das ist noch nie dagewesen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Hurrah!"

Fünftes Kapitel,

welches zunächst zeigt, daß Herder mit Grund sagen konnte: „Wer ausharret, wird bekrönt!“ — sodann von Postwagen und Posthörnern, von Wiedersehen und Abschied handelt und endlich mit orientalischen Versen schließt.

„Reden Sie gut und sanft mit ihr“, sagte am Abend des folgenden Tages die greise Lebensgefährtin des Predigers zu Raleigh, welchen sie im Garten aufgesucht hatte. „Ja, recht gut und sanft müssen Sie mit ihr reden. Das arme Kind hat so viel gelitten.“

„Seien Sie unbesorgt, verehrte Frau“, entgegnete der junge Mann. „Wie könnte ich denn anders als so zu Lauretta sprechen? Aber sagen Sie, wie geht es ihr? Hat sie sich ausgeruht, hat sie sich gefaßt?“

„Sie besitzt eine starke Seele, aber dennoch wird eine peinliche Erinnerung noch lange in derselben nachzittern. Im übrigen ist sie gesund und gefaßt. Meine Hausmittel haben das leichte Fieber vollständig bewältigt —“

„Wie dankbar bin ich Ihnen, verehrte Frau, für Ihre hilf=

reiche Güte!" fiel Raleigh lebhaft ein. „Ich wäre gestern in einer peinvollen Lage gewesen, wenn sich Ihr Haus nicht als ein gastlicher Zufluchtsort mir aufgethan hätte."

„Aber das verstand sich doch von selbst."

„Ja, für Ihre Herzensgüte, verehrte Frau, und für den Edelmuth Ihres trefflichen Gatten war das etwas selbstverständliches. Mich jedoch quält das Bedenken, ob ich nicht den Zorn des Herzogs auf Ihr gastliches Dach gelenkt."

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. So, wie wir den Herzog kennen, wird er, auch wenn er Ihr und Fräulein Lauretta's Hiersein erführe, die Sache auf sich beruhen lassen. Erstlich, weil er feig ist, und zweitens, weil er aus Erfahrung weiß, daß mit meinem guten Alten nicht zu spaßen ist. Ich möchte fast wetten, daß mein Mann Nachrichten aus der Stadt mitheimbringt, die Sie über die Folgen Ihres gestrigen Abenteuers völlig beruhigen werden. Sie wissen, der Herzog hat in aller Frühe dieses Tages die Ermitage verlassen, nachdem er Befehl gegeben, das wunderliche Bauwerk, den Berg Sinai, sofort zu demoliren."

„Ja, und Fräulein Lauretta gestattet mir also, sie zu sehen?"

„Sie wünscht es und glauben Sie mir, Sie werden empfangen werden, wie Ihre Hingebung es verdient."

So war es auch.

Lauretta kam dem treuen Freunde stillgefaßt entgegen. Die liebevolle Besorgniß, welche sich beim Anblick der Blässe ihrer Wangen in Raleighs Augen verrieth, that ihr wohl bis ins innerste Herz.

„Sie sollen sich nicht beunruhigen, mein edler Freund", sagte sie, indem sie ihm einen Stuhl zurechtrückte. „Ich bin ganz wohlauf, gewiß, ich bin es."

Und mit ihrem reizenden Lächeln fügte sie hinzu:

„Wie könnte es auch anders sein, wenn man sich in so treuer Hut weiß?"

„Fräulein", sagte er, „ich habe mir diese Unterredung erbeten, um eine Bitte an Sie zu richten —"

Er hielt inne, als er zu bemerken glaubte, daß bei seinen Worten ein leises Zittern über die schöne Gestalt hinlief.

„Sprechen Sie, mein Freund", sagte sie, indem sie, sich bezwingend, ihm gegenüber Platz nahm, „aber gestatten Sie, daß ich Ihnen zuvor sage, daß bis zu meinem letzten Athemzuge die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, in meiner Seele leben wird. Sie müssen freilich", fuhr sie erregter fort, während ihre Wangen sich rötheten, „Sie müssen freilich mit nur allzugutem Grunde glauben, ich sei ein undankbares Geschöpf. Ich jagte in thörichtem Uebermuth einem Phantom nach, statt das wirkliche Glück an meinem Wege zu beachten. Oh, wie vieles Leid und welche qualvolle Beschämung wären mir erspart worden, wenn ich damals in Gmünd Ihrem Edelmuthe vertraut hätte! Doch wozu helfen Klagen? Es ist vorüber."

„Lassen Sie es vorüber sein, Lauretta. Sehen Sie, dahin geht die Bitte, von welcher ich sprach. Ich möchte Sie so gerne glücklich wissen. Daher lassen Sie die Vergangenheit vergangen sein und ruhen für immer. Ein rechter Mensch lebt ja stets in der Gegenwart. Indem er diese frisch und froh anfaßt, baut er sich die Zukunft."

„Ich verstehe Sie, Raleigh. Ihre Großmuth möchte mir jeden Vorwurf ersparen, und doch ist alle Ihre Milde unvermögend, mich vergessen zu machen, welches schnöde und hartnäckige Unrecht ich an Ihnen begangen."

„Armes Kind, schon wieder von Vergangenem? Aber wohlan, wenn Sie glauben, mich falsch beurtheilt zu haben — denn darin kann doch wohl nur das Unrecht bestehen — haben Sie es nicht glänzend gutgemacht? Haben Sie mich nicht den Triumph erleben lassen, daß ich annehmen darf, Sie überzeugt zu haben, es lebe kein Mensch, der es besser mit Ihnen meine als ich?"

„Ich weiß es", versetzte sie leise.

„Glauben Sie nicht, Lauretta, ich hätte das gesagt, um Ihren Dank herauszufordern. Ich möchte daraus bloß die Berechtigung ableiten, Ihre Zukunft sicherzustellen."

„Immer gütig und selbstsuchtslos!"

„Oh, glauben Sie das nicht!" rief Raleigh aus, unfähig, seine tiefe Bewegung länger zu bemeistern.

Sein Ton, sein Blick verriethen ihr die Gefühle des Freundes und sie hätte müssen kein Mädchen sein, wenn sie nicht geahnt hätte, was kommen mußte.

Er fuhr fort:

„Sie stehen einsam in der Welt —"

„Ich war es, bis —"

„Bis?"

„Bis ich Ihre Treue erkannte."

Ein helles Freudenleuchten überflog Raleighs Stirne. Lauretta senkte vor seinem Blick das Auge. Dann schlug sie es

zu ihm auf, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Bangen und voll Vertrauen.

„Lauretta", sagte er, „Sie haben nie das friedliche Glück eines liebevollen Familienlebens gekannt."

„Ach nein, und vielleicht war dieses Mißgeschick das Grundmotiv aller meiner Verirrungen."

„Drüben, jenseits des Oceans, in meinem Vaterlande, dessen Freiheit jetzt durch einen glorreichen Frieden doppelt gesegnet ist, dort am Ufergelände des schönen Potomak steht ein wohlgeborgenes Haus, beschattet von Sykomoren und Lebenseichen. Von dort späht eine zärtliche Mutter sehnsüchtig den Fluß hinab, ob denn noch immer keine Barke ihr den lange zögernden Sohn zurückbringe. Er würde doppelt willkommen sein, wenn er der alten Frau auch eine Tochter mitbrächte —"

„Raleigh —"

„Eine Tochter, deren Anblick der Mutter das lange Ausbleiben des Sohnes begreiflich machte."

„Großmüthiger Mann, Sie werben um die Hand einer Abenteurerin?"

„Vorgestern, Lauretta, sagte ich unserem trefflichen Wirthe, der Weg, den Sie gegangen, habe mit seinem Staub und Schmutz nicht einmal bis zu Ihren Fußsohlen hinangereicht."

„Dürfte ich mich überreden, William, daß Sie mich achten könnten?"

„Wie könnte ich Sie denn sonst lieben?"

„Und wenn — wenn Ihre Mutter Sie fragt: Wen bringst du mir da ins Haus?"

„Dann werde ich antworten: Ein Wesen, das mich und dich

glücklich macht, Mutter, und hierauf wird sie sagen: Gottes Segen über euch, Kinder! Wir wollen glücklich sein."

„Das ist die Sprache des Herzens, einfach und wahr wie die Natur, wie die Redlichkeit. Könnte ich hoffen, Ihnen alle Ihre Güte, Großmuth und Treue wenigstens einigermaßen zu vergelten, William."

„Sie werden es, Lauretta, gewiß, Sie werden es."

„Ich möchte Ihnen so gerne glauben! Ist mir doch, als hätte ich in wenigen Tagen, in wenigen Stunden sogar viele Jahre verlebt, Jahre voll Bitterkeit. Aber glauben Sie mir, was ich erfahren, soll nicht verloren sein. Ich weiß jetzt, daß das Weib nicht geschaffen ist, auf sich selbst zu stehen und ihr Glück selber zu schmieden, sondern —"

„Sprechen Sie, liebes Herz!"

„Sondern es von einem starken, redlichen und gütigen Manne zu erwarten."

„Und glauben Sie, Lauretta, daß ich von ganzer Seele entschlossen bin, alles zu thun, was ich nur immer kann, um dieser vertrauungsvollen Erwartung zu entsprechen?"

„Ich glaube es, William, nein, ich weiß es."

Sie legte ihre Hand in seine dargebotene und sagte:

„Wenn Sie diese Hand begehren, William, hier ist sie. Glauben Sie mir, es wird nicht meine Schuld sein, wenn das Herz ihr nicht nachfolgen sollte. Doch, theurer Freund, bedenken Sie sich noch einmal! Diese Hand ist leer, sie ist die einer Bettlerin —"

„Ja, einer Bettlerin, die einen Krösus bereichern könnte. Aus dieser Hand empfange ich eine Fülle von Glück."

„Möchte es so sein! Das wenigstens — sehen Sie mir diese letzte Regung des Stolzes nach — das wenigstens glaube ich sagen zu dürfen, daß an der Hand, welche Sie in der Ihrigen halten, nichts unreines haftet.“

Er zog sie an sich und sie widerstrebte nicht dem sanften Zwange. Er küßte die feuchten Augen der Erröthenden und sie berührte mit ihren Lippen leise die Narbe auf seiner Wange.

„Oh, William“, flüsterte sie, „schon dieses Ehrenzeichen hätte Sie mir achtungswerth und theuer machen sollen.“

„Warum, Kind? War es denn etwas so Bedeutendes, ein paar Tropfen Blutes zu opfern, wo Tausende braver Männer freudig ihr Leben darbrachten?“

„Es muß so schön sein für einen Mann, für das Vaterland zu kämpfen!“

„Ja, Herz, es ist schön und zukunftsreich ist auch das Land, für welches dieser gute Kampf gefochten wurde. Ich liebe es heiß und das beweise ich ihm aufs neue, indem ich ihm eine solche Bürgerin zuführe. Doch verzeihe, Geliebte, wenn gerade die Erinnerung an Amerika eine Sorge in mir erweckt, welche auszusprechen vielleicht unzart ist. Darf ich reden, Lauretta?“

„Wie du nur fragen kannst, William! Bist du nicht von dieser Stunde an mein Herr? Und macht es mich nicht glücklich, dir gehorsam zu sein?“

„Wie gut du bist! Aber der Gehorsam in der Ehe muß ein gegenseitiger sein oder vielmehr, ein gutes Weib ist im Grunde stets die Herrin. Gehorchend herrscht ihr.“

„Wohl, so will ich gehorchend herrschen“, sagte Lauretta und ein Lächeln, welches ihren Verlobten entzückte, führte auf ihr

schönes Antlitz einen Widerschein ihrer früheren Heiterkeit zurück. „Befiehl du mir, William."

„Nein, ich wünsche nur. Es ist die höchste Zeit, daß ich in mein Vaterland zurückkehre. Hätte auch meine Mutter keine Ansprüche auf mich, so geziemte es doch dem Bürger eines Freistaats nicht, länger müssig in der Fremde herumzuschwärmen. Vielleicht nimmt neben meinen Privatgeschäften auch der öffentliche Dienst, welcher nach der ungeheuren Verwirrung dieses Krieges gewiß vieler Hände bedarf, meine Kräfte in Anspruch. Dennoch, wenn du den leisesten Wunsch hegtest, noch eine Zeit lang in Europa zu leben —"

„Oh, nein, nein! Ich lasse hier nur Erinnerungen zurück, zwischen denen und mir das Weltmeer bald, recht bald fluten mag. Und wenn du noch zu dieser Stunde gehen willst, ich folge dir."

„Ich danke dir von Herzen, und — laß es mich gestehen — ich habe es, nachdem du einmal mein Werben erhörtest, nicht anders erwartet. Aber, theures Kind, wir haben eine weite Reise vor uns — und —"

Sie verstand sein Stocken und den Blick, welcher dasselbe begleitete. Einen Augenblick bebte sie in mädchenhafter Scheue, aber dies hochherzige Wesen wußte nichts von Ziererei. Sie fühlte, der Schicksalswurf war gethan, für immer. Alles andere war nicht mehr der Rede werth. So sagte sie denn:

„William, du bist mir alles, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, du kannst also nichts von mir verlangen, was sich nicht geziemte. Ich vertraue dir ganz, und wenn du glaubst, daß es mir nur gezieme, mit einem legitimen Beschützer zu reisen, so —"

„Dank dir, du Gute, Liebe, Verständige!“ rief er mit inniger Freude aus und in seinem Jubel setzte er hinzu: „Jetzt fehlt uns nur noch der Pfarrer.“

„Nein, der ist schon da“, sagte die Stimme des Predigers, der unvermerkt eingetreten war.

Raleigh führte frohbewegt dem würdigen alten Herrn seine Braut entgegen.

„Ich bin ein Mann von der alten Schule“, sagte der Pastor, „und laß es mir daher nicht nehmen, meinen Glückwunsch der schönen Braut auf die Stirne zu küssen.“

Er that, wie er sagte, und setzte dann hinzu:

„So hat sich denn alles glücklich gefügt, liebe Kinder? Freut mich herzlich und des Himmels Segen über euch! Auch den der Kirche sollt ihr haben, morgen schon, wenn ihr wollt.“

Raleigh blickte fragend auf Lauretta.

Sie barg das erröthende Haupt an seiner Schulter und flüsterte:

„Dein Wille ist mein Wille.“

„So ist's recht“, sagte der alte Herr. „Also morgen. Und wir haben auch gar keine Störung der Hochzeit zu besorgen, denn sehen Sie, Freund Raleigh, die Geschichte in der Residenz hat richtig den Verlauf genommen, welchen ich voraussetzte. Sobald der Herzog in die Stadt zurückgekommen war, hat der Herr Magus den Laufpaß bekommen und zwar, wie ich hörte, in sehr unliebsamen Worten. Der Hofprediger, der infame — doch genug, er ist seines Amtes entlassen. Der Herzog denkt bereits gar nicht mehr an die ägyptische Schnurre, aber zum Ersatz mußte er sogleich eine andere haben. Rathen Sie, auf was er jetzt ver=

fallen ist? Aber Sie können es unmöglich errathen. Einen Roman will er schreiben, ja, und auch drucken lassen! Er hat sich schon alles Ernstes dahinter gesetzt, wie mir der Herr Kanzler sagte. Nun, das ist wenigstens eine harmlose Thorheit. Glück zu!"

Einige Tage darauf fuhr in einem thüringischen Flecken, welcher an der großen Straße von Leipzig nach Frankfurt am Main liegt, eine Extrapostchaise, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, beim Posthause vor, im nämlichen Augenblick, wo von der entgegengesetzten Seite her der frankfurter Postwagen bei der Station anlangte, so daß das Blasen der beiden Postillone ineinanderklang.

Während der Extrapostreisende, welcher rasch weiter wollte, bei dem dienstfertig herbeigeeilten Postmeister die Beschaffung neuer Pferde betrieb, scholl es aus dem Schlage des frankfurter Wagens plötzlich im Tone freudiger Ueberraschung:

„Raleigh!"

Beim Tone dieser Stimme fuhr die Dame, welche in der offenen Chaise sitzen geblieben, halb in die Höhe. Dann zog sie ihren Reisepelz fester um Schultern und Nacken und verharrte ruhig auf ihrem Platze.

Der Amerikaner trat an den Schlag des Postwagens, gerade als derselbe heftig aufgerissen wurde.

Einer der Passagiere sprang heraus, wickelte sich aus seinem Mantel und — „Schiller" rief nun seinerseits Raleigh froh überrascht aus.

Die Freunde lagen sich in den Armen, und nachdem die ersten ungestümen Fragen über das woher und wohin aus=

getauscht waren, sagte William, den Dichter theilnahmevoll betrachtend:

„Du hast dich, seit wir uns nicht mehr sahen, sehr zu deinem Vortheil verändert, bist reifer, männlicher und sogar schöner geworden, lieber Friedrich.“

„Danke für das Kompliment, lieber Alter“, entgegnete Schiller lachend. „Ich bin ein wahres Ungeheuer von Schönheit, das ist bekannt. Wenigstens war das seiner Zeit im Ochsen zu Stuttgart bekannt genug. Ach, die schönen wilden Träume und Wirklichkeiten der Jugend, wie sind sie mir schon so fern gerückt! Das Leben ist doch ein schrecklicher Wirbel. Aber man muß sich fest und oben halten, sonst wird man beiseite geschleudert.“

„Und wie sind deine Verhältnisse, deine Aussichten, deine Hoffnungen?“

„Meine Verhältnisse sind dermalen eigentlich gar nicht, das heißt, ich bin wieder zwar nicht vogelfrei, aber doch frei wie ein fahrender Poet. Lieber William, mir ist oft, als würde ich das mein Leben lang bleiben, und doch kommen Stunden, ja, und immer häufiger kommen sie, wo ich eine brennende Sehnsucht nach einer stillumfriedigten Häuslichkeit empfinde. Wäre mir nur die Fähigkeit gegeben, das Leben an einer seiner Ecken zu packen! Allein ich glaube, ich muß schon warten, bis es eine geschicktere Hand für mich thut. Halbwegs und sogar etwas mehr als halbwegs bin ich übrigens willens, den idealischen Regionen einstweilen den Rücken zu kehren und mich auf dem Gebiete der Lebensprosa anzubauen, sei es als Arzt, sei es als akademischer Docent. In Mannheim konnt' ich es nicht mehr aushalten. Das Theatervolk ist eine schreckliche Rasse, welche mich mit Verdruß und Be-

schämung erkennen machte, daß meine Ansicht von der Bühne als einer ästhetischen Bildungsanstalt für die Nation nicht durchzuführen sei, wenigstens dort und gegenwärtig nicht. Vielleicht dringt dieser Gedanke später doch durch. Für jetzt gehe ich nach Sachsen, wohin treffliche Freunde mich eingeladen."

„Ich freue mich zu sehen, daß deine mannheimer Widerwärtigkeiten dich wenigstens nicht entmuthigt haben."

„Entmuthigt? Nein. Mein bisheriges Streben war auch nicht ganz erfolglos. Meine Dramen machen die Runde auf den deutschen Bühnen und ich habe mir an der Hand meiner Muse sogar die Rückkehr in die Heimat erzwungen."

„Ich weiß es. Unser Freund, der Sammetdoktor, schrieb mir, die ‚Räuber' seien in Stuttgart unter ungeheuerem Beifall aufgeführt worden."

„Ja, und auch ‚Kabale und Liebe'. Meine Mutter und meine Schwestern wohnten der Darstellung bei und beim Heraustreten aus dem Theater beglückwünschte sie das Publikum. Die gute Mutter schrieb mir, sie sei vor Beschämung und Freude fast in den Boden gesunken. Siehst du, das ist doch auch etwas. Hinterher beschwerte sich der Adel freilich bei dem Herzog und die Wiederholung des Stückes wurde untersagt. Aber sie wissen jetzt doch wenigstens daheim, daß der Fritz Schiller kein Lump ist. Und weißt du auch, daß du in mir einen neugebackenen herzoglich weimarischen Rath vor dir hast? Hab' Respekt, Mann, sag' ich."

„Das hab' ich. Aber wie kamst du denn zu dieser Würde?"

„Man ermunterte mich, dem Herzog Karl August, als er zu Neujahr bei der landgräflichen Familie zu Darmstadt zu Besuch

war, mich vorstellen zu lassen. Ich ging hinüber, wurde gnädig aufgenommen und las im Kreise der Fürstlichkeiten den ersten Act meines ‚Don Karlos' vor, worauf mir der Herzog den Rathstitel verlieh. Doch genug jetzt von mir und laß uns von dir sprechen. Du siehst so glücklich und zufrieden aus."

„Dazu hab' ich auch alle Ursache."

„Freut mich. Und du kehrst also nach Amerika heim?"

„In aller Eile, aber nicht allein."

„Wie?"

„Komm'", sagte Raleigh und führte den Freund zu seinem Wagen, wo er scherzhaft ceremoniös hinzufügte: „Ich beehre mich, dir hiermit meine junge Frau vorzustellen."

Die Dame schlug Pelz und Schleier zurück und bog sich mit holdem Erröthen über den Wagenrand.

„Lauretta?" stieß Schiller in höchster Ueberraschung hervor.

„Ja, Lauretta, theurer Freund", sagte sie freundlich und bot dem Staunenden die Hand. Er fühlte nicht, daß diese Hand leise in der seinigen zitterte.

„Wie ist das möglich? Träume ich?" fragte er, vergeblich sich bemühend, seiner Ueberraschung Herr zu werden.

„Glücklicher Weise träumst du nicht", erwiderte Raleigh lächelnd.

„Aber wie ist das so gekommen?"

„Du sollst alles erfahren. Von Paris aus, wo wir uns einige Tage aufhalten müssen, schreib' ich dir — mein Wort darauf! Es ist ein ganzer Roman."

„Und — und — Lauretta, theure Freundin, sind Sie glücklich?"

Sie zog ihre Hand zurück, reichte sie ihrem jungen Gatten und sagte mit einem Nachdruck, der Raleighs Augen von Freude leuchten machte:

„Ich bin glücklich!"

„Oh, dann ist Alles gut!" rief der Dichter hochbewegt aus. „Alle besten Wünsche, die je aus Freundesbrust kamen, über Sie, Lauretta, und über dich, William!"

„Wir nehmen sie an", erwiderte die schöne junge Frau, „und sie seien uns ein glückliches Vorzeichen zur Reise übers Weltmeer und durch das Leben. Möchten wir bald, recht bald von Ihnen hören, theurer Freund, daß auch Sie Ruhe und Glück gefunden."

Aber es mußte geschieden sein. Der Postillon auf dem Sattelpferde blies sein Signal, die Pferde zogen an und dahin rollte der Wagen des jungen Paares. Der Dichter sah ihm mit feuchten Augen nach. Raleigh bog sich aus der Chaise und winkte dem Freunde noch einen Abschiedsgruß zu.

Schiller hoffte sehnlich, auch Lauretta müßte noch einen Blick nach ihm zurücksenden; aber sie fuhr hin, ohne sich umzusehen. Das that ihm doch bitterlich weh — er konnte ja nicht wissen, daß ihr unter ihrem Schleier schwere Thränen über die Wangen rollten — und als nun der Wagen hinter den Bäumen der Heerstraße verschwunden war, da wandelte den Dichter das Gefühl an, als sei jetzt erst seine Jugend hinter ihm versunken, unwiederbringlich versunken und verschollen.

Das abermalige Schmettern des Posthorns rief den Betäubten zur Weiterreise. Wäre der mahnende Klang nicht der eines deutschen Posthorns und wäre Hafis damals schon in Deutschland

bekannt gewesen, der deutsche Dichter hätte mit dem persischen sprechen können:

Oh, horch, der Karavanenglocke Stimme gellt,
Und wieder in das weite, wüste, wilde Feld
Des Lebens ist die heißbethränte Fahrt gestellt.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die trüben Tage vor der Weihnacht. — Rudolstadt. — Es gibt solche Frauen. — Die beiden Schwestern. — Charlotte, Lotte, Lottchen, Lolochen. — Erste und zweite Liebe, wie Autor sie ansieht. — Ein gutes Haus. — „Es ritten zwei Reiter.“

Nicht allein für das Alter, sondern auch für die Jugend kommen Tage, von welchen geschrieben steht, daß sie uns nicht gefallen. Das geschieht alljährlich nach Allerheiligen. Die „trüben Tage vor der Weihnacht“ sind die Prosa des Winters. Seine Poesie, die, ach, immerhin eine sehr kalte ist, hebt erst mit dem klingenden Frost des Januars an. Man sieht dann wieder ein Endchen Himmel, ein Stückchen Sonne und spricht hoffnungsvoll: Wäre nur erst Lichtmeß da! Zwar liegt hinter dieser ersehnten Lichtmeß gewöhnlich nur ein neuer Aufzug der Wintertragödie, aber die weiße und graue Kälte geht doch allmälig in die „grünangestrichene“ über, und wenn dich auch am ersten Mai tüchtig fröstelt, so erhebt dich über diese kleine Unliebsamkeit das mailiche Bewußtsein, endlich allen Apriltücken zum Trotz in den officiellen Wonnemond eingetreten zu sein.

November und December hingegen, das ist eine hoff=

nungslose Zeit. Doch nein, lieber Leser. Ich vermuthe, du bist noch jung und hast von diesen Monaten eine ganz andere Ansicht. Mit Recht. Dir bringt diese aschgraue Zeit Blumen — im Haare der Geliebten, die du zu Balle begleitest. Wollte ich dir sagen: Diese Blumen welken — ach, wie schnell! und der magische Glanz, welcher sechzehnjährige Mädchenstirnen umfließt, verschwindet — ach, wie spurlos! du würdest dich ungläubig von mir abwenden. Und du, süßerröthende Kleine, deren junges Herz unter dem aufblühenden Busen erzittert, wenn der „liebe Wohlbekannte", dem Frack und Schnurrbart so vortrefflich sitzen, auf dich zuschreitet, um dich zum Walzer oder zur Polka zu führen, wie würdest du unwillig den Mund aufwerfen, falls ich dir zuflüsterte: Dein Ideal ist hohl vom Scheitel bis zur Sohle. Aber ich thue es nicht. Seid glücklich mitsammen und täuscht euch mittels der Ballnächtetäuschungen über Novemberstürme und Decembernebel hinweg. Uns anderen freilich will das nicht mehr gelingen. Die Erfahrung ist eine häßliche Lupe. Sie zwingt uns, zu bemerken, daß oft die schönsten Ballblumen in die Klasse der Giftpflanzen gehören und daß hinter dem erwähnten magischen Stirnglanz schon die Furchen lauern, wie Leidenschaft, Kummer und Sorge sie pflügen. So fühlen wir denn das Lastende der trüben Tage vor der Weihnacht in seiner ganzen Schwere. Glücklich, wem wenigstens ein warmer Ofenwinkel gegönnt ist, wo er die unendlich langen Abende verdämmern kann. Glücklicher noch, wer im Süden der Erinnerung den Norden der Gegenwart vergessen, wer von dieser als von einer Vergangenheit redend, sich, wie der große Wolfgang in Rom, froh fühlen kann, der Zeiten gedenkend:

Da ihn ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf seinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und er über sein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.

Den Menschen in stille Betrachtungen zu versenken, dazu sind die trüben Tage vor der Weihnacht geeignet genug. Es ist, als legte sich der Decemberhimmel mit seinem bleiernen Grau recht eigentlich zu dem Zwecke so schwer auf die Erde, um uns auf uns selbst zurückzuführen, uns zu zwingen, in unserem Inneren Lebensquellen aufzugraben, welche draußen zu sprudeln aufgehört haben. Und nicht nur der Mensch, auch die Landschaft nimmt dann das Aussehen stiller Beschaulichkeit an. Man kann sich einbilden, die Erde verarbeite in sich die Erinnerungen des letzten Frühlings und Sommers, um darüber einzunicken, bis dann wieder ein zudringlicher Sturm unsanft an der müden Schläferin rüttelt, um sie für Augenblicke zu einem Leben aufzustören, das doch nur ein Scheinleben ist.

Das dreifach getheilte, im Sommer so reizende Thal, wo am Ufer der sanftgekrümmten Saale die kleine Residenz Rudolstadt liegt, lag an einem der ersten Decembertage des Jahres 1787 stillbeschaulich unter dem „graulichen Himmel“. In diesen stiegen hinter den verschneiten Waldhöhen, welche es umgaben, höhere Gebirge weiß empor. Auf die schneebedeckten Dächer der Stadt blickte das fürstliche Schloß von seiner Felsspitze düster herab. In den Gassen war es schläfrig still. Ein Trupp Knaben, aus der Schule kommend, hatte vor einem Hause, das sich durch ein gewisses, wenn auch nur bescheiden aristokratisches Ansehen vor seinen Nachbarn auszeichnete, Versuche angestellt, ob sich der

lässig rieselnde Schnee nicht ballen lasse. Diese Versuche waren fehlgeschlagen und verdrüßlich, um ihr Vergnügen betrogen zu sein, hatten sich die Jungen zerstreut, in die rothen Hände blasend.

Hinter den Scheiben eines Fensters des bezeichneten Hauses wurde der schöne Kopf einer jungen Frau sichtbar, welche träumerisch sinnend in das Flockengeriesel herunterschaute.

Es war Karoline von Lengefeld, seit einigen Jahren die kinderlose Gattin des rudolstädtischen Hofraths Freiherrn von Beulwitz, eines achtbaren Mannes, welchem die Sechzehnzährige nach den Grundsätzen der Konvenienz verlobt worden. Ihr Herz war dabei nicht gefragt worden; vielleicht hätte es damals überhaupt noch keine Antwort gegeben. Jetzt freilich wußte es zu antworten, aber die Brust, in welcher es schlug, hatte gelernt, dem kleinen Muskel, welchen wir als Sitz der besten und leidenschaftlichsten Gefühle anzusehen gewohnt sind, keine rebellischen Regungen zu gestatten, wenigstens keine sichtbaren.

Für dieses noch so junge und schöne weibliche Wesen sollte einst, nach einer langen Laufbahn, ein Tag kommen, wo es anordnete, daß man ihm die Worte: „Sie irrte, litt, liebte" — auf den Grabstein schriebe. Ach ja, sie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der schönste, war nur der, zu glauben, dem Glücke geliebter Menschen sich zu opfern sei das höchste Glück.

Sie mögen selten sein, aber es gibt solche Frauen. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, todwunde und doch in ihren Schmerzen stillbeglückte Resignation. Zuweilen blickt aus diesen Augen,

während der Mund opferfreudig lächelt und die Stirne ein Stral sanfter Begeisterung erleuchtet, eine tiefrührende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nie, ausgeweint vielleicht in der Einsamkeit schlummerloser Nächte.

Frau von Beulwitz hatte solche Augen. Indem sich dieselben jetzt vom Fenster abwandten, richteten sie sich mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre um einige Jahre jüngere Schwester Charlotte — in der Familie und von den Freunden derselben kurzweg Lotte, Lottchen, Lolochen geheißen — welche ihr an dem in die Fensternische gerückten Arbeitstischchen gegenübersaß, über eine halbvollendete Kreidezeichnung hingebeugt, an welcher sie mit kunstgeübter Hand emsig arbeitete.

In dieser Stellung, wenn man nur die zierlichen Vorderarme und Hände, die feingerundeten Schultern und den rosigen Nacken erblickte, über welchen die schlichtgescheitelten lichtbraunen Haare in kunst- und bandloser Lockenfülle herabfielen, in dieser Stellung hatte die Erscheinung Charlotte's von Lengefeld etwas Kindliches. Sie mußte erst das sinnige Auge erheben und den Beschauer eine Büste sehen lassen, in welcher sich die jungfräulichen Formen in anmuthiger Vollendung ausprägten, um jenem ersten Eindruck den noch angenehmeren blühender Mädchenschaft zu gesellen.

Karoline hat, wie bekannt, später mit liebevoller Schwesterhand das Bild ihres Lottchens gezeichnet, ohne zu schmeicheln. Sie rühmt an der Schwester die Grazie der Gebärde und Bewegung, die Reinheit und Zartheit der Empfindungen, den feinen und tiefen Sinn für die Natur. Sie sagt von ihr: „Lotte hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck

reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie.“ Diese Harmonie, setzen wir hinzu, schloß alles Stürmische, leidenschaftlich Hochfliegende aus, ohne doch einen Mangel an Gefühlswärme und treuer Hingabe zu bedingen, und so war Lotte in der That eine jener seltenen, bei allem Reichthum der Anlagen und Empfindungen mäßigen Frauennaturen, welche geschaffen sind, reinstes Glück nicht nur zu genießen, sondern auch zu gewähren oder, besser gesagt, gerade in der Gewährung desselben selber glücklich zu sein. Diese nicht hoch genug anzuschlagende Fähigkeit verbreitet über ihre Besitzerinnen einen ganz eigenen Zauber von Frohsinn und Heiterkeit. Sie verleiht ihnen etwas kostbar Leichtlebiges, welches weder im Glück sich überhebt, noch im Mißgeschicke Fassung und Muth verliert.

Daraus erklärt es sich, daß zur Stunde, wo wir Lotte's Bekanntschaft machen, nur eine scharfe Beobachtung einen Zug sanfter Traurigkeit um die vollen rothen Lippen des Mädchens hätte wahrzunehmen glauben können. In Wahrheit, es war so ein Zug vorhanden, aber nur noch wie ein leiser Nachschimmer oder Nachschatten. Das arme Kind hatte die erste, lebhaft zugewandte Neigung seines aufkeimenden Herzens zu einem trefflichen und liebenswürdigen Manne an Verhältnissen scheitern gesehen, welche den Freund aus Deutschland und Europa hinweg in einen fernen Welttheil gezwungen. Die Wunde war jetzt freilich vernarbt, aber die Narbe doch noch frisch genug, um bei jeder Berührung schmerzlich zu erzittern. Solche Stimmungen sind gerade,

wie jedermann weiß, für junge Mädchen und Frauen oft verhängnißvoll. In diesem Alter hat sich das Herz noch nicht daran gewöhnt, leer zu sein, und an die Stelle des verloren gegangenen Gegenstandes, welcher es ausfüllte, schlüpft daher häufig ganz unversehens ein anderer, meist ein besserer sogar. Denn mit welcher Bevorzugung die Poesie immer die erste Liebe verherrlichen mag, in der Wirklichkeit ist diese weitaus mehr nur unklare Ahnung als volles Genügen, oft geradezu nur täppische Einbildung und Phantastik, eine buntschillernde Seifenblase, welche der leiseste Windhauch entführt. Schön ist gesagt worden, die zweite Liebe sei der Missionär, welcher vom heiligen Grabe komme. Die Heiligkeit dieses Missionärs lassen wir gerne gelten, aber wir erinnern daran, daß schon in manchem heiligen Grab bei näherer Untersuchung nur falsche Reliquien sich vorfanden, das heißt, wir preisen die zweite Liebe als eine sich bewußte vor der ersten, nur instinktiven. Für das ganze Leben lieben, das kann nur ein gereiftes Herz. Nur die Wunden, welche dieses empfängt, können tödtlich sein. Wie fein hat der große „Herzenskündiger" diese Wahrheit an seinem Romeo nachgewiesen! Nicht um Rosalinde, aber um Julia stirbt der junge Montague.

Das lengefeld'sche Haus war eins der besten in dem kleinen thüringischen Fürstenthum. Freilich, in unseren Tagen, wo das Evangelium des Mammonismus das einzige mit Mund und Herz zugleich bekannte ist, dürfte es ein mitleidiges Lächeln entlocken, wenn wir ein Haus ein gutes und bestes nennen, welches mit Glücksgütern keineswegs übermäßig oder selbst nur mäßig gesegnet war. Zur Zeit, als unsere Väter jung waren, gab es aber noch andere Maßstäbe der Trefflichkeit als die oder viel-

mehr den heutzutage giltigen. Man hatte damals noch nicht gelernt, den Menschen einzig und allein nach seiner Steuerfähigkeit oder auch nach seinem Papierschwindlergenie zu taxiren. Die lengefeld'sche Familie war keine reiche, aber sie war eine gebildete, wenig also nach den heutigen, viel nach den damaligen Begriffen. Den beiden Töchtern des Hauses gab die Gunst des Geschickes, mit vielen jener besten Männer ihrer Zeit, zu welchen wir Epigonen als zu Halbgöttern hinaufzublicken haben, in nahe und nächste Beziehung zu treten. Und mehr noch: Karoline sowohl als Lotte gehörten recht eigentlich zu jenem Kreise edler Frauen, ohne welche unsere besten Männer gar nicht möglich gewesen wären. Man beachte nur die mittelbaren und unmittelbaren Bekenntnisse Goethe's, wie viel er in allen Tagen seines Lebens den Frauen verdankte, von seiner unvergleichlichen Mutter an bis hinab zu dem jungen Mädchen, welches im Marienbad das Herz des Fünfundsiebzigjährigen noch einmal mit schönsten Liebesgluten erfüllte, und man wird uns kaum beschuldigen, den Antheil der Frauen an den besten Resultaten der Geschichte des deutschen Geistes zu hoch anzuschlagen.

Line und Lotte hatten den Vater verloren, doch nicht so frühe, daß die Eindrücke seiner trefflichen Erziehungsweise sich wieder hätten verwischen können. Herr von Lengefeld, in seinem Fach als Forstmann eine berühmte Autorität, war einer jener deutschen Edelleute gewesen, welche mit Herz und Kopf in die Ideen ihres Jahrhunderts eingingen. Er hatte, wie damals jedermann, sein Ideal, und dieses war Friedrich der Große, mit welchem in persönliche Berührung zu kommen ihm vergönnt gewesen. Der große Monarch, von dem Rufe des thüringischen

Forstmannes angezogen, hatte denselben zu Ende des siebenjährigen Krieges nach Leipzig beschieden und ihm den ehrenvollen Antrag gemacht, in seine Dienste zu treten, um eine Reform des preußischen Forstwesens durchzuführen. Lengefeld hatte den Antrag abgelehnt, hauptsächlich, weil ihn seine Kränklichkeit an der Durchführung des schwierigen Werkes verzweifeln ließ; aber seither war die Verehrung des großen Fritz, durch die begeisterten Schilderungen des Vaters genährt, in dem lengefeld'schen Hause zu einem förmlichen Kultus geworden. Schon das bezeugt, in welchem Geiste der treffliche Mann die Erziehung seiner Töchter leitete. Er förderte die ideale Richtung ihres Wesens, aber er wußte sie zugleich vor jener maßlosen Schwärmerei zu bewahren, welche unter der männlichen und weiblichen Jugend jener Zeit epidemisch umging. In heiteren Tischgesprächen mehr als im trockenen Lehrton hatte er den Töchtern seine klaren und weiten Ansichten von der Welt und den Menschen beizubringen gewußt und, wie die physischen, so auch die psychischen Gaben und Kräfte der Kinder durch liebevolle Anregung zeitig zur Selbstthätigkeit ermuntert. „Wir lernten" — erzählt Karoline — „den Geist erkennen und schätzen, der alle Erscheinungen auf ihren Ursprung auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter unseren blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblicke des väterlichen Verstandes feste Umrisse. Wir lernten zeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männlichen Würde insbesondere, faßte Wurzel in uns; denn die verehrte Gestalt des Vaters, die Festigkeit in Grundsätzen der Ehre und schönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild."

Die Bemühungen des Vaters, seinen Töchtern eine gediegene Bildung zu geben, wurden unterstützt durch die Mutter, in deren „liebenswürdiger Natur Empfänglichkeit für alles Schöne lag". So waren die Mädchen in einer Atmosphäre herangewachsen, wo das Gemeine und Alltägliche keinen Zutritt hatte. Frau von Lengefeld war allerdings nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Geburt und des Standes und dieses verlieh ihrer äußern Erscheinung etwas ceremoniös Abgemessenes, einen hofdamenhaften Anstand. Auch haftete an ihr bei all ihrer Herzensgüte ein starker Anflug von Weltlichkeit, der sie eine „standesgemäße" Versorgung ihrer Töchter lebhaft wünschen ließ. Demgemäß war ihr die „standesgemäße" Verbindung Karoline's mit Herrn von Beulwitz sehr willkommen gewesen, und was Lotte anging, so war es gegenwärtig im Werke, dem Mädchen die Stelle einer Hofdame am herzoglichen Hofe von Weimar zu verschaffen. Die Herzogin Luise, Karl Augusts Gemahlin, sowie Charlotte von Stein, Luise's Freundin und Goethe's Herzensfreundin, interessirten sich dafür. Aber Lottchen sollte wohl eine Hofdame werden, doch nicht am weimarer, sondern am Hofe des deutschen Geistes.

Die Bestimmung, welche Frau von Lengefeld für ihre jüngere Tochter im Auge hielt, hatte sie vermocht, mit ihren Kindern einige Zeit lang am Genfersee zu leben. Dort sollte sich Lottchen den französischen Weltton aneignen. Auf der Rückkehr aus der Schweiz hatte die Familie Stuttgart und Mannheim berührt. Von ersterem Orte aus hatten die Schwestern, auf Veranlassung und in Begleitung der Frau von Wolzogen, welche mit ihnen verwandt war, Schillers Eltern auf der Solitude

einen Besuch abgestattet; in Mannheim hatten sie den Dichter selbst gesehen. Allein diese Begegnung war nur eine ganz flüchtige gewesen und hatte, wenigstens bei Lotte, keinen Eindruck hinterlassen. Zwar kannten und schätzten die Schwestern den Ruf des jungen Dichters und seine Werke. Aber wenn auch einzelne Scenen in den „Räubern", im „Fiesko" und in „Kabale und Liebe" sie angezogen und gerührt, so hatte sie doch die „Masse von wildem Leben" in diesen Stücken wieder zurückgescheucht.

Lottchen zeichnete immerfort und war so gar nicht in mittheilsamer Stimmung, daß sie es vermied, aufzusehen und den Blicken der Schwester zu begegnen.

Karoline wandte das Auge von dem trostlosen Wetter draußen und dann auch von der schweigsamen Schwester ab und den Lebensbeschreibungen des Plutarch zu, wovon sie einen Band in der Hand hielt.

„Wie rührend doch dieser Ausgang des Pompejus dargestellt ist", sagte sie nach einer Weile. „Lauter große und doch wieder so einfach menschliche Züge. Nichts Gemachtes. Gerade das, denke ich, ist es, was uns an den Charakteren des Alterthums und ihren Geschicken so lebhaft und tief ergreift. Es ist in dieser antiken Welt eine Unbefangenheit und natürliche Größe, zu welcher die modernen Menschen es gar nicht mehr bringen können."

Die Zeichnerin gab keine Antwort.

„Du bist ja heute ganz in dich verschlossen und vermauert, Lotte", fuhr Frau von Beulwitz fort. „Hast du wieder einmal, was du deine Ahnungen nennst? Laß das, liebes Kind. Dein Wesen ist ja darauf angelegt, das Leben heiter zu nehmen und froh zu führen."

„Das ist bald gesagt, Line", erwiderte Lotte, in ihrer Arbeit innehaltend. „Wer kann für Ahnungen? Es drückt mich heute den ganzen Tag etwas, ein seltsames Bangen, nicht gerade wie vor einem Unglück. Aber mir ist so sonderbar zu Muthe, gerade wie damals, als — als —"

Sie stockte und ihre rosigen Wangen wurden bleich.

Frau von Beulwitz blickte die Schwester theilnahmevoll an und versetzte im Tone zärtlichen Vorwurfs:

„Warum immer wieder an der Scheidewand rütteln, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt? Hast du mir nicht erst gestern gesagt, Lottchen, was vorüber sei, wolltest du nun auch wirklich vergangen sein lassen?"

„Ja, Line, wer deine Kraft der Fassung besäße! Oh, ich weiß wohl, du verstehst zu leiden, ohne es die Menschen merken zu lassen."

„Und hat man denn etwas davon, wenn man sie es merken läßt? Sind nicht die Menschen ihrer ungeheuren Mehrzahl nach so ganz von ihrem lieben Ich ausgefüllt, daß für andere in ihnen höchstens noch Platz bleibt für achselzuckendes Mitleid, dem sich nicht selten eine geheime Schadenfreude gesellt?"

„Das wäre schrecklich, Schwester. Aber es ist nicht so und du selbst glaubst gar nicht daran."

„Zuweilen doch, liebes Kind. Es gibt Augenblicke, wo ich zu glauben anfange, unser Freund Knebel habe doch nicht so ganz unrecht, wenn er meint, wenn man einmal nicht mehr ganz jung sei, so sei jeder Tag, den man erlebe, ein Schritt vorwärts zum Pessimismus und zur Misanthropie."

„Pfui, so kann nur ein ausgemachter Hypochonder sprechen.

Da ist doch unser herrlicher Freund Lavater ein ganz anderer Mensch. Liebe ist ihm der große Pol, um welchen die Welt sich dreht."

„Ja, aber er übersieht nur, daß jeder Pol seinen Gegenpol hat."

„Merken wir etwas davon in seiner Gegenwart? Oh, die schöne Schweiz! Was waren das für glückliche Tage, die wir angesichts jener wunderbaren Natur verlebten. Selbst der Schnee sieht dort anders aus, viel poetischer als der da, welcher so verdrossen auf den Gassen liegt."

„Sieh, sieh, unser guter thüringischer Schnee will sich diesen Schimpf nicht gefallen lassen", sagte Frau von Beulwitz lächelnd, als in diesem Augenblicke das Schneegestöber, vom Winde gepeitscht, rasselnd ans Fenster schlug. „Er will herein, um dich zu züchtigen."

„Er soll nur draußen bleiben. Ich mag die rohen Gesellen nicht", versetzte Lotte, in den scherzenden Ton der Schwester eingehend. Aber mit einem plötzlichen Uebergange fügte sie beklommen hinzu: „Wie der Wind heult! Wie muß das erst auf der See sein! Gott sei denen gnädig, die jetzt auf wilder Meeresflut vom Sturme geschaukelt werden."

Sie senkte die Augen und ein halberstickter Seufzer hob ihren Busen.

Die Narbe, deren wir oben erwähnten, war berührt worden. Frau von Beulwitz hütete sich aber, diese Berührung durch Verweilen dabei noch schmerzlicher zu machen, und ein günstiger Zufall kam ihr zu Hilfe.

„Amen zu deinem Gebet, liebe Lotte", sagte sie. „Gott

schirme alle Reisenden zu Meer und Land in diesem abscheulichen Wetter! Auch die beiden Fremden da, die in ihren verschneiten Mänteln die Gasse heraufgeritten kommen."

Die Erscheinung von zwei Reisenden zu dieser Jahreszeit war in dem kleinen Rudolstadt, zu dessen Thoren damals noch keine Kunststraße führte, kein alltägliches Ereigniß und wir müssen gewissenhaft angeben, daß es die Neugierde der beiden Schwestern lebhaft erregte, so kleinstädtisch dies auch den Menschen unserer Zeit vorkommen mag, welche täglich Hunderte und Tausende von Reisenden auf dampfbeflügelten Wagenburgen an sich vorübersausen sehen.

Line und Lotte waren also ans Fenster getreten und blickten auf die Gasse nieder, durch welche die bemäntelten Reiter auf augenscheinlich durch das Ungemach des zurückgelegten Weges ermüdeten Pferden heraufkamen.

„Wie ist mir denn?" sagte Frau von Beulwitz. „Ich meine, ich sollte den einen der Reisenden oder gar beide kennen. Sieh' dir mal den mit der hohen, etwas nach vorwärts gebeugten Gestalt an, liebe Lotte. Sollte er uns nicht schon irgendwo begegnet sein?"

„Daß ich nicht wüßte, Linchen. Aber der andere kommt mir bekannt vor. Hat er Zahnweh, daß er das Gesicht so mit einem Zipfel seines Mantels verhüllt?"

„Der dort? Aber sieh', jetzt schaut der Hochgestaltete herauf. Ah!"

„Was hast du denn?"

„Nichts — und doch! Aber es ist wohl nur eine wunderliche Einbildung. Der häßliche Mantelkragen!"

„Du glaubst den Fremden zu kennen?“

„Freilich. Es gibt nur ein solches Gesicht.“

„Was für eins?“

„Das von Friedrich Schiller.“

„Ah bah, wie käme der hierher?“

„Ich weiß nicht, aber ich meine, er müsse es sein.“

„Und der andere?“

„Der andere —“

„Der Mantelzipfel fällt. Glückauf, 's ist Wilhelm, unser Vetter Wilhelm Wolzogen!“ rief Lotte aus, fröhlich in die Hände klatschend. „Sieh, er grüßt herauf, dein allergetreuester Verehrer. Böse Line, warum siehst du ihn gar nicht an?“

Die beiden Reiter zogen unten vorüber.

„Wir bekommen Besuch!“ sagte Lotte. „Ich wette, noch heute kommt der Vetter zu uns und bringt wohl seinen Begleiter mit. Siehst du, Schwesterchen, meine Ahnungen hatten doch etwas zu bedeuten.“

„Ob es wohl wirklich Schiller ist?“ fragte Frau von Beulwitz gedankenvoll.

Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn es war kaum eine halbe Stunde vergangen, so trat die Mutter der beiden Damen ins Zimmer mit den Worten:

„Eine gute Nachricht, Kinder. Wir bekommen Besuch. Vetter Wolzogen, der von Bauerbach kommt, bringt mir Grüße von seiner Mutter und läßt anfragen, ob er die Ehre haben könnte, uns auf den Abend aufzuwarten und uns seinen Reisebegleiter, den Herrn Rath Schiller, vorzustellen.“

„Also war es doch Schiller? Was du für ein scharfes Auge hast, Linchen“, sagte Lotte neckend.

Frau von Beulwitz kehrte sich lächelnd zur Seite. That sie es, um das leise Erröthen ihrer Wangen zu verbergen?

Zweites Kapitel.

Rückblick. — Ein Kreis, wo es heimelig ist. — Ocean und Haßelnußschale. — Staat und Individuum. — Weimariana. — Von einem königlichen Autor. — Poesie und Geschichte. — Wie die beiden Schwestern über ihren Gast nach seinem Weggange sprachen. — Ein Schillermythus. — „Gewiß, das ist ein guter Mensch!"

Die würdige Hausfrau hatte Sorge getragen, daß die Besuchsstube erst ordentlich gelüftet und dann gehörig geheizt wurde. Auch ward in der Küche zum Thee eine Extratorte bereitet, wobei, wie unsere Quelle will, Lottchen die Hände thätig mit im Spiele hatte. Hierauf beschränkten sich die Zurüstungen zum Empfang der Gäste, denn unsere Väter hatten vor uns unter anderem auch das voraus, daß sie sich gesellig mitsammen freuen konnten ohne allen den weitschichtigen Apparat, den wir bei jeder Gelegenheit in Bewegung setzen zu müssen glauben.

Um aber ganz gewissenhaft zu sein, müssen wir sagen, daß Frau von Lengefeld noch einer Privatvorbereitung oblag, denn sie war, wie schon angedeutet worden, eine ziemlich umständliche Dame. Sie nahm daher einige Verschönerungen an ihrem häuslichen

Anzuge vor und insbesondere wurde eine schneeweiße, vielbebänderte Haube mit großer Genauigkeit auf ihre etwa anderthalb Fuß hohe Frisur gesetzt. Die gute Dame huldigte nämlich in Sachen des Kopfputzes noch der strikten Observanz damaliger Hofmode, während ihre beiden Töchter ihren Haaren schon jene revolutionäre Freiheit verstatteten, welche die Flechten ohne künstliche Zusätze auf den Nacken niederfallen ließ. Sind wir recht unterrichtet, so hatten zu dieser Entfesselung der Frauenhaare insbesondere die „wallenden Locken" der Heldinnen Ossians das einflußreiche Vorbild abgegeben.

Mit Wilhelm von Wolzogen eingetreten, seinem Freund und Studiengenossen von der herzoglichen Militärakademie in Stuttgart her, wurde Schiller von dem Schwiegersohn der Hausfrau artig empfangen. Herr von Beulwitz war ein gewiegter Hofmann, etwas trocken und kaustisch in seiner Redeweise, aber nicht unzugänglich und keineswegs ohne Empfänglichkeit weder für die zeitbewegenden Ideen noch für die Träger derselben. So fand sich Schiller um so leichter in den Herrn Hofrath, als er selbst keineswegs mehr der unbeholfene und eckige Jüngling vom Jahre 1781 war.

Seit wir den Dichter nicht mehr gesehen, sind nahezu dritthalb Jahre über seinen Scheitel dahingegangen. Er war jetzt ein Achtundzwanzigjähriger. Seine edle Gestalt hatte sich zu ihrer ganzen Höhe entwickelt, seine Physiognomie war zu einem bestimmten Ausdruck gereift, zu jener anziehenden Mischung von genialer Würde und milder Freundlichkeit, welche ihm so vieler Menschen Zuneigung gewann. Sein Aeußeres verrieth den Gentleman, wenn es gestattet ist, mit diesem vielbezeichnenden eng=

lischen Ausdruck die Erscheinung eines Mannes zu charakterisiren, welcher im Benehmen und Anzug das Bewußtsein verräth, daß dem Manne von Bildung überall auch äußerlich eine gewisse Wohlanständigkeit gezieme. Eleganz ist freilich Schillers Sache nie gewesen, aber seine Frisur war geordnet, sein brauner Rock neu und seine Wäsche — wofür die Frauen bekanntlich einen scharfen Blick haben — untadelhaft weiß, wenn schon da und dort ein Schnupftabakskorn auf der Spitzenkrause des Vorhemdes nicht weggeleugnet werden konnte.

Der Dichter hatte in den letzten Jahren mit vielerlei Menschen verkehrt und war allmälig in der Fremde heimisch geworden. Wohnte ihm wohl eine größere Fähigkeit inne, sich unter Fremden weltbürgerlich zurechtzufinden, als sonst seinen Landsleuten zu Gebote zu stehen pflegt, oder aber machte ihn die eigene Welt, die er in der Seele trug, gleichgiltiger für die landschaftlichen Unterschiede als andere Schwaben? Wir nehmen das letztere an, um so unbedenklicher, als die weltbürgerliche Richtung von Schillers Genius durch die Veröffentlichung des „Don Karlos" gerade unlängst ihre erste, ebenso entschiedene als glänzende Offenbarung vollzogen hatte.

Er war, wie wir gesehen, von Mannheim nach Sachsen gekommen auf die Einladung edler Menschen hin, die dem Dichter den Tribut ihrer Bewunderung nicht nur in Worten entrichten wollten. Obenan unter diesen Freunden stand Körner, eines herrlichen Sohnes trefflicher Vater. Er und seine Braut Minna empfingen den Gastfreund wie eine beste Gabe des Glückes, wie einen geliebten Bruder, und es bildete sich in Leipzig und Dresden um den Heimatlosen ein Freundeskreis, wo er sich wohl und gut

fühlte. Das mancherlei Mißbehagen, in welches ihn die mannheimer Theaterwirren geworfen hatten, löste sich, und wenn es auch an allerhand inneren und äußeren Bedrängnissen nicht fehlte, so gelangte seine Seele doch wieder in „süßen Einklang mit sich selbst". Er sah sein Streben von guten Menschen dankbar, ja enthusiastisch anerkannt und seine Schöpferkraft fühlte sich dadurch zu neuer Thätigkeit angeeifert. Er durfte sich gestehen, daß er etwas vermöge und etwas zu bedeuten habe unter den Menschen, und daher weht auch ein voller Hauch von Unsterblichkeitsahnung in dieser brieflichen Aeußerung aus jener Zeit: „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wann mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse."

Von einem solchen zu sprechen hatte unser Dichter gewiß das Recht. In Wahrheit, nur ein so hochedler Geist wie der seinige vermochte die gemeine Noth des Lebens, die ihn oft so zudringlich umringte, so standhaft und heiter zu ertragen, daß sie, statt ihn zu bändigen, wie „im wechsellosen Scheine" unter ihm lag. Die Werke Schillers gewinnen an sittlicher und künstlerischer Würde und Bedeutung, wenn man erwägt, daß sie nicht im Sonnenschein des Glückes sondern in der rauhen Luft der Widerwärtigkeit gereift sind. So dichten, wie er that, das konnte nur ein wesentlich guter Mensch. Seine Größe als Dichter ist recht eigentlich aus seiner Größe als Mensch erwachsen und daher hat

jene geniale Frau, die Tochter Neckers, schon vor vielen Jahren das richtigste Urtheil über Schiller gefällt, indem sie sagte, das Gewissen sei seine Muse gewesen. Ja wohl. Niemals hat es ein Mann von Genie mit seiner Arbeit so ernst genommen wie Schiller und so ist er denn auch mehr geworden als ein bloßer Poet und Künstler, ein Prophet nämlich und Lehrer der ganzen civilisirten Welt.

Beim Dorfe Gohlis, zu welchem man von Leipzig aus in nördlicher Richtung, das „Rosenthal" durchwandernd, gelangt, da steht noch das Häuschen, in welchem Schiller nach seiner Ankunft in Sachsen herbergte und das Hohelied „An die Freude" dichtete. Später in Dresden der Gast Körners, hatte er in dessen Weinberghaus beim Dorfe Loschwitz am rechten Ufer der Elbe Wohnung genommen. Da war „Don Karlos" in seiner jetzigen Gestalt vollendet worden. Aber während des dresdner-loschwitzer Aufenthaltes war auch der letzte Sturm jugendlicher Leidenschaft über des Dichters Herz gefahren, vielleicht der gewaltigste. Zu jenen beiden Frauengestalten, Lauretta und Lolo, denen wir unsern Dichter leidenschaftlich zugewandt sahen, hatte sich eine dritte gesellt, eine Henriette Elisabeth, deren bezaubernde Schönheit die phantastische Glut der Laura-Oden-Zeit in Schiller noch einmal zur hellen Flamme anfachte. Besorgte Freunde hatten das Unheil erkannt, daß dieses Feuer leicht zu einem Brand werden könnte, welcher des Dichters Zukunft vorweg verzehren würde, und so hatten sie ihn gedrängt, den Schauplatz einer so drohenden Gefahr zu verlassen. Schiller hatte in sich die Kraft gefunden, diesen Rath anzuerkennen und sich loszureißen. Er war der freundlichen Einladung Wielands gefolgt, nach Weimar zu

kommen und Mitarbeiter am „Deutschen Merkur" zu werden, welche Zeitschrift durch Schillers Beiträge bekanntlich den Höhepunkt ihres Ansehens erreichte. Er hatte die berühmte Musenstadt an der Ilm mit der lebhaftesten Spannung betreten, aber wie gut er auch von Wieland, Herder und andern — Goethe war damals in Italien — aufgenommen wurde, es wollte sich dort für ihn zuvörderst noch kein recht erquickliches und ersprießliches Verhältniß gestalten. Nur um so weniger vielleicht, als er da auch wieder mit Lolo zusammengetroffen war, deren leidenschaftlich gespannte Natur nur schwer oder gar nicht in den Ton ruhiger Freundschaft sich hineinzufinden wußte. Schiller litt darunter und es war ihm daher eine rechte Erleichterung gewesen, als er mit seinem Freunde Wolzogen den Ausflug nach Bauerbach machen konnte, von wo er jetzt über Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte. Auf dieser Rückkehr hatte er auch Meiningen berührt und dort die geliebte Schwester Christophine begrüßt, welche inzwischen die Frau seines Freundes, des Bibliothekars Reinwald, geworden war. Und nun zum Text zurück.

Herr von Beulwitz, in den Kreisen von Weimar wohlbewandert, fragte den Dichter nach Neuigkeiten von dort und erfreute den Gast mit seinem richtigen Urtheil über weimarische Personen und Zustände. Wolzogen seinerseits nahm an diesem Gespräche nur sehr oberflächlich Theil und blickte fortwährend unruhig nach der Thüre, durch welche die Damen eintreten sollten.

Der junge Edelmann hatte guten Grund dazu, denn er war seiner Base Karoline mit tiefster Herzensneigung zugethan, welche zwar keineswegs so warm, wie er es wünschte, erwidert wurde,

dennoch aber zuletzt über alle Hindernisse triumphirte. Denn was der liebende Vetter gegenwärtig noch gar nicht zu hoffen wagte, sollte nach Jahren in Erfüllung gehen. Die geliebte Base reichte ihm später, nach friedlich bewerkstelligter Scheidung von Beulwitz, die ersehnte Hand.

Endlich kamen die Damen, und obwohl es Wolzogen heftig drängte, zu einem Gespräche mit Karoline zu kommen, kannte er doch Frau von Lengefeld viel zu gut, als daß er unterlassen hätte, die Einführung Schillers in aller Form zu bewerkstelligen. Der Ceremonientik der Hausfrau fand an dem ehrerbietigen Anstand, womit der Dichter den Förmlichkeiten genugthat, ein großes Wohlgefallen und sie benahm sich gegen ihre Gäste mit einer Freundlichkeit, welche das Zusammensein sofort sehr behaglich machte.

Die Gesellschaft war zu klein, um sich in einzelne Gruppen aufzulösen, und plauderte daher recht gemüthlich mitsammen. Am stillsten war Lotte. Es lag überhaupt nicht in ihrem Wesen, sich vorzudrängen, und heute hatte sie überdies genug damit zu thun, den Eindruck der Erscheinung des Dichters sich zurechtzulegen. Vortretend war dabei in ihr das Gefühl der Verwunderung, daß sie an dieser Persönlichkeit bei der Begegnung in Mannheim so unachtsam habe vorübergehen können. Karoline ihrerseits beschäftigte sich um so lebhafter mit Schiller, als sie jede ungewöhnliche Annäherung ihres Vetters Wolzogen vermeiden wollte, und was den Dichter betrifft, so war er gesprächig und in hohem Grade liebenswürdig. Das machte, er fühlte sich schon in der ersten Viertelstunde in diesem Kreise so heimisch, wie es ihm lange nicht begegnet war.

Wolzogen, welcher jetzt noch nicht wußte, daß er später Hofmann und Diplomat werden sollte, setzte seine Verwandten von seiner Absicht in Kenntniß, nach Paris zu gehen und sich dort in seinem Fache, in der Architektur, weiter auszubilden. Beulwitz wünschte ihm Glück dazu und versprach ihm die günstigsten Eindrücke von der Weltstadt. Aber der junge Mann versetzte:

„Ich fürchte, Ihre freundlichen Wünsche dürften kaum in Erfüllung gehen. Gehe ich doch mehr mit einem geheimen Bangen als mit freudiger Erwartung dem Aufenthalt in der großen Kapitale entgegen. Mir ist, der Wirrwarr des modernen Babylon müßte mich nur stören und verwirren und am Ende könnte die bunte Vielerleiheit der Eindrücke nur Ueberdruß zum Resultate haben.“

„Wie deutsch-idyllisch!“ sagte Schiller scherzend und fuhr dann ernster fort, unwillkürlich, wie es seine Art war, in eine sententiöse Weise hineingerathend: „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich, wie ich glaube, in dem weiten großen Element von Paris gefallen. Wie klein und armsälig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, welche unvermeidlich miteinfließen, kein Aergerniß nehmen. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Darauf eben, dünkt mich, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthard aussehen, aber die

Bewohner des Mondes, falls es solche gibt, sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel."

„Vortrefflich philosophirt, liebster Freund", entgegnete Wolzogen. „Schade nur, daß ich mir in Bezug auf Paris nicht eines Mondbewohners Auge zutrauen darf. Du hast ein solches, so ein philosophisches Auge, und daher erneuere ich nochmals alles Ernstes meinen Vorschlag, daß du mit mir nach Paris gehen mögest. Ich bin überzeugt, der Aufenthalt in jener Stadt müßte dich vielfach fördern."

„Vielleicht, lieber Wilhelm, vielleicht aber auch nicht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen, drängenden Menschenocean, aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür habe, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser, ruhiger Bewunderer bleiben. Und dann, um doch recht ins Gelag hineinzuphilosophiren, dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen, und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens."

Frau von Lengefeld, welche von dieser abstrakten Richtung

des Gespräches nicht sehr erbaut sein mochte, führte die Unterhaltung auf realeren Boden zurück und ihr Schwiegersohn unterstützte sie darin, indem er eine gelegentliche Aeußerung Wolzogens über Weimar benutzte, um dieses Thema festzuhalten.

Frau von Beulwitz, welche mit Lolo befreundet war, fragte den Dichter nach dem Gehaben der Freundin, aber die Antwort lautete ziemlich unbestimmt und ausweichend. Mit dem feinen Takt ihres Geschlechtes ließ daher Karoline den Gegenstand fallen und gab, die Rede auf bedeutende Persönlichkeiten der Musenstadt lenkend, dem Dichter Gelegenheit, sich freier auszusprechen.

„Wieland", sagte er unter anderem, „ist jung, wenn er liebt. Er ist noch immer der Dichter der Grazien. Man kann aber nur durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen zu ihm gelangen. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht, doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht."

„Sie haben auch Herders Bekanntschaft gemacht?" fragte Beulwitz. „Ist es wahr, daß seine Persönlichkeit neuestens einen starken Anflug von — von — wie soll ich sagen? von theologischer Essigsäure bekommen hat?"

„Davon habe ich nichts wahrgenommen", erwiderte Schiller. „Herder hat mir sehr behagt. Er ist ein Mensch aus einem Guß, kernhaft, knorrig, ein rechter Eichenmann. Seine Empfindungen bestehen in Haß und Liebe, aber seine Unterhaltung ist voll Geist, Stärke und Feuer. Er reißt einen unwiderstehlich mit sich fort, auch da, wo man ihm widersprechen möchte."

„Das dürfte kaum angehen, mein lieber Herr Rath", sagte

Beulwitz mit seinem trockenen Lächeln. „Der gute Generalsuperintendent von Weimar soll ein größeres Gefühl der Infallibilität in sich tragen als zehn Päpste. Ich habe mir auch sagen lassen, Herder und seine Frau lebten neuestens in einer egoistischen Einsamkeit und bildeten zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der jeder Profane ausgeschlossen sei."

„Medisance, lieber Freund", bemerkte Karoline, „weiter nichts. Wir hören von Frau von Stein, daß Weimar dermalen sehr in Gefahr sei, ein recht boshaft kritischer Ort, um nicht zu sagen, ein Klatschnest zu werden."

„Hm, ma chère", entgegnete der Hofrath, „zu dieser übeln Meinung von Weimar dürfte die gute Frau von Stein wohl durch den Klatsch bewogen worden sein, welchen ihr dienstfertige Zungen über die poetischen Licenzen, die sich ihr Herzensfreund Goethe in Rom nähme, zu Ohren brachten."

„Das mag sein", sagte Schiller, „aber gewiß ist, daß jedermann in Weimar Goethe's Abwesenheit sehr empfindet und bedauert. Herr von Knebel erwies mir die Ehre, mich im letzten August mit der Elite der weimarer Gesellschaft zur Feier des Geburtstags von Goethe in dessen Garten einzuladen. Wir konnten aber zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen und Wieland gab der allgemeinen Stimmung Worte, indem er in seiner etwas überschwänglichen Weise sagte, es fehle eben dermalen dem weimarer Leben seine Centralsonne, der Wolfgang, dessen Geburtsfeier wir begingen."

„Es wäre doch jammerschade", meinte die Frau vom Hause, „wenn alle die mancherlei Hoffnungen, welche durch das Zusammenleben so bedeutender Menschen in Weimar geweckt

wurden, schon welk wären. Zwar konnte sich nicht jedermann mit den Ausschreitungen der weimarer Geniewirthschaft befreunden, aber abgesehen davon, mochten doch alle Empfänglichen nah und fern die belebenden Einflüsse eines solchen erhöhten Lebens empfinden."

„Gewiß, gnädige Frau", versetzte der Dichter. „Ich selbst erinnere mich mit Lust der bedeutenden Wirkung des genialischen Treibens in jenem Kreise, als ich in weiter Ferne zuerst davon Kunde erhielt. Gegenwärtig freilich herrscht eine gewisse Ebbe in der Stimmung der weimarer Gesellschaft. Es fehlt ihr im ganzen, scheint mir, ein kräftiges Ferment. Im einzelnen jedoch bietet sie noch immer viel des erfreulichen, förderlichen, und beim augenblicklichen Mangel des genialischen mag man mit dem komischen vorlieb nehmen. Habe ich doch selbst gleich in den ersten Tagen meines dortigen Aufenthalts eine spaßhafte Episode erlebt."

Man fragte und Schiller erzählte:

„Ich sitze gerade, Briefe zu schreiben, als an meine Thüre geklopft wird und auf mein Herein! tritt ins Zimmer eine kleine, spindeldürre Figur, krumm und sehr gebückt, in grüngelber Weste und weißem Frack. — Habe ich nicht das Glück, fragt die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen? — Der bin ich, ja. — Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen ‚Don Karlos' ich eben komme. — Gehorsamer Diener, mit wem habe ich die Ehre? — Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius. — Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden und bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblicke versagt habe und eben im Begriffe war, auszugehen. — Ich bitte

sehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe. — Dann ein unbeschreiblicher Bückling und, husch, war die Figur zur Thüre hinaus."

Man lachte.

So liebt, mit unserem Dichter zu sprechen, die Welt, das Stralende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Denn, lieber Leser, du mußt wissen, die komische Figur in grüngelber Weste und weißem Frack war keine geringere Person als jener große Vulpius, der nachmals nicht nur Goethe's Schwager, sondern auch Verfasser des „Rinaldo Rinaldini" wurde, ein Mann also, dessen Unsterblichkeit noch heutzutage bei Ladendienern, Köchinnen, Unteroffizieren und sogar bei Gymnasiasten nicht ganz sterblich geworden sein dürfte.

Ein schöner, Friedrich den Großen zu Pferde darstellender Kupferstich, welcher Schillers Stuhl gegenüber an der Wand hing, fesselte seine Aufmerksamkeit, und da er die Beziehungen der Familie zu dem großen König durch Wolzogen erfahren hatte, erwies er der Frau vom Hause die von dieser wohlgewürdigte Artigkeit, die Rede darauf zu bringen. Dies gab Veranlassung, über den berühmten Monarchen einläßlicher zu sprechen, um so mehr, da es sich herausstellte, daß die „Histoire de mon temps" des königlichen Autors, wie den Dichter, so auch die lengefeld'sche Familie kürzlich lebhaft beschäftigt hatte. Schiller bemerkte über das berühmte Buch:

„So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle sein mag, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr meines Erachtens noch manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die voltaire'sche Manier, mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzu-

glitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Stil. Im ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen und vortrefflich unterrichteten Kopfe; aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben geleitet, haben auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie erinnern sich, daß es bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie auferlegt zu haben scheint, nie unterläßt, sie als im Glücke übermüthig zu zeigen. Dieser feine Kunstgriff wird aber zu häufig angewandt, so daß die Absicht nicht zu verkennen ist. Bei alledem aber muß das Buch als ein merkwürdiges und wahrhaft stärkendes anerkannt werden."

Lotte sagte schüchtern:

„Der Blick, welchen der königliche Geschichtschreiber auf die Verfassung der verschiedenen Staaten thut, und das, was er von den Nationen sagt, hat mir viel Freude gemacht. Durch die Schlachtberichte aber und die langen Belagerungsgeschichten konnte ich mich nur schwer durchwinden."

Sie hielt inne, allein ein ermuthigender Blick des Dichters machte sie fortfahren:

„Ich glaube, Plutarch hat mich verwöhnt, daß ich vor der Tapferkeit unserer jetzigen Welt keine so große Ehrfurcht mehr habe. Es wäre schön, wenn wir solche Menschen aufzuweisen hätten, wie das Alterthum sie besaß. An Geschichtschreibern würde es nicht fehlen. Wie schön würden nicht Sie, verehrter Herr Rath, ihre Thaten uns darstellen, und noch lange würden sich die Menschen danach bilden; denn nichts ist größere Aufmunterung, als solche Vorbilder zu haben."

Sie sagte das mit so ungeheuchelt herzlicher Offenheit, daß Schiller aufs wärmste davon berührt wurde.

„Ich machte die nämliche Wahrnehmung wie meine Schwester“, bemerkte Frau von Beulwitz. „Der Kontrast dieser Zeit zu den Zeiten von Plutarchs Helden ist gar so sonderbar. Ich kann mir's nicht nehmen, gegen jene gehalten kommt mir unsere Zeit vor wie ein Garten mit verschnittenen Alleen und Bäumen gegenüber einem schönen Eichwald. So eisern und eng erscheinen mir die Menschen im Leben des großen Königs.“

„Dürfte das“, fragte Schiller, „nicht daher rühren, daß Sage und Dichtung noch nicht Zeit gehabt haben, die Charaktere und Ereignisse der Zeitgeschichte mit den Forderungen unserer Phantasie in ein richtiges Verhältniß zu setzen?“

„Allerdings“, gab Karoline zurück. „Und da kommt mir ein guter Gedanke. Die Sage zwar hat an Friedrich dem Einzigen schon vielfach ihr Recht geübt. Tausend Anekdoten zeugen dafür. Aber die Dichtung hat dem Heldenkönig noch keinen Tribut dargebracht, der seiner Thaten würdig wäre. Sollte es nicht Sie, ja gerade Sie, Herr Rath, anmuthen, den König inbetreff seines Vorurtheils gegen die vaterländische Poesie noch im Grabe zu beschämen, indem Sie den Beweis lieferten, daß ein deutscher Dichter für seine Apotheose mehr thun könne als alle seine Franzosen zusammengenommen?“

„Verehrte Frau“, entgegnete der Dichter mit lebhafter Bewegung, „Sie überschätzen wohl in Ihrer Güte allzusehr mein Vermögen. Abgesehen aber hiervon, ist es ein mir bedeutsames Zusammentreffen, daß mich der Gedanke, Friedrich den Großen zum Helden eines epischen Gedichtes zu wählen, gerade

in diesen Tagen vielfach beschäftigt hat. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich gäbe einer unglücklichen Situation den Vorzug, weil eine solche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln ließe. Die Haupthandlung müßte womöglich sehr einfach und wenig verwickelt sein, so daß das ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darauf ausgehen, immer des Königs ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen zu lassen. Freilich, ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein als eins in der Kindheit der Welt. Das aber gerade ist es, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Künste, häuslichen Einrichtungen, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen Freiheit leben, wie in der Ilias alle Zweige der altgriechischen Kultur anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine epische Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber vielleicht wird sich noch etwas Helles daraus bilden."

„Glück zu!" sagte Frau von Beulwitz mit schöner Theilnahme. „Lassen Sie uns hoffen, verehrter Freund, daß Ihr

dichterischer Genius recht bald mit dem königlichen Friedrichs sich verbinden werde.“

„Sei mir dieses Wort ein Wort der Weihe! Aber, Verehrteste, manches Bedenken ist zuvörderst noch zu überwinden. Die Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität des Stoffes entstehen, sind groß und damit hängt dann auch die Frage zusammen, ob es überhaupt gestattet sei, die Gestalt Friedrichs aus der historischen Beleuchtung in die poetische hinüberzurücken. Die geschichtliche Figur des Königs, mit allen ihren Ecken, hat sich der Phantasie unserer Zeitgenossen so fest eingeprägt, daß es sie wahrscheinlich aufs heftigste empören müßte, wenn die Dichtung irgendwelche Veränderung daran vornähme.“

„Sollte dieses Bedenken wirklich von so großem Gewichte sein? Und wenn, müßte es nicht zu der Folgerung führen, daß es dem Dichter überhaupt verwehrt wäre, geschichtliche Erscheinungen zu behandeln? Das hieße aber, scheint mir, der Weltgeschichte und der Poesie gleichermaßen unrecht thun. Hegten wir wohl für die Helden und Heldinnen Homers das tiefe menschliche Interesse, welches sie uns einflößen und den fernsten Geschlechtern einflößen werden, falls nur eine trockene Chronik uns ihr Thun und Leiden überliefert hätte? Könnte eine aktenmäßige Darstellung des trojanischen Krieges und der Reiseschicksale des Odysseus den bildenden Einfluß auf die Nachwelt üben, welcher den homerischen Gesängen innewohnt? Gewiß nicht. Und dann, die Geschichte wird, dünkt mich, noch kein Roman, wenn einige Züge falsch sind, das heißt, poetisch ausgeschmückt oder auch geradezu ersonnen. Die großen geschichtlichen Charaktere, die großen Thaten, die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr und eine große

Seele versteht ihren Geist auch in der Ferne. Im Anschauen wahrer Begebenheiten — und ich verstehe darunter sowohl thatsächlich als auch poetisch wahre — schwebt der Seele immer ein großer Reiz vor. Sie wird in den Strom der Begebenheiten hinein und von demselben in ferne Zeit gezogen."

„Das ist's, verehrte Frau. Sie scheinen mir ganz richtig das Wesen der historischen Dichtung zu bezeichnen. Der Vorzug der realen Wahrheit, welchen die Geschichte vor dem Roman, dem Epos und Drama voraus hat, könnte jene allerdings über diese erheben. Aber es fragt sich, ob die ideale Wahrheit, die ich die philosophische und künstlerische nennen will und welche in jeder poetischen Darstellung in ihrer ganzen Fülle herrschen muß, nicht ebenso viel Werth hat als die historische. Daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, sich ausdrückt und handelt, ist ein großes, wichtiges Faktum für den Menschen; und das muß der Dramatiker oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung mit der Geschichte, die Wahrheit wird gefühlt und verstanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Wege den Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das so leicht sich verlierende Individuum. Auf diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister. Der Geschichtschreiber dagegen ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen oder wenigstens nur mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt."

Unter solchen Gesprächen, die einerseits zeigen mögen, wie

sich in Schiller mit dem Dichter allmälig mehr und mehr der Kunstphilosoph verband, und die anderseits ein gewiß nicht ungünstiges Zeugniß für deutsche Frauenbildung im achtzehnten Jahrhundert ablegen, verstrichen die Stunden des Abends schneller, als den Betheiligten lieb sein mochte. Ihr Gedankenaustausch hatte den Dichter und die beiden Schwestern einander rasch näher gebracht, denn auf beiden Seiten war lebhafte Strebsamkeit und ein edler Enthusiasmus, der namentlich in der Vorliebe für die antike Welt einen gemeinsamen Anknüpfungspunkt fand. Schon die Theilnahme für die Helden Plutarchs, welche von seiten der Schwestern lautgeworden, hatte für Schiller etwas wohlthuend anheimelndes. War es doch gerade damals, daß er eifrigst anfing, in dem ewigen Jungbrunnen des klassischen Alterthums täglich Geist und Herz zu erfrischen.

Beim Aufbruch fand Wolzogen Gelegenheit, der geliebten Frau gegenüber seine Gefühle sprechen zu lassen. Karoline sagte ihm das schöne Wort:

„Wenn ich, lieber Vetter, eine Weltfrau von dem gewöhnlichen Schlage wäre oder eine Prüde, der alles Reine und Unschuldige verdächtig ist, weil sie selbst sich nicht rein fühlt, so könnte ich thun, als beleidigten mich zärtliche Empfindungen; aber mich, Ihre wahre und herzliche Freundin, mich schmerzt nicht der Ausdruck Ihrer Empfindungen, wohl aber machen mich dieselben für Sie besorgt. Warum wollten Sie sich der Leidenschaft überlassen, die so oft edle Herzen verzehrt und sie fühllos für alle Freuden des Lebens macht? Eine lange Laufbahn liegt vor Ihnen. An Ihnen ist es, sie zu einer schönen und glücklichen zu machen. Warum sollten Sie Ihnen und mir die Gegenwart

verbittern und die Zukunft verdüstern? Nehmen wir geduldig und dankbar an, was die Götter geben."

Inzwischen tauschten Schiller und Lotte Abschiedsworte, die beiderseitig den Wunsch des Wiedersehens enthielten.

„Gestatten Sie mir, zu hoffen, gnädiges Fräulein", sagte er, „daß dieser Abend den Grund gelegt habe zu der Berechtigung, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Mit dieser Vorwegnahme dessen, was, wie ich wohl fühle, erst verdient sein will, sage ich Ihnen Lebewohl."

„Leben Sie wohl", entgegnete sie, „recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll, und denken Sie freundlich meiner. Ich wünsche, daß es oft geschehe."

Und gleichsam zur Entschuldigung dieses naiven Wortes setzte sie hinzu:

„Meine Freunde, alt oder neu, sind mir gleich lieb. Es war ja nicht der Werth der älteren, der mich sie früher schätzen lernte, sondern nur der Zufall, der mich eher ihre Bekanntschaft machen ließ."

„Sie ehren und erfreuen mich", erwiderte der Dichter, „indem Sie mich schon jetzt in die Zahl Ihrer Freunde einreihen. Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen. Wenn die Frühlingssonne darauf scheint, mag es zur Blume werden. Und wie danke ich Ihnen und den Ihrigen für die glücklichen Stunden, die mir in Ihrer Nähe zu verleben gegönnt war! Sie reichten aus, mich zu überzeugen, daß ich unter edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten? Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden."

Nachdem die Freunde gegangen, blieben die Schwestern noch allein mitsammen. Karoline war nachdenklich. Lotte äußerte unbefangen ihre Befriedigung über die Bekanntschaft mit dem Dichter.

„Wie seltsam“, sagte sie, „daß wir damals in Mannheim so achtlos an Schiller vorübergehen konnten.“

„Achtlos?“ versetzte Karoline mit einer Betonung, welche Lotte die Schwester verwundert ansehen machte. Dann fügte sie ruhiger bei:

„Du hast recht, liebe Lotte, unsere damalige Unempfänglichkeit war wirklich seltsam. Ich erkläre mir sie aber daraus, daß unsere Seelen von den Wundern der Schweiz noch allzu voll waren, als daß wir anderen Eindrücken zugänglich gewesen wären. Und außerdem, gehen doch die Menschen im Leben oft am guten und besten vorüber, ohne davon Notiz zu nehmen.“

„Was mir bei Schiller besonders angenehm auffiel“, fuhr Lotte fort, „war zweierlei.“

„Nämlich?“

„Zum ersten der Gegensatz seiner sanften Persönlichkeit zu den stürmischen Dichtungen, welche ihn berühmt gemacht haben. Zum zweiten die einfache, so ganz ungekünstelte Bescheidenheit, die einem in solchem Alter schon so berühmten Manne doppelt schön steht.“

„Vergiß auch nicht die angeborene Würde, die seine Erscheinung zu einer ganz königlichen macht. Wie bitter ist es, denken zu müssen, daß ein solcher Mann mit den gemeinen Nöthen des Lebens zu ringen habe. Ach, wohl hatte er recht, wenn er unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse armsälige nannte.“

„Aber, Line, war Homer nicht ein Bettler und ist er nicht trotzdem der Lehrer der Menschheit geworden?“

„Weiß man, mit welchen Schmerzen er das erkauft hat?“

„Mit bitteren ohne Zweifel. Aber erst neulich, weißt du? haben wir im Shakspeare gelesen:

Süß ist die Frucht der Widerwärtigkeit,
Die gleich der Kröte, häßlich und voll Gift,
Ein köstliches Juwel im Haupte trägt.“

„Liebe Lotte, wärest du nicht eben meine liebe Lotte, ich könnte dich um deine unschätzbare Fähigkeit beneiden, alles im tröstlichen Lichte zu sehen.“

„Warum denn, Lindchen, sollte ich unsern neuen Freund allzu sehr darob beklagen, daß er dem Leben dessen Bedürfnisse abringen muß, da ich doch sehe, wie ihn diese Nothwendigkeit nicht verschlechtert, sondern nur veredelt hat? Vetter Wilhelm theilte mir einen gar herzigen Zug von ihm mit, während die gute Mutter Schiller von den Beziehungen unseres seligen Vaters zu Friedrich dem Großen erzählte.“

„Einen herzigen Zug? Laß doch hören!“

„Ja, er hat mich recht gefreut. Fast noch mehr als Schillers ‚Lied an die Freude‘, welches uns doch neulich so sehr entzückte.“

„Das herrliche Lied! Wie kommst du gerade jetzt darauf?“

„Oh, es hängt mit meiner Geschichte ganz unmittelbar zusammen, wäre vielleicht ohne dieselbe gar nicht entstanden. Höre nur! Während Schiller in Gohlis bei Leipzig lebte und an seinem ‚Don Karlos‘ schrieb, pflegte er sich durch einen Gang im Rosenthal in erster Morgenfrühe auf seine Tagesarbeit vorzubereiten. Auf einem dieser Gänge vernimmt er im Ufergebüsche

der Pleiße eine leise Menschenstimme, die sich in einem Selbstgespräch, halb verzweiflungsvolle Klage, halb Gebet, Luft macht. Er dringt rasch durch das Buschwerk und findet einen Jüngling, welcher eben halbentkleidet in den Fluß springen will. Schiller wirft sich auf ihn, um den Selbstmord zu verhindern. Der Unglückliche, nachdem er seiner Bestürzung Meister geworden, erzählt seinem Retter, daß er ein armer Student der Theologie sei und seit einem halben Jahre nur trocken Brot gegessen habe. Jetzt aber seien seine bisherigen spärlichen Subsistenzmittel vollends gänzlich versiegt und er müsse demnach langsam am Hunger sterben oder aber eine minder qualvolle Todesart wählen. Schiller gibt dem Armen alles Geld, welches er bei sich hat, spricht ihm tröstend zu und nimmt ihm das Versprechen ab, die nächsten acht Tage über nicht auf sein schreckliches Vorhaben zurückzukommen. Einige Tage darauf ist Schiller als Hochzeitsgast in ein reiches leipziger Haus geladen. Mitten in der Fröhlichkeit des festlichen Kreises erinnert er sich da seines armen Theologen —"

Karoline, ahnend, was kommen werde, war ans Klavier getreten, schlug die Saiten an und sang leise:

„Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein:
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun —"

„Ja", fuhr Lotte fort, „so war es auch. Schiller erhob sich und schilderte der frohen Tafelrunde sein Abenteuer im Rosenthal in begeisternder Weise. Dann ging er mit einem Teller rund um die Tafel und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß seine

Erzählung die Börsen nicht weniger weit als die Herzen geöffnet habe. Noch am nämlichen Abend händigte er dem erstaunten und entzückten Studenten den schönen Ertrag dieses Bittganges ein und in der Nacht habe er dann in seiner stillen Klause zu Gohlis das Lied an die Freude gedichtet."

„Ich glaube es von Herzen. Darum ist auch so ein voller Jubelton einer schönsten Seele darin. Nur ein wahrhaft guter Mensch kann diesen unsterblichen Hymnus geschaffen haben."

„So muthet er auch mich an. Gewiß, Schiller ist ein guter Mensch."

„Sage: ein großer und ein guter!" versetzte Karoline mit schwärmerischer Innigkeit.

Drittes Kapitel.

Wie das kleine Samenkorn der Freundschaft zur Blume wird.

Der Dichter hatte demnach im lengefeld'schen Hause einen Eindruck zurückgelassen, welcher zu kräftig und günstig war, als daß er sich je wieder hätte verwischen können. Aber er hatte auch einen Eindruck mithinweggetragen, welcher jenem an Stärke nicht nachstand. So hätte müssen ein besonderer Unstern walten, wenn das Verhältniß von beiden Seiten nicht ein schönes und dauerndes geworden wäre.

Aeußere Umstände kamen hinzu, um die beiden Schwestern und den Dichter einander näher zu rücken. Gegen Ende des Winters zu kam Lotte für eine Weile nach Weimar. Es galt, den Hofdamenplan zu fördern. Allein Lotte scheint an der Hofluft wenig Behagen gefunden zu haben. Sie sehnte sich nach ihren heimatlichen Bergen und verhehlte diese Sehnsucht auch dem Dichter nicht, welcher bereits das schöne Vorrecht genoß, freundschaftlichen Tones mündlich und schriftlich mit dem anmuthigen Mädchen verkehren zu dürfen. Er sagte ihr damals:

„Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bergen und

Bäumen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich. Man kann den Menschen recht gut sein und doch wenig von ihnen empfangen. Das ist, glaube ich, auch Ihr Fall. Jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat. Dieses wird oft von der Gesellschaft — von guter sogar — eingeschränkt; aber die Einsamkeit gibt es uns wieder und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Assembleenluft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. So eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe — verzeihen Sie mir."

Die erbetene Verzeihung wurde sicherlich gerne gewährt. Ueberhaupt muß sich Lotte während des Aufenthalts in Weimar ganz dem unbefangenen Frohsinn und der heiteren Güte ihres glücklichen Naturells überlassen haben. Zeugniß dessen ist die Strophe, welche der Dichter beim scheiden in ihr Stammbuch schrieb:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
  Umhüpft — so Lotte, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
  In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie doch nicht! — Die Eroberungen,
  Die jeder deiner Blicke siegreich zählt,
Die deine sanfte Seele dir erzwungen,
  Die Statuen, die dein Gefühl beseelt,
Die Herzen, die dein eignes dir erzwungen,
  Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,

Die rechnest du für Schätze diesem Leben,
Für Tugenden uns Erdenbürgern an.
Den holden Zauber nie entweihter Jugend,
Der Engelgüte mächt'ger Talisman,
Der Majestät der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann!

Der Abschied war jedoch nur für eine kurze Frist genommen. Schiller sehnte sich mit dem kommenden Frühling aus dem weimarer Stadtleben hinweg, welches damals, aus Gründen, wie wir sie im vorigen Kapitel angedeutet haben, bei manchem förderlichen für den Dichter doch auch viel unersprießliches hatte. Er versprach sich im Rückblick auf sein Gartenhausleben in Gohlis und Loschwitz, auf die Arbeiten, welche ihn beschäftigten, den besten Einfluß von ländlicher Einsamkeit. Aber freilich, so ganz einsam sollte dieselbe doch nicht sein. Es zog ihn in die Nähe von Rudolstadt, denn die beiden Schwestern machten nun schon einen Theil seiner Existenz aus.

Von ihrer Seite fand dieser Wunsch des Freundes die günstigste Aufnahme und bereitwilligste Unterstützung. Die Schwestern sahen sich nach einer passenden Sommerherberge für den Dichter um und fanden eine solche in der Entfernung einer kleinen halben Stunde von der Stadt bei dem Dorfe Volkstädt, das zwischen Wiesen und Gärten an der Saale liegt, in dem Hause des Kantors Unbehaun.

Hierher zog in der Mitte des Maimonds der Dichter und fand bei der Familie seines Wirthes freundliche Aufnahme und sorgliche Pflege. Wenige Tage nach seiner Ankunft pries er in einem Schreiben an seinen Freund Körner den neuen Aufenthaltsort, das liebliche Saalethal mit seinen sanftansteigenden

Bergen und die seiner Wohnung gegenüberliegende Anhöhe, von wo Schiller der reizenden Aussicht auf die Stadt so gerne genoß. Dieser Punkt, welchen eine schöne Pietät nachmals Schillershöhe genannt und mit einer Bronzebüste des Dichters geschmückt hat, ist Wanderern, welche den Spuren des Genius nachzugehen und die Stätten, welche großer Menschen Anwesenheit geweiht, aufzusuchen lieben, wohlbekannt.

Es waren glückliche Tage, welche Schiller in Volkstädt verlebte, für seinen Geist eine Zeit des Reifens, für sein Herz eine Zeit sanfter Befriedigung. Mit wem immer er in Berührung kam, der gewann ihn lieb, selbst die einfachen Dörfler, in deren Gedächtniß der „junge gelehrte Mann mit dem blassen, geisterhaften Gesichte und den langen, gelben Haaren, welche nicht gepudert und zusammengedreht waren, wie die der Stadtherren", bis auf unsere Zeit herab fortgelebt hat.

Was ihm der Umgang mit den beiden Schwestern, was diesen der Umgang mit dem Dichter war, das hat uns Karoline in unübertrefflich schönen Worten geschildert. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden und Tagen für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umganges entbehrt; uns nun fand er immer empfänglich für die Gedanken, welche eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst

eine milde, harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über von heiterer Laune, und wenn oft störende Gestalten unseren kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklanges unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt nnd über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiter ideales Leben unserem innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte im Gespräche mit ihm wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reineren, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe."

Daß bei solcher Stimmung die Arbeiten des Dichters gedeihlich vorrückten, kann nicht wunder nehmen. Ihn beschäftigten damals vornehmlich zwei größere Unternehmungen, die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und „Der Geisterseher".

Das erstere dieser Werke war die erste bedeutendere Frucht seiner geschichtlichen Studien und ist auch, trotz ihrer fragmentarischen Gestalt, die bedeutendste seiner historischen Arbeiten geblieben. Wie Schiller von der Geschichtschreibung dachte, haben wir zu berühren schon Gelegenheit gehabt. Ihm war hauptsächlich um die innere, um die philosophische Wahrheit zu thun, durchaus

mehr um den Geist als um den Buchstaben der Begebenheiten. Das Detail, namentlich da, wo es der künstlerischen Formgebung widerstrebte, ließ ihn gleichgiltig. Ueberall auf die großen, ewigen Züge in den Geschicken, Leiden, Verirrungen und Thaten der Einzelnen und der Völker hindeutend, war er, wie als Dichter ein vorwärts zeigender, so als Historiker ein rückwärts gewandter Prophet. So war ihm denn der glorreiche Befreiungskampf der Niederländer gegen die spanische Despotie ein Mittel, „in der Brust des Lesers ein freudiges Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache". Die Idee, von welcher das ganze Werk beseelt und getragen ist, prägt sich in der Stelle der Einleitung aus, wo es heißt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Gewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen und heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann."

Dem Roman „Der Geisterseher" liegt eigentlich der nämliche Gedanke zu Grunde wie der Geschichte der niederländischen Revolution. Hier wie dort dreht sich alles um den Kampf der lichten gegen die dunkeln Mächte. Nur geht dieser Streit, der im Geschichtswerk auf der objektiven Bühne der Historie sich abspielt, im Roman innerhalb der Schranken individueller Beziehungen vor sich. Schiller, welcher von seinem Geisterseher später nicht mehr viel hielt, that dem Werke unrecht, insofern dasselbe eine meisterhaft psychologische Behandlung kulturgeschichtlicher Pro-

bleme des 18. Jahrhunderts enthält. Der Dichter hatte mit der Wahl dieses Gegenstandes einen ganz vortrefflichen Griff in seine eigene Zeit hineingethan. Vielleicht, daß ihn jener Brief aus Paris, welchen ihm Raleigh zu schreiben versprochen und auch wirklich geschrieben hatte, auf das Thema des Geistersehers geleitet. Der Freund hatte ihm darin den Verlauf und Ausgang der Intrike am herzoglichen Hofe von S. G. auseinandergesetzt, Lauretta's Stellung dazu, sein eigenes rettendes Eingreifen und seine Belohnung durch die Gerettete. So hatte Schiller erfahren, wie sehr zwei Menschen, die seinem Herzen theuer waren, in die Laufbahn des sizilianischen Abenteurers, der an verschiedenen Enden und Orten Europa's seine unglaublich frechen und doch urkundlich verbürgten Gaukeleien trieb, verflochten worden waren. Das erklärt die Wärme, womit der Dichter an die Ausführung des Gegenstandes ging. In dem Maße aber, in welchem die Gestalten Raleighs und Lauretta's, von denen er weiter keine Nachricht mehr erhalten, allmälig durch die Zeit und durch neuere Bekanntschaften in dämmernde Ferne gerückt wurden, erkaltete auch seine Theilnahme an dem geisterseherischen Thema und er ließ es zuletzt ganz fallen. Unrecht jedoch würde man dem Dichter thun, wollte man in der Heldin des Geistersehers, in der schönen Griechin, Erinnerungen an Lauretta finden. Dagegen hat man guten Grund, in jener Gestalt der Fiktion Züge der Wirklichkeit zu vermuthen, Züge von jener Henriette Elisabeth, welche den Dichter während seines Aufenthalts in Dresden so leidenschaftlich aufgeregt und verwirrt hatte.

Wenn im Geisterseher Schiller eine Gattung der Poesie, den Roman, kultivirt hat, zu welcher er später nie wieder zurück-

gekehrt ist, so sind dagegen zwei berühmte Gedichte aus dieser Periode, „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“, nur Vorblüthen — allerdings prächtige — jener lyrisch-didaktischen Dichterthätigkeit, die später Früchte trieb, welche mit zu den besten des germanischen Geistes gehören.

Gegen das Klagelied um die Götter Griechenlands hat gleich bei seinem Erscheinen das Zelotenthum wüthend die Lanze eingelegt. Das Gedicht sei irreligiös, wurde geeifert. Wunderlicher Mißverstand! Alle Adern dieses Liedes schwellen von religiösem Gefühl. Es ist ein Laut innigster Sehnsucht nach dem „holden Blüthenalter der Natur“, wo diese noch nicht als ein Abfall vom Göttlichen betrachtet, verachtet und gehaßt wurde, wie das später geschah, als man vergaß und vergessen machen wollte, daß auch der Stifter des Christenthums in den Evangelien überall als vom innigsten Natursinn durchdrungen erscheint.

Wenn aber Schiller in den Göttern Griechenlands als ein Rächer der Schönheit erscheint, so steht er in den Künstlern als ihr Prophet da. Wir möchten dieses wunderbare Gedicht eine Transfiguration der Kulturgeschichte der Menschheit nennen. Des Dichters philosophisches Kredo: Durch Schönheit zur Wahrheit und Freiheit! kommt hier voll und ganz zur künstlerischen Erscheinung. In erhabensten Tönen wird die Mission des Dichters, des Künstlers verkündigt und über den wogenden Gedankenstrom dieser frohen Botschaft fährt sänftigend und glättend die Hand der Grazie. Wer die Schöpfungen unseres theuren Dichters näher kennt, dem müssen die Künstler als die erste völlig reine Ausströmung seiner großen Seele erscheinen. Man spürt in jeder Zeile die wohlthätige Einwirkung der beiden Schwestern, man

fühlt, daß er diesen seinen Dank zollen wollte, daß er sich selbst im Auge hatte, als er in den Künstlern die Stelle schrieb:

In allem, was ihn jetzt umlebt,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an;
Der Schönheit goldner Gürtel webt
Sich mild in seine Lebensbahn.

Als Lotte das Gedicht im „Deutschen Merkur" gelesen, sagte sie dem Freunde:

„Ich finde immer mehr schönes, je öfter ich's lese. Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben, und man fühlt es klar, daß es so ist."

Das gegenseitige Vertrauen, das gegenseitige Gefühl der Unentbehrlichkeit wuchs zwischen den Frauen und dem Dichter von Tag zu Tage. Ausdrücke lebendigster Freundschaft traten in ihren Beziehungen an die Stelle der konventionellen Anreden und Begrüßungen, aber während Karoline ihre Empfindungen mehr zu beherrschen verstand, ließ die arglose Unschuld Lotte's hinter dem Schleier der Freundschaft manchmal schon ein wärmeres, weiblicheres Gefühl hervorblicken. So, wenn sie dem Dichter einen Strauß sendet und dazu die Worte schreibt:

„Diese Blumen sollen ihre süßen Düfte um Sie verbreiten, lieber Freund, und Ihnen einen schönen Gruß von mir bringen."

Schiller und die Schwestern lasen in diesem Sommer mitsammen den Homer und so wurde der Dichter von der Hand der Freundschaft immer mehr hineingeleitet in die große Welt des Alterthums, in welcher er sich dann durch Uebertragungen aus Euripides noch heimischer zu machen suchte. Da gewährte es

ihm Freude und Aufmunterung, wahrzunehmen, wie fein und lebhaft das Verständniß Lotte's für die Alten war. Einmal äußerte sie:

„Wie schön kommt mir nicht der Muth vor, womit die Menschen der antiken Welt das Unglück tragen. Nie verlieren sie ganz die wohlthätige Hoffnung, und wenn dann alles verschwindet, so suchen sie Trost in dem beständigen Wechsel der Dinge.“

Im lengefeld'schen Hause war es auch, wo Schiller zuerst dem eben aus Italien zurückgekehrten Goethe persönlich begegnete. Aber wenn die beiden Schwestern, der Verehrung für Goethe voll, von dieser Zusammenkunft für ihren Freund viel gutes und bestes gehofft hatten, so sollten sie für jetzt in dieser Hoffnung sich sehr getäuscht finden. Es mußten noch Jahre vergehen, bevor zwischen den beiden Heroen unserer Literatur Verständniß und Zusammenklang sich herstellte. Schiller zwar war dem berühmten Manne mit offener Herzlichkeit genaht, aber Goethe's Gemessenheit scheuchte ihn zurück.

Goethe befand sich damals in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Zu der quälenden Rückerinnerung an den eben verlassenen Süden gesellten sich peinliche Eindrücke, die er im Vaterlande vorfand. Die laute Bewunderung für Schillers wildgeniale Jugendwerke war ihm, wie er später offen erklärte, zuwider, nicht etwa aus kleinlichem Neid, sondern weil sie ihn, der sich in Italien ein neues Schönheitsideal gebildet hatte, allzu geräuschvoll an die eigene Kraftgenialität erinnerten, welche er als eine abgethane Sache angesehen wissen wollte. Daß Schiller dem kraftgenialischen Naturalismus bereits sich entwunden, daß er eine

Bahn eingeschlagen hatte, welche ihn mit Goethe früher oder später zusammenführen mußte, und zwar im modernen Griechenthum zusammenführen mußte, das übersah damals der letztere, obwohl ihn Schillers Gedichte von den griechischen Göttern und den Künstlern schon hätten darauf aufmerksam machen können.

So blieb die erste Zusammenkunft zwischen den beiden kalt und förmlich. Schillers gerechtes Selbstbewußtsein fühlte sich verletzt, daß Goethe sein Entgegenkommen ablehnend aufgenommen. Doch war er gerecht genug, gegen Körner brieflich zu äußern:

„Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei Goethe bereits durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschiedene. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren."

Den Freundinnen gegenüber sprach sich aber Schillers verletztes Gefühl stärker aus.

„Soviel ich sehe und gehört habe", sagte er, „hat sich Goethe durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl."

Da Karoline schwieg, versetzte Lotte:

„Sie haben da, theurer Freund, ein Urtheil über Goethe gefällt, das mir in seinem Charakter einiges klar macht, was ich sonst nicht gut zusammenreimen könnte; nämlich, daß er sich ein Ideal von Egoismus gebildet hat und daher an nichts mehr recht innig zu seinem eigenen Glück sich anschießen kann. Er kann den Menschen viel für sie selbst geben, aber andere ihm nichts. Er kommt sich daher oft so einsam vor, weil er sich zu groß fühlt, und ich glaube, dies muß ihm trübe Augenblicke machen."

„Das mag allerdings wahr sein", entgegnete Schiller, „aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel mit ihm allein wäre, so würde ich freilich weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder, wie Hamlet sagt, in der Welt seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig bares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und, wenn Sie wollen, auch zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menschen verstehen. Diese ist: Gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird Goethe mich kennen, wie ich seinen Geist schon jetzt kenne und anerkenne. Und das noch, meine Freundinnen, lassen Sie mich Ihnen ein- für allemal sagen: erwarten Sie nicht zu viel herzliches und

ergießendes von Menschen, die von allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen. Wenn so viele Hände an dieses zerbrechlich zarte Ding tappen, was wunder, wenn es zu schanden geht? Wenn mich je das Glück oder Unglück träfe, daß ich sehr berühmt würde, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen Sie den Menschen im übrigen laufen."

„Welche Timonslaune, bester Freund!" sagte Karoline lächelnd. - „Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, diese eigentliche Grundsäule der Menschheit, so leicht einstürzen könne und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ich hoffe, Sie sollen mir immer lieb bleiben können, ungeachtet aller Berühmtheit. Wie diese bisher an Ihnen noch nichts verdorben hat, so wird sie es auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem inneren Dasein werden diese Dinge nie etwas gelten, hoffe ich, und das Zerreißen unserer Freundschaft denke ich mir gern aus dem Bereiche der Möglichkeit hinaus."

Nach einer Pause setzte sie noch hinzu:

„Ueber Goethe kann ich eigentlich sehr wenig sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe und ihn mehr nur aus den Erzählungen anderer kenne. Es kann sein, ich habe ein unrichtiges Bild von ihm. Das aber bleibt mir doch immer wahr, daß man ihm nur seines Genies wegen vieles vergeben kann, und auf das Vergebenmüssen kommt man am Ende doch immer mit den Menschen. Aller Umgang müßte sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens

graziös bewegt und nie von der Schönheitslinie abweicht — wo ist sie?"

Aber die „schönen Tage von Aranjuez" — damals war diese Redensart noch nicht trivial geworden — gingen vorüber und mit dem Blätterfall kam die Zeit des Scheidens. Seine literarischen Geschäfte und Verbindungen riefen den Dichter nach Weimar zurück, obgeich er die Stunde der Trennung soweit wie möglich hinausgerückt hatte.

Die drei guten Menschen, welche sich so innig verstanden und zugethan waren, hatten verabredet, daß sie sich, nachdem der Dichter im lengefeld'schen Hause bereits so zu sagen officiellen Abschied genommen, noch einmal da treffen wollten, wo sie sich an den Sommerabenden so oft begegnet waren. Demzufolge gingen die beiden Schwestern im bleichen Lichte der Novemberabendsonne hinaus an die Brücke über den Waldbach, wo der Freund ihrer schon wartete.

Sie wandelten mitsammen unter den halbentlaubten Bäumen des Saaleufers hin. Der Fluß rauschte, vom ersten Schneefall angeschwollen, trübe zu ihren Füßen.

„Wie melancholisch die Landschaft ist, die doch kaum noch so grün und sonnenhell aussah", bemerkte Karoline. „Sie stimmt nur allzusehr zu unseren Gefühlen, bester Freund, denn ich sehe mit wehmüthiger Genugthuung, daß Sie so wenig gern von uns gehen, als wir Sie ziehen lassen. Wie schön war diese Zeit unseres Zusammenseins! Ach, so schön, daß ich, weil sie nun unwiderbringlich dahin, fast wünschen möchte, sie wäre nie gewesen."

„Nein", entgegnete Schiller. „Wir wollen uns, meine Theuren, diesen Sommer nicht reuen lassen, ob er gleich ver-

gangen ist. Er hat unsere Herzen mit seligen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Was mich betrifft, mich machte er glücklicher als alle, die ihm vorhergegangen sind. Er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die liebe, holde Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist, Ihr Herz, Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Und lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unserer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben."

„Ich verstehe Ihre Absicht, theurer Freund, uns dadurch, daß Sie unserer Freundschaft für Sie einen höheren Werth beilegen, an das Bleibende dieses Verhältnisses zu erinnern und uns so über das Schmerzliche des Augenblickes hinwegzuhelfen."

„Und warum, beste Freundinnen, sollten wir uns diese Trennung schwerer denken und machen, als sie ist? Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht schnell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer sein durch diese Erinnerung. Möchte ich Sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überzeugt haben, als sie ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde."

Indem der Dichter bei diesen Worten seine Blicke von Karoline zu Lotte hinübergehen ließ, glaubte er zu bemerken, daß die gesenkten Wimpern des Mädchens feucht seien. Auch Frau

von Beulwitz machte diese Wahrnehmung, und als Lotte, wie um sich der Beobachtung zu entziehen, sich abwandte, flüsterte ihre Schwester dem Freunde zu: „Sagen Sie Lolochen noch ein gutes Wort" und trat dann zurück, um ihm dazu Gelegenheit zu geben.

„Theure Lotte", sagte er, „Sie sind den ganzen Abend her so still gewesen, als machte es Ihnen Mühe, mich freundlich zu entlassen und mir zu sagen, daß Sie, wie ich zu hoffen mich erkühne, auch in der Ferne meiner wohlwollend gedenken werden."

„Oh, glauben Sie das nicht, lieber Freund", versetzte sie mit sanftem Erröthen und bemüht, mit ruhiger Fassung zu sprechen. „Aber warum sollt' ich es läugnen, daß der lange gefürchtete Moment, welcher nun gekommen, mich traurig macht? Noch sehen wir mitsammen dieses Thal, diesen Fluß, diese Berge und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen immer gute und frohe Geister Sie umschweben, theurer Freund."

„Ich nehme Ihren Wunsch als ein gutes Omen dankbar an, liebe Lotte. Aber werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abwesend folgen lassen?"

„Oh, gerne, gerne! Ich möchte Ihnen sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und sie anderen deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß. Lassen Sie so oft, wie Sie können und Lust haben, von sich hören, damit der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird und ich nach Maßgabe

meiner Kräfte ihm folgen kann. Und so leben Sie wohl, so wohl, als ich es wünsche, und — und denken Sie gern meiner und oft."

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu empfehlen", entgegnete der Dichter. „Wie oft und gerne wird es geschehen!"

Damit reichte er Lotten und ihrer inzwischen wieder herbeigetretenen Schwester die Hände hin und sagte noch:

„Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben, theure Freundinnen, viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer, glauben Sie mir, werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat."

Damit trennten sie sich an dem Weg über den Waldbach, wo Schiller zurückblieb, um den nach der Stadt gehenden Schwestern nachzusehen. Schon wollte sie eine Biegung des Weges seinen Blicken entziehen, als sich Lotte noch einmal nach dem Freunde umwandte.

Es war nur ein flüchtiges Zurückwenden, aber dennoch gab es dem Dichter auf seinem Heimgange viel zu denken.

Viertes Kapitel.

„Der Weg von Freundschaft bis zur Liebe." — Der gute Genius und der durch ihn herbeigeführte „Moment des befreiten Herzens". — Ein Donnerschlag und eine Anekdote.

Damals blieben die Briefe — kaum glaublich für das an Dampf- und Telegraphengeschwindigkeit gewöhnte Geschlecht unserer Tage — Briefe, welche mit der Post von Weimar nach Rudolstadt und umgekehrt gingen, manchmal nicht weniger als vier Tage unterwegs. Zum Glück aber für befreundete Menschen, welche das rege Bedürfniß der Mittheilung hatten, gab es eine „Botenfrau", welche schneller ging, als der Postwagen fuhr.

Diese gute Botenfrau hatte im Winter 1788—89 gar viele Botschaften zwischen dem lengefeld'schen Hause in Rudolstadt und der Wohnung Schillers in Weimar auszurichten, gar viele Briefe und Bücherpakete hin und her zu tragen. Es ist überhaupt „erstaunend", um ein beliebtes Wort jener Zeit zu gebrauchen, wie sehr die Menschen des vorigen Jahrhunderts zum Briefwechseln aufgelegt waren. Uns Epigonen bleibt dazu nicht mehr Zeit genug. Oder sollten wir uns irren? Wird dem zwanzigsten Jahrhundert aus dem unserigen auch eine solche Masse

von gedruckten Briefwechseln beschert werden, wie uns aus dem vorigen? Mag sein, aber wir fürchten, was den Gehalt angeht, dürfte ein großer Unterschied fühlbar werden. Und doch wieder werden die Briefwechsel des neunzehnten Jahrhunderts vor denen des achtzehnten etwas voraushaben, das staatsbürgerliche Moment.

In Wahrheit, man müßte es „erstaunend" finden, wie die Bannerträger des deutschen Geistes im vorigen Jahrhundert fast durchweg so gar keine Beziehung zum Staate gewinnen konnten, wenn man nicht wüßte, daß es damals in Deutschland eigentlich gar kein staatliches Leben gab. Das deutsche Reich war nur eine Leiche des Mittelalters, und wenn alle edlen und strebsamen Geister vor dem widerwärtigen Leichengeruch in die reinere Region der Ideale sich emporflüchteten, wer kann es ihnen verargen? Der Deutsche hat ohnehin wenig politisches Geschick. Er ist dazu viel zu wenig schlecht. Was wunder, daß Männer, welche das Deutschthum in seiner höchsten Potenz darstellten, und noch dazu unter den angedeuteten Umständen, darauf ausgingen, für ihren Genius ein Gebiet zu suchen, welches sich von der gemeinen Wirklichkeit scharf abhob? Während jenseits des Rheins die schwarzen, schicksalsschwangern Wolken sich aufthürmten, deren Elektricität so bald in einem welthistorischen Gewitter sich entladen sollte, wandelten unsere Dichter und Philosophen in den Aetherhöhen der Idee und hielten jene Vorzeichen einer ungeheuren Katastrophe kaum einiger flüchtigen Seitenblicke werth. Und doch war hier wie dort der Geist des Jahrhunderts gleich thätig. Hier wie dort machte er Revolution, und wenn auch die deutsche nur im „Reich der Träume" vor sich gegangen, so war sie dafür eine zehnmal intensivere als die, welche thatsächlich in Frankreich sich

abspielte. Keiner der großen Helden oder der großen Verbrecher der französischen Revolution ist auch nur bis an den Fuß jener Gletscherhöhe der Gedankenkühnheit gelangt, von welcher aus der kleine hagere Mann da hinten in Königsberg, welcher so zu sagen nie aus den Thoren seiner Vaterstadt herausgekommen, Immanuel Kant, den Himmel erstürmte. Wir scheinen nicht dazu bestimmt, die Saaten, welche unser Genius aus dem Boden trieb, einzuheimsen. Aber was thut das am Ende? Der Welt wird die Ernte vom deutschen Gedankenfeld doch zu gute kommen. Hellas ging unter, aber heute noch sind die Hellenen die Mitbürger aller wahrhaft gebildeten Menschen. Wann die Gloire der Franzosen wie ein Feuerwerk verpufft, wann die Seeherrschaft Englands zur fernen Sage geworden sein wird, dann immer noch wird die Menschheit von den Gästgeschenken zehren, die ihr Lessing und Kant, Goethe und Schiller hinterlassen haben. Diese Namen werden dann vielleicht verweht sein, aber nimmer wird im Wirbelsturm der Jahrtausende der Hauch des Geistes ihrer Träger verwehen.

Doch wir müssen zu unserer guten Botenfrau zurück, welche so eben in Schillers Zimmer getreten ist und aus ihrer mächtigen Ledertasche zwei Briefe hervorgezogen hat.

Karoline schrieb unter anderem:

„Ein großes Princip der Duldung ist mir der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. Sowie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserem Herzen däucht es mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Gänseblumen

mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen möchten; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreicheren Welt, deren Ahnung unseren innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie klar drückt das Bild unsere Existenz aus!"

In Lotte's Brief hieß es:

„Ich beobachte mich so gerne, wie so alles von außen auf mich wirkt und die Saiten meiner Empfindungen anschlägt. Wir hängen doch recht von kleinen Zufällen ab, und doch ist mir wieder nichts klein in der Welt, weil alles in einander verflochten ist und zum großen ganzen gehört. Ich vergesse gerne mein Ich, wenn ich an den großen Zusammenhang des ganzen denke. Wie wird man sich selbst da so klein! Und es ist doch wieder so in unserer Natur, daß wir gerne alles auf uns zurückführen. Unstreitig aber sind es schönere Gefühle, wenn man nicht bloß auf sich sieht: wie weit und groß wird da der Geist!"

Wie schon so oft, brachten auch diesmal die Briefe der beiden Schwestern dem Dichter ihr ganzes Wesen wohlthuend nahe. Scheinbar war der Ton in beiden Episteln der gleiche; beide Freundinnen philosophirten, aber wie sie es thaten, das begründete den großen Unterschied, der dem Dichter so viel zu schaffen machte.

Denn sagen wir es nur gleich, sein Verhältniß zu den Schwestern hatte den seltsamsten Dualismus der Neigung in ihm hervorgerufen, einen Dualismus, welchen er, solange ihm derselbe nicht in seiner ganzen Schärfe klar geworden, durch ein seltsamstes

Auskunftsmittel versöhnen zu können wähnte. Er dachte sich die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens mit den Freundinnen, die Möglichkeit eines idealen Doppelverhältnisses, welches freilich nur in den Gedanken eines Mannes von Schillers Seelenhoheit ein ideales bleiben konnte. Begreiflich und verzeihlich ist diese psychologische Verirrung von seiten eines Dichters, welchen sein Genius rastlos trieb, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den „goldnen Duft des Ideals“ zu weben; aber wäre dieser Irrthum realisirt worden, hätte er realisirt werden können, Deutschland und die Welt hätten es zu beklagen gehabt, denn Schiller müßte an dieser Realität furchtbar schnell zu Grunde gegangen sein. Charakteristisch für das Jahrhundert ist es jedoch immerhin, daß in einem seiner hellsten und edelsten Geister für eine Weile die Reminiscenz einer romantischen Monstrosität erwachen konnte, wie sie die mittelalterliche Sage von dem Grafen von Gleichen erzählt.

Es währte einige Zeit, bis sich der angedeutete Zwiespalt in dem Dichter so weit entwickelt und geklärt hatte, daß wenigstens eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin möglich ward. Gibt es doch gar hartnäckige Illusionen der Phantasie.

Der Schwung von Karoline's Geist zog den Dichter mächtig an. Es war in dem Wesen der jungen Frau etwas dem seinigen verwandtes: eine Kühnheit der Anschauung, welche, mit einem Fußtritte der Verachtung die Erde hinter sich lassend, zum Aether aufstrebte. Es war ihm Freude, die Freundin auf diesen Flügen zu begleiten und sie zu weiteren zu ermuntern. Sein eigener Idealismus fühlte sich so sympathetisch von ihrer Begeisterung getragen. Ihr Geist verstand den seinigen so ganz,

und wie man mit duftenden Spezereien auf den Altären die heiligen Flammen nährt, so nährte sie mit den Huldigungen einer geistreichen Schwärmerei das Vestafeuer seiner Seele.

Aber — wunderliche Menschen, die wir sind! — mitten aus den Rosen des Freundschaftsenthusiasmus, welche Schiller der Freundin streut, blickt oft ein etwas hervor, das, wenn es kein skeptischer Dorn ist, einem solchen wenigstens sehr ähnlich sieht. Ob der Dichter zuweilen schon ein Gefühl davon gehabt, daß Karoline, namentlich dann, als sie später als Schriftstellerin aufgetreten, von einer gewissen blaustrümpfigen Starkgeisterei und ästhetisirenden Koketterie, aller ihrer unbestreitbaren großen Vorzüge und Tugenden ungeachtet, keineswegs ganz frei war, ob der Dichter so ein Gefühl gehabt, steht dahin. Aber etwas scheint ihn unter dem Schleier sittlicher Hoheit, welcher über die Freundin gebreitet war, dennoch geschreckt zu haben: gerade das außerordentliche in Karoline's Wesen. Das fürchtete er, denn die Ueberzeugung, daß eine Frau, die ein außerordentliches Wesen sei, ihn nicht glücklich machen könne, kehrte ihm stets wieder.

Hatte er doch diese Ueberzeugung, um ihrer je verlustig gehen zu können, mit allzu schmerzlichen Erfahrungen erkauft. Schon hatten früher zwei außerordentliche weibliche Wesen seine Laufbahn gekreuzt, erst Lauretta, dann Lolo. Was anderes hatten ihm, bei kälterer Ueberlegung, seine Beziehungen zu diesen beiden eingetragen als Schmerzen? In Lauretta hatte er den Geist der Abenteuerlichkeit, in Lolo den Geist der Leidenschaft des Jahrhunderts verkörpert gefunden, in Formen allerdings, die einen Dichter blenden mußten, ihn aber doch nicht auf die Länge bestechen konnten. Es war in Schiller bei allem Aufschwung immer

eine gewisse schwäbische Bedächtlichkeit, ein idyllisch=häuslicher Sinn, von welchem man Notiz nehmen muß, um von seiner Aeußerung, daß bei einer ewigen Verbindung, die er eingehen solle, Leidenschaft nicht sein dürfe, nicht überrascht zu werden. So hatte er früher dem Gedanken entsagt, in einer Verbindung mit Lauretta oder mit Lolo sein Glück zu suchen, und so übertrug er seine Hoffnung auf eine beglückende Verbindung von der kühn und hoch schwärmenden Karoline allmälig auf ihre sanftere Schwester.

Die Korrespondenz mit Lotte zeigte ihm, daß er bei dieser jene Ruhe finden würde, welche dem Manne von Genie nach seinen Aufflügen doppelt nöthig und wohlthuend ist. Auch Lotten mangelte es nicht an Verständniß für das hohe Streben des Freundes. Sie ließ sich gern und leicht von den Fittigen seines Genius mitemportragen in die Regionen idealischer Schönheit, aber zugleich wußten ihn ihre Naivität, ihre angeborene Sicherheit, das Leben zu nehmen, wie es ist, vor dem Verschwärmen und Verfliegen ins Luftleere zwanglos anmuthig zu bewahren. Jeder Blick auf die Freundin, jeder ihrer Briefe mußte ihn mehr und mehr überzeugen, daß es sich an dieser Brust, in welcher ein so echt weibliches Herz schlug, sicher ruhen lassen müßte. Lotte hatte ihm einmal über den „Don Karlos“ geschrieben und dabei gesagt, daß sie besonders von der Stelle angemuthet worden sei, wo Posa so schön das Bild der Königin entwerfe. Der Dichter schlug die Stelle nach, und als er laut vor sich hin die Worte las:

In angebor'ner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,

Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt. —

da kam es über ihn, als müßte ihm, da er dieses schrieb, eine prophetische Ahnung von Lotte's Bild und Wesen die Feder geführt haben.

Wo aber mehr nur die stille Macht des Gemüthes als das hochwogende Begehren leidenschaftlich aufgeregter Phantasie waltet, gelangen die Empfindungen selten zu rascher und entscheidender Ergießung. Schiller konnte sich zwar durch manchen innigeren Seelenton in Lotte's Briefen ermuthigt fühlen, ihr die Beschaffenheit seiner Gefühle für sie mitzutheilen, aber er kam vorerst noch nicht dazu. Freilich ließ er sie merken, daß er ihr mehr sagen möchte, als seine Briefe enthielten, und er beklagt sich, daß auch die übereinstimmendsten Menschen, die „einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben, doch wieder einen so weiten Weg zu einander haben, sich so nahe und doch so fern sind". Dann biegt er wieder ab und bringt es nur so weit, die Freundin seine Stimmung errathen zu lassen, indem er ihr die unterdrückte Stelle aus dem „Don Karlos" schickt:

. . . . . Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären.

Inzwischen trat jener Wechsel in der äußeren Lage des

Dichters ein, welcher ihn seinen Wohnsitz von Weimar nach Jena verlegen ließ. Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" hatte Aufsehen erregt und so erhielt Schiller, auf Betreiben Goethe's, von dem weimarer und den übrigen thüringischen Höfen, deren gemeinschaftliche Landesuniversität Jena war, den Antrag, dort eine Professur der Geschichte zu übernehmen. Das war freilich kein „klingender" Antrag, aber immerhin gereicht es dem achtzehnten Jahrhundert zur Ehre, daß es den Mann, welcher die Einleitung zu jenem Geschichtswerk geschrieben hatte, für berufen erachtete, ein Lehrer der akademischen Jugend zu sein. Etwas schüchtern — denn er wußte wohl, wie manchen Lerngang er noch auf dem Gebiete zu machen habe, welches er jetzt lehrend betrat — bestieg er an einem der ersten Maitage 1789 zum erstenmal die Lehrbühne, aber die Hunderte von Zuhörern, welche sein Ruf herbeigelockt, machten ihm Muth. Er setzte seinem Auditorium Wesen und Zweck des geschichtlichen Studiums in einer vortrefflichen Rede auseinander und hatte sich, zunächst über alte Geschichte lesend, bald leidlich in seine Docentenrolle hineingefunden.

Aber Wirrsal und Verbitterung blieben doch auch nicht aus. Das steife Professorenthum ließ seinen Zopf empfindlich genug vor Schillers Gesicht herumschwirren und die Schwestern hatten häufig Gelegenheit, den Freund über Anfechtungen von jener Seite her zu trösten. Und dann drängte gerade das Verhältniß zu den Freundinnen zu einer Entscheidung. Schiller fühlte, daß es so wie bisher doch nicht wohl fortgehen könnte. Abgesehen von allem anderen, stand er jetzt in einem Alter, wo jeder rechte Mann auf die Begründung einer eigenen Häuslichkeit denkt, und

er hatte vom elterlichen Hause her stets das Gefühl in sich getragen, daß einem wohl sein müßte in seinen vier Pfählen, wenn man eine darüber hinausreichende tüchtige Wirksamkeit entfalten wollte. So fühlte er sich denn jetzt in Jena doppelt einsam und klagte, seinem Herzen fehle die „beseelende Berührung".

Hier nun trat Karoline wie ein guter Genius vermittelnd ein. Sie hatte mit richtigem Takte das Bedürfniß einer friedlichen Häuslichkeit, die Sehnsucht nach einem ruhigen Familienleben aus dem Freunde herausgefühlt und sofort war ihr Entschluß gefaßt. Viel, sehr viel mag dieser Entschluß sie gekostet haben, aber nachdem sie erkannt, daß er der einzige richtige sei, hielt sie ihn fest mit der ganzen Kraft ihrer Seele und brachte ihn so gewandt, wie das eben nur eine Frau kann, zur Ausführung.

Die beiden Schwestern begleiteten im Hochsommer eine Freundin zur Badekur nach Lauchstädt. Diese Freundin, Karoline von Dachröden, hatte sich kürzlich mit dem jungen und liebenswürdigen Wilhelm von Humboldt verlobt, welcher so eben seine akademischen Studien in Göttingen vollendet hatte und jetzt in Weimar und Jena Anknüpfungen zu weiteren suchte und fand. Durch seine Braut im lengefeld'schen Hause heimisch geworden, hatte Humboldt auch Schillers Bekanntschaft gemacht und diese blühte von Tag zu Tag mehr zu jener Freundschaft auf, welche für des Dichters Bestrebungen so fördernd werden sollte. Denn damals schon rührte sich in dem jungen Humboldt jene universelle Empfänglichkeit und jener feinkritische und doch immer wohlwollende Sinn, wodurch er später ein so bedeutender Forscher und Gesetzgeber des Schönen geworden ist.

Ein Besuch des jungen Mannes in Lauchstädt lieh Karolinen

einen schicklichen Vorwand, auch Schiller zu einem Ausflug dahin zu veranlassen, und als er gekommen, ging sie ohne Zögern daran, die Lösung eines Knotens zu versuchen, welcher immer verworrener zu werden drohte.

Die Schwestern wohnten im Hause des Tischlers Küchler, einem der stillsten des stillen Badeortes, wo es nur dann lauter herging, wenn zeitweilig der Hof von Weimar herüberkam, und sehr laut nur dann, wenn eine Bande jenenser Studenten einfiel. Die Hinterseite des küchler'schen Hauses sah auf eine einsame Wiese hinaus, welche mit Buschwerk und Bäumen besetzt war.

Auf diesen Platz blickten, am Fenster stehend, an einem thauschweren und sonnenhellen Augustmorgen Frau von Beulwitz und Schiller, welche eine lange, ernste, zum Theil leidenschaftliche Unterredung so eben beendigt hatten.

Der Dichter, vom Wiedersehen der Freundin aufgeregt, war in jenen seltsamen Dualismus zurückgefallen, dessen wir oben gedachten, und hatte mit beredsamer Zunge phantastische Zukunftsplane entworfen.

„Oh, meine Freundin“, hatte er gesagt, „dann wird unser Leben erst wirklich angefangen haben. Ich schreibe, aber ich weiß euch in meinem Zimmer. Sie, Karoline, sind am Klavier und Lottchen arbeitet neben Ihnen und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an euren schlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich euch habe, daß nichts euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich euch morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße

Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben!"

„Nicht also, theurer Freund", hatte Karoline klar und fest entgegnet, „nicht also! Warum sich in Phantasieen berauschen, die uns, das unmögliche als wirklich erscheinen lassend, nur verwirren müßten? Haben Sie mir nicht früher selbst gesagt, daß bei einer Verbindung, welche Sie dauernd beglücken soll, Leidenschaft nicht sein dürfe? Und Sie hatten recht, vollständig recht. Ich will Ihnen daher sagen, was Ihnen zu Ihrem Glücke nothwendig ist: ein Wesen, welches Sie liebt, hegt und pflegt, ein Wesen, welches ganz in Ihnen aufgeht, ohne doch alle Schätze Ihres Herzens als Entgelt dafür in Anspruch zu nehmen, ein Wesen, das Ihnen Ruhe gibt, ohne um die Freiheit Ihres Geistes kleinliche Schranken zu ziehen. Ich kenne ein solches Wesen und — sehen Sie mir nur offen in die Augen, bester Freund — auch Sie kennen es und wissen, daß Sie von demselben nur gutes zu gewärtigen haben."

„Sie sind immer gut, Karoline", sagte er etwas kleinlaut, „und wissen mich mit sanfter Hand zu mir selbst zurückzuführen."

„Das ist ja, denke ich, überhaupt die Aufgabe von uns Frauen und so will ich sie denn auch an Ihnen üben. Ich weiß, was Sie quält und drückt, lieber Freund, was Sie wünschen und ersehnen. Der peinigende Zwiespalt in Ihnen, der den Flug Ihres Geistes hemmt, muß ein Ende nehmen. Glauben Sie mir, indem ich Sie glücklich und zufrieden sehe, bin ich es auch, und so sage ich Ihnen: suchen Sie nicht mir und sich selbst zu verheimlichen, was ich längst weiß, nämlich: Sie sehen mich mit

dem Auge der Phantasie an, meine Schwester aber mit dem des Herzens."

„Wie?" rief Schiller aus, fast erschreckt durch diese Enthüllung und doch auch wieder wie von einer schweren Last befreit.

„Ja", fuhr die Freundin fort, „so ist es. Und nicht erst seit heute oder gestern ist es so. Als Sie neulich an Lotte die Verse aus ‚Don Karlos' sandten, wußte ich, welches Gefühl Ihr Herz erfülle."

„Aber — Lotte?"

„Oh, seien Sie ruhig — ich habe in meiner Schwester Herz gelesen: es schlägt warm und innig für Sie."

„Es wäre möglich?"

„Es ist. Und nicht erst die Verse aus ‚Don Karlos' und die Art, wie Lotte sie aufnahm, haben mich überzeugt. Erinnern Sie sich eines Abends aus dem vorigen Sommer, lieber Freund. Sie waren von Volkstädt zu uns hereingekommen und waren Zeuge einer kleinen Störung zwischen der chère mère und Lotte geworden. Mama war weggegangen und auch ich hatte für eine Weile das Zimmer verlassen. Als ich zurückkam, hielten Sie Lotte's Hand in der Ihrigen. Sie hatten der Guten tröstende Worte gesagt, Sie hatten ihr die Hand gedrückt und — Ihr Händedruck war erwidert worden. Ich sah es wohl und ich sah noch mehr, denn ich mußte bemerken, daß mein Kommen störend war, störend für Sie beide. Sehen Sie, das war für Sie und Lotte so ein Moment des befreiten Herzens. Warum sollte er nicht wiederkehren, heute, jetzt? Es ist eine glückliche Stunde. Sehen Sie, wie hell der Himmel und wie morgenfrisch die Erde! Es athmet in dieser Morgenfrische etwas, das die Seele löst.

Lotte ist dort unter den Bäumen. Gehen Sie zu ihr, ohne Zaudern. Glückliche Augenblicke wollen benutzt sein. Gehen Sie, theurer Freund! Lassen Sie Ihr Herz sprechen, das der Schwester wird antworten."

Und er war wirklich gegangen.

Da rührte aber doch ein heftiger Sturm die Seele Karoline's auf.

„Das Opfer ist gebracht", flüsterte sie mit bebenden Lippen vor sich hin, „und er hat es angenommen!"

Dann warf sie sich auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Nach einer in Schmerzen verbrachten Stunde raffte sie sich auf, trocknete ihre Thränen, vertilgte sorgfältig die Spuren derselben und ging auf die Wiese hinunter.

Sachte durch das Gebüsch schreitend, nahte sie sich auf Umwegen der Stelle, wo die Schwester seit dem Aufenthalt am hiesigen Orte gerne und oft weilte, der Bank unter dem großen Nußbaum, welcher inmitten einer Fülle von Blättergrün seinen weißen Stamm erhob.

In der Nähe desselben angekommen, bog sie die Zweige auseinander und sah den Dichter und die Schwester mitsammen auf der Bank sitzen. Schiller hielt die beiden Hände des Mädchens in den seinigen und Lotte lehnte an dem geliebten Manne, das sanft geröthete Gesicht an seiner Schulter verbergend.

Die Herzen hatten sich befreit, die Seelen gelös't und die beiden ergingen sich jetzt in jenem süßen Geplauder, welches dem Austausche süßester Geständnisse zu folgen pflegt.

Karoline hatte über das eigene Herz einen schweren, aber schönsten Triumph errungen. Wenn beim ersten Anblicke des

Paares ein stechender Blitz, etwas wie Eifersucht, ihr durch die Brust gefahren, so war das so schnell gegangen, wie es gekommen. Mit neidloser Freude blickte sie jetzt auf die Glücklichen und hörte mit innigster Theilnahme, was sie sich alles zu sagen hatten.

„So ist es denn wahr, theuerste Lotte?“ sagte der Dichter, die ganze Treuherzigkeit seiner Seele in den Augen. „Karoline hat richtig in Ihrer Seele gelesen?“

„Sie wußten es wohl, Theuerster“, entgegnete sie, „und lange schon mußten Sie es wissen können. Warum sollte ich mich verstellen, Ihnen gegenüber verstellen? Ja, Karoline hat in meiner Seele gelesen. Sie lebten darin, ach, wie so ganz! Glänzend und hell steht der Gedanke, zu Ihrem Glücke beitragen zu dürfen, vor mir. Kann es treue innige Liebe, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen.“

„Ich werde es sein, Geliebte, denn du wirst mir angehören und mit liebevoller Hand die Wolken von unserem Himmel scheuchen. Oh, wie schwer ist mir mein Geheimniß dir gegenüber geworden! Oft, als wir in Rudolstadt täglich uns sahen, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen und kam zu dir mit dem Vorsatz, dir mich zu entdecken, aber dieser Muth verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu finden; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei im Auge hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich dir nicht werden, was du mir warst, so hätte mein Leiden dich betrübt, ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, deine reine und schwesterliche Freundschaft. Dann gab es

wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Du konntest ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Du konntest dich einem andern schenken, aber keiner konnte dich reiner und zärtlicher lieben als ich. Dieses fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich meine Hoffnungen, bis sie dann wieder erblaßten vor der Zurückhaltung und Kälte sogar, welche ich oft an dir mir gegenüber wahrzunehmen glaubte."

„Und ist es mir nicht ähnlich ergangen, Geliebter? Wie oft ergriffen mich diese Gefühle und ich durfte sie dir nicht sagen. Auch wenn ich gewiß gewesen wäre, ob ich dir das sei, was du mir. Wohl empfand ich, daß dich meine scheinbare Kälte oft abgestoßen haben könnte, Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit an dich konnte ich dich nicht so, wie ich wünschte, fühlen lassen. Meine natürliche Scheu vor jedem Schein von Zudringlichkeit mag wohl eine der Ursachen davon gewesen sein. Während du im vorigen Sommer unter uns lebtest, kam mich so oft ein starkes Mißtrauen gegen mich selbst an. Der Gedanke, daß dir Karoline mehr, so viel mehr sein könnte als ich, die Vorstellung, daß du mich zu deinem Glücke nicht nöthig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück. Die Menschen, die mehr Zutrauen zu sich selbst haben, sind wohl glücklicher. Zuweilen möchte ich auch so sein, aber ich hatte, als ich noch klein war, einen Hang zur Eitelkeit, der mich, wenn er mir geblieben wäre, recht unerträglich hätte machen können. Da ist es nun doch wohl besser, ich bin zu furchtsam und zu bescheiden als zu eitel."

„Wie schön diese Bescheidenheit dich kleidet, Theuerste! Aber deine Liebe ist ja alles, was du brauchst, und ich will sie dir leicht machen durch die meinige. Ach, das eben ist das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken als du, meine Lotte. Aber ich wünschte nicht um alles, daß du anders wärest, als du bist. Und sieh, was Karoline etwa vor dir voraushat, mußt du von mir empfangen. Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen."

„Wie gut du bist, Friedrich, und wie gerne ich deine frohen Hoffnungen theile! Oh, es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für einander leben. Wie vieles wird sich nach und nach im ungestörten Beisammensein entwickeln, wie vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verknüpfen kann. Deine Liebe macht mich so glücklich, so ganz glücklich. Ich will es zu verdienen suchen, redlich zu verdienen suchen, dieses Glück. Reich in deinem Geiste wird der meinige sich freuen, dem Fluge deines Genius zu folgen. Welche Aussicht auf die Zukunft! Wie so hell und lachend steht nun mein künftiges Leben vor mir! Aber wir dürfen nicht selbstsüchtig sein, Theurer. Wenn diese Stunde dich beglückte, wie mich, so komm', daß wir die schwesterliche Hand dankend drücken, die uns so liebevoll zusammengeführt hat."

„Daran erkenne ich wieder meine gute, zärtliche, selbstsuchtslose Lotte. Daß du und Karoline so gut zusammenstimmen, hat mich immer tief gefreut. Ist es doch so selten, daß Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Kollisionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander etwas sind. Eure beiderseitige Harmonie ist ein schöner Genuß für mich und ich vereinige euch in meinem Herzen, wie ihr euch selbst vereinigt habt. Ja, komm', wir wollen zur Schwester."

„Sie ist hier", sagte Frau von Beulwitz, aus dem Gebüsch hervortretend, „sie ist hier, um sich mit euch zu freuen und euch, ihr Theuren, und diese Stunde zu segnen, in welcher gute Götter das Räthsel eurer Herzen so schön gelös't haben."

„Oh, meine theure Karoline, oh, meine geliebte Lotte!" rief der Dichter hochbewegt aus. „Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein seliger Duft überkleidet sie mir die ganze Natur. Nie noch habe ich so wie jetzt empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet, wie wenig diese doch für sich selbst zu geben im stande ist und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch den Menschen wird sie mannichfaltig, nur dadurch, daß wir uns erneuen, wird sie neu. Wie oft schon ging mir die Sonne auf, wie oft hat meine Phantasie ihr Seele und Sprache verliehen. Aber nie, nie bis heute hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Gestirn des Tages, empfange das Jubelopfer meines beglückten Herzens!"

Er führte die erröthende Braut der Schwester zu, deren Arme auch ihm sich öffneten, und so standen die drei guten Menschen.

— „in der schönern Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und, gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt."

Vielleicht ist es dem Menschen gut, daß solche Momente ebenso selten als kurz sind. Er ist doch lange nicht ätherisch genug organisirt, sie auf die Länge zu ertragen, und müßte daher eigentlich — obgleich er es nicht ist — jedem Zufall dankbar sein, welcher ihn aus den olympischen Höhen wieder in die Niederung der Wirklichkeit zurückversetzt.

Die Annäherung rascher Schritte lös'te die Gruppe unter dem Nußbaum.

Wilhelm von Humboldt kam über die Wiese daher, und wenn die drei nicht selber zu bewegt gewesen wären, hätten sie an dem jungen Manne eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmen müssen. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und rief den Freunden schon von weitem zu:

„Da schickt mir Professor Schulz aus Paris ein ganzes Gewitter mit welterleuchtenden Blitzen und weltgeschichtlichen Donnerschlägen. Der Sturm ist zum Ausbruch gekommen, die brütende Schwüle hat sich entladen. Freuen Sie sich, theurer Freund, die Geister, welche Ihr Posa beschworen, sind rührig am Werke. Am vierzehnten Juni hat das Volk von Paris die Bastille erstürmt!"

Das war in der That ein weltgeschichtlicher Donnerschlag. Aber solche Donnerschläge sind doch recht störend, wenn sie so plötzlich in ein Idyll der Liebe hereinfallen.

Karoline war zuerst fähig, dem Eindruck der großen Neuig-

keit, welche in jenen Tagen Millionen von Herzen wie eine Verheißung besserer Zeit durchzitterte, von ganzem Herzen sich hinzugeben und demselben enthusiastischen Ausdruck zu verleihen.

„Welch ein Glückstag!“ sagte sie. „Soweit es Menschen von freiem Geiste und fühlender Seele gibt, muß diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erscheinen.“

Lotte, obgleich sie, wie alle empfänglichen Gemüther in Deutschland, den Anfängen der Staatsumwälzung in Frankreich bisher mit Theilnahme gefolgt war, enthielt sich der Zustimmung zu dieser Aeußerung; denn sie blickte auf den Geliebten und sah, daß dieser von der Neuigkeit keineswegs freudig überrascht war. Sie hatte schon angefangen, zu halten, was sie versprochen: in seinem Geiste zu leben.

Wilhelm von Humboldt zeigte schon damals in seinem Auftreten und Gebaren eine Mäßigung und Selbstbeherrschung, welche den künftigen Staatsmann in ihm errathen ließ. Dennoch war er durch das große Ereigniß, welches in Paris stattgefunden, höchlich erregt. Sein in Beobachtung und Beurtheilung politischer Phänomene und Probleme bereits geübter Geist sagte ihm, daß der Bastillensturm und die damit verknüpften Vorgänge eine französische nicht nur, sondern europäische Katastrophe von unberechenbarer Tragweite ausmachten. Daher konnte er sich denn auch nicht in die Kälte finden, womit Schiller die Nachricht aufgenommen hatte.

Und doch hätten Humboldt und Frau von Beulwitz, welche die Verwunderung des ersteren theilte, bei ruhiger Ueberlegung begreifen müssen, daß Schiller — auch abgesehen davon, was

er heute erlebt hatte — durch die pariser Neuigkeiten weit mehr ernst und sorgenvoll als froh gestimmt werden mußte.

Wir haben früheren Ortes auszuführen oder wenigstens anzudeuten versucht, daß unseres Dichters Idealismus kein gemachter, sondern ein gefühlter, ein gelebter gewesen sei. Er gab sich in seinen Dichtungen stets so, wie er wirklich war. Auch sie sind, wie die goethe'schen, Bekenntnisse. Seine Werke sind zugleich Schillers Bildungsgeschichte. Sieben, ja nur drei Jahre früher hätte ihn eine geschichtliche Thatsache wie der Bastillensturm unzweifelhaft in Feuer und Flammen gesetzt. Nun aber war die revolutionäre Periode seines Lebens und Dichtens schon vorüber. Er hatte an der Hand der Geschichte den Verlauf der menschlichen und staatlichen Geschicke ruhiger ansehen und beurtheilen gelernt. Der Ungestüm subjektiver Willkür, der jugendliche Sturm und Drang lag ihm schon fernab, er konnte sich die Freiheit nicht mehr als eine anarchische, sondern nur noch als eine schöne, das heißt, organisirte vorstellen und ihm schien, nie würden die Völker auf dem Wege der Revolution das gewinnen, was sie nur auf dem Wege „ruhiger Bildung" erreichen könnten. Man kann dieses Ideal, welches bekanntlich auch Goethe hegte, ein einseitiges nennen, wie denn alle Ideale im Grunde einseitig sind und sein müssen, aber man muß es fest im Auge halten, wenn man unsern Dichter nicht unrichtig beurtheilen will. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf Verkündigung und Anbahnung schöner Menschlichkeit gerichtet: er war ein befreiender Geist, nicht aber ein revolutionärer. Nur der Unverstand kann diese Begriffe in einen zusammenwerfen wollen. Schiller hat den

Unterschied durch einen Vers in seinem Gedicht von den Künstlern prägnant ausgedrückt. Er will die Gesellschaft:

Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze —

und hierin liegt schon der Ausschluß alles Gewaltsamen. Bei alledem aber bleibt die Frage offen, ob ein tieferes und liebevolleres Eingehen in die Thatsachen der Wirklichkeit Schillers Stellung zur französischen Revolution nicht wesentlich hätte modificiren müssen. Das Verständniß der geschichtlichen Nothwendigkeit, aus welcher gewaltsame Umwälzungen entspringen, ist unserem Dichter keineswegs in dem Grade verschlossen geblieben, wie es Goethe blieb, aber doch hat auch Schiller auf die unausweichlichen Störungen der „schönen Harmonie", welche sein Idealismus anstrebte, durch nothwendige weltgeschichtliche Katastrophen ein allzu großes Gewicht gelegt.

Humboldt gab nach dem empfangenen Briefe eine lebhafte Schilderung des großen Ereignisses und sagte zum Schluß:

„Sie sehen ernst, theurer Freund, und diese Vorgänge scheinen Sie eher zu verstimmen als zu erfreuen."

„Ich will es nicht läugnen", versetzte der Dichter. „So sehr ich einerseits mit diesem heroischen Aufschwung einer Nation sympathisiren möchte, ebenso sehr kann ich trübe Ahnungen nicht unterdrücken. Der Bastillensturm erscheint mir als ein Symptom, welches unzweideutig auf die Republik hinweist."

„Und das könnte Sie mißmuthig machen, lieber Freund?" fragte Frau von Beulwitz erstaunt.

„Mißtrauisch, ja", entgegnete Schiller. „Die Baumaterialien zu einer modernen Republik sind noch nicht vorhanden und es ist die Frage, ob sie es jemals sein werden. Jede Nachahmung

der antiken Republik aber wird und muß an unseren viel zu komplicirten socialen Verhältnissen scheitern. Und dann, ein so sittlich verwahrlostes Volk, wie die Franzosen, namentlich in den Ausschlag gebenden gebildeten Ständen, sind, ist entschieden unfähig, wahrhaft republikanisch zu fühlen und zu handeln."

„Aber", warf Humboldt ein, „es ist doch viel guter Fond in diesem Volke, etwas gutmüthiges und wieder schwungreiches, selbst in den Verzerrungen seiner Leidenschaft. Schulz schreibt mir da eine Anekdote, die zugleich komisch und charakteristisch ist. Er selbst ist der Held des Abenteuers, wobei er gelegentlich mit hätte aufgehenkt werden können. Er war dabei, als Camille Desmoulins im Palais Royal das Volk zum Aufruhr stachelte. Als die aufgereizte Menge herausströmte, wurde er mit fortgerissen, und da man ihn für einen Engländer hielt, wollte ihn ein Trupp zum Anführer haben. Man drang ihm eine Flinte auf und er mußte mit, gern oder ungern. Unterwegs gabeln sie noch andere auf, welche aber das Mitgehen verweigern, weil sie Fremde seien. Comment, sagt ein zerlumpter Kerl zu ihnen, vous ne ferez rien pour l'humanité? Schulz benutzte den entstandenen Wortwechsel, um sich still im Gedränge zu verlieren und seine Flinte von sich zu werfen."

Die Schwestern lachten und der Dichter lächelte bei der Vorstellung von den Nöthen eines friedlichen deutschen Gelehrten im Strudel der Revolution. Auch in der weltbürgerlichen Phrase des pariser Proletariers lag etwas Versöhnendes und so löste sich die drückende Spannung, in welche der Donnerschlag die kleine Gesellschaft versetzt hatte, in Heiterkeit auf.

Fünftes Kapitel,

worin der „große Wurf“ gelingt und das sechste Buch unserer Geschichte mit einer Serenade beschlossen wird.

Wie viele gute und große Herzen gibt es, die, in kümmerlichen Verhältnissen vorzeitig hinsiechend, nie zum vollen Aufblühen gelangen! Der Druck der Sorge lastet bleiern auf ihnen und gestattet nicht, daß sie das gute und beste, was sie in sich haben, zu eigener und anderer Freude offenbaren. Von keinem Stral der Sonne des Glückes getroffen, verwelken und verdorren sie, und wenn dann die dürren Blätter nur einen mißfarbigen Staub geben, verwundern sich die Glücklichen über das klägliche Ergebniß. Wahrlich, ein tiefes Mitleid, um nicht zu sagen ein bitterer Vorwurf, müßte die Menschen „auf den Höhen der Gesellschaft“ anwandeln, wüßten sie, was für Schätze von Genie und Hochsinn da unten in Armuth und Dunkelheit ungehoben, ja ungeahnt zu Grunde gehen. „Offene Bahn für alle!“ ist freilich eins der Stichwörter unserer Zeit geworden, allein wie so manches andere ist auch dieses nur eine brutale Ironie. „Die Bahn ist auch dir geöffnet, warum rennst du nicht mit uns an=

deren nach dem lockenden Ziele?“ — „Aber ich habe ja Fesseln an den Armen und Centnergewichte an den Beinen.“ — „Fesseln und Centnergewichte? Siehst du, das ist deine Sache, nicht die unserige. Laissez faire, laissez aller!“

Hast du dir, geneigter Leser, haben Sie sich, schöne Leserin, einmal auf dem Platze vor dem alten Schloß in Stuttgart Schillers Statue von Thorwaldsen betrachtet? Sie haben es ohne Zweifel und es hat Sie tiefergriffen, zu sehen, wie der schwere Lorbeerkranz das Haupt des Heros niederbeugt. Man hat Thorwaldsen dieses Zuges wegen hart getadelt, aber der große Künstler hatte wohl gewußt, was er that. Freilich, nicht gerade der Lorbeer war es, was so schwer auf des Dichters Haupt lastete. Es war die Sorge, welche zu ihm sprach: Nur auf dem Flammenwagen der Mühen und Schmerzen sollst du in den Himmel der Unsterblichkeit einziehen! Oh, gewiß, auch Schiller hätte ein Lied singen können über das laissez faire, laissez aller! der Kinder des Glückes, ein furchtbares Lied, aber sein Genius versiegelte ihm stolz den Mund. So hat er schweigend geduldet und schweigend gerungen und theuer erkaufte er jenes wahrste und höchste Lob von Goethe's Lippen:

Tief unter ihm in wechsellosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und doch einen vollen und blütheschweren Frühling des Glückes hat der edle Ringer erlebt. Es war die Zeit seiner Bräutigamschaft.

In den Briefen, welche während des Herbstes und Winters, die der Erklärung in Lauchstädt folgten, die gute alte

Botenfrau zwischen Jena und Rudolstadt hin und her trug, blüht und duftet ein ganzer Liebelenz.

Der Dualismus in der Seele des Dichters war überwunden. Er sah jetzt in Karoline die Schwester, aber in Lotte die Braut.

Wie mußte ihm das Herz aufgehen, wenn ihm das geliebte Mädchen schrieb:

„Daß ich dir etwas sein könnte, fühlte ich wohl früher in manchen Momenten, aber doch öfter schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Nun aber denke ich deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und fühle mich glücklich in der Idee, dir zu gehören, zu der Freude deines Lebens beitragen zu können."

Oder ein andermal:

„Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundschaft, die mich vielleicht zu einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich jetzt belebt. Einmal glaubte ich zu lieben, aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß, mein Herz anzuschließen, das Sehnen nach Liebe, das mir so von Millers Sigwart und ähnlichen Büchern geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, dieses mächtige Gefühl, nur für dich, für dein Glück zu leben."

Oder wieder ein andermal:

„Ach, ohne dich gibt es keine Freude mehr für mich in der Welt. So eine Aehnlichkeit eines ruhigen Gefühls kann mich wohl zuweilen anwandeln, aber wirkliche Ruhe ist es doch nicht. Ich könnte mich betäuben, mir einen Wahn von Glück vormalen

ohne dich; aber lange könnte dies alles doch nicht dauern und ich wäre unglücklich ohne Gränzen. Ich denke mir es zuweilen, wie mir sein müßte ohne dich, wie ich so das ganze lange Leben ausdauern könnte, ohne den schönen Schimmer deiner Liebe um mich zu haben. Aber ich müßte sterben."

Solcher Wolkenschatten, wie sie oft gerade dann, wann er auf der Schwelle ersehnten Glückes steht, über die Seele des Menschen hinziehen, begegnen uns noch mehrere in den Brautbriefen Lotte's. Zuweilen kamen die alten Zweifel wieder über sie, ob sie wohl dem Geliebten auch ein wirkliches Glück zu geben vermöge, ob sie ihm genügen könne, und sie verschwieg ihm diese Zweifel nicht.

Dann setzte sich der Dichter hin und schrieb der Guten, Bescheidenen in einem herrlichen Trostbriefe die Worte:

„Ich erkenne deinen ruhigen, heiteren Geist in dieser Stimmung nicht mehr, Geliebte! Deine Zweifel hättest du nicht, wenn meine Liebe für dich einen lebhafteren Ausdruck gehabt, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was du meinem Herzen bist. Aber diese Zweifel werden bei dir aufhören, wenn du mich ganz kennst, wenn du mit meinem Wesen vertraut genug geworden bist, um zu wissen, in welche Sprache sich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe ist still, wie mein ganzes übriges Wesen. Nicht aus einzelnen raschen Aufwallungen, aus dem ganzen Zusammenklang meines Lebens wirst du sie kennen lernen. — Und du, Theure, erhalte mir deine Zufriedenheit, die stille, sanfte Gleichheit deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer, immer in den tiefsten Grund deiner Gedanken blicken, und wenn

alles trübe und umwölkt ist um uns her, so laß deine Seele mir hell sein!“

Die Wolkenschatten wollten aber noch immer nicht ganz weichen, wenngleich sie jetzt von einer anderen Seite her fielen. Es stand wirklich eine Wolke am Liebeshimmel des Paares, die Ungewißheit, wie die „chère mère“, die von dem Verhältniß, in welches Lottchen zu dem Dichter getreten war, noch nicht wußte, dasselbe nehmen würde. Es war dies um so zweifelhafter, da die früher berührte Hofdamenidee der Frau von Lengefeld, namentlich vollends seit sie selber Prinzessinnen-Aja am rudolstädt'schen Hofe geworden, immer bestimmter entwickelt, um nicht zu sagen fix geworden wär. Gegen fixe Ideen ist aber bekanntlich sehr schwer anzukommen.

Da mußte denn der „hilfreiche Genius“, Schwester Karoline, wieder die vermittelnde Hand rühren, um fixe Ideen und anderweitige Hindernisse zu beseitigen.

Sie that es und zwar mit Erfolg, denn eine Frau kann, was sie will, nämlich wenn sie nur das will, was sie ihrem innersten Herzensdrange zufolge wollen muß. Karoline wollte die Schwester und den Freund glücklich sehen, wie hätte sie da nicht eine vortreffliche Diplomatin sein sollen? Sie machte die „chère mère“ vorläufig mit der Sachlage bekannt und ließ dabei geschickt miteinfließen, daß der Herzog von Weimar Schillers Professur in Jena unzweifelhaft mit einem fixen Gehalte dotiren werde, sowie, daß der Freiherr von Dalberg, Koadjutor zu Erfurt, in hoher Achtung vor dem Genius des Dichters die bestimmte Absicht ausgesprochen hätte, denselben, sobald er Kurfürst (von Mainz) geworden sein würde, den niedrigen Sorgen des Lebens zu entheben.

Frau von Lengefeld nahm diese Eröffnungen auf, wie eine Frau von Herz und Verstand thun mußte. Es geht zwar die Sage, sie habe einige Augenblicke den Kopf so bedenklich geschüttelt, daß ihre hohe Frisur in bedrohliches Schwanken gerathen sei, aber wir glauben nicht daran.

Oder wenigstens mußte das Kopfschütteln schon ganz vorüber und vergessen gewesen sein, als ihr Schiller, auf von schwesterlicher Hand gebahntem Wege zum Ziele vorschreitend, unlange darauf eines Decembertages sagte:

„Ich liebe Lottchen und ich gebe die Entscheidung über das Glück meines Lebens in Ihre Hände, verehrte Frau.“

Denn wäre noch etwas wie Kopfschütteln oder dergleichen vorhanden gewesen, so hätte ja die „chère mère“ den Freiwerber nicht so mütterlich gut ansehen und ihm nicht so freundlich und vertrauensvoll sagen können:

„Ja, ich will Ihnen das beste und liebste, was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein gutes Lottchen geben.“

Der Frühling kam mit jenen „sanften Tagen“, die ein Landsmann und Nachfolger Schillers so schön besungen hat. Der Himmel heiterte endlich wieder sein grämlich Antlitz auf und aus Freude darob begann ihm die Erde entgegenzugrünen. Oh, alte und ewigjunge Hochzeitsfeier zwischen dem himmlischen Vater und der heiligen Muttererde, millionenmal schon vollzogen und doch immer wieder so jünglingshaft und jungfräulich, wie tröstest du unglückliche, wie beflügelst du glückliche Herzen!

Die Vögel dachten schon daran, ihre Nester zu bauen, und da Vögel und Dichter, wie weltbekannt, mitsammen in enger Verwandtschaft stehen, so war es ganz in der Ordnung, daß

Schillers Wohnung in Jena Veränderungen unterworfen wurde, welche andeuteten, daß es mit der Junggesellenschaft ihres Inhabers zu Ende ginge.

Wenige Tage darauf fuhr in der Morgenfrühe ein Wagen bei der Kirche des Dorfes Wenigenjena vor.

Die Sonne schien hell in die stille Dorfkirche, deren Thüre sich hinter dem Dichter und seiner Braut, die zwischen ihrer Mutter und ihrer Schwester einherging, geschlossen hatte.

„Nach welchem Formular wünschen Sie getraut zu werden?“ fragte der bereitstehende Pastor den Bräutigam.

„Nach dem altherkömmlichen, welches einst auch bei der Trauung meiner geliebten Eltern in Anwendung kam“, erwiderte Schiller. „Ich glaube, das wird mir Segen bringen.“

Frau von Lengefeld geleitete den Schwiegersohn, Karoline die Schwester zum Altar. Der Pastor nahm seine Stelle ein. Die Hände des Paares wurden vereinigt, die weihenden Worte darüber gesprochen.

Dann warf sich Lotte an die Brust der Mutter und Karoline umarmte den Bruder.

Still verging der Tag, und als die stillere Nacht kam, fand sich das junge Paar in seiner bescheidenen Häuslichkeit allein. Was bedürfen und wollten sie mehr?

Aber theilnehmende Menschen wollten den Neuvermählten doch ihre Sympathie bezeugen.

Von Freunden des Dichters geführt, kamen die Studenten mit Klarinetten, Geigen und Waldhörnern die Straße herauf, bildeten drunten vor dem Hause einen Kreis und stimmten den Gesang an:

Freude, schöner Götterfunken

Das war eine sinnige Wahl. Wie eine helle Feuerflamme schlug jene Strophe des Liedes, welche das Kredo des Dichters so mächtig ausprägt, prächtig zum Nachthimmel empor:

Festen Muth in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind!
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Dann erscholl ein lautes: „Hoch der Bräutigam! Hoch die Braut! Quod felix faustumque sit!“

Ein schallender Tusch der Instrumente und die Ständchenbringer zogen ab. Aber aus der Ferne tönten noch einmal gedämpfteren Lautes die Worte herüber:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib umschlungen,
Mische seinen Jubel ein!

Wie klang das schmeichelnd und lockend hinauf in die Brautkammer, wo beim Scheine der schüchternen Lampe zwei Glückliche aus trautester Nähe einander selig in die Augen sahen!

Nachspiel.

I.

Wir sahen den Herzensbund Schillers und Lotte's entstehen, wachsen und zu einem glücklichen Abschlusse gelangen. Des Dichters Sehnsucht nach häuslichem Frieden und Behagen war jetzt erfüllt und es kam dadurch in sein Leben das versöhnende Element, welches sein Dichten zu immer harmonischerer Entwickelung und Durchbildung brachte.

An der Schwelle der Hochzeitkammer uns bescheiden rückwärts wendend, haben wir den theuren Mann seinem Glück überlassen. Wir könnten jetzt das Spendeopfer ausgießen und die Leser entlassen, welche unser Thema, wenn auch nicht die Ausführung desselben, um uns versammelt haben mag. Aber wir glauben, daß uns noch eine Pflicht zu erfüllen übrig bleibe, die, den Dichter zu begleiten bis ans Ende seines Lebensganges, bis zum Fahnenschwenken über seinem Grabe.

Und so rolle denn der Vorhang noch einmal empor. In rasch wechselnden Scenen, bei deren Vorführung uns meist nur die Thätigkeit des Anordners obliegt, mag das Drama seinem Ende zuschreiten. Oder, mit anderen Worten, wir machen jetzt Mosaik, um das Lebensbild des Dichters und damit auch das

Bild seiner Zeit zu vollenden. Ein reiches Material liegt bereit und wir brauchen die einzelnen Steine nur in den Rahmen einzupassen.

II.

1. Schiller an Körner.

„Ich bin ein sechstägiger Ehemann und was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt. Nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst. Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartung gegangen. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren. Ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück."

2. Lotte an Wilhelm von Wolzogen.

„Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste, innigste Liebe verbindet, kannst

du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnete nie so viel Glück in der Welt, als ich nun gefunden. Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden. Ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erhellen; und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als du uns meinen Schiller zum erstenmal vorführtest? Dank dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch dich gab!"

III.

Die Universität Jena zählte damals gegen achthundert Studenten und man kann sich leicht vorstellen, daß es da manchmal buntübereck herging. Ein Studentenlied aus jener Zeit stellt und beantwortet die Frage, wer „ein rechter Bursch" sei, so:

Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt*) und brüllt und brauset,
Der die Philister schwänzt, die Professores prellt
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt.

Solcher „rechten" Burschen gab es auch in Jena nicht wenige und die Studentensitte war im allgemeinen roh und rüde. Keine Woche verging ohne irgend eine „Geschichte", in welcher der jugendliche Uebermuth sich austobte. Ein Student, der sich von einer schönen Gräfin, während ihr Reisewagen vor dem Gasthause hielt, in „ziemlich graziöser Weise" einen Kuß erbeten,

*) Den Hieber auf dem Pflaster.

wurde relegirt. Darüber Aufruhr unter seinen Kommilitonen, welcher durch requirirtes Militär niedergeschlagen werden mußte. Sofort zogen die Studenten in hellen Haufen aus der Stadt nach Erfurt, bis eine allgemeine Amnestie sie wieder nach Jena zurückführte.

Und neben der Studentenromantik ging auch die Professorenwunderlichkeit im Schwange. In den Straßen von Jena begegnete man damals abenteuerlichen Gelehrtenfiguren, welche an die Gundling und Faßmann und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms I. erinnerten. Da sah man einen Doktor legens der Mathematik, der von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Galakleid gesteckt wurde, welches ihm vom Leibe faulte, so daß er im Federhut und rothen Tressenrock, einen schwarzen Strumpf um den Hals und ein zerlöchertes Hemd darunter, einherging. Ferner einen Orientalisten in einem abgeschabten weißen Rock, der ihm um ebenso viel zu lang als das schwarze Beinkleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln einherschlurfen, sich mittels eines Quastenstockes, der ihm bis über die Nase ging, im Gleichgewicht erhaltend. Endlich einen Philosophen, welcher durch Anschlag am schwarzen Brete bekannt machte, er wolle über Kants „Kritik der reinen Vernunft" lesen, falls ihm jemand das fragliche Buch leihen würde.

Aber diesem Kynismus stand auch wieder die feinste Sitte zur Seite und der gelehrten Wunderlichkeit das edelste wissenschaftliche Streben. Damals lehrten in Jena neben Schiller ein Hufeland, Griesbach und Paulus. Bald kamen auch Fichte, die Brüder Schlegel, Schelling und Hegel. Die kleine Universitätsstadt wurde recht eigentlich der Mittelpunkt jener großen Be-

wegung, welche sich in der deutschen Wissenschaft auf der Gränzscheide zweier Jahrhunderte vollzog und das ganze Geistesleben der Nation mit frischen Säften schwellte.

Ganz eigen muthet uns, die wir uns seither an reichere Lebensformen gewöhnt haben, die Simplicität und Frugalität an, welche in jenen jenaischen Kreisen herrschte. Ein gewisser idyllischer Zug kennzeichnete das damalige deutsche Gelehrtenthum. So sehen wir Lotte ihren Schiller in sein Auditorium begleiten, um ihm, während er docirt, im Seitenzimmer Thee zu bereiten, und der Dichter schreibt darüber, anfangs habe sich seine Frau sehr vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber habe sie Herz. Dann wieder hat Schiller eine Abendgesellschaft gebeten, ohne in seiner Sorglosigkeit die Hausfrau davon zu benachrichtigen. Da werden dann in der Eile ein paar ungleiche Tische zusammengerückt, ein Tischtuch wird darüber geworfen und es erscheint ein Stück Braten und etwas Salat als die ganze Aufwartung, was aber die Unbefangenheit und Fröhlichkeit der Gesellschaft durchaus nicht beeinträchtigt.

Neben seinem akademischen Lehramt gab sich Schiller wieder mit Eifer literarischen Planen und Arbeiten hin. Er schrieb seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche als Vorstudie zum Wallenstein anzusehen ist. Sein dichterischer Genius, bevor er seinen herrlichsten Aufschwung nahm, nährte sich in dieser Zeit still mit dem Studium der Geschichte und der Philosophie Kants. In diese führte ihn sein Kollege Reinhold ein, der eifrigste Apostel des königsberger Weisen, und sie wurde für ihn, was für Goethe die Reise nach Italien geworden, das

Läuterungsbad, aus welchem dann seine Poesie in vollendeter Schönheit und ganzer Kraft hervorging.

So, im Besitze einer trefflichen Frau, von seinen Hörern geehrt und geliebt, durch den Umgang mit strebenden Freunden gehoben, konnte sich der Dichter in der Gegenwart behagen und hoffend in die Zukunft blicken. „Ich habe", schrieb er am Schlusse des Jahres 1790 an seinen Vater, „ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth und der Himmel segnet sie."

IV.

Doch schwere Prüfungsstunden kamen.

Schillers Körper war ein zu schwaches Gefäß für einen solchen Geist. Schon jetzt versagte jener diesem oft den Dienst — in bedrohlichster Weise.

Wir finden den Dichter im Krankenzimmer, von einem gefährlichen Fieber langsam genesend. Von Zeit zu Zeit arbeitet es schmerzlich in seiner Brust. Er führt dann ein Tuch an die Lippen, und wenn er es wieder wegzieht, haften rothe Flecken an der Leinwand.

Schwägerin Karoline ist aus Rudolstadt herübergekommen, um gemeinsam mit der Schwester den Kranken zu pflegen. Sie sitzt an seinem Bette und liest ihm aus Kants „Kritik der Urtheilskraft" vor.

Die hohen Gedanken des großen Philosophen wecken verwandte in der Seele des Kranken.

„Mir kommt eine gute Idee, liebe Schwester", sagt er. „Reiche mir dort vom Tische die Schreibmaterialien."

Sie sieht ihn bittend, abwehrend an. Er versteht ihren Blick und sagt sanft:

„Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und wirken, solange wir's vermögen."

Nun gehorcht die Freundin, und während der Kranke schreibt, tritt sie ans Fenster und flüstert in sich hinein:

„Nein, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft enden und uns für immer entzogen werden könne, es darf nicht sein, es ist nicht möglich!"

Nach einer Weile hält der Kranke ermattet in seiner Arbeit inne und sagt:

„Wenn ich wieder gesund werde, liebe Schwester, muß ich entweder das Meer oder die Alpen sehen. Seeluft oder Alpenluft soll mir die Brust stärken und die Seele weiten."

Ach, dieser Seufzer, oft und sehnsüchtig wiedergekehrt, ist erfolglos verhallt. Ihm, der vom Meer und von den Alpen so schön gedichtet, war es niemals gegönnt, weder diese noch jenes zu sehen.

Lotte ist abgerufen worden. Im Nebenzimmer liest ihr Freund Reinhold einen Brief von Jens Baggesen vor, welchen er so eben aus Kopenhagen erhalten.

Die Kunde von Schillers Erkrankung war bis nach Dänemark gelangt und ein ihr nachtretendes falsches Gerücht von seinem Tode hatte dort die Verehrer des Dichters in tiefe Bestürzung und Trauer versetzt. Baggesen, dessen Enthusiasmus für den Schöpfer des „Don Karlos", welchen er unlängst zu Jena persönlich kennen gelernt, die Farbe der Schwärmerei des Jahrhunderts trug, hatte schmerzlich ausgerufen: „Oh, warum mußte

dieser Rafael vor seiner Transsiguration sterben!“ Und er beredete seine Freunde, den Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und den Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, dem geliebten Todtgeglaubten ein feierliches Todtenfest zu halten, draußen in Hellebeck, am Meeresufer, der schwedischen Küste gegenüber. Auch die Frauen der drei Freunde nahmen an der Feier theil und da saßen denn diese sechs guten Menschen am genannten Orte zusammen und lasen Lieblingsscenen aus dem „Don Karlos“ und die Götter Griechenlands und die Künstler und ein heimlich von dem Grafen herbestellter Sängerchor intonirte das Lied an die Freude, während weißgekleidete Knaben und Mädchen Blumen streuten, und tiefergriffen gelobten zuletzt alle, dem Geiste des theuren Dichters treu zu sein „bis zum Wiedersehn dort oben“.

Als Reinhold mit der Vorlesung des Briefes, welcher solches enthielt, zu Ende gekommen, sagte er:

„Meinen Sie nicht, verehrte Frau, daß die Mittheilung dieser Epistel auf unsern Kranken heilsamer wirken werde als irgend eine Arznei?“

„Oh, gewiß!“ erwiderte Lotte. „Und wenn Sie Baggesen antworten, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —“

Sie konnte nicht ausreden, denn ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

„Ich kann ihm nichts besseres und rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre“, sagte der Freund.

Er schrieb an den dänischen Dichter, was er gesehen und gehört; er schrieb aber auch zugleich, Schiller könnte sich vielleicht

ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn er nicht im Falle einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er seinen Gehalt von zweihundert Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte“ — ein Wort, welches in seiner bittern Wahrheit zu denen gehört, die der deutschen Nation die Schamröthe auf die Stirne treiben müssen.

Darauf kam mit umgehender Post ein von dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann geschriebener und unterzeichneter Brief an Schiller, den wir hersetzen, weil er nicht oft genug wiederholt werden kann. Diese Urkunde, welche nach unserem Gefühl eins der schönsten kulturgeschichtlichen Dokumente des achtzehnten Jahrhunderts ist, lautet so:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen stempeln konnte. Wir finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band unserer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten uns bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser als Mitglied unseres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch unsere Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und unsere Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Schein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede

Verkennung der Absicht dieses Schreibens. Wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo sie dieser Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung der Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz der Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten

wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dies Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

V.

Wieder genesen, vollzog unser' Dichter den inneren Reinigungsprozeß durch Fortführung seiner kunstphilosophischen Studien. Früchte derselben waren zunächst jene ästhetischen Abhandlungen, von welchen schön gesagt worden, daß sie die Gesetze des Schönen schon im Geben erfüllen. Schiller tritt in diesen Schriften keineswegs als abstrakter Aesthetiker auf. Ueberall geht er darauf aus, zu zeigen, daß in der Schönheit auch die Freiheit enthalten sei, überall waltet die Beziehung der Kunst zum Staate, die Beziehung des mittels des Schönen erzogenen Menschen zum freien Staatsbürger. Allerdings wurde hierbei das Staatsbürgerthum im weitesten Sinne gefaßt, in dem von Weltbürgerthum. Schiller, wie alle die größten Geister deutscher Nation, war Kosmopolit von ganzem Herzen. Diese auserwählten Menschen eilten ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte, vielleicht um Jahrtausende voraus.

Mitten unter diesen Arbeiten überfiel den Dichter ein echt

schwäbisches Heimweh, das bekanntlich dem schweizerischen an Stärke kaum nachsteht. „Die Liebe zum Heimatlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig", schrieb er im Juli 1793 seinem Körner und wenige Wochen später befand er sich mit Lotte auf der Fahrt nach dem alten geliebten Schwabenland.

An den Ufern des heimatlichen Neckar angekommen, nahm er zuerst in der Reichsstadt Heilbronn Quartier. Hier begrüßten ihn die herbeigeeilten Eltern, Jugendfreunde, Verehrer. Da legte er in die Arme der entzückten Mutter seine Lotte und empfing von dem ernsten Vater, der, jetzt als Major, noch immer die Oberaufsicht über die Solitude hatte, einen Händedruck, der ihm sagte, daß der Greis mit seinem Fritz zufrieden sei.

Von Heilbronn aus schrieb Schiller an Herzog Karl. Der alte Herr war damals durch die Gicht in sein Zimmer zu Hohenheim gebannt und die Schatten des nahenden Todes dämmerten schon um ihn. Er hat auf den Brief des Dichters, der unzweifelhaft im Tone eines dankbaren Zöglings gehalten war, nur verlauten lassen, „Schiller werde nach Ludwigsburg und Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden", aber die Zuschrift hatte dem Fürsten doch wohlgethan. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling seiner Akademie ruhmgekrönt und von den Besten der Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müssen kein Schwabe sein, wenn er sich nicht innerlichst darüber gefreut hätte. Aber er war jetzt ein verbitterter Greis, ein grämlicher, dem Tode naher Podagrist, um dessen Stuhl her noch dazu die schwersten Sorgen lagerten. Konnte doch das furchtbare Gewitter, welches damals Frankreich

durchtobte, sich täglich rheinherüber nach den deutschen Gränzländern wälzen. Unter solchen Umständen heißt es dem alten Herrn nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir in seinem Ausdruck, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, das heißt, er werde ihm nichts in den Weg legen, den Sinn finden, daß er ihm verziehen habe.

So kam denn Schiller nach Ludwigsburg und Stuttgart, die Stätten, Lehrer und Freunde seiner Jugend zu begrüßen. Alles kam ihm mit herzlicher Huldigung entgegen. Denn schon die vortheilhafte Umwandlung, welche die Jahre an seiner Persönlichkeit hervorgebracht, mußte einen gewinnenden Eindruck machen. Sein Akademiegenosse und Herzensfreund Hoven, damals Hofmedikus in Ludwigsburg, erzählt: „Sein jugendliches Feuer war gemildert. Er hatte jetzt weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig durch seine Krankheitsanfälle gestört, aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Wie anständig war jetzt seine Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“

Die Heimatluft stimmte ihn schöpferisch. Er dichtete damals an seinem Wallenstein, jenem Werke, das nach Goethe's Ausdruck so groß ist, daß ein zweites dieser Art gar nicht existirt.

Und daneben hat der Treffliche Zeit und Lust zu einem schönsten Liebeswerk gefunden. Aus den hohen Regionen seiner Dichtung stieg er herab in den Staub und Lärm der ludwigsburger Schulstube, wo er, um seinem ehemaligen Lehrer Jahn, welcher während seiner Anwesenheit erkrankt war, eine Erleichterung zu verschaffen, die Knaben Logik und Geschichte lehrte.

In Stuttgart besuchte er auch die Räume der Karlsschule, wo der Strom seiner Poesie zuerst „so voll und schäumend“ hervorgebrochen war. Da wurde dem gefeierten Gast ein schöner Triumph bereitet. Mit Enthusiasmus wurde er von den 400 Karlsschülern im großen Speisesal begrüßt. „Vor jeder Tafel, zu 50 Gedecken jede“, erzählt uns einer der damaligen Zöglinge „unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing der Dichter mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch!“

War das nicht eine Genugthuung für die Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müssen?

VI.

An einem ungewöhnlich freundlichen Oktobertag hatte im schiller'schen Hause auf der Solitude die Hausfrau vom frühen Morgen an viel gethan, um eine stattliche Mahlzeit zu rüsten. Das blasse Antlitz der Sechzigjährigen war heute geröthet, mehr noch von der Freude als von der Anstrengung, und ihre freundlichen Augen stralten von Glück.

Galt es doch, die Feier des siebzigsten Geburtstages ihres Eheherrn recht festlich zu machen, denn der geliebte Sohn war

dazu mit seinem Freunde Hoven von Ludwigsburg heraufgekommen, wo Lotte leider hatte zurückbleiben müssen, infolge einer Unpäßlichkeit, welche aber nur Folge der glücklichen Erfüllung einer schönen Hoffnung war.

Der Herr Major thronte ganz glücklich in seinem an den Tisch gerückten Sorgenstuhl, das silberweiße Haupt mit einem zierlich gestickten Sammetkäppchen bedeckt, welches ihm die Schwiegertochter mit ihren besten Wünschen durch den Sohn geschickt hatte.

Die Mahlzeit war unter heiterem Geplauder zu Ende gegangen und eben wollte der Greis, als treuer Diener seines Herrn, die Gesundheit des Herzogs ausbringen, als draußen Geräusch entstand und die alte Magd in das Zimmer stürzte mit dem Ausruf:

„Ach, Herr Jeses, der Herzich ist todt! Vor drei Stunden, sagt der an den Schloßverwalter geschickte Bote, ist er zu Hohenheim gestorben."

„So habe ihn Gott selig!" sagte der Greis.

Und er nahm das Käppchen vom Haupt und seine Lippen bewegten sich in leisem Gebet.

Schiller und die Mutter saßen schweigend.

Hoven bemerkte:

„Wenn Schubart noch lebte, würde er sagen: Der Herodes ist endlich abgefahren!"

„Das wäre schlecht von dem Schubart", versetzte der Greis mit Strenge. „Ich sag', wie auch der Herzog früher irrte, was er auch fehlte, seit langen Jahren hat er nach bestem Wissen und Gewissen seine Schuldigkeit gethan. Mehr kann niemand thun und immer war er, was der Schubart — Gott verzeih' es mir,

daß ich einem Todten übels nachreden muß — niemals gewesen, ein Mann!"

Der Hofmedikus nahm die Zurechtweisung geduldig hin. Um aber die drückende Pause, welche eingetreten war, zu endigen, füllte er die Gläser, hielt das seinige an das des Majors und sagte mit einem Blick auf den Schöpfer des Liedes an die Freude:

„Wohlan, auch die Todten sollen leben!"

Versöhnt schlug der Greis an und der Dichter bemerkte ernst und ergriffen:

„So ist er also zur Ruhe gegangen, dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überwogen und das Andenken der letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich, wer noch jetzt nachtheilig von ihm spricht, der ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

„Recht so, lieber Fritz!" sagte der Major, dem Sohne die Hand reichend, während eine Thräne an seinen grauen Wimpern funkelte. „Sieht Er, dieses Wort von Ihm freut mich mehr als Sein schönstes Gedicht."

Von dem einen Todten kam die Rede auf andere. Der Dichter hatte viele seiner liebsten Bekannten nicht mehr in der Heimat vorgefunden, am ungernsten aber zwei vermißt, den Sammetdoktor und Schubart.

Der humoristische Arzt war erst vor kurzem gestorben, dem Humor bis zum letzten Athemzuge getreu.

„Als er auf dem Sterbebette lag", berichtete Hoven dem Freund, „erhielt er unter anderen Besuchen auch den eines Kollegen, welcher dem Kranken zuerst allerlei Hoffnungen vor-

machte, zuletzt aber, das ungläubig ironische Lächeln desselben bemerkend, das Wort fallen ließ, das Sterben sei ja nichts so schweres. — Haben Sie es schon versucht? versetzte der Sammetdoktor spottend, und als er die verlegen verneinende Miene des Amtsbruders sah, fügte er hinzu: Wohlan, ich will mich mit diesem Experiment sogleich alles Ernstes befassen. — Wenige Sekunden darauf kehrte er das Gesicht der Wand zu und verschied mit den Worten des Rabelais: Je m'en vais chercher un grand Peut-être."

„Friede seinem Staube!" sagte Schiller. „Er war ein wunderliches Original, voller Widersprüche, Pessimist und Enthusiast zugleich, unfähig, seiner Spottlust zu widerstehen, und dennoch herzensgut. So ziemlich das nämliche läßt sich auch von Schubart sagen, dessen Tod mich vor zwei Jahren tief ergriffen hat. Es knüpfte sich doch so manches in dem Entwickelungsgange meines eigenen Talents an diesen unglücklichen Mann, dem es nicht gegönnt war, zu harmonischer Entfaltung seiner zweifellos bedeutenden Anlagen zu gelangen. Wie lebte er in den letzten Jahren nach seiner Erlösung vom Asperg?"

„So gut, daß er zuletzt ganz furchtbar roth und aufgedunsen war", versetzte Hoven. „Du weißt, daß ihn der Herzog, nachdem er ihn mittels zehnjähriger Kerkerhaft erzogen, wie er es nannte, zu seinem Hofschauspieldirektor und Hofpoeten machte. Da mußte er denn die Karmina zur Feier der durchlauchtigsten Geburts- und Namenstage, Genesungen, Reisen und Heimkünfte anfertigen und charakteristisch ist es, daß er das oft nicht allein mit geziemend ernster Miene, sondern mit wirklicher Begeisterung für den Herzog that. In besseren Stunden hat er in seiner wiederaufgenommenen

‚Deutschen Chronik' Blitze einer genialen Anschauung und Beurtheilung der Weltlage ausgehen lassen. Im Grunde seines Herzens Republikaner, hatte er insbesondere der nordamerikanischen Republik Aufmerksamkeit und Neigung zugewendet. Dort, meinte er, würden, wann die übrigen Weltstaaten längst erschlafft wären, noch Thaten geschehen, welche der Menschheit Ehre machten. Wenige Nummern später machte er die Leser der Chronik auf die wachsende Macht Rußlands aufmerksam und meinte, das Schicksal habe Rußland so sehr zum ersten Reiche der Welt bestimmt, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Halb mit Sympathie, halb mit Grauen erfüllte ihn der Gang der Dinge in Frankreich. Er warnte die deutschen und überhaupt die auswärtigen Staaten, in die französische Umwälzung sich einzumischen, und sehr lebhaft steht mir eine Stelle aus der ‚Deutschen Chronik' im Gedächtniß, welche der weit und scharf Blickende schon zu Anfang des Jahres 1790 geschrieben."

„Welche Stelle meinst du?"

„Die, wo Schubart sagte, die Sonne des Jahrhunderts werde untergehen, vom wallenden Dampfe der Leichen verfinstert, aber aus dem allgemeinen Brande, aus dem Schutte der Zerstörung werde Europa aufsteigen in neuer Gestalt."

Schiller versank in Nachdenken.

Der Hofmedikus unterbrach es mit der Frage:

„Und was, lieber Freund, hältst denn du eigentlich von der Revolution, die sich immer wüthender gebärdet?"

„Offen gestanden, sehr wenig", erwiderte der Dichter. „Ich hatte von diesem französischen Freiheitswesen von Anfang an keine große Meinung, seit der Hinrichtung des Königs aber und gar

seit dieser völlig nutzlosen und barbarischen Ermordung der Königin ist an die Stelle meines Mißtrauens der Abscheu getreten. Du weißt, ich trug mich lebhaft mit dem Gedanken, mit einer Vertheidigungsschrift für Ludwig XVI. vor den Konvent zu treten; aber der Ekel an diesen Henkersknechten verleidete mir die Sache. Schubarts freudige Erwartungen vom Ausgange dieser wilden Umwälzung kann ich leider durchaus nicht theilen", fuhr er fort. „Die eigentlichen Principien einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung sind unter den Menschen noch lange nicht genug bekannt und anerkannt. Sie sind im Grunde noch gar nirgends vorhanden als in dem Buch, welches du gestern auf meinem Tische liegen sahest, in Kants ‚Kritik der Vernunft'."

Und nach einer Weile fügte er noch das prophetische Wort hinzu, welches so bald in Erfüllung gehen sollte:

„Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und dann wird, früher oder später, ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen — er mag kommen, woher er will — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theil Europa's machen wird."

Da es Abend geworden, begleiteten Vater und Mutter den Sohn und seinen Freund durch den Park bis zum Orte, wo die Straße steil gegen die Ebene von Ludwigsburg abfällt, und noch lange sahen die greisen Eltern dem lieben Sprößling von der Anhöhe nach, wie seine hohe Gestalt neben der kleineren Hovens dahinschritt.

„Er hat mir erzählt", sagte die Mutter, „daß er in jener

schrecklichen Festnacht, in der Nacht seiner Flucht, von dort unten herauf einen bitterschmerzlichen Abschiedsblick auf die erleuchtete Solitude geworfen. Jetzt ist der Flüchtling heimgekehrt, reich beladen mit Ehren. Aber der Ruhm hat sein Herz nicht verändert. Es ist noch so gut und sanft, wie es von Jugend auf gewesen."

Mit bebender Stimme setzte sie hinzu:

„Ach, so gibt es keinen Sohn mehr in der Welt. Der Segen des Himmels über ihn, jetzt und immerdar!"

„Amen", versetzte der fromme und redliche Greis. Und seine von der Arbeit von siebzig Jahren zitternden Hände erhebend, betete er laut und inbrünstig:

„Dich, Wesen aller Wesen, dich hab' ich bei der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geisteskräften zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könnte, und du hast mich erhört. Dank dir und Segen über ihn!"

VII.

Das schönste Gastgeschenk gab das alte Schwabenland dem Dichter, als dieser im Mai des folgenden Jahres wieder nach Thüringen zurückkehrte, mit auf den Weg, seinen erstgeborenen Sohn Karl, welchen Lotte im September 1793 dem Gatten zu Ludwigsburg gegeben hatte.

In einer durch das Entzücken der ersten Vaterfreude, wie durch das Gefühl, das gewaltsam zerrissene Band, das ihn an sein Heimatland knüpfte, friedlich und schön wieder befestigt zu haben, in dieser gehobenen Stimmung nahm, am häuslichen Herde angelangt, der Dichter seine Arbeiten wieder auf.

Er hatte zu Tübingen mit seinem Verleger Cotta die Herausgabe der „Horen“ verabredet, welches Journal die bedeutendsten Schriftsteller der Nation vereinigen sollte und zu dessen Führung bereits Männer wie Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann mit Schiller sich verbunden hatten. Aber auch die Mitwirkung Goethe's sollte gewonnen werden, und dies unternahm unser Dichter in einem vom 13. Juni 1794 datirten Briefe. Das ist ein für die Geschichte der deutschen Literatur bekanntlich sehr wichtiges Datum, denn da Goethe's Antwort freundlich und beifällig lautete, so wurde jenes Schreiben der Anfang eines regen, schriftlich und mündlich gepflegten Gedankenaustausches, der bald zu vertrauter Freundschaft erwuchs.

So hatten sich die beiden Trefflichen in guter Stunde zuletzt doch gefunden. Ihr Bund ist der ganzen Nation zu gute gekommen und Wilhelm von Humboldt hat nur die Wahrheit gesagt, als er über denselben die schöne Aeußerung that:

„Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht.“

Goethe hat später eingestanden, daß die vertraute Bekanntschaft mit Schiller für ihn einen neuen Frühling heraufführte, in welchem „alles froh neben einander keimte, knospete und blühte“, und bei Schiller äußerte sich eine solche Frühlingsfreudigkeit schon in der Ankündigungder „Horen“, wo er seine Stellung zu seiner Zeit mit den Worten kennzeichnet:

„Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“

Hier ist die Erhebung über die wildgährenden Interessen des Tages, über alles Endliche und Vergängliche deutlich manifestirt. Es ist eine kühne und frohe Botschaft des Idealismus, wie sie unser Dichter unlange darauf auch in seinem wundervollen Gedicht vom „Ideal und Leben“ verkündigte:

Nur der Körper eignet jenen Mächten
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dunklen Leben
In des Ideales Reich!

Es konnte nicht an Stimmen fehlen, welche den beiden Freunden diese Erhebung über die Tagesinteressen zum Vorwurf

machten; aber die Tadler übersahen, daß Goethe und Schiller gerade daraus das Vermögen und die Lust zu neuen künstlerischen Thaten schöpften, das heißt, die Kraft und den Willen zur Vollführung ihrer eigensten Mission.

VIII.

Die neuerwachte Lust zu schaffen äußerte sich bei Goethe vorwiegend episch, indem er, von dem Freunde aufgemuntert, den schon 1777 begonnenen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ wieder vornahm und denselben jetzt zum Muster- und Meisterroman unserer Literatur abschloß. Schillers Dichtung schlug mit verjüngter Kraft zunächst die lyrisch-didaktische Weise an, welche in seinen Gedichten aus dieser Zeit so gedankenschön tönt. Wie er in dem Prachtlied von des Gesanges Macht gesungen, so waltet sie in dieser Lyrik. Hier erscheint der Dichter wirklich und wahrhaftig als:

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Gemeinsam machten dann die beiden Freunde mittels der 414 Distichen, welche unter dem Titel „Xenien“ in Schillers Musenalmanach für 1797 erschienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzulänglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der

zeitgenössischen Literatur. Das war ein Unternehmen, welches die literarische Atmosphäre gewitterhaft heilsam reinigte. Aber ein wüthender Tumult brach los. Doch die beiden machten sich wenig daraus, sondern gingen daran, durch neue positive Kunstschöpfungen der Nation zu beweisen, daß sie zum Tadel des Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt gewesen, weil sie besseres zu geben im Stande seien.

Sie dichteten jetzt in schönem Wetteifer ihre herrlichen Balladen und Romanzen, Goethe mit Vorliebe die erstere, Schiller mehr die letztere dieser poetischen Gattungen pflegend. Goethe benutzte dann die epische Stimmung seiner Phantasie, um sein Gedicht von „Hermann und Dorothea" zu schaffen, das vom bürgerlichen Idyll zum kosmopolitischen Epos sich erweitert und dessen homerisch naive und schöne Form vom wärmsten deutschen Herzschlag erfüllt ist. Schiller seinerseits folgte wieder dem dramatischen Zuge seines Genius, der sich schon in seinem großen Lied von der Glocke, diesem „Lied vom Leben", mit neubelebter Macht offenbarte und dem die unter Goethe's Direction stehende weimarer Bühne Raum zu voller Aeußerung gewährte.

Die deutsche Schauspielkunst war durch ihre berühmten Träger Ackermann, Eckhof, Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck allmälig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche sie befähigte, die dramatischen Meisterwerke unserer Klassik in würdiger Gestalt vorzuführen. Namentlich geschah dies auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen neben Goethe auch Schiller, nach seiner 1799 bewerkstelligten Uebersiedelung nach Weimar, durch Rath und That bedeutenden Antheil hatte.

Auf dieser Bühne erschien 1799 die große Trilogie „Wallen-

stein", welche Schiller wie im Vorgefühle der anbrechenden kriegerischen Epoche geschaffen. Dann kamen in den Jahren 1800—1804 in rascher Folge „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina" auf die Breter, welche „die Welt bedeuten", und endlich der „Wilhelm Tell", welcher die Idee der Freiheit, mit deren Verkündigung der Dichter in den „Räubern" wildgenialisch begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit der staunenden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte. So war erfüllt, an ihm selber erfüllt, was er vormals in dem Gedichte von den Künstlern über den Entwickelungsgang des Dichters gesagt:

So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Denn: höchste Wahrheit ist nur im Tode, hat vor nahezu zwei Jahrtausenden ein morgenländischer Seher gesungen.

IX.

„Eigen Dach und Fach" — es liegt ein eigener Zauber des Heimatlichen in diesem Worte und wir müssen unseren Dichter beglückwünschen, daß ihm gegönnt war, diesen Zauber zu erfahren freilich nur als Preis einer Thätigkeit, die eine zu aufreibende sein mußte, um lange dauern zu können.

Wenn man Jena in südwestlicher Richtung verläßt und durch das sogenannte Mönchsgäßchen eine Strecke weit zwischen

Gärten hingeht, gelangt man an ein zweistockiges, ziemlich symmetrielos gebautes Haus, welches jetzt zur Sternwarte dient. Dieses Haus mit dem dazu gehörenden Garten hatte Schiller im Frühjahr 1797 käuflich an sich gebracht und mit seiner Familie bezogen.

In der südwestlichen Ecke des Gartens stand in dem Schatten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie eine Hütte, in welcher der Dichter die Sommernächte hindurch zu arbeiten pflegte. Dort haben oft im ersten Morgengrauen Vorübergehende noch die Lampe flimmern und in ihrem Schein den Dichter raschen Schrittes in der Hütte hin und her gehen und dann wieder zum Schreibtisch treten sehen, um ewige Gedanken aus seiner Seele aufs Papier zu strömen.

Es war so eine Sommernacht. Das Mondlicht lag auf den Hügeln und auf den Dächern der Stadt, wo schon alles längst zur Ruhe gegangen. Leise wiegten die Bäume des Gartens ihre Wipfel in der balsamischen Kühle und in der hinter dem Garten liegenden tiefen Schlucht des Leutrabaches schlug dann und wann eine Nachtigall an, wie schlaftrunken.

Aber es war heute keine Arbeitsnacht für unsern Dichter, es war eine jener geweihten Nächte, die er mit dem großen Freunde zu verplaudern pflegte, wann dieser ihn aufzusuchen nach Jena kam.

Auf dem „verwitterten Steintisch“ in der Laube neben der „Hütte“ blinkte Rheinwein in den grünen Römern, und wie darin die goldenen Perlen, so stiegen aus den Seelen der Freunde goldene Gedanken auf.

Dem erlauchten Wirthe gegenüber saß der erlauchte Gast.

Goethe stand damals im Zenith des Mannesalters. Auf

seinem Antlitz — „herrlicheres Angesicht konnte kaum ein Sterblicher haben" — lag ein stilles Bewußtsein von Größe und Glück, und wie er so dasaß, freundlich ernst, mußte einem Betrachter die Behauptung seiner Bewunderer, daß er etwas vom olympischen Zeus habe, vollauf gerechtfertigt erscheinen. Wenn er dagegen ging oder stand, war eine gewisse Förmlichkeit, um nicht zu sagen Steifigkeit, an ihm wahrzunehmen, die ein feiner Beobachter, Arndt, von dem Umstand hergeleitet hat, daß an der herrlichen Mannesgestalt doch eine Unangemessenheit war, nämlich um einige Zoll zu kurze Beine.

Die Freunde waren jedoch heute nicht allein. Es befand sich noch ein dritter da, ein junger Landsmann Schillers, welcher denselben Goethe als Friedrich Hölderlin vorgestellt hatte.

Der Schöpfer des „Hyperion" und der „Klagelieder um Diotima" war damals ein schlanker Mann mit einem länglichen, blassen Gesicht, einer prächtig gebauten Stirne und geisterhaften Augen, aus deren Tiefe manchmal ein dämonischer Blitz blendend und erschreckend fuhr, wie ein Vorzeichen jener Flamme des Wahnsinns, die so bald über dem Haupte des Unglücklichen zusammenschlagen sollte. Es war schon damals, bei aller Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung, in seinem Wesen etwas gedrücktes, ängstliches, das dann wieder plötzlich den Aeußerungen einer heftigen Subjektivität platzmachte, Aeußerungen, deren Schroffheit man mit einem sonst so sanften und liebevollen Charakter nicht zu reimen wußte.

Ein unerschöpfliches Thema, die Kunst und ihre Stellung zur Zeit und zur Gesellschaft, hatte auch heute wieder, wie so oft, die beiden Freunde beschäftigt. Der junge Dichter hatte eine

bescheidene Zurückhaltung beobachtet, als fühlte er, daß, wo solche Männer sprachen, ihm nur zu hören geziemte. Schillers freundliche Bemühung, den Landsmann ins Gespräch zu ziehen, hatte ihn aber, da man gerade von günstigen und ungünstigen Einflüssen auf den Künstler von außen her redete, zuletzt doch zu der Aeußerung vermocht:

„Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig wie das Tageslicht den Pflanzen. Wie das Tageslicht in der Pflanze sich wiederfindet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten Spiele der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannichfaltigen Gestalten und Bildungen des Künstlers wieder."

„Das dürfte schwerlich zu bestreiten sein", bemerkte Schiller. „Aber wie mir einst eine geniale Frau richtig gesagt hat, daß die Weiber, um ihre Bestimmung zur Mutterschaft zu erfüllen, unmöglich immer auf das Kommen eines Halbgottes warten dürfen, so möchte es auch um die Kunst schlimm stehen, wenn der Künstler immer erst der Anregung von seiten edler Naturen harren müßte. Ueberhaupt wird er, glaube ich, wohl thun, sich nicht von der Gegenwart beherrschen und einengen zu lassen. Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann ein Mann geworden ist, so kehre er in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern, furchtbar wie Agamemnons

Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Die Tempel des Alterthums blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet. Tausend Steine zeugen redend davon. Die Wahrheit lebt in der Täuschung fort und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederhergestell werden. Sowie die edle Kunst die edle Natur überlebte, schreitet sie derselben auch in der Begeisterung voran, bildend und erweckend. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtung ihre Stralen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

„Freilich, wir müssen der Zukunft vertrauen", sagte Goethe, „denn die Gegenwart blickt nur allzu oft mißverständlich, scheel und übelwollend. Welche Urtheile hat man zu befahren! Wie vielfach fehlt es unsern deutschen Landsleuten an Verständniß für redliches und tüchtiges Streben und wie breit darf sich unter ihnen die Toleranz für das unzulängliche oder geradezu nichtige machen!"

„Die Deutschen!“ brach Hölderlin mit Heftigkeit aus. „Müssen sie nicht fühllos sein für alles wahrhaft schöne Leben? Ruht nicht überall der Fluch der gottverlassenen Unnatur auf ihnen? Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, welches zerrissener wäre als die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen. Ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande verrinnt?“

„Unser junger Freund“, bemerkte Goethe gegen Schiller, „spricht mit der Lebhaftigkeit seines Alters. Etwas wahres ist aber doch an seinem traurigen Gleichniß. Ein nationaler Leib, das ist es, was unserem Volke fehlt. An Geist würde es nicht mangeln. Da hat mir einer erst unlängst wieder vorgeworfen, ich hätte kein nationales Gefühl. Aber wo existirt denn eine deutsche Nation? Etwa in der Spottgeburt des regensburger Reichstags? Gewiß, Deutschland ist meinem Herzen theuer, und oft hat es mich bitter geschmerzt, daß die Deutschen, die als Individuen so ehrenwerth sind, als Volk so miserabel sein müssen. Vor diesem Schmerze habe ich mich in die Kunst und in die Wissenschaft geflüchtet, denn diese gehören der Welt im großen und ganzen und die Nationalitätsschranken verschwinden vor ihnen. Wenn mir aber Leute, welche in den Wirrsalen unserer Zeit allen gesunden Sinn und Verstand verloren haben, daherkommen und mir zumuthen, ich sollte Partei nehmen und patriotisch wirken, so kann mich das nur mit Verwunderung und Wider-

willen erfüllen. Immer wird der Dichter als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte, seines dichterischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Und was heißt denn sein Vaterland lieben? Was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht ist, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungsweise zu veredeln, was soll er denn da noch besseres thun? Wie soll er denn da patriotischer wirken?"

„Mag der Unverstand die Frage beantworten, wenn er es kann", versetzte Schiller. „Wir aber, meine Freunde, wir wollen uns dadurch nicht irren lassen. Indem wir redlich trachten, der Menschheit zu dienen, dienen wir doch wohl auch unserem Lande. Nein, wir wollen uns nicht irremachen lassen. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann. Sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse und Bürger aller Zeiten zu sein."

X.

Der Umzug nach Weimar hatte für unsern Dichter, indem ihm dadurch die Nähe Goethe's und einer trefflichen Bühne gesichert wurde, viel Förderliches. Auch ist es nicht mehr als billig, dankbar anzuerkennen, daß der Herzog Karl August durch

Aussetzung eines Jahrgehaltes für den Dichter that, was seine nicht allzu reichlich zugemessenen Mittel ihm erlaubten. Aber immer noch war Schiller daneben zu fortgesetzter anstrengender Arbeit gezwungen, und gewiß jeden überfällt ein Schauer des Mitleids, wenn er die Thatsache hört, daß der erlauchte Mann, um sich bei seinen Nachtarbeiten wach zu erhalten, stets ein Geschirr mit kaltem Wasser unter dem Schreibtisch stehen hatte, worein er die Füße stellte, während er zugleich starken Kaffee trank.

So wurde manche seiner größten Schöpfungen der Sorge und der Krankheit abgerungen. Die „Maria Stuart" ist unter Schmerzen vollendet, viele der prächtigsten Stellen in der „Jungfrau von Orleans" sind unter heftigen Leiden gedichtet worden.

Schwerer Kummer beugte — auch abgesehen von den immer bedenklicher werdenden Gesundheitsumständen des Dichters — oft dieses edle Haupt, machte das sinnende Auge immer tiefer in seine Höhlen zurücktreten, die Wangen immer hohler, die Stirne immer geisterhaft verklärter. Aus dem alten Schwabenlande kam Todespost auf Todespost. Erst starb Schwesterlein Nanette, deren holde Persönlichkeit und geniale Anlagen dem Bruder so große Hoffnungen für sie eingeflößt hatten, dann der brave Vater, dann die geliebte Mutter.

Die Gestaltung der öffentlichen Zustände wurde auch immer trostloser. Schillers Prophezeiung hinsichtlich der französischen Revolution hatte sich bereits erfüllt. Bonaparte war als Bändiger der Anarchie aufgestanden und hatte seine Eroberungs- und Triumphzüge begonnen. Aber Schiller vermochte in den allge-

meinen Jubel über das Genie und Glück des Mannes nicht einzustimmen, sondern äußerte:

„Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht. Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider. Keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges gutes Wort hört man von ihm."

Der düstere Despotengeist in Bonaparte widerte unsern Dichter an, und je mehr die Zeitgenossen, selbst ein Goethe, unter diesen Despotengeist sich beugten, um so lebhafter drängte es Schiller, seinem Volke und der Menschheit das Evangelium der Freiheit und Menschenwürde zu verkündigen. Dabei ist es wunderbar, zu sehen, wie sich die Eindrücke der Zeitereignisse in ihm zu dichterischen Problemen und Gestalten umwandelten, oder vielmehr, wie er, ein echter Seher, ein „Vates" im Sinne der Alten, diese Zeitereignisse poetisch anticipirte. So war der Wallenstein eine Vorherverkündigung der napoleon'schen Säbelherrschaft, so deuteten die Jungfrau und der Tell prophetisch auf das Zerbrechen des Joches, welches der Eroberer den Völkern auferlegte. Der Tell insbesondere hat einen unermeßlichen Einfluß auf die deutsche Jugend geübt, welche in den glorreichen Schlachten des Befreiungskrieges die von Tyrannenhaß glühende Brust den französischen Kugeln und Bajonetten entgegenstellte. Das eben ist ja das Große der Poesie Schillers, daß sie, aus der sittlichen Ueberzeugung geboren, Thaten zu zeugen vermag.

XI.

Er sollte die edle Saat seines Geistes nicht mehr aufgehen sehen, die große Erhebung des Jahres 1813 nicht mehr erleben,

aber auch nicht die ihr auf dem Fuße nachtretende große Enttäuschung der Nation.

Seine letzten Lebensjahre waren nicht ohne Sonnenblicke des Glückes.

Er hatte auf der Esplanade in Weimar wieder „eigen Dach und Fach“ und neben dem erstgeborenen Karl belebten noch ein Sohn und zwei Töchterlein die Räume des Hauses.

Mit eigenen Empfindungen mochte der Dichter zwei Dokumente betrachten, die, obgleich himmelweit verschieden, friedlich mitsammen in demselben Fache seines Schreibtisches lagen. Sie hatten auch sicherlich in Schillers Augen ganz den gleichen Werth, keinen sehr großen.

Das eine dieser Dokumente trug das Datum: Paris, le 10. Oct. 1792, l'an 1er de la République Française, und war unterzeichnet von Roland, als Minister des Innern der Republik, und gegengezeichnet von Danton. Es war die Urkunde, kraft welcher der Konvent dem Sieur Schiller, zugleich mit Washington, Wilberforce, Pestalozzi, Kosciusko, Klopstock und andern großen Zeitgenossen, das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik verlieh. Das andere Dokument führte das Datum: Wien, 7. September 1802, und die Unterschrift „Franz.“ Es war die Urkunde, kraft welcher der letzte deutsche Kaiser „in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden, wie auch auf die ausgezeichnet seltenen Verdienste des Hofraths Johann Christoph Friedrich Schiller denselben sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wissen in des heiligen römi-

schen Reiches Adelstand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdigt hat".*)

So fühllos für alles wahrhaft Schöne, wie sie der arme Hölderlin in der Gartenlaube zu Jena gescholten hatte, waren also doch die Deutschen nicht. Weder die Fürsten — das angezogene Dokument zeigt es — noch das Volk.

Von seiten des letzteren empfing der Dichter im Jahre 1801 eine begeisterte Huldigung. Er war nach Leipzig gegangen, um der ersten Aufführung der Jungfrau anzuwohnen. Ungeachtet des heißen Abends war das Haus zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf das Stück liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Akte der Vorhang niederging, brach wie aus einem Munde ein tausendstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!" aus und Trompetengeschmetter und Paukenschlag mischten sich in den jubelnden Zuruf. Nur wenige wurden der dankenden Verbeugung des Dichters gewahr, welchen seine Bescheidenheit im Hintergrunde der dunkeln Loge zurückhielt. Aber nach der Beendigung der Tragödie, da wollte alles den Lieblingsdichter der Nation sehen. Der Platz vor dem Theater bis hinab zum ranstädter Thore war dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller herauskam, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Mütter

*) Schiller an Körner: „Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen." — Schiller an Humboldt: „Sie werden gelacht haben, als Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich um Lotte's und der Kinder willen mir es auch gefallen lassen."

ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuriefen: „Seht, dieser ist es — Friedrich Schiller!“

XII.

Aber wenige Jahre darauf war die Zeit erfüllt und die Uhr abgelaufen. Der aufgezehrte, müde Leib versagte seinen Dienst einem Geiste, der rastlos und schöpfungsfreudig seinen leuchtenden Pfad hinwandelte.

Schillers Gesundheit war im Winter 1804—5 immer wankender geworden. Der Frühling schien Genesung und Erstarkung bringen zu wollen, wie schon so oft, aber diesmal war es eine täuschende Hoffnung gewesen.

Leser, du bist wohl auch schon in jenem Heiligthum gestanden, in jenem kleinen, hellgrün tapezirten Zimmer mit den zwei nach der Straße gehenden Fenstern, welche Lotte's sorgliche Hand mit karmoisinrothen Vorhängen versah, weil der Gatte meinte, diese Farbe stimme ihn produktiv. Deine Blicke haben gewiß mit ehrfurchtsvoller Rührung an jenem unscheinbaren Schreibtisch dort gehaftet, an welchem der Tell geschaffen wurde, und wenn sie sich dann linkshin gewendet, nach der einfachen Bettstelle in der Ecke, da sind dir vielleicht die Wimpern feucht geworden.

Dort, auf jenem Bette, lag am 9. Mai 1805 unser Dichter, um nimmer wieder aufzustehen.

Seine Geliebtesten waren um ihn.

Zu den Füßen des Bettes stand Schwester Karoline, vergeblich sich bemühend, mittels gewärmter Kissen in die erkalteten Füße des Kranken Wärme zurückzurufen. In einer Ecke saßen

der elfjährige Karl und der neunjährige Ernst, mit gefalteten Händen trübe vor sich hinsehend. Lotte kniete am Bette, die Hände des theueren Mannes in den ihrigen haltend. Ihr älteres Töchterlein, das fünftehalbjährige Lindchen, lehnte sich an die Mutter, in glücklicher Unschuld nicht wissend, was das alles zu bedeuten habe.

Der treffliche Hausarzt war eben weggegangen, den kummervoll fragenden Blick Karoline's mit einem schmerzlich hoffnungslosen erwidernd.

Die Abendsonne stand draußen hell am wolkenlosen Himmel.

Der Kranke hatte die Nacht über schwer mit dem Feinde des Lebens gerungen. Am Morgen hatte er einige Stunden ruhig geschlummert. Dann waren wilde Fieberphantasieen über ihn gekommen. Als hätte sich seinem Geist der schreckliche Kriegslärm, welcher Thüringen so bald erfüllen sollte, zum voraus angekündigt, hatte er im Delirium ausgerufen:

„Wer löſ'te die Kanonen? — Wer kommandirt den linken Flügel? — Siehst du, die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig sieht das Regiment aus! — Sind sie im Lager? — Das ist lustig! — Singt noch einmal den Rundgesang!"

Dann war er ruhiger geworden, und als Schwester Karoline mit der Frage, wie es gehe, zu ihm getreten, hatte er erwidert:

„Immer besser immer heiterer!"

Dann hatte er mit der Hand auf den prächtgen Strauß von Frührosen gedeutet, welcher neben seinem Bette im Glase stand, und dazu gesagt:

„Sonderbar, mir ist, als dufteten aus diesen Rosen goldene Jugenderinnerungen mich an."

Den Strauß hatte gestern eine Unbekannte unten im Hause für den Kranken abgegeben. Als sie erfahren, wie es mit ihm stand, hatte sie den Schleier über das Gesicht gezogen und war schnell weggegangen. Aber die Dienerin hatte bemerkt, daß die hohe Gestalt der Fremden im Gehen wankte.

Am Nachmittag hatte der Sterbende nach seinem jüngsten Kinde verlangt. Die kleine Emilie wurde gebracht und er sah hr lange wehmüthig ins Gesicht. Dann verdunkelten Thränen seinen Blick und er winkte, das Kind wegzubringen.

Später wieder aus einem fieberhaften Schlummer erwachend sah er sanft lächelnd in die Höhe und äußerte:

„Wie viele Dinge werden mir jetzt licht und klar!“

Er hatte die Sonne immer so sehr geliebt. Die letzten Zeilen, die er geschrieben, lagen dort auf dem Schreibtisch. Es war der schöne Monolog der Marfa im „Demetrius“, mit dem glühenden Aufruf zum Tagesgestirn, ein letzter Seufzer idealer Sehnsucht:

Oh, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreis't, sei du die Botin meiner Wünsche!

„Laßt mich die Sonne sehen!“ bat er auch jetzt.

Karoline schlug den Fenstervorhang zurück. Der Sterbende erhob das Haupt und schaute heiteren Auges in den klaren Abend hinaus.

Die Natur hatte sein Lebewohl empfangen — er sank in die Kissen zurück.

Vorahnend hatte er vor Jahren vom Tode des Künstlers gesungen:

Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Und so geschah es.

Die große Seele lös'te sich schmerzlos.

Lotte fühlte einen Druck seiner Hand. Dann fuhr ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, das Haupt sank rückwärts, die Augen brachen und ein sanftes Lächeln stand auf den Lippen des Todten.

„Er hat mir noch die Hand gedrückt!" schluchzte Lotte aus der Tiefe ihres Jammers und preßte ihre aufschreienden Knaben ans Herz.

„Der gute Vater schläft jetzt ruhig", sagte Linchen. „Er lächelt im Schlafe."

„Sein Leib schläft, Kind", versetzte Karoline bebend, „aber sein Geist wird wach sein durch die Jahrhunderte hinab!"

XIII.

Damals lebte auf der Kunitzburg bei Jena einsam eine fremde Frau, die erst vor wenigen Monaten in die Gegend gekommen war.

Sie hatte den einsam stehenden Landsitz gemiethet, suchte und empfing keine Gesellschaft und ließ sich von den guten Jenensern als eine Sonderlingin bezeichnen, ohne weiter davon Notiz zu nehmen.

Einige hielten sie für eine Schwedin, andere knüpften an den Umstand, daß die Fremde als Dienerschaft einen alten Neger

und dessen Tochter mitgebracht hatte, die Vermuthung, sie möchte eine Amerikanerin sein.

Indem wir am Morgen nach Schillers Todestag die Kunitzburg betreten, finden wir in dem Zimmer, wo die Fremde am liebsten weilte, verschiedene Andeutungen, daß uns die Einsiedlerin nicht so unbekannt sei, wie sie den Bewohnern von Jena war.

Auf einem zierlichen Schreibtische bemerken wir in reichen, aber von häufigem Gebrauche zeigenden Einbänden die sämmtlichen Schriften Schillers. Ueber dem Schreibtische hängen Seite an Seite zwei vortrefflich in Aquarellfarben ausgeführte männliche Portraits. Das eine stellt Schiller dar, aber den Jüngling Schiller, in der Frisur und Uniform eines herzoglich wirtembergischen Regimentsmedikus, das andere einen schönen Mann in der Blüthe seiner Jahre, angethan mit der Uniform eines Obersts der virginischen Miliz. Aus seinem Gesicht blicken die verständigen und biederen Augen von William Raleigh.

Brauchen wir zu sagen, wer die Bewohnerin des Zimmers ist, welche vor dem Schreibtische sitzt, über ein aufgeschlagenes Exemplar der „Braut von Messina“ hingebeugt?

Sie war noch immer schön. Ihre unvergleichlich anmuthigen Formen hatten sich wenig oder gar nicht verändert. Aber in ihren tiefdunkeln Augen lag Kummer, auf ihrer schönen Stirne schwere Sorge und an den Schläfen zeigte das rabenschwarze Haar einen weißlichen Schimmer.

Sie trug vom Haupt bis zur Sohle tiefe Trauer und hatte vollwichtige Ursache dazu, denn das treueste, liebevollste Gatten=

herz war gebrochen, fern von ihr, ohne daß sie seine letzten Seufzer hatte empfangen können.

Oberst Raleigh war voriges Jahr im Gränzkriege von den wilden Sioux erschlagen worden.

Seine Waffengefährten hatten den Leichnam des tapferen Führers mitzurückgebracht, und als ihn die Wittwe am Ufer seines heimatlichen Potomak bestattete, da durfte sie sich in der Pein ihres Schmerzes wohl daran erinnern, daß der große Washington wenige Jahre zuvor zu ihr gesagt hatte:

„Mistreß, Ihr Gatte ist einer der besten Menschen und wackersten Amerikaner, die ich mein Leben lang gekannt. Er verdient es, daß Sie ihn so glücklich machen, wie Sie thun.“

Ihre Ehe war kinderlos geblieben und so hatte sie, jetzt allein in der Welt stehend, dem Verlangen nachgegeben, die alte Welt wiederzusehen. Vielleicht, daß noch ein leiser Nachklang ihres abenteuerlichen Jugendsinnes mit dabei im Spiele war, vielleicht aber auch nur die tiefgeheime Sehnsucht, dem unvergeßlichen Freunde, dessen Namen die Schwingen des Ruhmes über das Weltmeer getragen hatten, noch einmal ins Angesicht zu sehen.

Sie hatte in Stuttgart die Stätten ihrer widerspruchsvollen Jugend aufgesucht. Auch im Chor der Stiftskirche war sie gewesen, unter dessen Steinplatten die Ueberbleibsel von dem ruhten, welcher einst Herzog Karl geheißen, und es war kein Wort des Fluches mehr, sondern ein Segensspruch, was von ihren Lippen in die Fürstengruft niederrieselte.

Aber das Antlitz, welches zu sehen sie nach Thüringen gekommen, sollte sie nicht mehr sehen. Sie hatte ihm nur noch einen Rosengruß senden können, wie sie vor Zeiten, damals auf

dem Salvator bei Gmünd, ihm durch eine Rose ihre Gegenwart angekündigt hatte.

Die Nacht war für sie eine schlummerlose gewesen und vergebens suchte sie jetzt die düsteren Gedanken, ein trübstes Vorgefühl durch die Beschäftigung mit der vor ihr liegenden Dichtung loszuwerden. Ihre Augen wanderten von dem Buch immer wieder unwillkürlich zu dem Jugendbild des Dichters, welches sie aus treuer Erinnerung gemalt hatte.

Da näherten sich Schritte der Thüre und der alte Pompeius trat ein.

„Du kommst aus der Stadt, Pompei?" fragte sie. „Was bringst du?"

„Mistreß", erwiderte der grauköpfige Mohr, „Leute viel traurig in Stadt. Groß Gedräng vor Posthaus. Viele weinen. Andere blaß werden und still weggehen. Sie sagen, großer Mann sein gestorben, gestern Abend."

„Schiller?" schrie Lauretta auf und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„So Leute sagen."

Sie hatte nur noch die Kraft, den Alten fortzuwinken.

Dann sank sie wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück und rang in namenlosem Leide die Hände.

Es währte lange, bis ein wohlthätiger Thränenstrom den Krampf ihrer Seele lös'te, noch länger, bis sie aufstehen und, die umschleierten Augen zu dem Bild ihres Gatten erhebend, zitternden Mundes sagen konnte:

„Du würdest mir nicht zürnen um dieses Schmerzes willen, wenn du lebtest, du treues und edles Herz! Nein, du würdest

sagen: Weine um ihn, Lauretta, und laß mich mit dir trauern."

XIV.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai wurde die Hülle des Dichters zur Mitternachtsstunde zu Grabe getragen.

Es war eine linde Mainacht. Am Himmel stand der Mond, von zerrissenem Gewölk umflattert. Laut schlugen im Parke die Nachtigallen. Sonst tiefstill in ganz Weimar.

Vor dem bescheidenen Haus auf der Esplanade stand auf der Bahre der Sarg. Ein Lorbeerkranz lag zu Häupten. Hinter den verschlossenen Fensterladen tönte verhaltenes Weinen.

Eine Gruppe junger Männer in Trauertracht, Gelehrte, Künstler, Beamte, umgab den Sarg. Acht derselben hoben die theure Last auf die Schultern. Die übrigen folgten, die Träger von Zeit zu Zeit ablösend in ihrem frommen Amt.

So ging der Zug durch die stille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsstraße nach dem alten Kirchhofe bei St. Jakob

Rechts am Eingang desselben, vor dem sogenannten Kassengewölbe, setzten die Träger die Bahre nieder.

In diesem Augenblicke trat der Mond voll aus den Wolken und goß sein mildes Licht auf den Sarg herab.

Nun öffnete sich die Pforte des düsteren Gewölbes, der Todtengräber und seine Gehilfen nahmen den Sarg auf und trugen ihn hinein.

Still entfernte sich das Trauergeleite und bald folgten ihm die Todtengräber.

Jetzt aber kam eine tief in einen Männermantel verhüllte Gestalt zwischen den Grabhügeln hervor.

Sie stand einen Augenblick lauschend, als wollte sie sich vom Weggehen der andern überzeugen.

Dann trat sie an die Pforte des Gewölbes und fand dieselbe nur angelehnt, wie ihr der Todtengräber versprochen hatte.

Sie ließ den Mantel fallen und der Mond beschien noch, bevor er in Wolken untertauchte, die Gestalt Lauretta's.

Sie ging hinein, tastete sich zu dem Sarge hin, kniete daran nieder, umschloß ihn mit den Armen und legte die Stirne daran.

Lange unterbrach nur ein leises Schluchzen die Todtenstille des Ortes.

„Ich sollte deine theuren Züge nicht mehr sehen“, flüsterte sie endlich, „aber was thut es? Nun lebst du in meiner Seele so, wie du warest, als mir einmal doch vergönnt war, deine Lippen mit den meinigen zu berühren. Oh, du Guter, Großer, Unsterblicher, du wirst fortleben, solange es Herzen gibt, edle und hohe Gedanken zu hegen, und Zungen, sie auszusprechen. Die fernsten Geschlechter werden dich ehren, segnen, lieben; aber — oh, laß mir diesen Trost! — nie hat ein Herz so dich geliebt, nie wird eins so dich lieben, wie ich dich liebte und liebe. Und so leb' wohl, Hülle eines unvergänglichen Geistes! Mir bleibt noch die Pflicht, jenseits des Oceans am Grabe des Mannes zu trauern, der mich gerettet aus dem wilden Strudel des Irrthums und hochgehalten hat sein Leben lang.“

Sie küßte den Sarg, brach ein Blatt aus dem Lorbeerkranz, barg es an ihrem Busen und verließ das Gewölbe. Der Mond

war untergegangen und ein kühler Wind ging pfeifend über die Gräber.

Lauretta hüllte sich in ihren Mantel und schritt durch die Nacht dahin, fest und gefaßt wie eine, die mit dem Leben abgerechnet hat und nun ohne weiteren Antheil ruhig hinnehmen will, was es noch bringen mag.

XV.

Lotte an Fischenich.

„Es hat niemand, kann ich behaupten, das hohe edle Wesen Schillers so verstanden wie ich, denn keine Nüance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären und zurechtzulegen wie niemand. Die Jahre verbanden uns immer fester, da ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nothwendig zu seiner Existenz wie er mir. Ich habe die Beruhigung, daß ich gewiß alles für ihn that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, die Beruhigung, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. Ach, lieber Freund, Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theile seines Lebens, wo seine Seele auch unter dem drückenden Gefühle der Krankheit frei sich erhob, wo er immer milder, immer lieber wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder sich erfreute, da war er ganz anders noch, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den kleinen Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns hereintrat, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl

auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg!"

XVI.

Goethe, während Schillers Todesleiden selber von Krankheit heimgesucht, schrieb, kaum nothdürftig genesen, an Zelter:

„Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins."

Und als der Olympier einigermaßen sich gefaßt hatte, sprach er in die allgemeine, laute und herzliche Trauer und Wehklage um Schiller hinein diese Worte voll antiker Größe:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig tüchtiger und kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. Und so wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben."

XVII.

Auf jeder bedeutenderen Bühne Deutschlands wurde für Schiller eine Todtenfeier veranstaltet, eine besonders glänzende

unter Ifflands Mitwirkung zu Berlin, die sinnigste aber wohl am 10. August 1805 zu Lauchstädt. Alle Mitglieder der weimarer Bühne waren dabei thätig und den Schluß bildete jener herrliche Erinnerungsgesang Goethe's auf den verewigten Freund, der bei dieser Veranlassung (in seiner ersten Gestalt) gesprochen wurde. Der Gegenstand der Darstellung war das Lied von der Glocke, in dramatische Gestalt gebracht. Der Schauplatz stellte des Glockengießers Werkstatt vor. Nachdem alle die tiefergreifenden Bilder, welche das „Lied vom Leben" aufrollt, vorübergezogen und die Töne des Schlußchors verhallt waren, zog der goethe'sche „Epilog" die Summe von Schillers Existenz:

Ja, er war unser! Wie bequem, gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen —
Und hinter ihm in wechsellosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ihm glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas:
Das haben wir in traurig-schönen Jahren —
Denn er war unser — leidend miterfahren.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wovor uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn er herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!"

XVIII.

Es gereicht Goethe zu großer Ehre, daß er namentlich auch dann noch, als sich der unersprießliche und widerwärtige Streit erhoben hatte: ob er oder Schiller der größere Dichter? oft und

gerne auf den verewigten Freund zurückkam und bei jeder Gelegenheit das Lob desselben anstimmte.

So äußerte in den berühmten Gesprächen mit Eckermann der greise Dichterkönig:

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als in irgend einer anderen Literatur seinesgleichen hat. Durch alle seine Werke geht die Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Sein Inneres kündigte sich schon in seinem Aeußeren entschieden an. Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, alles war stolz und großartig an ihm, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war auch sein Talent. Immer erschien er im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur. Er war so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein großer, ein prächtiger, ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!"

XIX.

Die Pietät der Freundschaft und Verehrung verhalf auch den Gebeinen unseres Dichters zu einer würdigen Ruhestelle.

Als durch die Anlegung eines neuen Friedhofes die Auf-

räumung des Kassengewölbes bei St. Jakob veranlaßt wurde, gelang es im Jahre 1826 der frommen Bemühung des damaligen Bürgermeisters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe, aus dem Moderhause jener Gruft den Schädel Schillers herauszufinden. Bei Gelegenheit des Fundes dieser kostbaren Reliquie schrieb Goethe seine schönen Terzinen, „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“:

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?

Der gemachte Fund ermuthigte aber zu weiteren Nachforschungen, und da sich der Herzog Karl August entschlossen hatte, die Ueberreste Schillers in der Fürstengruft auf dem neuen Gottesacker beisetzen zu lassen, so gelang es auf seine Anregung hin und unter Beihilfe tüchtiger Anatomen, sämmtliche Gebeine des Dichters aufzufinden und dem Schädel wieder anzufügen.

In der Morgenfrühe des 16. December 1827 wurde dann, was von dem Dichter des Wallenstein und Tell Irdisches übriggeblieben, in der Fürstengruft beigesetzt. Vier Jahre und einige Monate später folgte dahin der dreiundachtzigjährige Dichter des Faust und der Iphigenie dem vorangegangenen Freunde.*)

---

*) „Hügelan steigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter diesen that sich eine schwere Doppelthüre auf und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stukkatur, dessen Kuppel von Pfeilern getragen wurde und zu dem

XX.

Und wieder, vierunddreißig Jahre nach dem Todestage Schillers, war es Mai.

Der Himmel blaute und die Sonne stralte ob den Straßen von Stuttgart, die sich festlich geschmückt hatten, als gälte es, einen Triumphator huldigend zu begrüßen.

Und wirklich, das galt es.

Der siebenundfünfzig Jahre zuvor bei Nacht und Nebel zum eßlinger Thore hinausgeflohen, um nicht gleich Schubart „erzogen" zu werden, kehrte heute durch alle Thore herein, in den Herzen der einziehenden Scharen seiner Verehrer, triumphirend in die Hauptstadt seines Heimatlandes zurück.

Dort, auf jenem Platze zwischen dem alten Schloß und der

---

das Licht von oben einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch diese in das Dunkel der Gruft hinab. Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters gestört wurden, dann schritten wir schweigend die breite Seitentreppe hinunter. Der Küster hatte inzwischen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet; eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, sowie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe sah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander stehen. An dem ersten las ich in metallenen Buchstaben den Namen G o e t h e, an dem zweiten in ganz gleichen Charakteren S c h i l l e r. Es war sonst nicht die mindeste Verzierung an den Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derselben." Immermann, Tagebuchblätter, Herbst 1837.

Stiftskirche, wo er uns eines Tages in dem kümmerlichen Aufzug eines herzoglichen Feldscherers begegnete, feierte heute der große Todte eine Auferstehung durch die Liebe der Nation und durch die Kunst.

Aus allen Gauen des alten Schwabenlandes, aus dem Norden und Süden, Osten und Westen Deutschlands und fernher aus den Alpen und von jenseits der Alpen, aus dem Lande, das „die Loire stolz durchströmt“, aus den Niederlanden, aus Skandinavien und vom Ufer der Newa, von den britischen Inseln und selbst von der großen Republik jenseits des Oceans waren sie gekommen, den Manen des großen Weltbürgers Dank und Huldigung darzubringen.

Auf dem Festplatze scharten sich die Liederkränze mit ihren Fahnen, die Festordner, die Festjungfrauen, die Ehrengäste um die verhüllte Statue. Kopf an Kopf stand weithin in den Straßen das Volk. Und als nun Mörike's schöne Festkantate dem —

Der in die deutsche Leier
Mit Engelstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang —

erklungen war, fiel, von der Hand seines jungen Enkels weggezogen, die Hülle von dem Erzbilde des Dichters.

Feierlicher Glockenklang begrüßte es. Dann ehrfurchtsvolle Stille und auf die geschmückten Stufen des Piedestals trat der begeisterte Festredner.

„Oh, ihr beredten Lippen“, sprach er im Verlaufe seiner Rede, nach der Statue empordeutend, „welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heil-

kraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von den Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veradeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte, und ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns ins Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom alles trennenden Verstande rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, edles Streben in der Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen

Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht, was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen!"

Mit diesem guten Worte sei dieses Buch vom Friedrich Schiller beschlossen.

Ende.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google